Berichte

über

Land- und Forstwirtschaft im Ausland

Mitgeteilt vom Auswärtigen Amte

Stück 18

Agrarverfassung und Landwirtschaft in Belgien

Berlin SW. 11
Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft

Kommissionsverlag:
Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstraße 10.

1909

Agrarverfassung und Landwirtschaft in Belgien

Von

Dr. J. Frost

Mit 12 Tafeln und 2 Karten

Berlin SW. 11
Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft

Kommissionsverlag:
Verlagsbuchhandlung Paul Parey
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen
SW., Hedemannstraße 10

1909

Mai 1909

LIBRARY
JUL 18 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

HD
1982
F76

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil. Natur des Landes.

Seite

Einleitung . . . . . 3—5

I. **Land und Leute** . . . . . 6—10

II. **Klima** . . . . . 11—20

1. Klimatische Lage des Landes . . . . . 11—12
2. Temperaturen . . . . . 12—17
3. Niederschläge . . . . . 17—20

III. **Boden** . . . . . 21—63

1. Die Dünen . . . . . 23—26
2. Die Polder . . . . . 26—32
3. Die Campine . . . . . 32—42
4. Die flandrischen Sandböden . . . . . 42—47
5. Die Lehm- und sandigen Lehmböden . . . . . 47—51
6. Das Land von Herve . . . . . 51—53
7. Der Condroz . . . . . 53—56
8. Die Ardennen . . . . . 56—60
9. Die Juraregion . . . . . 60—61

IV. **Verkehrswesen** . . . . . 63—75

1. Straßen und Wege . . . . . 65—67
2. Eisenbahnen . . . . . 67—72
3. Wasserstraßen . . . . . 72—75

Zweiter Teil. Agrarverfassung.

I. **Agrargeschichte** . . . . . 79—89

1. Die Besiedlung Belgiens . . . . . 79—84
2. Die Entwicklung der Besitzverteilung und des Pachtwesens . . . . . 84—89

II. **Agrarverfassung** . . . . . 89—117

1. Die landwirtschaftliche Bevölkerung . . . . . 89—92
2. Die Größe der Betriebe . . . . . 92—98
3. Hofbesitzer und Pächter . . . . . 98—102
4. Die Umgestaltung der Agrarverfassung . . . . . 102—117

Seite

III. **Arbeiterverhältnisse** . . . . . 118—154
1. Ständig beschäftigte Arbeiter . . . . . 122—132
a) Die Arbeitslöhne . . . . . 123—124
b) Arbeitsdauer und Ernährung . . . . . 125—126
c) Arbeiterhaushaltungen . . . . . 126—129
d) Übervölkerung und Arbeitermangel . . . . . 129—132
2. Die Landflucht . . . . . 132—148
a) Die Gründe der Wanderungen . . . . . 133—135
b) Die Übervölkerung des platten Landes . . . . . 135—138
c) Die Veränderung der Arbeitsverfassung . . . . . 138—142
d) Der Umfang der Abwanderung . . . . . 142—144
e) Das Ziel der Wanderungen . . . . . 144—148
3. Zeitweise beschäftigte Arbeiter. . . . . 148—152
a) Das Anwerben der Sommerarbeiter . . . . . 149—150
b) Die Arbeitsbedingungen 150
c) Lohn und Verpflegung . . . . . 150—152
4. Belgische Arbeiter und belgische Arbeit . . . . . 152—154

IV. **Landwirtschaftliche Organisationen und landwirtschaftliches Unterrichtswesen** . 154—170
1. Die landwirtschaftliche Verwaltung 154
2. Landwirtschaftliches Vereinswesen . . . . . 154—159
3. Genossenschaftswesen. . . . . 159—165
4. Landwirtschaftliche Versuchsstationen 165
5. Landwirtschaftliches Unterrichtswesen . . . . . 166—170
Die Landwirtschaftsschulen in Gembloux und in Löwen 166 — Die Tierarzneischule in Brüssel 167 — Landwirtschafts- und Gartenbauschulen mittlern Grades 167 — Landwirtschaftliche Unterrichtskurse 168 — Ländliche Haushaltungsschulen 168 — Wandernde Haushaltungsschulen 169 — Staatsagronomen 169 — Ländliche Fortbildungskurse 169.

Dritter Teil. Betriebseinrichtung.

Betriebseinrichtung . . . . . 173—282
1. Die Betriebsverhältnisse in den Dünen . . . . . 175—176
2. Die Betriebsverhältnisse in den Poldern . . . . . 176—180
3. Die Betriebsverhältnisse in der Campine . . . . . 180—191
4. Die Betriebsverhältnisse auf den flämischen Sandböden . . . . . 191—205
5. Die Betriebsverhältnisse auf den sandigen Lehmböden Flanderns . . . 205—226
a) Wirtschaften mit Tabaksbau . . . . . 209—210
b) Wirtschaften mit Zichorienbau . . . . . 211—212
c) Wirtschaften mit Flachsbau . . . . . 212—216
d) Wirtschaften mit Hopfenbau . . . . . 216—220
e) Wirtschaften mit Kleinobstkultur . . . . . 221—223
f) Wirtschaften mit Kartoffel- und Gemüsebau . . . . . 224—226
6. Die Betriebsverhältnisse in Mittelbelgien . . . . . 226—256
7. Die Betriebsverhältnisse im Land von Herve . . . . . 256—263
8. Die Betriebsverhältnisse im Condroz . . . . . 263—269
9. Die Betriebsverhältnisse in den Ardennen . . . . . 269—275
10. Die Betriebsverhältnisse in Niederluxemburg . . . . . 275—282

Seite

Vierter Teil. Agrarproduktion.

I. **Ackerbau** . . . . . 285—328

1. Getreide . . . . . 287—301
   Weizen und Spelz 287 — Roggen und Mengekorn 290 — Gerste 295 — Hafer 297 — Buchweizen 299 — Stroh 301.
2. Hülsenfrüchte . . . . . 301—303
   Bohnen 301 — Erbsen 302.
3. Industriepflanzen . . . . . 303—315
   Flachs 303 — Raps 307 — Tabak 308 — Hopfen 311 — Zichorie 313 — Zuckerrüben 314.
4. Wurzelfrüchte . . . . . 315—318
   Kartoffeln 315 — Futterrüben 317.
5. Futtergewächse . . . . . 319—320
6. Gesamtumfang des Ackerbaues . . . . . 321—322
7. Felddüngung . . . . . 322—328

II. **Pferdezucht** . . . . . 328—384

1. Bedeutung der Pferdezucht für Belgien . . . . . 328—334
2. Eigenschaften des belgischen Pferdes . . . . . 334—338
3. Die belgischen Pferdeschläge . . . . . 338—344
4. Zucht und Haltung des belgischen Pferdes . . . . . 344—354
5. Das belgische Pferdestammbuch . . . . . 354—361
6. Körungs- und Prämiierungswesen . . . . . 361—370
   Hengstkörung 362 — Körungskommissionen 363 — Prämien für Hengste der einheimischen Rasse 364 — Prämien für Stutfohlen und Zuchtstuten der einheimischen Rasse 367 — Kostenverteilung 367 — Strafen 368.
7. Pferdeversicherungen . . . . . 370—374
8. Züchterische und wirtschaftliche Erfolge in der Pferdezucht . . . . . 374—380
9. Markt und Handel mit Pferden . . . . . 380—384

III. **Viehzucht** . . . . . 384—414

1. Der Rindviehbestand . . . . . 384—387
2. Die belgischen Viehrassen . . . . . 387—395
3. Viehzüchterische Einrichtungen . . . . . 395—399
4. Haltung und Nutzung des Rindes . . . . . 399—406
5. Viehversicherung . . . . . 406—409
6. Veterinärmaßnahmen . . . . . 409—412
7. Viehhandel . . . . . 412—414

IV. **Schweinehaltung und andre Nutztierhaltung** . . . . . 415—432

1. Schweinezucht . . . . . 415—421
2. Schafzucht . . . . . 421—423
3. Ziegenzucht . . . . . 424—425
4. Geflügelzucht . . . . . 425—429
5. Kaninchenzucht . . . . . 429—430
6. Bienenzucht . . . . . 430—431
7. Gesamtumfang der Viehhaltung . . . . . 431—432

V. **Molkereiwesen** . . . . . 433—454

1. Die Butterbereitung . . . . . 435—447
2. Die Käserei . . . . . 447—451
3. Handel in Molkereiprodukten . . . . . 451—454

VI. **Zuckerindustrie** . . . . . 454—473

Seite

VII. **Andre landwirtschaftliche Industrien** . . . . . 474—482
Textilindustrie 474 — Spitzenindustrie 476 — Brennerei 477 — Bierbrauerei 479 — Mälzerei und Müllerei 479 — Sirupfabrikation 480 — Gemüsekonservenfabrikation 481 — Zichorienfabrikation und Hopfendarre 481.

Fünfter Teil. Agrarökonomie.

I. **Marktverhältnisse** . . . . . 485—507
1. Belgiens Stellung im Welthandel . . . . . 485—493
2. Handel und Markt mit Agrarerzeugnissen im Inland . . . . . 493—498
3. Ein- und Ausfuhrhandel in landwirtschaftlichen Erzeugnissen . . . . . 498—501
4. Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Nahrungsmittel . . . . . 502—507
II. **Kapitalverhältnisse** . . . . . 507—528
1. Die Kapitalkraft des platten Landes . . . . . 507—511
2. Bodenpreise . . . . . 511—515
3. Pachten . . . . . 515—523
4. Lasten . . . . . 523—524
5. Verschuldung . . . . . 524—528
a) Realkredit . . . . . 525—527
b) Personalkredit . . . . . 527—528

Schluß . . . . . 529—555
1. Die Modernisierung und Intensivierung der Landwirtschaft . . . . . 532—535
2. Das Ansteigen der Agrarproduktion . . . . . 535—539
3. Die belgische Arbeiterfrage . . . . . 539—542
4. Der Wirtschaftserfolg . . . . . 542—547
5. Idealismus und Rationalismus . . . . . 547—551
6. Die Landwirtschaft und die belgische Wirtschaftspolitik . . . . . 551—555

Erster Teil.

Natur des Landes.

U. 658. 3500. 08

Einleitung.

Es sind gerade 100 Jahre her, daß einer unsrer größten Agrarökonomen, J. N. v. Schwerz, auszog, um die damals in aller Welt gerühmte belgische Landwirtschaft zu studieren und ihr in seiner „Anleitung zur Kenntnis der belgischen Landwirtschaft" (1807—1811) ein unvergängliches Denkmal setzte.

Johann Nepomuk Hubert von Schwerz wurde als Sohn eines Kaufmanns am 11. Juni 1759 in Koblenz geboren. Schon im Knabenalter wurde er auf Wunsch seiner dem geistlichen Stand angehörenden Verwandten für den geistlichen Beruf ausersehen und besuchte mit dem elften Lebensjahre das Jesuiten-Kollegium seiner Vaterstadt. Im Alter von 21 Jahren nahm er eine Stellung als Hauslehrer in St. Goar an und ging drei Jahre später in derselben Eigenschaft zum Grafen von Renesse nach Belgien, um dessen Söhne zu erziehen. Er lebte mit der gräflichen Familie auf deren am Niederrhein und im Stift Lüttich gelegenen Gütern und blieb bis zum Jahr 1801 Erzieher im gräflichen Hause. Gleichzeitig beteiligte er sich an der Verwaltung der gräflichen Güter und fand so erwünschte Gelegenheit, sein Interesse an der Landwirtschaft zu betätigen. Durch die mehrjährige Beschäftigung mit der Landwirtschaft angereizt, entschloß er sich, dem geistlichen Berufe zu entsagen und sich ganz der landwirtschaftlichen Verwaltung zu widmen. Bis zum Jahr 1805 war er Gutsverwalter, trat dann von der Praxis zurück und widmete sich einem gründlichen Studium der landwirtschaftlichen Literatur, die damals schon namhafte Werke über den belgischen Ackerbau sowie verschiedene Arbeiten A. Thaers darbot. Gleichzeitig bereiste er die zu jener Zeit kulturell hochstehenden Teile Belgiens und veröffentlichte 1807 den ersten Band seines Werkes über die belgische Landwirtschaft, der durch seine fesselnde Darstellung und lehrreichen Betrachtungen bald allgemeine Beachtung fand. Durch diesen Erfolg ermutigt, ging Schwerz, der inzwischen nach Koblenz zurückgekehrt war, an die Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten und gab 1808 den zweiten Band der belgischen Landwirtschaft heraus. Im Jahr 1811 folgte der dritte Band. Während dieser Zeit unternahm er nochmals eine Instruktionsreise nach Belgien und veröffentlichte mehrere kleinere Abhandlungen.

Im Jahr 1810 wurde er von dem französischen Präfekten Lezay nach Straßburg berufen, um dort als Inspektor der Tabakspflanzungen zu funktionieren. Auf diese Weise lernte Schwerz die elsässischen Verhältnisse kennen, über die er einige Jahre später ein vortreffliches Buch herausgab. Von Straßburg aus bereiste er die Rheinpfalz und die Schweiz und publizierte eine Anzahl Spezialstudien. Im Jahr 1814 ging er nach Koblenz und widmete sich dort der Ausarbeitung seiner letzten Reisestudien.

Im Jahr 1816 wurde er als Regierungsrat in den preußischen Staatsdienst berufen, um die neuen Provinzen Westfalen und Rheinland zu bereisen und die dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren. Hiermit war er beschäftigt, bis er im Jahr 1818 vom König von Württemberg den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Leitung des in Hohenheim neu errichteten landwirtschaftlichen Instituts zu übernehmen. Schwerz stand damals schon im 60. Lebensjahr, übernahm jedoch den ihm erteilten Auftrag mit Freuden und hatte bald den Erfolg, die Hohenheimer Schule aufblühen zu sehen. Trotz der umfangreichen Arbeiten, welche die Stellung als Leiter des Hohenheimer Instituts mit sich brachte, war er eifrig literarisch tätig und gab 1825 zwei Teile eines groß angelegten Werkes über die deutsche Landwirtschaft heraus. Wegen Kränklichkeit mußte er diese große Arbeit abbrechen und ihre Beendigung seinem Schüler Pabst überlassen.

An der Schwelle des 70. Lebensjahrs trat er im Jahr 1828 von seinem Amte zurück, um den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit in seinem Heimatsorte zu verbringen. Nachdem er mit hoher Auszeichnung vom König entlassen war, begleitete ihn bei seinem Fortgange die Liebe und Verehrung seiner Mitlehrer und Schüler sowie die allgemeine Hochachtung aller, denen sein edler Charakter und sein Wirken bekannt geworden waren.

Da er unverheiratet geblieben war und doch noch in seinem Greisenalter von dem Verlangen beseelt war, seinen Mitmenschen wohlzutun, nahm er verwaiste Kinder zu sich und sorgte für deren Erziehung und Pflege. Daneben beschäftigte er sich viel mit religiösen Betrachtungen und veröffentlichte mehrere kleine Schriften erbaulichen Inhalts.

Gegen Ende der siebziger Jahre war Schwerz fast völlig erblindet, so daß er auf den mündlichen Verkehr mit seiner Umgebung angewiesen war. Geistig ungebrochen, überließ er sich die letzten Jahre seines Lebens der Ruhe und der erhebenden Erinnerung an seine tatenreiche Vergangenheit. Er starb am 11. Dezember 1844 im Alter von 85 Jahren in seiner Vaterstadt Koblenz.[1])

Schwerz hat in seiner „Belgischen Landwirtschaft" einmal die Ansicht ausgesprochen, daß durch Bücherschreiben noch niemals die Landwirtschaft eines Landes besser geworden sei. Er dachte dabei an jene alte Erfahrung, daß vieles in der Welt, was durch großen Fleiß erworben ist, von spätern Geschlechtern aus Gleichgültigkeit und Eilfertigkeit vernachlässigt wird und nicht den vollen Nutzeffekt hat, den es haben könnte. Das ist mit aller landwirtschaftlichen Schriftstellerei entschieden der Fall. Und doch hätte Schwerz unrecht getan, wenn er seine Arbeit für nutzlos gehalten hätte. Wie die Landwirte seiner Zeit ihm für die vielen Ratschläge auf praktischem Gebiete zu danken hatten, so wird noch heute allgemein anerkannt, daß unsre Grundvorstellungen von der belgischen Landwirtschaft auf seiner Arbeit basieren.

Schwerz hat auf wiederholten Reisen besonders jenen Teil des belgischen Landes aufgesucht, der schon zu jener Zeit durch die Intensität der Kultur und die Größe und Mannigfaltigkeit der Produktion die Landwirtschaft aller andern Länder der Erde überholt hatte. Auf die Eindrücke in diesem glänzendsten Teile Belgiens gründen sich im wesentlichen auch seine Mitteilungen über die belgische Landwirtschaft, bei

1) Allgemeine deutsche Biographie. Band 33.

deren Lektüre uns noch heute die scharfe Auffassungskraft und prägnante Erzählungsweise dieses vorurteilsfrei rundblickenden Agronomen in Staunen versetzt.

Die von Schwerz studierten Teile Belgiens liegen westlich und nördlich von Brüssel und umfassen einen Teil der heutigen Provinzen Ostflandern, Brabant und Antwerpen (Alost, Voorde, St. Nicolas, Antwerpen, Westmalle, Contigh). Ebensosehr, wie sich die Landwirtschaft dieser Gegenden damals schon von der des übrigen Belgiens und der angrenzenden Länder unterschied, ebenso hat sie auch ihre ganz besondere Geschichte der Weiterentwicklung gehabt. Bis in die neueste Zeit hinein, ja, bei allen Kulturfortschritten unsrer Tage, nimmt Flandern, jenes Land der altehrwürdigen hohen Agrarkultur, eine Art Ausnahmestellung ein, die dem Neuen durch Darbietung eines wohl vorbereiteten Bodens bald den Eintritt erleichtert, bald auch durch Festhalten an alten Traditionen und Gebräuchen das Vordringen moderner Wirtschaftsformen erschwert.

Ohne Schwerz' Aufzeichnungen wäre eine Rekonstruierung der belgischen Agrargeschichte und ein Verständnis der heutigen Agrarökonomie Flanderns sehr schwierig Leider sind die Studien, die Schwerz im Anfang des vergangenen Jahrhunderts anstellte, durch niemand in ähnlicher Weise fortgesetzt worden. Aus dem ganzen verflossenen Jahrhunderte besitzen wir nur ein kleines Büchlein über belgische Agrarökonomie, das auf persönlichen Eindrücken beruht, ein Büchlein in französischer und flämischer Sprache, das leider in Deutschland weniger bekannt ist als es verdiente; es ist das E. de Laveleye, Essai sur l'Économie rurale de la Belgique (1863). In anmutiger, unterhaltender Weise plaudert der Schreiber über alles, was er bei seinen Kreuz- und Querzügen durch die belgische Landwirtschaft gesehen hat und entrollt in skizzenhaften Umrissen ein Bild von der gesamten belgischen Agrarökonomie seiner Zeit, das — den heutigen Verhältnissen zeitlich schon erheblich näher —, besser und umfassender noch als Schwerz, die verschiedenen Typen und Charaktere der belgischen Landwirtschaft darstellt.

Damit hört die Literatur über die belgische Agrarökonomie leider auf, denn alles, was sonst noch, früher oder später, über die belgische Landwirtschaft geschrieben wurde, ist nicht derart, um einem Agrarökonomen eine deutliche Vorstellung von den belgischen Agrarverhältnissen zu geben — Jammer genug, da es kaum wieder ein Land geben dürfte, dessen Agrarentwicklung so das allgemeine Interesse wachrufen könnte, wie Belgien, ein Land, das in seinen Tiefebenen die Schätze uralter Agrarkultur und in seinen Bergen die Einfalt abgelegener Walddörfer, in den industriellen Zentren menschenverschlingende Fabriken und bodenzerstückelnde Massenbevölkerung, und auf seinen reichen Lehmböden ausgestreckte Felder mit reichen und köstlichen Ackerfrüchten umschließt.

I.

Land und Leute.

Das Königreich Belgien umfaßt eine Oberfläche von 29 455 qkm;[1]) es ist das kleinste Land Europas, wenn man von einigen kleinen Fürstentümern und sonstigen kleinen Staaten, wie Montenegro, Luxemburg u. a., absieht.

Die gesetzgebende Gewalt im Land übt der König aus zusammen mit den beiden Kammern, dem „Senat" und der „Chambre des Représentants". Die Verwaltung der Provinz, deren das Land neun hat, ruht in Händen eines Gouverneurs und des Provinzialausschusses (Députation permanente), welch letzter durch sechs aus dem Provinzialrat (Conseil provincial) gewählte Mitglieder gebildet wird. Der Provinzialrat ist die von der Provinz gewählte Provinzialvertretung.

Die Provinzen sind in kleinere Verwaltungsbezirke, die sogenannten Arrondissements, geteilt, an deren Spitze der Commissaire d'arrondissement als Untergebener des Provinzialgouverneurs steht. Solche Arrondissements zählt man im Land 41. Sie sind wiederum eingeteilt in Gemeinden (communes), deren man 2622 im Land zählt und an deren Spitze der Bourgmestre steht.

Das Land wird von zwei großen Strömen durchschnitten, der Schelde und der Maas. Beide entspringen in Frankreich, und beide münden in die Nordsee auf holländischem Gebiete. Der Charakter der beiden Ströme ist sehr verschiedenartig. Die Schelde ist ein breiter Tieflandstrom mit einer größern Zahl von schiffbaren Nebenflüssen und mit breiten Flußniederungen. In Antwerpen bildet sie die breite Straße, auf der sich der Antwerpener Welthandel hinausbewegt, und obschon die letzte Mündung des gewaltigen Stromes auf holländischem Boden liegt, so ist die Schelde doch ein voll und ganz zu Belgien gehörender Strom. Die Maas ist auf ihrem Wege durch Belgien ein Gebirgsstrom und nur streckenweise durch Anlage von Schleusen schiffbar gemacht. In wildem Laufe braust sie im Süden von Maestricht über die holländische Grenze und wird erst weiter stromabwärts auf niederländischem Boden ein dem Rhein ähnliches, mächtig und breit dahinströmendes Wasser.

Durchreist man Belgien von Ostende im Nordwesten bis nach Arlon im Südosten, so kommt man zunächst durch die reichen Tiefebenen Flanderns. Bei Brüssel steigt der Boden an und bildet Hügelketten, die bald mit fruchtbaren Feldern, bald mit Kiefernwäldern bedeckt sind. Weiter südöstlich durchquert man bei Gembloux

1) Annuaire statistique de la Belgique 1906.

das fruchtbare Hochland des Hesbegaus und steigt alsdann nach Namur zu ins schöne Tal der Maas hinab. Weiter nach Südosten wird die Landschaft rauher. Vor uns dehnen sich tiefe Täler, rechts und links erheben sich steile Felsen, die bald nackt und kahl dastehen, bald mit schönen Eichen- und Tannenwäldern bedeckt sind; das sind die Ardennen. Ihr höchster Punkt liegt 674 m überm Meeresspiegel. Nach der luxemburgischen Grenze zu senkt sich das Gebirge zu einem freundlichen Hochplateau, auf dem die südöstlichste Stadt Belgiens, Arlon liegt.

Belgien teilt sich sonach von Nordwesten nach Südosten in drei große Teile: Nieder-, Mittel- und Hochbelgien.

Niederbelgien umfaßt die alluvialen und diluvialen Niederungen im Norden des Landes, die Provinzen Flandern, Antwerpen und Limburg.

Mittelbelgien erstreckt sich von dieser erstgenannten Region bis zum Tal der Sambre und Maas, und von der französischen Grenze im Westen bei Thuin bis nach Lüttich im Osten. Es ist ein fruchtbares Hochplateau, das im Süden durch einen Gürtel von Kohlenbergwerken, Metall- und andern Industrien umschlossen wird.

Hochbelgien ist der südöstliche Teil des Landes vom Tal der Sambre und Maas bis zur südlichen und östlichen Landesgrenze. Hier wechseln Hügelketten und hohe Gebirgszüge, tiefe romantische Täler und freundliche Bergweiden, weite Forsten und fleißig bestelltes Ackerland miteinander ab. Für die landwirtschaftliche Kultur ist der Boden Hochbelgiens im allgemeinen weniger günstig als der des übrigen Landes.

Die Bevölkerung Belgiens betrug nach der Zählung vom 31. Dezember 1904[1]) 7 074 910 Einwohner, das sind 240 auf 1 qkm. Abgesehen von den verhältnismäßig dünn besiedelten Ardennen und der Campine im Nordosten des Landes ist Belgien so dicht bevölkert wie kaum ein andres Land der Erde (Sachsen 280, Belgien 240, Niederlande 160, Großbritannien 132, Italien 113, Württemberg 111, Deutschland 104, Preußen 99 Einwohner auf 1 qkm). Die Bevölkerung Belgiens wächst rasch an. Nach den stattgehabten Volkszählungen betrug die Einwohnerschaft des Landes

im Jahr	Millionen Köpfe	im Jahr	Millionen Köpfe
1831	3,8	1890	6,1
1846	4,3	1900	6,7
1866	4,8	1905	7,1
1880	5,5		

In dem Zeitraume von 1890—1900 wuchs die Bevölkerung Belgiens um 10,3 %, die Bevölkerung von Deutschland und Italien um je 14 %, in den Niederlanden und in der Schweiz um je 13 %, in Großbritannien, Österreich-Ungarn und Spanien um je 9 %, in Frankreich um 1,6 %.

Die Besiedlungsdichte Belgiens ist sehr ungleichmäßig stark. Die Provinzen des intensiven Ackerbaues und der großen Industrien weisen eine erheblich stärkere Bevölkerung auf, als die Wald- und Gebirgsgegenden, wie das die umstehende Zusammenstellung veranschaulicht.[1])

1) Annuaire statistique de la Belgique 1906.

Provinz	Oberfläche qkm	Einwohnerzahl	Einwohner auf 1 qkm
Antwerpen . .	2 832	888 980	314
Brabant . . .	3 283	1 366 389	416
Westflandern . .	3 234	845 732	262
Ostflandern . .	3 000	1 078 507	359
Hennegau . . .	3 722	1 192 967	325
Lüttich	2 895	863 254	298
Limburg . . .	2 412	255 359	106
Luxemburg . .	4 418	225 963	51
Namur	3 660	357 759	98
Belgien . .	29 455	7 074 910	240

Die Bevölkerung Belgiens verteilt sich in zwei Volksstämme, die Flämen im Gebiet der Schelde und die Wallonen im Gebiet der Maas, erstere ein germanischer Volksstamm mit einigen Resten der keltischen Urbevölkerung, letztere ein romanischer Stamm, d. h. Kelto-Romanen mit mehr oder minder germanischen Beimengungen. Jeder der beiden Stämme besetzt ein etwa gleich großes Gebiet wie der andre, jeder spricht seine eigne Sprache und jeder zählt nach der Statistik rund ebensoviel Köpfe wie der andre.

Die Sprachgrenze geht fast wie eine gerade Linie parallel zur Südgrenze der Provinz Westflandern von Calais, ein wenig südlich von Brüssel bis nach Visé und Bleyberg an der deutsch-holländischen Grenze.

Von der Gesamtbevölkerung sprechen

französisch . . . . etwa 3 486 000,
flämisch . . . . . „ 3 674 000,
deutsch . . . . . „ 145 000 Personen.

In den Städten wird von einem großen Teile der Einwohner sowohl flämisch wie französisch gesprochen. Alle Straßennamen, Eisenbahnstationen u. dgl. sieht man daher in Belgien in beiden Sprachen nebeneinander. Trotz aller Anstrengungen, die von den Flämen schon gemacht sind, ist doch die vorherrschende Sprache in Belgien die französische. Sie ist die Sprache der Regierung, der Armee, des öffentlichen Verkehrs, der großen Zeitungen und der wissenschaftlichen Literatur.

Berücksichtigt man freilich, daß in den belgischen Städten ein erheblicher Teil der ursprünglich flämischen Bevölkerung nur aus Zweckmäßigkeitsgründen Französisch spricht, so erhält man eine mehr der Wahrheit entsprechende Vorstellung von der Größe der beiden Volksstämme als obige Zahlen angeben. Es zeigt sich dann nämlich klar und deutlich, daß die Flämen den erheblich stärkern Teil der belgischen Bevölkerung ausmachen, was sich übrigens auch aus den Zahlen über die Bevölkerungsdichte der einzelnen Provinzen ablesen läßt. Die vorwiegend flämischen Provinzen sind Antwerpen mit 314, Brabant mit 416, Westflandern mit 262, Ostflandern mit 359 und Limburg mit 106 Einwohnern auf 1 qkm. Die vorwiegend wallonischen Provinzen sind Hennegau mit 325, Lüttich mit 298, Luxemburg mit 51 und Namur mit 98 Einwohnern auf 1 qkm; Hennegau und Lüttich sind die beiden industriereichsten Provinzen des Landes und daher stärker bevölkert, als das sonstige wallonische Gebiet.

Belgien hat sowohl eine sehr starke städtische, als auch eine sehr dichte ländliche Bevölkerung. Man zählt eine Unmenge großer und kleiner Städte in ganz kurzen Abständen voneinander, und das dazwischen liegende platte Land ist fast überall so dicht besiedelt, daß jedes Fleckchen Erde ausgenutzt ist. Es ist nicht ganz verkehrt, wenn man sich ganz Belgien vorstellt wie eine einzige große Stadt, deren Einwohner, um ihre Geschäfte zu besorgen, den Eisenbahnzug benutzen. Ein langer Zug folgt dem andern, in allen Richtungen, alle voll besetzt mit Geschäftsleuten und Reisenden, Arbeitern, Arbeiterinnen, Marktfrauen, Schülern und Studenten. Täglich legt ein großer Teil der belgischen Bevölkerung einen längern oder kürzern Weg mit der Eisenbahn, mit dem Tram oder zu Fuß zurück, um vom Wohnorte nach dem Arbeitsplatze zu kommen und von dort wieder zurückzukehren. Es wimmelt fortwährend in dem kleinen Lande von Menschen, die wie die Bienen um den Korb herumschwirren, bald hier, bald dort Halt machen, um ihren Geschäften nachzugehen und abends wieder alle nach dem heimatlichen Stocke zurückzukehren.

Als großes Glück für Belgien ist es zu betrachten, daß die immerhin starke Entwicklung der Städte noch keine solche Riesenanhäufungen von Menschen gezeitigt hat, wie das in andern Ländern der Fall ist.

Die Großstädte Belgiens sind:

Brüssel (Bruxelles)	mit	853 430	Einwohnern
Antwerpen (Anvers)	„	504 097	„
Lüttich (Liége)	„	477 399	„
Gent (Gand)	„	384 332	„
Charleroi	„	377 590	„
Mons	„	245 244	„
Loewen (Louvain)	„	241 959	„

Nach ungefährer Schätzung wird man annehmen können, daß etwa $^1/_3$ der belgischen Bevölkerung auf dem Land und $^2/_3$ in den Städten wohnt, ein für dies hochindustrielle Land noch immer recht glückliches Verhältnis. Zum Vergleich sei das Verhältnis von Stadt- und Landbevölkerung andrer Länder angeführt: England 77 % Stadt- und 23 % Landbevölkerung, Schottland 71 % Stadt- und 29 % Landbevölkerung, Niederlande 60 % Stadt- und 40 % Landbevölkerung, Deutschland 54 % Stadt- und 46 % Landbevölkerung.

Fast die gesamte Bevölkerung Belgiens ist katholisch. Man zählt kaum 0,3 % Nichtkatholiken, darunter etwa 15 000 Protestanten und 3000 Juden.

Aus- und Einwanderung verhalten sich in Belgien nach den Angaben der Statistik so, daß die Auswanderung im Jahr 1904 27 302 Personen, die Einwanderung 35 615 Personen betrug. Die angegebene Überzahl der Ein- gegenüber der Auswanderung ist jedoch nicht richtig und muß durch unrichtige statistische Erhebungen erklärt werden. Im Gegenteil wandern dauernd mehr Belgier aus, als Fremde nach Belgien hereinkommen. Nach außereuropäischen Ländern ist die belgische Auswanderung freilich sehr unbedeutend; sie beläuft sich nur auf etwa 2000 Personen. Der größte Teil der Überbevölkerung Belgiens zieht nach Nordfrankreich, teils zu ständiger Ansiedlung, teils zur Saisonarbeit. Diese Auswanderer, deren Zahl auf 50 000—60 000 geschätzt wird, kommen vorwiegend aus Flandern.

Die flämische Landbevölkerung bildet auch für die belgischen Städte und

Industrien das Hauptkontingent der Einwanderer. Die Kraft und große Fruchtbarkeit der Rasse läßt die Flamländer langsam aber sicher und unaufhaltsam sich über die romanischen Teile Belgiens und Nordfrankreichs hin ergießen, eine Völkerwanderung, wie sie so nachhaltig und so groß wohl schon lange nicht beobachtet sein dürfte. Aus ihren ruhigen, fruchtbaren Ebenen dringen sie langsam heraus, um an andern Orten die Lücken zu füllen, die durch Auswanderung oder durch mörderische Industrien in die Bevölkerung gerissen wurden.

Die Berufsgliederung der Bevölkerung Belgiens ergibt sich in runden Zahlen aus nachstehender Übersicht:

Industrie	1 370 000	Personen	= 41,5 %
Landwirtschaft	700 000	„	= 21,2 „
Handel	385 000	„	= 11,7 „
Freie Berufe	267 000	„	= 8,0 „
Verschiedene Berufe	580 000	„	= 17,6 „

Eine genaue Abgrenzung der einzelnen Berufsstände ist in Belgien sehr schwierig. Die Zahl der grundbesitzenden Industriearbeiter ist sehr groß, und es ist bei ihnen oft schwer zu entscheiden, ob sie zu den kleinen Bauern oder zu den Industriearbeitern gezählt werden sollen. Die oben für die Landwirtschaft angegebene Zahl der Berufstätigen deckt sich denn auch nur schlecht mit den Angaben der landwirtschaftlichen Zählungen. Diese geben eine weit größere Zahl von landwirtschaftlich Berufstätigen an. Sie zählen nach den Angaben des Jahres 1895 etwa 1 204 810 Berufstätige in der Landwirtschaft.

Berücksichtigt man, daß alles, was auf dem Lande wohnt, Männer, Frauen und Kinder, teilnimmt an den Arbeiten der Landwirtschaft, so dürfte die letztgenannte Zahl keineswegs zu hoch sein, und man könnte annehmen, daß etwa $^1/_5$—$^1/_4$ der Berufstätigen Belgiens in der Landwirtschaft tätig sind.

Zusammenfassend erhält man von der Bevölkerung Belgiens folgendes Bild. Von den 7 Millionen Menschen, die das kleine Belgien beherbergt, wohnen $^2/_3$ in Städten und gehen städtischen und industriellen Berufen nach; $^1/_3$ der Bevölkerung wohnt auf dem Land, und hiervon ist der bei weitem größte Teil — etwa $^1/_5$ bis $^1/_4$ der Gesamtbevölkerung — in der Landwirtschaft tätig. Der kleinere Teil sind draußen wohnende Industriearbeiter, Dorfhandwerker u. dgl.

Belgien ist also vorwiegend ein industrielles Land, das jedoch auch eine an Zahl und Leistung starke Landbevölkerung in sich schließt. Das Zusammenarbeiten beider, der Industrie und der Landwirtschaft, ist einer der wichtigsten Faktoren für das wirtschaftliche Aufblühen des kleinen, dichtbevölkerten Landes gewesen.

II.

Klima.

1. Klimatische Lage des Landes.

Belgien liegt zwischen 2° 36′ und 6° 4′ östlicher Länge von Greenwich und zwischen 49° 30′ und 51° 30′ nördlicher Breite.

Obgleich dies Land seiner klimatischen Lage nach zu den Ländern des Nordseeklimas gezählt wird und ebenso wie ein Teil von Frankreich, die Niederlande, Nordwestdeutschland, Dänemark, die Westküste von Skandinavien und Großbritannien unter Einwirkung des Golfstroms steht, kann man ihm doch nur mit einer gewissen Einschränkung ein ozeanisches Klima zuschreiben.

Die allgemeinen Charaktere des belgischen Klimas sind die des ganzen Westeuropas. Der Januar ist der kälteste Monat im Jahr, der Juli der heißeste. Der August ist ungefähr ebenso warm wie der Juli. Im Sommer fällt am meisten Regen und im Frühjahr am wenigsten; im Herbst und im Winter regnet es am häufigsten und am anhaltendsten; aber im Sommer gibt es ordentliche Regengüsse, die in wenigen Augenblicken mehr Regen herabbringen, als an einem regnerischen Wintertage in 24 Stunden fällt. Darum ist die Regenmenge, die im Sommer fällt, größer als die der übrigen Jahreszeiten. Der April ist der trockenste und der Oktober der regnerischste Monat.

Im Mai ist die Luft am trockensten und im Dezember und Januar am feuchtesten. Auch gibt es im Mai den meisten Sonnenschein und in den beiden Wintermonaten am meisten trübe Tage.

Der Himmel ist gewöhnlich am Tage mit Wolken bedeckt und klärt sich in der Nacht auf. Oft verschwinden die Wolken in demselben Augenblick, in dem die Sonne untergeht, und die Nacht ist sternenklar.

Unter den Winden weht der Südwest am häufigsten, nur im Frühjahr gibt es oft Ostwinde. Die Süd- und Westwinde sind die Herbst- und Winterwinde, die Nordost- und Ostwinde die Frühjahrs- und Sommerwinde. In der Regel bringen die Nordostwinde Kälte und die Südwestwinde Wärme. Im Winter gibt es am meisten Wind, im Sommer viel weniger; der März ist der „Wind-maand“ oder „Doore-maand“ des alten flämischen Kalenders, dessen Winde das Land trocken blasen. Im September ist die Atmosphäre am ruhigsten während des ganzen Jahres.

Der eigentlich strenge Winter dauert in Belgien nicht lange; doch kommen vereinzelte Frost- und Schneetage oft bis in den Wonnemonat, Rauhreif selbst noch im Juni vor.

Der März ist der unangenehmste Monat des Jahres; der Sommer kämpft dann mit dem Winter um die Vorherrschaft, und dieser Kampf bringt bald warmen Sonnenschein, bald Regenschauer.

Das Charakteristischste am belgischen Klima ist seine große Unbeständigkeit; das Wetter wechselt von Tag zu Tag, bisweilen ändert sich die Temperatur während desselben Tages um 20°.

Die Brüsseler haben viel unter den Launen des Wetters zu leiden. Morgens geht man bei kalter Luft mit dem Überzieher bekleidet aus, schon um 11 Uhr sengt die Sonne mit einer Glut vom Himmel herab, daß man den Paletot verwünscht und am liebsten nach afrikanischer Mode gekleidet sein möchte, um 2 Uhr gießt der Regen in Strömen, um 4 Uhr glüht wieder die Sonne, und abends ist es über Erwarten kalt. Oder im Winter fängt der Tag mit warmem, sonnigem Wetter an, nachmittags fegt eisiger Wind durch die Straßen, daß jede kleinste Pfütze zu Eis erstarrt und abends strömt mit einem Male warmer Regen vom Himmel.

2. Temperaturen.

Große Teile von Nieder- und Mittelbelgien haben ein ausgesprochen ozeanisches Klima, wie man es ähnlich in Holland antrifft; die mehr landeinwärts gelegenen Teile Belgiens aber weisen ein völlig andres, nicht mehr ozeanisches Klima auf. Bei solch großer Verschiedenheit des Klimas besagen Mittelzahlen für das ganze Land ziemlich wenig. Zur oberflächlichen Orientierung sei jedoch angegeben, daß man als Jahresmitteltemperatur etwa 9° betrachten kann. Die größte Abweichung hiervon zeigt die Küste (Ostende mit einem Jahresmittel von 9,6°) und die Hochardennen (Bastogne, 504 m hoch, mit 7,0°).

Die Mitteltemperaturen der einzelnen Jahreszeiten sind 1,0° im Winter, 8,4° im Frühling, 16,3° im Sommer und 9,4° im Herbst.

Der kälteste Wintertag ist im allgemeinen der 10. Januar, der heißeste Tag im Sommer der 16. Juli. Vom 10. Januar bis zum 5. Februar steigt die Temperatur um etwa 2°. Die Natur erwacht Anfang Februar aus ihrem Winterschlafe. Die Lerche steigt und singt ihr erstes Lied. Oft kommen vom 8. bis 14. Februar noch kalte Tage und machen die Sängerin verstummen, doch fängt gegen Ende Februar das neue Leben in der Natur endgültig an; die ersten Blumen, wie Krokus und Schneeglöckchen, tuen ihre Blüten auf.

Bald steigt das Thermometer rascher; Ende Februar hat man bisweilen schon 15° Wärme am Nachmittag, die Gänseblümchen erscheinen, die Spatzen zanken sich auf den Dächern und bauen ihre Nester, die Fledermaus und der Frosch erwachen zu neuem Leben. Aber oft setzen Mitte März noch heftige Winde und Regenschauer ein, und die Temperatur, die am 16. März schon 6° im Tagesmittel erreicht hatte, sinkt wieder herab. Diese kalten Tage dauern bis gegen den 22. März; von da ab wird es schnell wärmer. In den ersten Apriltagen erscheinen die ersten Schwalben, das Thermometer steigt mittags manchmal auf 20°, und die Gärten schmücken sich mit Blumen. Gegen den 15. erreicht die Tages-Mitteltemperatur 9° und einige Tage später 10°, und dann kommen die Nachtigallen und die Wachteln, der Aal steigt die Maas hinauf, Birnen-, Apfel- und Kirschbäume stehen in Blüte, und auf den Feldern duftet der gelbblühende Raps.

Von Ende April an gibt es oft heiße Tage, und die Natur entwickelt sich rasch. Vom 30. April bis zum 3. Juni steigt die Mitteltemperatur um etwa 6°, der Flieder blüht, die Maikäfer brummen, die Roggen-, Hafer-, Weizenfelder

zeigen einen prächtigen Stand und zahllose Insekten kriechen aus ihrer Hülle. Das Heu steht Ende Juni und Anfang Juli überall in Haufen auf den Wiesen. (Juli = Hooey-maand).

Der Sommer ist da; die Sonne nähert sich ihrem Kulminationspunkt. Es ist eine der schönsten Zeiten im Jahr. Die ersten Früchte werden reif. Die Kirschen, die roten und schwarzen Johannisbeeren, die grünen Erbsen sind reif zum Pflücken. Nun gibt es heiße Tage, das Thermometer übersteigt manchmal 30°, es ist die Zeit der Hundstage. Von Mitte Juli ab erntet man die Gerste, Himbeeren und Erdbeeren, Aprikosen und Pflaumen. Es gibt häufig Gewitter und die ersten Wandervögel, Ammer und Mauerschwalbe, rüsten zum Aufbruch.

Die Hundstage dauern vom 3. Juli bis zum 11. August. Die Mitteltemperatur schwankt zwischen 18 und 19°, von Mitte Juli ab fängt sie langsam an zu fallen; immerhin bleibt sie bis zum 21. August über 18°. Roggen, Weizen und Hafer werden geerntet (August = Ougst-maand).

Der Sommer dauert manchmal bis in den September hinein; doch kann man von Ende August an schon das Herannahen des Herbstes bemerken; im allgemeinen sind die ersten 14 Tage des Monats September die angenehmste Zeit des belgischen Klimas. Traube, Pfirsich und Nüsse reifen, und das Vogelvolk zieht in großen Scharen nach Süden. Die Nachtigall gibt das Zeichen zum Aufbruch, ihr folgen Bachstelzen und Schnepfe. Die Schwalben und Lerchen sammeln sich zur Reise und Mitte September verlassen ihre ersten Trupps das Land.

Gegen Ende September fällt das Thermometer schnell; vom 29. September bis 29. Oktober um etwa 5,6°. Leichter Reif bedeckt die Wiesen vor Sonnenaufgang, und von Mitte Oktober ab kann man des Morgens dünne Eisblättchen auf den Pfützen bemerken. Die Vogelzüge werden immer zahlreicher. Wenn der Sommer heiß und trocken war, so beginnen manche Bäume schon jetzt, ihre Blätter abzulegen. Das ist das erste Zeichen der sterbenden Natur. Stoppelfelder, Alteweibersommer und herbstlich gefärbtes Laub auf den Bäumen zeichnen den Herbst. Die Sonne scheint manchmal noch heiß herab, besonders in den Ardennen gibt es heiße Mittagsstunden im Herbst. Aber nach dem 15. Oktober bleibt das Thermometer unter 20°.

Mit dem November kommen die ersten Winterstürme, die die Bäume entlauben, und dichter Nebel hüllt die Natur an windstillen Tagen in seinen trübseligen Mantel. Es ist der Hore- oder Nevel-maand der alten Germanen. In der zweiten Hälfte November fällt schon Schnee, und das Thermometer sinkt bisweilen auf − 5° und darunter.

Dezember und Januar hält die Natur Winterschlaf. Nur in Flandern sieht man noch hier und da einen Bauer, der seine Stoppelrüben vom Feld holt oder an einem warmen Tage sein Feld umgräbt und Roggen sät.

Obgleich Belgien ein kleines Land ist, weist sein Klima doch große Unterschiede in den verschiedenen Landesteilen auf; je nach der Lage zum Meer, nach der Bodenbeschaffenheit und Höhenlage überm Meeresspiegel.

Wenn das ganze Land eine Ebene wäre, so würde die Mitteltemperatur annähernd dieselbe für das ganze Land sein und etwa 9,4° betragen; der Boden des

südlichen und östlichen Belgiens steigt aber gebirgig an, und je mehr er ansteigt, um so mehr sinkt die Mitteltemperatur, die in den Hocharbennen nur noch 7,1° beträgt.

Am deutlichsten treten die Klimaunterschiede im Winter hervor, wie die folgende Zusammenstellung zeigt:[1])

	Zahl der Frosttage im Jahr	Mitteltemperatur Winter	Sommer
		Grad	
Küste	50	2,6	16,3
Mittelbelgien	68	1,5	16,9
Campine	94	0,9	17,1
Hocharbennen	134	− 1,2	14,9

Die belgische Küste erfreut sich im Vergleich zum übrigen Land eines milden Winters und kühlen Sommers. Die kälteste Region Belgiens liegt auf dem entgegengesetzten Teile des Landes, in den Hocharbennen, zwischen dem Plateau der Baraque Michel und Bastogne. Die größte Hitze gibt es in der Campine, deren sandiger Boden nicht nur den Sommer heiß, sondern auch den Winter rauh macht. Die Extrempunkte, die das belgische Thermometer erreichen kann, sind + 38° und − 30°.

Um eine genauere Vorstellung von den Mitteltemperaturen in Belgien zu geben, seien von zehn Orten die Monats-, Jahres- und Jahreszeitentemperaturen angeführt: die gewählten zehn Orte sind über die verschiedenen Landesteile ziemlich gleichmäßig verteilt: Ostende in den Dünen, Furnes in den Poldern, Turnhout in der Campine und Somergem in Flandern; das sind die verschiedenen Teile Niederbelgiens; Ucele auf Lehmboden bei Brüssel gelegen, Chimay im Condroz und Herve im Land von Herve für Mittelbelgien; Spa und Bastogne in den Ardennen und Arlon in der südlichen Jurazone für Hochbelgien.[2])

(Siehe die Übersicht auf der folgenden Seite.)

Die niedrigste Monatstemperatur weist Bastogne im Januar − 3,4° auf, die höchste Monatstemperatur hat Turnhout mit 17,8° im Juli. Für ganz Belgien ist der Januar der kälteste Monat, und Juli und August sind die wärmsten Monate.

Betrachtet man die Temperatur der Jahreszeiten in den verschiedenen Landesteilen, so bemerkt man aus den Abweichungen vom Mittel sehr bald, wie weit in Belgien ozeanisches Klima und wie weit Binnenlands- oder Gebirgsklima herrscht.

Den mildesten Winter haben die an der Küste gelegenen Landesteile (Ostende 2,7°, Furnes 2,4°), den rauhesten Winter die Ardennen (Bastogne −1,4°, Arlon −0,9°).

Im Frühjahr ist es ebenso; die mildesten Temperaturen im Nordwesten des Landes (Turnhout 9,5°, Furnes 8,9°, Ostende 8,7°), das kältere Klima in den Ardennen (Bastogne 6,8°, Spa 7,9°).

1) Lancaster, Climat et Météorologie in „La Patrie Belge" publié par „Le Soir" 1905.
2) Die klimatischen Zahlen sind den Monographies Agricoles von 1900 entnommen.

Mitteltemperaturen.

Ort	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahresmittel	Winter	Frühling	Sommer	Herbst
Ostende . .	1,3	2,9	5,8	8,7	11,7	15,2	16,8	16,8	15,1	10,5	6,2	3,8	9,6	2,7	8,7	16,3	10,7
Furnes . . .	1,1	2,8	5,9	8,9	11,8	15,1	16,5	16,4	14,5	9,9	5,7	3,4	9,3	2,4	8,9	16,0	10,0
Turnhout .	− 0,1	2,2	5 9	9,6	13,1	16,8	17,8	17,5	15,1	9,9	5,4	2,8	9,6	1,6	9,5	17,4	10,1
Somergem .	0,3	2,3	5,8	9,0	12,1	15,7	16,9	16,8	14,5	9,8	5,4	2,9	9,3	1,8	9,0	16,5	9,9
Uccle	1,0	2,4	4,7	8,5	12,1	15,7	17,2	16,8	14,1	9,8	5,0	1,9	9,1	1,8	8,5	16,6	9,6
Chimay . .	− 1,3	0,4	4,1	7,7	12,0	15,7	16,6	16,0	13,7	8,3	4,5	0,4	8,2	0,0	7,9	16,1	8,8
Herve . . .	0,1	2,1	4,3	8,6	12,3	16,0	17,5	16,9	14,0	9 7	4,7	1,8	9,0	1,3	8,4	16,8	9,5
Spa	− 1,4	1,2	4,7	8,0	11,1	14,7	16,2	15,9	13,6	8,9	4,8	1,7	8,3	0,5	7,9	15,6	9,1
Bastogne . .	− 3,4	− 0,5	3.0	6,9	10,6	14,2	15,3	14,9	12.4	7,5	3,0	− 0,4	7,0	− 1,4	6,8	14,8	7,6
Arlon . . .	− 2,9	0,1	4,1	8,6	11,8	15,9	16,9	16,3	13,7	8,3	3,4	0,1	8,0	− 0,9	8,2	16,4	8,5

Im Sommer ändert sich das Bild; nun haben die landeinwärts gelegenen Orte die höchsten Temperaturen (Turnhout in der Campine 17,4°, Herve 16,8°) und den kühlern Sommer hat nächst den Bergen die Küste (Bastogne 14,8°, Spa 15,6°, Furnes 16,0°).

Der Herbst ist wiederum an der Küste wärmer (Ostende 10,7°, Turnhout 10,1°, Furnes 10,0°) als im Binnenlande (Bastogne 7,6°, Arlon 8,5°).

Der Charakter des Seeklimas, d. h. größere Temperaturgleichmäßigkeit und verminderte Temperaturgegensätze während des Jahres, kühle Sommer und milde Winter, findet sich in Nieder- und einem Teile von Mittelbelgien deutlich ausgeprägt; allein die Campine und die mehr landeinwärts gelegenen Teile Mittelbelgiens weichen von diesem Charakter etwas ab. Steigt man weiter nach Südosten in die Berge hinein, so macht die größere Höhe des Bodens überm Meeresspiegel ihren Einfluß auf die Mitteltemperaturen geltend. Auf dem Hochplateau zwischen Bastogne und Spa, 400 bis 600 m überm Meeresspiegel, ist die Temperatur etwa 2 bis 3° niedriger als in den Ebenen von Brabant und Flandern.

Für die landwirtschaftliche Kultur sind diese klimatischen Unterschiede von größter Bedeutung. An Stelle von Weizen baut man in den Ardennen Roggen oder Spelt, und die Ernte ist hier später. Hafer wird oft noch eingefahren, wenn schon Schnee gefallen ist, die jungen Kartoffelpflanzen befrieren bisweilen im Frühjahr, und die Obsternte wird oft durch ein paar kalte Tage in der Blütezeit völlig verdorben. Besonders die Kirschen haben unter diesen Spätfrösten sehr zu leiden. Das rauhere Klima in der Campine und in den Ardennen ist mit ein Grund für den wenig hohen Stand der dortigen Landwirtschaft und für die weniger weitgehende Aufteilung des Bodens in kleine Besitzungen. Ein Zwergbesitz kann nur in mildem Klima rationell sein, wo der Bauer, wie in Flandern, fast das ganze Jahr hindurch um sein Haus herum im Acker und Garten arbeiten und dem Felde außer der Kornernte noch eine Herbstfrucht abgewinnen kann.

Sehr charakteristisch für das Klima ist die Anzahl der Frosttage in den verschiedenen Monaten; unter Frosttagen versteht man die Tage, an denen die Minimumtemperatur unter 0° sinkt.

Mittlere Anzahl Frosttage.

Ort	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Ostende	16,7	11,9	4,6	0,9	—	—	—	—	—	0,1	5,7	9,3	49
Furnes	18,3	13,7	5,3	1,1	0,1	—	—	—	—	0,6	6,9	11,3	53
Turnhout	21,3	15,6	9,0	2,7	—	—	—	—	—	2,0	11,7	13,6	76
Somergem	21,0	15,1	8,0	3,6	1,0	0,1	—	—	—	3,3	10,4	13,7	76
Uccle	13,9	10,3	8,1	1,6	—	—	—	—	—	0,4	5,5	11,5	52
Chimay	22,3	19,5	15 9	9,1	0,7	0,1	—	—	0,1	5,6	10,5	18,1	102
Spa	22,3	16,3	13,7	9,6	2,6	0,3	—	–	—	4,1	12,6	16,1	98
Bastogne	28 0	23,3	20,9	15,0	4,3	1,3	—	—	0,7	8,5	15,6	26,9	145
Arlon	27,0	20 3	13,6	4,6	0,7	—	—	–	—	4,1	13,4	22,4	106

Besonders in den Wintertemperaturen tritt der Charakter des ozeanischen Klimas deutlich in Erscheinung. Anhaltende scharfe Kälte ist an der Nordsee völlig unbekannt. In den zehn Jahren von 1889 bis 1898 zählte man in Ostende insgesamt nur 25 Tage, an denen das Thermometer auf −10° und darunter sank.

In der Polderregion herrscht etwa dasselbe Klima wie am Strande, nur im Frühjahr und im Sommer sind die Nachmittage hier wärmer und die Nächte kühler, was seine Ursache darin findet, daß die Absorption und Wärmeausstrahlung des Bodens hier mehr hervortritt als an der Küste.

Auch im übrigen Flandern findet man ein der Küste ähnliches Klima; nach Nordwesten zu wird das Klima rauher. Die größere Entfernung von der Küste ist nicht der einzige Grund dafür, zweifellos trägt auch der Boden einen Teil der Schuld daran; d. h. nicht der Boden in seinen ursprünglichen Bestandteilen, denn die sind im Osten wie im Westen von Flandern ziemlich dieselben, aber der durch die Kultur mehr oder weniger veränderte Boden. Die alten flämischen Kulturböden erhitzen sich weniger im Sommer und kühlen sich weniger stark ab im Winter, als die weniger kultivierten Böden des nordöstlichen Flanderns und der Campine.

In der Campine ist das Klima viel rauher als in Flandern, im Winter fast so rauh, wie in den Ardennen; anderseits im Sommer viel heißer als an andern Orten gleicher Breite. Der Sandboden der Campine hat ein sehr starkes Wärmeaufsaugungsvermögen, was die Sommertage glühend heiß macht, und anderseits gibt er seine Wärme bei Nacht auch wieder sehr schnell ab, was zu besonders häufigen Nachtfrösten und Reifbildungen Anlaß gibt. Nach den Angaben eines Beobachters hat es in der Campine während der Jahre 1880 bis 1898 gereift: 85 mal im Mai, 21 mal im Juni, 2 mal im Juli, 7 mal im August, 34 mal im September.

Man ist also in keinem Monate ganz sicher vor dem verderbenbringenden Reife Kommen diese starken Abkühlungen spät im Frühjahr oder früh im Herbst, so gibt es auf den Feldern viel Schaden, namentlich in den Kartoffeln, den Stoppelrüben, im Hafer und Buchweizen und an den Fruchtbäumen.

In Mittelbelgien, in der Zone des Lehm- und sandigen Lehmbodens, herrscht eine Temperatur, die zwischen dem ozeanischen und dem Gebirgs- und Campineklima die Mitte hält; im Winter ist es hier weniger milde als an der Küste, aber weniger rauh als in der Campine; und im Sommer umgekehrt ist es hier wärmer als an der Küste und weniger heiß als in der Campine. Daß es im Winter einmal 14 Tage hintereinander friert, kommt sehr selten vor. Die Brüsseler müssen sich schon mit einer künstlichen Eisbahn zufrieden geben; zum Schlittschuhlaufen im Freien kommt es gewöhnlich nicht. Der Winter 1907 mit fast 14 Tagen Eisbahn im Freien war eine große Seltenheit für Brüssel.

Etwas rauher als in Mittelbelgien ist das Klima im Condroz und in den Vorardennen. Die kältesten Gebiete Belgiens liegen in den Ardennen. Obschon dies Gebirge nicht mehr als 670 m in seinen höchsten Punkten erreicht, ist das Klima hier dennoch ebenso rauh wie auf der 10 Breitengrade nördlicher liegenden schwedischen Seenplatte. Im Winter fegt der kalte Nordostwind direkt auf die Ardennenberge los und häuft große Mengen Schnee zusammen. Während zweier bis drei Monate bedeckt eine dicke Schneeschicht die Bergabhänge. Im Sommer beträgt der Unterschied der Monats-Mitteltemperatur zwischen Ostende und Bastogne nur 1,6°, im Winter aber beträgt diese Differenz 5°. Zweifellos muß die große Abkühlung in den Ardennen nicht allein der höhern Lage, sondern auch der Bodenbeschaffenheit zugeschrieben werden.

Obschon die Ardennen von völlig andrer geologischer Beschaffenheit sind als der Boden der Campine, wirken sie doch, was Wärmeabsorption und Ausstrahlung angeht, beide ziemlich gleichartig. Eine Folge der starken Wärmeausstrahlung ist die starke Abkühlung am Abend und in der Nacht, die oft zu Nachtfrösten und Reifbildung Anlaß gibt. Die Fremden, die in ziemlich großer Zahl bis spät in den Herbst hinein die Ardennen-Kurorte bewohnen, sind darum in den Herbstmonaten abends meist ans Zimmer gebunden.

Die Südostecke Belgiens, Niederluxemburg, hat ein etwas milderes Klima als die Ardennen. Die niedrige Lage des Plateaus, die südlichere Breite und der im Norden als Schutzwall vorgelagerte Ardennenrücken wirken zusammen, das Klima dieses Landes freundlicher und für den Landwirt zuverlässiger zu machen, als es in den Ardennen ist.

3. Niederschläge.

Die mittlere Niederschlagsmenge in Belgien beträgt 750 mm im Jahr. Dabei kann man zwei Regenregionen unterscheiden, die etwa durch die Verbindungslinie zwischen den Städten Mons und Maastricht getrennt werden: Zur Linken dieser Linie fallen jährlich 600—750 mm Niederschlag; d. h. auf 1 qm 600—750 l Wasser; zur Rechten der Trennungslinie fallen 700—1300 mm Niederschlag.

In dem erstgenannten Gebiete, das von der Schelde durchströmt wird und ozeanisches Klima hat, fällt also weniger Regen, im Gebiet der Maas, vornehmlich

in den Ardennen, fällt mehr Regen; erste Region hat im Mittel etwa 680 mm, letzte 855 mm Niederschlag im Jahr.

Die Niederschlagsmenge steht in direktem Zusammenhange mit der Erhebung des Bodens über dem Meeresspiegel, derart, daß die geringste Niederschlagsmenge (600 mm) an der Meeresküste, die höchste (1300 mm) in den Hocharbennen wahrgenommen wird. Die Gesamtniederschlagsmenge ist im ganzen Lande niemals unter 400 mm gefallen und niemals über 2000 mm während eines Jahres gestiegen.

Die mittlere Niederschlagsmenge in den verschiedenen Teilen Belgiens ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Mittlere Niederschlagsmenge in Millimetern.

Landesteile	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Im Winter	Im Frühling	Im Sommer	Im Herbst	Im Jahr
In den Dünen . .	42	33	37	30	41	43	54	66	62	73	63	56	131	108	163	198	600
„ Poldern .	40	33	41	31	45	52	57	68	64	77	63	54	127	117	177	204	625
„ der Campine . .	44	39	44	37	46	67	77	70	63	72	58	63	146	127	214	193	680
„ Mittelbelgien . .	51	47	49	47	56	65	74	75	65	71	62	60	161	152	214	198	725
Flandern . . .	47	40	47	35	51	66	70	81	68	87	67	72	159	133	217	222	731
Im Condroz	61	55	66	49	66	65	81	77	71	77	68	74	190	181	223	216	810
„ Land von Herve .	59	55	54	51	60	84	104	83	74	93	75	83	197	165	271	242	875
In den Ardennen . .	79	49	74	53	70	89	107	86	84	89	109	111	239	197	282	282	1000

Der trockenste Monat ist der April an der Küste, am niederschlagreichsten sind die Monate November und Dezember in den Ardennen. Die trockenste Jahreszeit ist in ganz Belgien der Frühling und nächst dem der Winter. Der Sommer ist trockner als der Herbst nur im Nordwesten des Landes, dort, wo durch die Seewinde viel Sommerregen zerstreut wird, und wo die geringern Ausdünstungen an warmen Sommertagen die Luft weniger mit Wasser schwängern, als in den mehr landeinwärts gelegenen Teilen des Landes. Sobald der Abstand von der Küste größer und der Einfluß des Meeres geringer wird, mehren sich die starken Sommerregengüsse.

Der Schneefall ist in Belgien im allgemeinen schwach, und eine in Schnee gehüllte belgische Landschaft ein sich selten bietender Anblick. An der Küste sind die Schneefälle am seltensten, häufiger sind sie in Mittelbelgien und am stärksten in den Ardennen, wo manchmal schon im September die Flocken wirbeln und noch kurz vor Frühlingseinzug Schneetreiben einsetzen können. In harten Wintern liegt der Schnee in den Ardennen 50–75 cm hoch. Der Januar war im alten flämischen Kalender der Sneeuw-maand; aber im allgemeinen ist vom Schnee in Flandern nicht viel die Rede.

In Brüssel werden in schneereichen Jahren im Parc royal Schneefeste gefeiert; die Künstlerschaft Brüssels arbeitet dann tagelang vor der Eröffnung des Festes an der Herstellung zahlreicher Gruppen und Schneemonumente, welche die breiten Alleen des Parks schmücken. Wie es mit dem Brüsseler Schneewetter aber bestellt ist, beweist die Tatsache, daß das letzte solche Fest schon viele Jahre zurückliegt und im Winter 1907, obgleich die schnell geschaffene Schneeornamentik schon fertig war, ja sogar die ausführliche Beschreibung des Festes bereits in einer Berliner Zeitung zu lesen stand, doch ein einziger warmer Nachtregen im letzten Augenblicke die geplante Ausstellung wieder zu Wasser werden ließ.

Die Zahl der Regen- und Schneetage betrug im Jahr 1904

	Regentage	Schneetage	Niederschlagsmenge
in Ostende	163	11	545,7 mm
in Uccle (bei Brüssel)	161	29	601,7 „
in Beverloo (Campine)	142	23	602,7 „
in Arlon	174	42	960,8 „

Gewitter und Hagel sind in allen Teilen Belgiens etwa gleich häufig. Bösartige Hagelschläge sind jedoch selten. Blitzschlag gibt es häufiger in den Ebenen als im bergigen Teile des Landes. Durch den Blitz erschlagen werden jährlich etwa 16 Personen.

Der Himmel ist vielfach mit Wolken bedeckt. Von den 4500 Lichtstunden, welche die Sonne im Lauf des Jahres zu geben bereit ist, lassen die Wolken kaum 1800, das sind 40%, den Himmel frei. Auch wenn der Himmel wolkenfrei ist, scheint er doch selten tiefblau gefärbt. Solche klaren Tage sieht man nur im Frühjahr und im Herbst. Im allgemeinen ist der belgische Himmel mehr grau als blau gefärbt. Auch gibt es viel Nebel im Jahr. Ostende zählt etwa 87, Uccle 74, die Campine 38 und die Ardennen 78 Nebeltage im Jahr.

Das Klima Belgiens ist für die Landwirtschaft im allgemeinen günstig; die milden Temperaturen und ausreichender gut verteilter Regen ermöglichen eine intensive Nutzung des Ackers. Abgesehen von den Ardennen genügt das Klima überall für den Weizenbau; ja selbst für den Anbau von Wintergerste, die in Belgien den Hauptteil des Gerstenbaues ausmacht. Die Gegend von Mecheln (Malines) produziert schon Anfang Juni Kartoffeln, und die langen Herbste ermöglichen einen intensiven Zuckerrübenbau in Mittelbelgien, den Hopfen-, Tabak- und Zichorienbau in Flandern, sowie die ganz allgemein in Niederbelgien übliche Stoppelbestellung.

Namentlich im Nordwesten des Landes ist der Einfluß des milden Klimas auf die Betriebseinrichtung sehr groß. Wenn auch die Natur sich im Dezember und Januar scheinbar im Todesschlaf befindet, so ist der Winter doch niemals so strenge, daß er den flämischen Bauern für mehrere Tage oder gar Wochen ins Haus und an den warmen Ofen bannte. Es findet sich auch im Winter immer Gelegenheit zur Arbeit in Hof und Feld. Der Acker wird umgegraben oder gepflügt, der Garten in Ordnung und Dünger aufs Feld gebracht, die Wagen, Maschinen und Ackergeräte werden gereinigt und instand gesetzt, und mit solchen Arbeiten vergeht die kurze Winterszeit gar schnell, bis der März mit seiner Frühjahrsarbeit wieder da ist. Das muß man sich stets vor Augen halten, wenn man sich ein Bild davon machen

will, wie der kleine flämische Bauer sein Leben einteilt. Er kann seine Arbeitskraft dem kleinen Grundbesitze, den er bebaut, fast ohne Unterbrechung Sommer und Winter hingeben; er kennt keine Winter, in denen Feld und Flur für Wochen in Eis erstarren, wo der Dünger auf dem Haufen zusammenfriert und an ein Waschen und Putzen der Ackergeräte nicht zu denken ist, da alles Wasser und aller ansitzende Schmutz fest angefroren ist und die Hände bei schneidender Kälte vom Arbeiten im Freien erstarren. Der milde Winter ermöglicht beim kleinen flämischen Bauern eine viel bessere Ausnutzung der Arbeitskraft, eine bessere Ausfüllung der Zeit und ein reichlicheres Maß von Sorgfalt und Fleiß in der Ackerwirtschaft. Daher denn in solchem Klima auf leichtem Boden der Kleinbetrieb auch auf kleinster Fläche, auf 2—3 ha, schon eine Familie ernähren kann; etwas, das in andern Klimaten, z. B. in Ostelbien mit seinen langen Wintern, ganz unmöglich wäre.

Das belgische Klima weist im allgemeinen zwar nicht die Luftfeuchtigkeit auf, die man in Holland gewöhnt ist und die in den dortigen tiefliegenden Landen oft bis zum Wassersättigungspunkt reicht, doch ist auch Belgien, namentlich das flämische Flachland, ein feuchtes und nebliges Land. Selbst bei klarem Wetter kann man selten etwas in der Ferne erkennen. Alle Baumgruppen, Dörfer, Gehöfte erscheinen in einem blauen Dunst. In Brüssel kann man diese blaue Luftfärbung besonders im Spätherbst wahrnehmen; sie bildet dann das Entzücken namentlich der zahlreichen Maler in Brüssel.

Daß das belgische Klima gesundheitsschädlich ist, kann man nicht behaupten. Dem Fremden wird seine Unbeständigkeit leicht zu Erkältungskrankheiten und die viele Feuchtigkeit vielleicht zu Rheumatismus Anlaß geben können. Den Eingeborenen ist nichts von solchen Einflüssen anzumerken. Die Flämen sind in ihrem feuchten Klima ein starkes, gesundes Geschlecht; ihre Gesundheit widersteht Wetter und Wind, und die Zahl der Schwindsuchtskranken ist in Flandern zweifellos im Verhältnis geringer, als in den winddurchwehten niederländischen Provinzen, namentlich in Nordholland und Friesland. Wenn die Sterblichkeitsziffer in manchen Teilen Belgiens groß ist, so liegt das an der schlechten Ernährung oder Versorgung der Kinder, aber nicht am Klima. Die Ardennenbevölkerung ist abgehärteter als die Tieflandsbewohner. Bei ihnen ist das Klima rauher, die Winter sind länger, und auch die Sommerabende sind oft bitter kalt. Ein solches Klima verlangt widerstandsfähige Körper, wie sie der wallonischen Rasse eigen sind. Auch das Klima trägt somit sein Teil dazu bei, den großen Unterschied zwischen den beiden belgischen Volksstämmen, den Flämen und den Wallonen, deutlich auszuprägen.

III.

Boden.

Wer in Ostende den Eisenbahnzug besteigt und bis Luxemburg hin Belgien durchfährt, sieht die belgischen Böden und die verschiedenen geologischen Zeitalter, denen sie angehören, in wenigen Stunden an seinen Augen vorbeiziehen. Die Dünen am Nordseestrand und die dahinter liegenden Polder sind die jüngsten Bodenformationen Belgiens. Sie sind schnell durchquert; bei Brügge (Bruges) schon geht es aus dem Alluvial- in den Diluvialboden über; er bedeckt die breitgestreckte Tiefebene Niederbelgiens, von der Campine im Osten anfangend bis nach den Sandböden Westflanderns hinlaufend. Bei Brüssel kommt man auf Tertiärboden, der die reichen Gefilde des hügeligen Mittelbelgiens bildet. Sobald man sich Namur nähert, sieht man steinige Felsen aufragen, dort beginnt das Ardennengebirge mit Gesteinsmassen, die den frühesten geologischen Zeitaltern angehören. Sie ziehen sich von Südwesten nach Nordosten hin, so daß man, von Namur nach Arlon fahrend, gerade den Querschnitt dieses Gebirgsgürtels zu sehen bekommt Sobald man die Hochardennen verlassen hat, etwa bei der Station Habey, kommt man aus den vorwiegend paläozoischen Gesteinsbildungen der Hochardennen auf das Plateau Niederluxemburgs, dessen Böden vorwiegend der mesozoischen Periode angehören und sich in sachtfallender Neigung nach dem Großherzogtume Luxemburg und nach Lothringen hin fortsetzen.

Völlig kahle und jeglicher Vegetation und Nutzung bare Terrains sind trotz des großen Gebirgszugs der Ardennen, der Belgien durchquert, verhältnismäßig gering im Land. Von der Gesamtfläche des Landes, die 2 945 503 ha beträgt, waren im Jahr 1895

in landwirtschaftlicher Nutzung . . .	1 818 156 ha	= 63 %
in forstwirtschaftlicher Nutzung . .	521 495 „	= 18 „
in Gebrauch als Garten und Park .	67 419 „	= 2 „

Der Rest von 17 % entfällt auf Öd- und Unland, Wasser, Eisenbahnen, Wege und Deiche, Bauterrains, Standort von Städten, Dörfern, Gehöften u. a.

Zu den Alluvialböden Belgiens gehören die Dünen, die Nordseepolder, die Fluß- und Bachmarschen und die Moore. Die Dünen und Nordseepolder liegen in der Provinz Westflandern, die Flußmarsch hat ihre zusammenhängend größte Ausdehnung in den Scheldeniederungen der Provinz Antwerpen; doch auch an den Ufern andrer Flüsse und Bäche findet man — im Flachland mehr, im Gebirgsland weniger — angeschwemmte Aueböden. Moorböden liegen vorwiegend in den Ardennen, sind aber von verhältnismäßig geringer Ausdehnung.

Die Diluvialböden Belgiens, welche die Campine, einen nördlichen Streifen von Brabant und den größten Teil von Flandern ausmachen, bilden den westlichen Ausläufer der großen, norddeutschen Tiefebene, die von Rußland über den ganzen Norden Deutschlands hin sich bis nach dem östlichen Teile der Niederlande

und dem nördlichen Teile Belgiens hin erstreckt. Sie wurde gebildet durch die beim Ende der Eiszeit entstehenden mächtigen Gletscherströme, die von Mitteleuropa her in der Richtung von Rhein und Maas sich in das nördliche Meer ergossen. Die Diluvialböden sind vorwiegend leichte Sandböden, die in unkultiviertem Zustand oft einen harten, undurchlassenden Untergrund haben. Nach Süden zu geht der Diluvialboden allmählich in Tertiärboden über, der ein lehmiger und sandig-lehmiger Boden ist und sich zwischen dem flämischen Sande bis zu den Vorardennen hinstreckt. Er bildet die Böden im ackerbautreibenden Hesbegau, Hennegau und Brabant, den reichen Korn- und Zuckerprovinzen Belgiens, in denen auch das schwere Brabanter Pferd, der Stolz Belgiens, aufgezogen wird.

Die Bodenbildungen aus ältester Zeit, wie man sie in den Hochardennen findet, gehören größtenteils dem Devon an; es sind verwitterte Schiefer-, Kalk- und Sandsteine, auf denen sich zum Teil die Carbon- und Diasformation, zum Teil die jüngern Trias- und Juraformationen und Kreidefelsen aufgebaut haben.

Obgleich der Boden Belgiens also eine Art geologischer Revue und ein recht vollständiges mineralogisches Museum ist, muß man sich doch die Produktion an Bodenschätzen nicht allzu groß denken.

Die Förderung von Erdschätzen beträgt jährlich:

Steinkohle	im Wert	von	etwa	247	Millionen	Mark
Steinbruch	„	„	„	„	47	„	„
Erze	„	„	„	„	1	„	„
			zusammen	.	.	.	295	Millionen	Mark

Die Produktion an Ackerfrüchten allein beträgt dagegen fast 500 Millionen Mark. Unter den in Belgien gewonnenen Erzen, die bei weitem nicht ausreichen, um den Bedarf der großen belgischen Industrie zu decken, spielen allerlei Eisen-, Zink- und Manganerze eine nennenswerte Rolle. Aus den Steinbrüchen gewinnt man für 14 Millionen Mark den „Pierre bleu", der als Bausstein bei Häuserfassaden verwandt wird, für 8 Millionen Kalk, für 6 Millionen Porphyre, für 4 Millionen Sandstein, für 2 Millionen Marmor, für 1,4 Millionen Kalkphosphat, für 1,2 Millionen Kreidephosphat u. a. Die im Bergbau tätige Arbeiterschaft zählt etwa 178 000 Personen, das sind nicht mehr als 4,6 % der erwerbstätigen Bevölkerung Belgiens.

Man ginge also völlig falsch, wenn man die Schätze Belgiens vorwiegend unter der Erde suchen wollte; vielmehr ist es die vegetationtragende Erdoberfläche, die auch in diesem industriellen Berglande reichere Frucht bringt, als sie der Fleiß des belgischen Bergmanns aus der Erde ans Tageslicht zu schaffen vermag.

Nach unzureichenden Beschreibungen und einseitigen Eindrücken ist mancher geneigt, sich von den belgischen Bodenverhältnissen bald eine übertrieben schlechte, bald eine zu gute Vorstellung zu machen. Die einen denken, ganz Belgien wäre ein dürres, unfruchtbares Land, die andern meinen, daß dort Milch und Honig fließt; beides ist nicht der Fall.

Belgien hat ebenso wie seine Nachbarländer gute und schlechte Böden und darunter sehr gute und auch völlig wertlose Böden. Die von Natur sehr reichen Böden, wie Polder, Wiesenmarschen und Aueböden, sind freilich nicht sehr zahlreich, z. B. bei weitem nicht so ausgedehnt, wie in den benachbarten Niederlanden.

Anderseits aber ist es auch falsch, zu glauben, Belgien hätte überwiegend unfruchtbare trockne Sandböden, wie man solche wohl in der Campine antrifft, die ja durch ältere Agrarschriftsteller als eine öde Sandwüste bekannt geworden ist. Auch die armseligen Campineböden stehen heute fast sämtlich in Kultur und Nutzung.

Belgien verfügt über sehr ausgedehnte fruchtbare Weizen- und Rübenböden, hat seine reichen Polder am Meer und schöne Talwiesen nicht nur in Niederbelgien, sondern auch in den Ardennen; und auch, was von Natur arm und wenig fruchtbar war, ist zum großen Teile durch den Fleiß der belgischen Bauern zu reichtragendem Acker- und Wiesenland umgestaltet worden.

Die Produktionsverhältnisse sowie auch die Agrarverfassung sind in Belgien im Anschluß an die Bodenbeschaffenheit äußerst mannigfaltig; der Boden bestimmt die Auswahl der Kulturpflanzen, die Art und Haltung der Nutztiere: er ist es auch, der das Vorwiegen kleiner oder größerer Betriebe verursacht, indem er sich hier für weitgehende Zersplitterung hingibt, in andern Gegenden aber aus wirtschaftlichen Rücksichten in größern Betrieben zusammenhält.

Um diese Verhältnisse gut kennen zu lernen, muß man durch ganz Belgien hin eine Gegend nach der andern studieren; man wird dabei verschiedene, mehr oder minder scharf getrennte Regionen des Landes unterscheiden können, deren Bodenverhältnisse ein annähernd gleiches Bild zeigen. Von Nordwesten ausgehend, kann man etwa folgende neun Regionen abteilen:

1. Die Dünen.
2. Die Polder.
3. Die Campine.
4. Die flandrischen Sandböden.
5. Die Lehmböden und sandigen Lehmböden.
6. Das Land von Herve.
7. Die Condroz-Region.
8. Die Ardennen.
9. Die Juraregion.

Diese neun Regionen bilden nicht nur ihrer Bodenbeschaffenheit nach ziemlich deutlich unterschiedene Bezirke, sondern sind auch ihrer Agrarverfassung und Produktion nach in sich abgeschlossene Gebiete, die die Haupttypen belgischer Landwirtschaft darstellen.

1. Die Dünen.

Die Dünen liegen in der Provinz Westflandern und erstrecken sich hier zwischen der holländischen und der französischen Grenze in einer Länge von 70 km längs der Nordseeküste hin. Eine weiße, leichtwellige Hügelkette, schützen sie das hinter ihnen liegende tiefe Polderland vor den Wogen des Meeres.

Die Breite des Dünengürtels ist sehr verschieden; bei Knocke in der Nähe der holländischen Grenze sind die Dünen etwa 1500 m, weiter westlich bei Blankenberghe nur 40—50 m breit. Zwischen Blankenberghe und Weenduyne sind sie durch einen Deich ersetzt, weiter nach Westen bei Ostende erreichen sie wiederum eine Breite von 900 m. Zwischen Ostende und Mariakerke liegt ein Deich und die Dünen sind

abgegraben; dann beginnen wieder Dünen zu kommen; zwischen Mariakerke und Middelkerke in einer Breite von 120—150 m; zwischen Middelkerke und Westende 1000—1200 m und von da bis zur französischen Grenze 1200—2300 m breit. Wo sie schmal sind, ziehen sie sich in einer einfachen Hügelkette das Ufer entlang, wo sie breiter werden, sieht man mehrere parallel laufende Dünenketten hintereinander, durch Täler und Pfannen voneinander getrennt.

Die Höhe der Dünen schwankt zwischen 8 und 12 m und erreicht bei Nieuport, auf dem Hoogeblik genannten Hügel ihre höchste Erhebung mit etwa 30 m. Die Gesamtausdehnung der Dünen beträgt etwa 3740 ha.

Die Dünen haben da, wo sie sich heute erheben, nicht immer gelegen; das beweisen die Spuren einer einstigen Torfgewinnung, die man unter den Dünen, und die römischen Münzen aus dem Ende der Kaiserzeit, die man in diesem Torfe gefunden hat. Wo heute die Dünen liegen, haben sich noch zu Beginn der christlichen Zeitrechnung Moore ausgestreckt. Auch damals haben die Dünen wohl schon bestanden, nur weiter vorgelagert, wo sie als eine Nehrung die dahinterliegende Lagunenlandschaft gegen das Meer hin schützten. Diese Nehrung jener Zeiten hat das dahinterliegende Land jedoch nur sehr unvollkommen gegen die Meeresflut abgeschlossen, so daß die in jenes Land vordringenden Kulturpioniere noch im Mittelalter hinter den Dünen landeinwärts gelegene Deiche aufführten, um das Land trockenzulegen und dadurch kulturbar zu machen.

Der mächtige St.-Jeans-Deich, der ganz Flandern von Gravelines bis Sas van Gent durchzog, stammt aus dem 13. und 14. Jahrhundert, und lag hinter den Dünen. Langsam drangen die Flämen mit ihrer Kulturarbeit vor und drängten das Wasser hinter die Dünenreihe zurück, so daß das ganze Polderland trocken wurde und bebaut werden konnte. Die Dünen anderseits änderten fortgesetzt ihre Lage: während das Meer an der französischen Küste zurückwich, drang es an der belgischen und weiterhin an der holländischen Nordseeküste weiter vor und drängte den Dünengürtel landeinwärts.

Von Westende ostwärts machte das Meer alle Jahre Fortschritte; manch Strandorf ist dort im Lauf der Zeiten von den Wogen verschlungen worden. Ostende hat mehrmals vor dem Meere zurückweichen müssen; seine alte Kirche wurde im Jahr 1334 vom Meer zerstört, 1395 zog die ganze Bevölkerung der Stadt landeinwärts zurück und 1502 war dies einstmalige Ostende von den Wogen völlig verschlungen. Im Lauf von acht Jahrhunderten soll die belgische Küste um mehrere Kilometer zurückgedrängt sein, bis schließlich in neuerer Zeit durch die hoch entwickelte Technik moderner Küstenschutzbauten dem Anpralle des Meeres Halt geboten wurde.

Die Dünen wurden durch Anpflanzungen festgelegt und dadurch vor der zerstörenden Wirkung des Windes gesichert, und wo sie nicht ausreichten, um das Land gegen das Meer zu verteidigen, wurden sie durch starke Uferdeiche ersetzt. Die Dünen bestehen zum größten Teil aus losem Quarzsande. Bei Knocke enthält der Dünensand 950,7 Teile feinen Quarzsand, 18 Teile feinsten und 10,7 Teile gröbern Sand, 7,4 organische Stoffe, 0,3 mineralische Bestandteile und 12,3 kalkhaltende Substanzen; Ton in Spuren.

In Weenduyne 995,4 Teile feinen Quarzsandes, Ton in Spuren; in Westende 977,7 Teile feinen Quarzsandes und 2,7 Teile Ton.

An Stickstoff, Magnesia, Kali und Phosphorsäure ist fast völliger Mangel; man trifft davon Spuren oder im besten Fall etwa 0,01 % Stickstoff, 0,02—0,06 % Magnesia, 0,01—0,02 % Kali und 0,01—0,04 % Phosphorsäure. Allein der Kalk ist reichlich, da er mit den zertrümmerten Muschelschalen in großen Mengen ans Ufer gespült und dem Sande beigemengt wird; er macht bisweilen 3 % und mehr des Dünensandes aus.

Dieser armselige Sandboden ist, solange er sich selbst überlassen bleibt, fast ohne jede Vegetation. Einige scharfe Gräser, Stechpalmen und dorniges Gestrüpp bilden seine Flora. Um ihn nicht dem Spiel des Windes preiszugeben und das landeinwärts gelegene Land vor der Überschüttung mit Sand zu sichern, hat man den größten Teil der Dünen mit Helmpflanzungen und Anschonungen festgelegt. Dennoch trifft man hier und da Stellen in den Dünen, an denen der Sand dem Winde preisgegeben ist und, landeinwärts geweht, Wege und Felder überdeckt. Größere Holzbestände sind in den belgischen Dünen nicht anzutreffen, auch nicht in der Nähe der großen Badeorte. Landschaftliche Reize sucht der Wanderer darum in den Nordseedünen meist ebenso vergeblich, wie windgeschützte, freundliche Ruheplätze.

In Kultur sind in den Dünen nur die tiefer gelegenen Teile der dem Lande zu liegenden Dünenpfannen. In ihnen hat sich ein ausgedehnter Gemüsebau zu großer Blüte entwickelt, der, in vielen Kleingärtnereien betrieben, aus einem Teile der einstigen Fischerbevölkerung Gartenbauer gemacht hat.

Man baut auch Roggen und Kartoffeln und hält Ziegen, Schweine, hier und da selbst Kühe, doch ist von einem regelrechten landwirtschaftlichen Betrieb auf dem völlig wertlosen Dünensande und in dem ewig wehenden Nordseewinde keine Rede. Die Dünenbewohner leben vom Fischfang, von Lohnarbeit in den Poldern oder Strandorten und von Gärtnerei.

Eigentümer der Dünen ist zum Teil der Staat, zum Teil sind es Kapitalisten; die Gartenbauer in den Dünen sind gewöhnlich Eigentümer ihres Hauses, aber Pächter ihres Bodens. Durch ihren eisernen Fleiß zwingen sie auch diesen schlechtesten unter den belgischen Böden dazu, Ernten zu tragen, die eine zahlreiche Bevölkerung ernähren.

Ihrer Aufgabe, das Land vor der Flut zu schützen, werden die Dünen nach und nach mehr enthoben, denn längs eines großen Teiles der belgischen Küste ist ein Riesendeich aus Steinen aufgeführt, der mit breiten, schönen Promenaden die einzelnen Badeorte der belgischen Küste untereinander verbindet. Ein solcher Deich erstreckt sich von Blankenberghe bis Weenduyne und von Ostende bis Westende, und macht die dahinter liegenden Dünen als Wehr gegen das Wasser überflüssig. Man plant, diesen Deich weiter auszubauen, und der Tag wird vielleicht einmal kommen, wenn auch nicht sehr bald, so doch vielleicht in 100 Jahren, an dem die ganze belgische Küste durch eine Riesensteinmauer gegen das Meer hin abgegrenzt sein wird.

Was in volkswirtschaftlicher Hinsicht höchst interessant erscheint, ist, daß Belgien aus dem schlechtesten und wertlosesten all seiner Böden, aus den Dünen, die größte Bodenrente zieht, die überhaupt erreichbar ist, daß gerade dieser unfruchtbarste Streifen Landes den Belgiern mehr Gewinn bringt, als irgend ein an Erdschätzen oder Ackerfrüchten reicher Teil des Landes. Im Dünensande sammelt der Belgier Gold, denn der wunderbare Reiz der Küste lockt alljährlich Tausende von Sommer-

gästen und Millionen fremden Goldes ins Land. Längs der ganzen Küste reiht sich Badeort an Badeort. Knocke, Heyst, Blankenberghe, Weenduyne, Ostende, Mariakerke, Middelkerke, Westende, Nieuport, Oostdunkerke, La Panne sind heute alle mehr oder minder vornehm eingerichtete Bäder; jedes hat seine Freunde, jedes während der Sommermonate seine gutzahlende Badegesellschaft.

Das Aufblühen all dieser Badeorte, von denen einige erst in den letzten 20 Jahren entstanden sind, hat nicht nur den Unternehmern und Großkapitalisten große Gewinne eingetragen, sondern auch die Lage der eingeborenen Strandbevölkerung in kurzer Zeit unendlich gehoben. Aus armseligen Fischerdörfern sind Gartenbaubezirke, aus ärmlichen Strandläufern und Dünenbewohnern wohlhabende Geschäftsleute geworden. In der Tat, ein glänzendes Bild raschesten wirtschaftlichen Aufschwungs und allgemeinen Aufsteigens zu besserer Lebenshaltung.

Daß diese Quelle nationalen Reichtums so stark angewachsen ist, ist zum großen Teile den natürlichen Reizen der belgischen Küste zuzuschreiben. Der Strand, das Meer, die Luft und der Himmel, wie sie diesem Land eigen sind, bieten viel, und jeder, der die belgische Nordseeküste kennen gelernt, wird sie auch lieb gewonnen haben. Es sei aber wohl erwähnt, daß auch von seiten der Unternehmer und des Staates sehr viel getan worden ist, um diese reiche Einnahmequelle Belgiens immer weiter zu vergrößern und zu beleben. Durch luxuriöse Deichbauten, Anlage von Eisenbahnen und Trams, Automobil- und Fahrradstraßen, durch den Bau vornehmer Hotels und Kurhäuser, Veranstaltung sportlicher Vergnügungen, scharfe Überwachung und gute Bedienung der Bäder usw. ist längs des einst trostlos und einsam daliegenden Dünengürtels ein Fluß fröhlich strömenden und Wohlfahrt spendenden Lebens entstanden.

2. Die Polder.

Die Polderregion erstreckt sich in einem breiten Streifen parallel zu den Dünen im Nordwesten des Landes von Furnes bis Knocke. Sie liegt eingelagert zwischen den Dünen und den flämischen Sandböden; der reichste Boden Belgiens zwischen zwei von Natur bitterarmen Sandgegenden. Außer den Seemarschen in Westflandern gibt es auch breite Flußmarschen in den Provinzen Ostflandern und Antwerpen, die sich längs der Schelde von Antwerpen bis zur holländischen Grenze hin erstrecken. Alle Polderländereien zusammen umfassen etwa 97 304 ha; davon liegen

69 378 in Westflandern,
18 247 in Ostflandern,
9 679 in Antwerpen.

Das Wort Polder stammt her vom niederdeutschen pool, lateinischen palus, und bezeichnet einen tiefgelegenen, ursprünglich morastigen Boden. Seitdem es gelungen ist, durch Kanäle, Teiche und Schleusen dies Land trocken zu legen, bezeichnet Polder einen künstlich getrockneten Meeres- oder Flußschlickboden, von meist sehr großer Fruchtbarkeit.

Die mittlere Breite des Poldergürtels, der sich längs der Dünen hinzieht, beträgt 10–15 km. An der niederländischen Grenze als Fortsetzung der Polder von Seeländisch-Flandern beginnend, erstreckt sich das Polderland etwas nördlich von

Brügge nach Oudenbourg, von dort zieht es sich weiter landeinwärts nach Dixmude, bildet einen südlichen Ausläufer bis Merckem und Loo und geht nordwestlich von diesen Dörfern auf französisches Gebiet über.

Abgesehen von einigen Sandrücken, die sich wie Ausläufer des flandrischen Sandbodens in das Polderland hinein erstrecken, bildet dies ganze Tiefland einen einheitlichen und landschaftlich sehr gleichförmigen Typus. Das Land liegt völlig eben und flach unter dem Spiegel der Hochflut, gegen die es durch Dünen und Deiche geschützt ist.

Gegen das Ende der Diluvialzeit lag der ganze Norden Flanderns noch unter Wasser, und das Meer lagerte dort auf seinem Boden im Lauf der Zeiten eine Sandschicht von etwa 25 m Mächtigkeit ab. Als später dann das Meer zurückwich, traten Süßwässer in die Lagunenlandschaft ein und bildeten Sümpfe und Moräste darin. Stellenweise konnte man den Boden bald betreten; der moorige Boden wurde fester, und Eichen, Buchen, Fichten und Nußbäume schossen auf und bildeten, wo die Küste etwas unter Windschutz lag, dichte Wälder. Die durch Windbruch fallenden Stämme, wehte der Westwind nach Osten hinüber, wo sie im Moos und Moor begraben wurden, wie man sie heute noch bei Nachgrabungen antrifft. Die ersten Menschen betraten dies unwirtliche Land, um Vögel zu jagen, und ließen als Zeugen jener Zeit ihre geschliffenen Steinbeile und Pfeilspitzen im Boden zurück. Später kamen keltische und gallisch-römische Stämme ins Land, wie die im Boden gefundenen Töpfereiwaren, Grabmäler und Schmuckgegenstände beweisen.

Durch diese Torflandschaft zogen Caesars und Labienus' Heere. „Die Moriner und Menapier", schreibt Caesar, „bewohnen ein Land voller Wälder und Sümpfe, in die sie sich vor dem Feinde zurückziehen", und Strabo berichtet, daß die Menapier kleine Inseln in jenen Sümpfen bewohnten, die ihnen bei Flut als Zufluchtsorte dienten. Halb bewohnbar, halb unter Wasser blieb dies Land, bis gegen Ende der römischen Herrschaft eine neue Überschwemmung es wieder ganz unter Wasser begrub. „Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergaben sich der Wut ihrer Ströme und dem eindringenden Ozean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrockneten, die Flüsse änderten ihren Lauf, das feste Land und die See verwirrten ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelte sich mit seinen Bewohnern."[1])

Man hat diese Überschwemmung auf das Ende des vierten Jahrhunderts festsetzen wollen, weil die römischen Münzen, die man im Boden gefunden hat, mit den Bildern der römischen Kaiser Posthumus, Tetricus und Quintillus aufhören. Es scheint jedoch, als ob in der Zeit nach Aurelians Tode wilde Eroberscharen Flandern überzogen und die Einwohner mit samt ihren Schätzen aus dem Lande vertrieben haben. Man weiß, daß ums Jahr 400 die Germanen nach Flandern vordrangen und sich dort festsetzten. Von ihnen findet man keinerlei Spuren in den Moorschichten des flämischen Untergrundes; es ist darum wohl anzunehmen, daß vor ihrem Kommen die große Flut hereinbrach, die das ganze Küstenland unter Wasser setzte, so daß es für mehrere Jahrhunderte unbewohnbar wurde.

1) Schiller, Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande.

Zweimal täglich stieg die Flut, zweimal ging sie zurück, auf dem überschwemmten Lande eine feine Schlickschicht zurücklassend. Das Wasser stand so niedrig, daß sich bei Ebbe große Inseln von grauer Farbe und schlammiger Beschaffenheit aus dem Wasser erhoben, die langsam anwuchsen und größer wurden und in einer Unzahl von Rinnen und Gräben ihr Wasser nach den tiefer liegenden Wasserarmen ablaufen ließen.

Es war ein Wattenland wie die heutigen Halligen an der holsteinischen Küste. Während einiger Jahrhunderte blieb die belgische Küste so unterm Meeresspiegel begraben, und langsam bildete sich unter dem zurücktretenden Wasser jener Boden von fabelhafter Fruchtbarkeit, die den Polderländern eigen ist.

Vom fünften bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts lag die ganze Küstengegend unter Wasser, selbst auf den südlich angrenzenden Diluvialböden war die Bevölkerung aus Furcht vor dem Wasser landeinwärts gezogen. Erst hinter dem Walde, der sich von Antwerpen bis Dirmude erstreckte, im Waesland, im Meetjesland, in den Wäldern und Heiden von Thourout und Houthulst siedelten sich Menschen an; fränkische Stämme, die die Täler der Schelde und Leye bebauten. Erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts drängen sie weiter nordwärts vor, und St. Omer, Oudenbourg und Brügge entstanden auf dem damaligen Küstensaum.

In dem Wattenlande, das von Wasserrinnen und mehr oder minder breiten Tiefen und Meeresströmen durchschnitten wurde, wimmelte eine Menge kleiner Muscheln und Seetiere im Wasser, und große Scharen von Vögeln ließen sich darauf nieder, sobald es von der Flut befreit war. Auf den höher gelegenen Teilen siedelten sich die ersten Pflanzen an; waren sie erst vorhanden, die den Schlamm leicht zwischen sich festhielten, so ging es mit der Anlandung schnell vorwärts. Manche Teile dieses Kwelders kamen nie mehr oder nur noch bei Sturmfluten unter Wasser, auf ihnen wuchsen schon allerhand gute Gräser und Kräuter, und die Küstenbewohner machten sich mit ihren Schafen hinaus auf das Neuland und ließen es so weit wie möglich abweiden. Um jedoch bei plötzlich aufsteigender Flut sich mit den Tieren schnell in Sicherheit bringen zu können, errichteten sie, wo das Festland zu weit ablag, Fluchthügel, von 7—10 m Höhe, wie man sie in Niederländisch-Seeland heute noch vereinzelt antreffen kann; auch in Belgien, bei dem Dorfe Steene in der Nähe von Ostende liegt solche Terpe, die den Namen „de Stelle" trägt.

Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts entstand eine Anzahl neuer Ansiedlungen im Wattenland. Gegen das Jahr 695 stiftete der heilige Willibrord eine Kirche auf der später versunkenen Insel Wulpen und christianisierte die Bewohner der Insel Walcheren, die bis heutigestags mehrfache Erinnerungen und Legenden des heldenhaften Bischofs bewahrt haben.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts war Brügge schon eine namhafte Handelsstadt, und das Küstenland, wenn auch nicht vollständig bewohnt, so doch von Wasser befreit; im zehnten Jahrhundert entstand dort eine große Zahl neuer flämischer Ortschaften.

Aus dem zehnten Jahrhundert hört man zum erstenmal von Deichbauten berichten. Die Anfänge des Deichbaues reichen wohl aber viel weiter zurück.

Die ersten Kulturpioniere, die sich vorwagten, und den Kampf mit dem

Wasser aufnahmen, sind wahrscheinlich die von Nordosten vordringenden Friesen gewesen.

„In stetem Kampfe mit dem Ozean und den Mündungen reißender Flüsse, die gegen das niedrige Land wüteten und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle gebrochen werden mußte, hatte dies Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und wie der Ägypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Teil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schiffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.“[1])

Heute dürfte es schwer fallen, in den flämischen Marschbewohnern Friesen zu erkennen. Das Land lag zu sehr mitten im Verkehr, als daß sich eine reine Rasse hätte erhalten können. Aber man hat Beweise genug dafür gefunden, daß die Voreltern der flandrischen Küstenbewohner Friesen waren. Noch heute sieht man, wenn auch sehr vereinzelt, friesische Scheunen mit dem vierseitigen Pyramidendache dort im Land, und noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben die Frauen der flämischen Küste, ebenso wie ihre Nachbarn an der holländischen und französischen Küste, friesische Trachten und Hauben und friesischen Zierrat getragen. Heute findet man nichts mehr von all dem, wie denn in Belgien überhaupt keinerlei charakteristische Nationaltracht mehr anzutreffen ist. Das überaus rationalistisch denkende belgische Volk ist arm an Idealen, und selbst in abgelegenen Landbezirken dürfte man niemand davon überzeugen können, daß es ein ideell schöner und ethisch wertvoller Brauch ist, wenn ein Volksstamm und eine Gegend den Überlieferungen der Vorfahren auch in Äußerlichkeiten, wie es die Kleidung ist, treu bleibt.

Ums Jahr 984 wird von einem „Ijsendie“ berichtet. Die Eindeichungen jener Zeit wurden ohne einheitlichen Plan angelegt und mit wenig zureichenden Mitteln bewerkstelligt; man deichte Stück für Stück vorwärtsschreitend ein, sobald der Kwelder kulturfähig erschien; ums Jahr 1246 sollen bereits 4000 ha Polderland eingedeicht gewesen sein. Die Insel Wulpen zählte gegen Ende des 14. Jahrhunderts fünf Gemeinden. Aber die Uferschutzbauten waren nicht widerstandsfähig, um den heftigen Anprall des Wassers zu ertragen. Oft brachen die Deiche durch und mußten durch neue ersetzt werden.

Aus dem Jahre 1377 berichtet die Geschichte von einer großen Katastrophe. Das Meer brach durch und begrub 22 Ortschaften im Land von Biervliet, Ijsendijke und Watervliet unter seinen Wogen.

Um sich gegen ähnliche Unglücksfälle fortan zu schützen, ging man nun an das Errichten starker Deiche.

1) Schiller a. a. O.

Im 13. und 14. Jahrhundert entstand der mächtige Graaf-Jans-Deich, der Flandern von Gravelines bei Calais bis Sas-van-Gent in Seeländisch-Flandern gegen das Meer hin abschloß.

Der lange Deich, der sich nördlich von Brügge längs der Küste hinzog, ist Stück für Stück im Lauf von etwa 150 Jahren entstanden; seine ersten Teile stammen aus der Zeit um das Jahr 1280.

Dieser älteste starke Deich Flanderns ist es, mit dem Dante den Damm vergleicht, der den Tränenstrom von der Sandwüste trennt:

> Sowie die Flämen zwischen Wissand und Brügge,
> geängstigt von der Flut, die auf sie anstürmt,
> Schutzwehren bauen, damit das Meer entweiche. („Hölle" XV, 4—6.)

Zwischen 1477 und 1500, unter der Regierung der Maria von Burgund und von Maximilian, sah es in Flandern traurig aus; Kriege zerstörten das Land und das Meer, unzureichend bewacht, drang aufs neue vor und setzte das ganze Land zwischen Nieuport und der Schelde unter Wasser.

Als unter Karl V. der Friede zurückkehrte, drang auch das Küstenvolk wieder erfolgreich gegen das Meer vor und rang ihm die entrissene Beute ab.

Der Krieg der Niederlande gegen Philipp II. führte von neuem zur Vernachlässigung der Meeresschutzbauten, und im Jahr 1570 verheerte eine furchtbare Überschwemmung das Land; das Zerstörungswerk der entfesselten Natur wurde vervollständigt, als die Seeländer voll Furcht vor den spanischen Soldaten ihre Deiche durchstachen und ihr Land absichtlich dem Meer auslieferten. 1583 überschwemmte man Sluis; im selben Jahre setzten die Einwohner von Groede ihr Dorf unter Wasser aus Furcht vor den Truppen des Alexander Farnese. 1584 durchstachen die Seeländer den Deich von Saaftings in Südbeveland, und 1586 setzte man das Land von Axel unter Wasser.

Seit dem zwölften Jahrhundert hatte man keine ähnliche Überschwemmung mehr gesehen. Der größte Teil von Seeländisch-Flandern stand unter Wasser; das entfesselte Meer drang wütend weiter vor. Die Insel Wulpen versank in den Wellen, und wo noch Land trocken lag, war es von seinen Bewohnern verlassen, die sich nach Flandern oder nach Seeland hinein geflüchtet hatten.

Nach dem Westfälischen Frieden drang man von neuem mit Deichbauten vor; aber auch die Kriege des achtzehnten Jahrhunderts brachten noch oft Zerstörungen der Deiche und furchtbare Überschwemmungen über das Land. Erst gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann das Land seine alte Gestalt, und man ging nun mit Zielbewußtsein an die Trockenlegung der seichten Meeresbecken und Regulierung der Wasserläufe.

Die jüngsten Eindeichungen in Belgien liegen am linken Scheldeufer und datieren aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; vom Jahr 1815 ab sind dort etwa 10 000 ha eingedeicht worden.

Die Polderböden sind die von Natur reichsten Böden Belgiens. Sie bestehen aus einer Mischung von Ton, Sand und zahlreichen organischen Bestandteilen, die das Wasser bei der Bildung des Bodens angeschwemmt hat. Man gibt an für

	Westkapelle bei Brügge Promille	Nieuport Promille	Veuren-Ambacht Promille
Sand	577,6	656,6	390,7
Ton	255,0	152,4	412,8
Organische Stoffe	24,9	43,2	33,7
Kalkhaltige Stoffe	142,5	147,8	162,1

Die Mächtigkeit dieser Schlickschicht schwankt zwischen 40 cm und 2 m und erreicht vereinzelt 3 m. Unter ihr liegt in der Regel zunächst eine Moorschicht, darunter bisweilen eine zweite Kleischicht und darunter Sand. In den ersten Jahren der Bebauung waren diese Ländereien von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit und trugen 40—50 Jahre hindurch reiche Ernten, ohne je gedüngt zu werden. Heute besitzt das belgische Polderland diese ursprüngliche große Fruchtbarkeit nicht mehr. Man düngt überall sowohl mit Stall-, wie mit Handelsdünger. Der Ackerboden ist meist zäh und wenig durchlassend; starkes Angespann und gute Entwässerung sind für die Ackerwirtschaft unerläßliche Vorbedingungen. Den Sommer trocknen die zähen Kleiböden oft sehr stark aus, wodurch in den Klee- und Grasschlägen leicht Schaden entstehen kann.

Über die chemische Zusammensetzung des Polderbodens werden folgende Angaben gemacht:

	Westkapelle bei Brügge	Ostende	Veuren-Ambacht	Dixmude	Nieuport
Kalk	6,45	3,53	11,08 %	8,26	11,30
Magnesia	1,25	0,77	0,76	0,47	0,74
Kali	0,11	0,18	0,11	0,09	0,07
Phosphorsäure	0,08	0,09	0,22	9,11	0,07
Stickstoff	0,13	0,07	0,12	0,13	0,06

Etwa der vierte Teil der Polderregion sind Wiesen und Weiden. Von Furnes bis Dixmude, in dem sogenannten Veuren-Ambacht, liegt ein großer Komplex zusammenhängender Weideländereien von vorzüglicher Beschaffenheit, der sich besonders gut für Fettgräserei eignet.

Die Entwässerung des tiefgelegenen Polderlandes geschieht durch ein großes Kanalnetz, das durch Schleusen vom Meer getrennt ist und bei Ebbe durch die geöffneten Schleusen hindurch freien Ablauf ins Meer gewinnt. Jeder Polder hat seine eigne Polderverwaltung, die durch die Grundeigentümer des Polders erwählt ist, die gemeinschaftlichen Arbeiten regelt und die Kosten von den interessierten Eigentümern wie eine Art Grundsteuer einzieht. Wo sich mehrere Polder für die gemeinschaftlichen Arbeiten zusammentun, bilden sie eine Watering. Diese Wateringen, die schon seit ältesten Zeiten bestehen, werden durch eine gewählte Aufsichtsbehörde geleitet, an deren Spitze der Dijkgraaf steht. Die Kosten werden auf den Hektar jährlich umgeschlagen und von den Grundeigentümern oder deren Pächtern als sogenannter Watergeschott an die Watering bezahlt.

Der Unterhalt des Polders sowie der Deiche ist seit alters her eine Pflicht der Polderbewohner, der sich niemand entziehen darf. Nicht nur die Bezahlung der

Polderlasten ist Pflicht, sondern auch das persönliche Mitarbeiten in Stunden der Gefahr; wie das altflämische Sprichwort sagt:

Die niet en kan dijken,
Die moe wijken.

Die letzte große Überschwemmung in Belgien trat am 12. März 1906 ein, an welchem Tage bei heftigem Sturme, hoher Flut und hohem Wasserstande der Flüsse und Kanäle das Wasser mit furchtbarer Gewalt über die Deiche trat, in rasendem Laufe sich in die Felder ergoß, chaussierte Wege aufwühlte, Dämme zum Einsturz brachte und in einigen Dörfern in der Gegend von Löwen die Bewohner aus ihren Wohnungen trieb und in wildem Wirbel ihr Hausgerät mit sich forttrug. Der Schaden war groß. An einigen Kanälen und Wasserläufen waren die Uferbefestigungen niedergerissen, und viele Äcker und Weiden waren in große Wasserflächen verwandelt und nach Zurückgehen und Austrocknen des Wassers derart mit Sand verschlammt, daß die Winterfrucht verloren und für die Sommerbestellung harte Arbeit nötig war.

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird berichtet, daß in diesem tiefgelegenen Polderland im Sommer vielfältig Fieber und Malaria ausgebrochen seien, die vielen Menschen das Leben gekostet hätten, einen großen Teil der Bevölkerung arbeitsunfähig gemacht und bei dem schon an sich herrschenden Arbeitermangel in den Poldern die Erntearbeiten äußerst gehindert hätten. Heute hört man nirgends mehr über diesen Übelstand klagen; die Entwässerung ist seit jener Zeit besser geworden, die Lagunen und Moraststellen sind fast verschwunden, und auch die Arbeiter sind vorsichtiger geworden und hüten sich, das in den Gräben stehende, in der Sonne stagnierende Wasser zu trinken.

Die Landwirtschaft wird in den Poldern, dem schweren Boden entsprechend, vorwiegend in größern Höfen betrieben. Die Marschhöfe sind im allgemeinen 25—50 ha groß und betreiben neben einer starken Viehhaltung einen intensiven Ackerbau. Der Polderboden trägt alle Ackerfrüchte: Zuckerrüben, Gerste, Weizen, Klee und Flachs; auf ihm findet sich auch der Hauptteil des belgischen Erbsen- und Bohnenbaues.

3. Die Campine.

An die Polderregion schließt sich landeinwärts die langgestreckte Sandzone Belgiens, die im Norden von den Poldern und der niederländischen Grenze, im Süden von den Lehmböden Mittelbelgiens abgegrenzt wird; sie bildet den Hauptbestandteil von Niederbelgien. Sie nimmt insgesamt etwa 814 896 ha ein, die sich über die fünf nördlich gelegenen Provinzen verteilen; und zwar

Antwerpen	273 494 ha
Limburg	159 658 „
Brabant	16 600 „
Ostflandern	232 314 „
Westflandern	132 830 „
	814 896 ha

Diese große Region sandiger Böden teilt sich durch eine von Antwerpen nach Brüssel laufende Linie in einen östlichen Teil, die Campine, und in einen westlichen

Die Leye an der belgisch-französischen Grenze.

Die Leye an der belgisch-französischen Grenze.

Teil, Flandern; zwei in landwirtschaftlicher sowie volkswirtschaftlicher Beziehung sehr interessante Teile Belgiens.

Die Campine, im flämischen Kempen oder Kempenland genannt, liegt im Nordosten Belgiens zwischen der holländischen Grenze und einer im Süden durch die Orte Bilsen, Hasselt, Diest, Aerschot, Mecheln (Malines) und Antwerpen (Anvers) laufenden Linie Sie umschließt also die ganze Provinz Antwerpen, den größten Teil von Limburg und die Nordostecke von Brabant; zusammen etwa 449 752 ha.

Die Vorstellung, die man sich in Deutschland im allgemeinen von der Campine macht, stützt sich auf die sehr eingehenden Beschreibungen Schwerz', der namentlich im dritten Teile seiner belgischen Landwirtschaft ausführliche Mitteilungen über den Boden der Campine und seine Kultivierung gemacht hat.

Sehr glänzend ist der Eindruck, den Schwerz vor 100 Jahren in diesem Land erhielt, nicht gewesen. „Die Campine hat weder Fluß, noch Kanal, noch Steinweg, keine bedeutende Stadt, wenige, aber ansehnliche Dörfer, wo man Gymnasien und Fabriken, auch wohl Tapezierer und Zuckerbäcker antrifft. Der unter der damaligen Regierung schon projektierte, nun aber abgestochene und zum Teil angefangene Steinweg von Antwerpen nach Turnhout wird nicht wenig zum Aufkommen dieses von der Natur vernachlässigten Landes beitragen." (I, 14.)

„Die Einwohner sind arm, ohne Mut und schlechte Ackerleute." (III, 270.)

„Der sandige Boden oder der bloße Sand macht bei weitem den größten Teil dieser ganzen Gegend aus. Er ist am wenigsten zur Kultur geeignet. Das Heidekraut, die Moose und andre Vegetabilien, die der Anteil und das Kennzeichen eines dürren, undankbaren Bodens sind, decken seine Oberfläche und bezeugen seine Unfruchtbarkeit. Der nördliche und der östliche Teil des Departements enthalten eine Menge kleiner Seen, Pfützen und morastiger Gründe, wo dem Wasser kein Abzug verschafft werden kann. Der Sand reicht an einigen Orten bis zu einer großen Tiefe; an andern ist er mit horizontal laufenden Torf- oder Lehmschichten durchschossen. Bald ist er weiß, bald grau, bald gelb, bald schwarz, bald braun und mit einem Eisenoxyd verkleistert, das seine Unfruchtbarkeit vermehrt. Ich habe in diesem Boden keine Spur von Mineralien gefunden, als das, was die Chemisten prussias ferri nennen, und dies nur in niedern, von Bächen gewässerten und von Vieh betretenen Gründen. Man findet es ziemlich häufig, in den Wiesen längs der großen Nethe, bei den Dörfern Hulshout und Wustwezel." (I, 29.)

„Das einzige Gewächs, das dieser undankbare Boden von selbst vorbringt, ist das Heidekraut. Diese Pflanze kommt von selbst auch auf dem schlechtesten und trockensten Sandboden fort. Dies wilde Kind der Natur hat dennoch auch seinen Nutzen. Die Blumen dienen den Bienen zum Einsammeln des Honigs; von dem Kraute werden Besen gebunden, die Wurzeln gewähren einen Brennstoff; sie dient dem Vieh zur Streu, also zum Dünger, und endlich gewährt sie den Schafen eine Weide." (III, 279.)

Schwerz hatte recht, wenn er die Campine unter allen Gegenden Belgiens, die er gesehen hatte, die wertloseste Gegend nannte; in der Tat unterscheidet sich ein großer Teil der Campine wenig oder gar nicht vom sterilen Dünensande. Das Aussehen der Campine ist aber seit Schwerz' Zeit erheblich anders geworden. Von einer öden Sandwüste mit vereinzelten Ackerkolonien ist heute in jenem Lande keine Rede mehr.

Noch heute charakterisiert sich die Campinelandschaft durch Heiden und viel kümmerliche Kiefernwälder; aber man findet auch viel gut bebautes Land; die Ortschaften sind von fruchtbaren Äckern und schönen Wiesen umgeben, und breite bewaldete Ackerraine und mit Bäumen eingefaßte Wege geben der Landschaft ein freundliches, ja oft wohlhabendes Aussehen. Besonders seit Verwendung moderner landwirtschaftlicher Hilfsstoffe hat die Kultur in der Campine große Fortschritte gemacht, und der Tag wird vielleicht kommen, an dem dort das letzte Stückchen unproduktiven Heidebodens umgepflügt wird und Frucht tragen lernt.

Der Boden besteht mit geringen Ausnahmen aus Sand; obgleich im allgemeinen von sehr großer Armut, weist er doch verschiedenartige, der Kulturbarmachung und Produktion bald mehr, bald minder günstige Verhältnisse auf.

Wie die Böden der benachbarten niederländischen Provinzen gehört auch der Sand der Campine mit zu der großen diluvialen Sandregion, die sich über Norddeutschland fort nach Rußland hinein erstreckt. Dieser Diluvialsand liegt in einer mehr oder minder starken Schicht über Tertiärböden, die vereinzelt zutage treten. Diese aus dem Diluvialsande aufragenden Tertiärböden sind von lehmiger Struktur und meist von größerer Fruchtbarkeit.

Unter den Diluvialböden der Campine unterscheidet man dem Alter nach vier Lagen: den mosaischen, kempischen, hesbeganischen und flämischen Diluvialsand.[1])

Die beiden erstgenannten sind die ältesten Bildungen und machen den Hauptteil des Bodens der Campine aus. Sie sind gebildet worden durch die Gletscherströme am Ende der Eiszeit, sind bisweilen von Lehm, häufig von Kieseln und Geröll durchsetzt.

Der hesbeganische Diluvialsand liegt im Süden, der flämische im Westen der Campine; letzter findet sich aber auch zwischen den beiden Nethe genannten Flüßchen, wie überhaupt in allen tiefern Lagen des Landes. Man nimmt an, daß dieser Sandboden gebildet ist durch den letzten großen Einbruch des Meeres, das alle tieferliegenden Teile des nördlichen Belgiens unter Wasser setzte und sie mit einer Sandlage bis zu 3 m Mächtigkeit bedeckte. Diese Sandmassen liegen bisweilen auf Tertiärboden, bisweilen überdecken sie die ältern Diluvialsande.

Abgesehen also von neuzeitlichen Bildungen, wie den Bachmarschen, Mooren und den vereinzelt vorkommenden Wanderdünen, abgesehen auch von den hier und da zutage tretenden Tertiärböden, gehört der Boden der Campine im wesentlichen zwei Perioden des Diluviums an. Einer ältern, die den kempischen Sand absetzte; sie bildete die ganze limburgische Campine sowie den Nordosten der Provinz Antwerpen; und einer jüngern, die den flandrischen Diluvialsand absetzte, der die Mitte, den Westen und Nordwesten der Provinz Antwerpen bildete.

Im allgemeinen weisen die Böden der Campine eine große Gleichmäßigkeit auf; es ist Sand, Sand und wieder Sand. Wenn die Kultur dieser Böden sehr verschieden hohe Stufen in den einzelnen Teilen der Campine erreicht hat, so muß das in erster Reihe nicht den Böden, sondern andern Faktoren zugeschrieben werden. Man soll den Einfluß der Bodenbeschaffenheit aber auch nicht unterschätzen. Die Gletscherströme, die den östlichen Teil der Campine formten, nahmen

1) La Campine au point de vue forestier. Rapport. Bruxelles 1905.

einen großen Teil der feinern Sandteilchen mit ins Meer, während sie die Kiesel und Steinchen zurückließen; daher der vielfach grobkörnige und Steingrus enthaltende Sand im Osten der Campine, der sich durch besonders schlechte Vegetationsbedingungen auszeichnet.

Der im Westen der Campine und in Flandern liegende flandrische Sand ist durch ein auf- und niederflutendes Meer abgesetzt und von feinerer Struktur, daher auch von bessern Wachstumsbedingungen.

Die Sandböden der Campine enthalten allesamt wenig Lehm; sie sind darum sehr durchlässig für Luft und Wasser und trocknen leicht aus. Auch ist das Absorptionsvermögen für Wärme in diesen Sandböden erstaunlich groß; ebenso stark und schnell wie die Erwärmung vollzieht sich jedoch auch die Abkühlung der Böden; daher die heißen Sommer und die kalten Winter sowie die langanhaltenden Spätfröste in der Campine.

Der Hauptbestandteil des Bodens ist Quarzsand; seine Zusammensetzung ist bei

	Peer	Bockryck	Brée
Sand	944,0	948,1	883,5
Ton	3,0	7,4	35,1
Humus	—	19,3	21,8

Wer die Campine nicht kennt, glaubt gewöhnlich, daß ihre Unfruchtbarkeit allein durch Wassermangel zu erklären wäre; aber das ist nicht der Fall. Wasserläufe, Bäche, ja selbst Sümpfe findet man reichlich dort. Aber der sandige Boden ist vielerorts so durchlassend, daß er das Wasser in Unmengen verschluckt, und selbst nach starken Regengüssen beim ersten Sonnenscheine schon wieder trocken liegt. In andern Gegenden liegt undurchlassender Ortstein unter der Oberfläche, und auch diese Böden sind ungünstig für die Kultur, da sie im Sommer zu trocken und im Winter zu feucht sind. Außerdem muß für eine erfolgreiche Kultur der Ortstein ausgegraben oder zerstört werden, eine Arbeit, die namentlich bei Neukultivierung von Heideland meist erforderlich und oft mit erheblichen Kosten verknüpft ist.

Über die chemische Zusammensetzung des Bodens der Campine werden folgende Angaben gemacht:

	Helchteren		Peer	Genck
	Heide	Acker	Acker	Heide
Stickstoff . . .	0,06	0,12	0,11	0,02
Kalk	0,01	0,03	0,17	0,03
Magnesia . . .	0,02	0,01	0,03	Spuren
Kali	0,01	0,01	0,01	Spuren
Phosphorsäure .	0,01	0,03	0,08	0,01

Die Heideböden der Campine entbehren Kalk, Kali und Phosphorsäure fast gänzlich; Kalk und Magnesia sind in schwerlöslicher Form vorhanden. Auch die Ackerböden sind arm an allen Pflanzennährstoffen; Phosphorsäure ist meist im Minimum. Die größere Bodentätigkeit verursacht in den Äckern eine leichtere Löslichkeit der vorhandenen und bessere Absorptionskraft für die zugefügten Nährstoffe, als das in der Heide der Fall ist. Starke Düngung ist in allen diesen Ländereien notwendig. Kalidüngungen wirken auf dem armen Sand oft Wunder.

Es scheint, daß in frühesten Zeiten die heute nackten Heideböden der Campine

mit dichten Wäldern bedeckt gewesen sind. Darauf deuten schon die vielen Ortsnamen mit den Endungen hout und loo. Auch hat man beim Nachgraben unter dem Sand Überbleibsel von Gebäuden, umgeworfene Baumstämme, Beile und bearbeitete Steine in Form von Pfeil- und Speerspitzen gefunden, die darauf hinweisen, daß schon in prähistorischer Zeit auf einem tiefer liegenden Boden eine ziemlich hohe Kultur geherrscht haben muß. Aus den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung fehlen genaue Berichte über die Campine; ihre Einwohner sind zweifellos Kelten gewesen, denn noch heute sitzen, wie man annimmt, im Nordosten der Campine wie auf den benachbarten niederländischen Sandböden die Reste dieser vorgermanischen Bevölkerung.

Um das Jahr 358 hatten sich die Franken in Toxandrien, der heutigen Campine, festgesetzt, sie unterwarfen die eingeborene Bevölkerung und drangen mit der Zeit weiter nach Westen vor, wo sie auch Flandern besiedelten.[1])

Nachdem das Christentum den unablässigen Kämpfen unter den verschiedenen Stämmen des Landes ein Ende gemacht hatte, begann sich die Heide allmählich dichter zu bevölkern, und im 11. und 12. Jahrhundert zählte man eine große Anzahl reicher Klöster und Abteien, welche die Kulturbarmachung des unwirtlichen Landes energisch in Angriff nahmen.

Wenn man die riesenhaften gotischen Kirchen betrachtet, die noch heute in manchem Dorfe der Campine sich erheben, und die für die heutige Bevölkerung viel zu groß sind, so könnte man glauben, daß der Landbau gegen Ende des Mittelalters einen hohen Grad von Vollkommenheit im Kemperlande erreicht habe. Im 16. Jahrhundert, während der niederländischen Freiheitskriege, war die Campine ein ständiger Kriegsschauplatz; das Land wurde bald von Italienern, bald von Spaniern besetzt und verwüstet.

Als mit dem Frieden ruhigere Zeiten zurückkehrten, kamen auch die durch den Krieg vertriebenen Bauern wieder zurück, freilich in stark verminderter Zahl; die Gehöfte wurden zum teil wieder aufgebaut und die Äcker wieder bestellt. Aber an vielen Orten, die früher schöne Ernten getragen hatten, war das Heidekraut wieder aufgeschossen und hatte das Land in seinen unwirtlichen Urzustand zurückgeführt.

Nur langsam breitete sich um die Dörfer herum der Ackerbau aus und rang der Heide durch den Fleiß der Bauern Stück für Stück wieder ab. Ein frischer Zug kam erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Kulturarbeiten, als die Kaiserin Maria Theresia im Jahr 1772 eine Verordnung erließ, laut deren alle neukultivierten Böden für 30 Jahre von allen Abgaben, auch von Bezahlung des Zehnten, frei sein sollten; während der darauf folgenden 30 Jahre sollten sie nur die Hälfte der Abgaben zahlen.[2])

Der unbebaute Grund und Boden von Gemeinden und Klöstern sollte innerhalb sechs Monate kultiviert oder verkauft sein; den Käufern des Heidebodens sollte der Kauf möglichst erleichtert werden; sie sollten aber verpflichtet sein, ihr Land zu kultivieren; ließen sie es länger als drei Jahre unbebaut, so verfiel ihr Grundbesitz dem Staate.

1) Blanchard, La Flandre. 1906.

2) Vliebergh, De landelijke bevolking der Kempen. 1906.

Diese Verordnung war zweifellos zu weitgehend; es war nicht möglich, alles unkultivierte Land im Handumdrehen in Kultur zu bringen oder zu verkaufen. Das geschah denn auch nicht; aber die kaiserliche Verordnung blieb doch nicht ohne Folgen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde viel Unland zu Acker, Wiese, Wald und Teich gemacht und die Ausdehnung der Heiden dadurch erheblich reduziert.

Dann kam Belgien unter französische Herrschaft. Die Klöster, die seinerzeit viel Land in Kultur gebracht hatten und nach Erlaß der Verordnung der österreichischen Kaiserin mit neuem Eifer an die Kulturarbeit gegangen waren, wurden aufgelöst und ihre Ländereien verkauft. Die Bauernsöhne, die das Land hätten bestellen können, waren als Soldaten zu den französischen Heeren eingezogen oder aus dem Lande geflohen, und Belgien war mit fremdem Kriegsvolke jahrelang überschwemmt.

Der schon in früherer Zeit aufgetauchte Plan, die Schelde mit Maas und Rhein durch einen Kanal zu verbinden, der die Campine durchschneiden sollte, wurde durch Napoleon I. aufgenommen; man begann mit den Arbeiten, aber im Jahr 1810 blieben sie unvollendet wieder stehen. Auch unter der holländischen Regierung wurden die Kanalarbeiten nicht fortgesetzt. Die holländischen Hafenstädte waren eifersüchtig auf Antwerpen, und so begnügte man sich, den Kanal nach s'Hertogenbosch durchzustechen.

Aus diesen Jahren stammte auch der Plan, die Campine mit Armen zu kolonisieren. Im Jahr 1818 stiftete der General van den Bosch die Armenkolonie in Frederiksoord in den Heiden von Oberijssel, Drente und Friesland, und in derselben Art wurde 1821 auch in der Campine vorgegangen. Im Norden der Provinz Antwerpen, bei dem Dorfe Wortel, wurden kleine Häuschen mit etwas Land dabei hergerichtet und an kleine Bauern verpachtet; außerdem wurde ein großes Haus als Bettlerkolonie errichtet. Anfänglich ging es gut mit der Kolonie, in kurzer Zeit aber zeigte sich, ebenso wie später in Frederiksoord, die Unausführbarkeit des idealen Planes; die Kolonie ging ein, und an ihre Stelle trat ein staatliches Arbeitshaus für Bettler und Landstreicher.

Auch auf andre Art wollte man damals des Heidebodens Herr werden. Im Jahr 1818 wurde eine Gesellschaft zur Kultivierung des Heidebodens in der Campine gegründet, die 150000 Gulden Kapital besaß und über 300 ha Heideboden aufkaufte; weiter ward jedoch nichts von diesem Unternehmen vernommen.

Mehr Fortschritte als mit solchen hochfliegenden Plänen wurde durch die Arbeit im kleinen, die durch die Bauern auf eigne Hand ausgeführt wurde, erreicht.

Schwerz übersah mit dem ihm eignen Scharfblicke schon damals den wahren Sachverhalt dieser Kulturunternehmungen. „Wollte man auf unsern Heiden nur Wirtschaften von 100 Bündern errichten, wo sollte man den Mann herholen, der hierzu die nötige Vorlage hätte und sie anlegen wollte? Der panische Schrecken, den die Unfruchtbarkeit dieser Einöden verbreitet hat, ist so groß und allgemein, daß nur die Not einen Landwirt zum Entschluß bringen kann, sich in der Wüstenei zu vergraben. Aus alledem erhellt, daß die großen Wirtschaften nirgendwo recht, am wenigsten aber für unsre Heiden passen, und daß es weder der Vorteil des Staates, noch der Privatleute, sondern bloß die Gemächlichkeit der Verwalter, Keller- und Rentmeister sei, die zu einem so irrigen System Anlaß gegeben haben. Meines Erachtens dürften die größten Höfe nicht mehr als 20 bis 25, und die kleinen 8 Bünder enthalten; dann wollte ich noch, daß es Wirtschaften von einem einzigen Bünder

gäbe. Durch eine solche Verteilung würden die Etablissements und mit ihnen die Bevölkerung vermehrt; jeder würde nach dem Verhältnisse seiner Kräfte und Industrie an Wohlstand zunehmen und den allgemeinen Wohlstand des Staates befördern." (III, 328.)

In kleinem Maßstabe wurde durch die Bauern auf eignem Grund und Boden, mit eignen Kosten und auf ihr eignes Risiko allmählich mehr und mehr Heide in Kultur gebracht. Daß diese Kulturarbeiten nicht sehr schnell fortschritten, hatte außer dem Mangel an ausreichenden Betriebsmitteln zwei Gründe: einmal das Zugrundegehen einer großen Anzahl von kleinen landwirtschaftlichen Brennereien und anderseits den Umstand, daß das meiste Unland sich im Eigentum der Gemeinden befand.

Aus dem Jahre 1823 berichtet der „Staat van den landbouw in het koningrijk der Nederlanden": Würden die Brennereien heute noch ebenso wie früher ein gewinnbringendes Gewerbe sein, so würde auch die Heidekultivierung durch den in den Brennereien im Überfluß produzierten Stalldünger fortgeführt werden können. Die Folge des Aufhörens vieler dieser Brennereien sieht man besonders deutlich in Limburg. Dort sind die Brennereien mindestens auf $^1/_4$ reduziert und im selben Maß ist der Fortschritt der Kulturarbeiten gehindert. Die Umgebung von Hasselt liefert das beste Beispiel: Diese Stadt zählte eine große Zahl von Brennereien, und in wenigen Jahren waren alle Heiden um die Stadt in Kultur gebracht. Die Brennereien gingen auf ein Sechstel zurück, und im selben Maße die Kulturarbeiten.

Im nördlichen Teile der Vereinigten Niederlande war bereits im Jahr 1810 eine Gesetzgebung erlassen worden, die den Übergang des Heidebodens aus dem Besitze der Gemeinden in die Hände von Privatpersonen beschleunigen und dadurch den Kulturarbeiten Vorschub leisten sollte.[1])

In Belgien wurde durch die Regierung einstweilen nichts Derartiges unternommen, obgleich auch hier Stimmen laut wurden, die ein energisches Vorgehen forderten. Auf Anraten der Provinzialverwaltung verkauften um das Jahr 1822 einige Dörfer in Limburg ihre Heiden, um dadurch ihre Gemeindeschulden zu decken.

Nach der Trennung Belgiens von den Niederlanden wurde die Kultivierung der Campine wieder mit mehr Nachdruck angefaßt. Durch ein Gesetz vom Jahr 1842 wurde der Ausbau des Kanalnetzes wieder aufgenommen, und allerlei Pläne tauchten wiederum auf, aus den großen öden Heideflächen des nordöstlichen Belgiens eine fruchttragende Provinz zu machen. So stellte ein Hauptmann Eenens den Plan auf, die Campine durch Soldaten in Kultur bringen und dann durch den Staat an kempische Bauernsöhne verpachten zu lassen. Ebenso trug man sich mit dem Plane, die Überbevölkerung Flanderns in der Campine anzusiedeln. Alle diese Pläne blieben, phantastisch, wie sie waren, ohne praktische Resultate.

Dem Verkauf und der Aufteilung der Gemeindeheiden widersetzten sich vornehmlich die Großbauern, da sie ihr Vieh und ihre Schafe auf dem Gemeindelande weideten und dort freien Torfstich und Streunutzung hatten. Sie wollten von einer Aufteilung des Unlandes nichts wissen, da sie aus der gemeinschaftlichen Nutzung dieser unkultivierten Böden große Vorteile genossen.

1) Siehe: Frost, Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden. Mit 6 Karten. Berlin, 1906. Buchausgabe Stück 12 der „Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Ausland

Doch dem wurde im Jahr 1847 ein Ende gemacht, als durch eine sehr rigorose Gesetzgebung die Gemeinden zum Verkauf oder zur Kultivierung ihrer Heiden gezwungen wurden.

„Durch königlichen Erlaß wird der Verkauf aller der unkultivierten Böden, Heiden, Sumpfländereien, Gemeindeweiden u. dgl. angeordnet, die durch die Regierung als unbebaut erklärt werden und deren Nutzung und Eigentum in Händen von Gemeinden oder von deren Einwohnern liegt, welche die Nutznießung dieser Ländereien für sich in Anspruch nehmen. Die Regierung verlangt den Verkauf auf Antrag des Provinzialausschusses nach Hinzuziehung und Vortrag der Gemeindevertreter, in deren Gemeinde es nötig erachtet wird, zum allgemeinen Nutzen zu dieser Maßnahme überzugehen.

Die Käufer des Bodens sind verpflichtet, innerhalb einer festgesetzten Zeit ihr Unland in Kultur zu bringen, widrigenfalls der Kauf nichtig erklärt werden soll.

Alle neu errichteten Häuser und Wohnungen auf neu kultiviertem Gemeindeboden sollen während der ersten 15 Jahre von Grundlasten befreit sein; dieselbe Vergünstigung sollen auch die Grundbesitzer genießen, die durch Kauf in Besitz von frühern unkultivierten Gemeindeländereien gekommen sind."

Der Erfolg dieser Gesetzgebung ließ nicht auf sich warten. Man gründete Gesellschaften zum Ankauf von Heideboden; städtische Kapitalisten, selbst Fremde kamen nach der Campine, um von der guten Kaufgelegenheit Gebrauch zu machen. Wenn die Gemeinden ihren Boden nicht freiwillig verkaufen wollten, so wurden sie dazu gezwungen; andre Gemeinden entschlossen sich dazu, ihre Ländereien aufzuforsten, um ihren Besitz nicht preisgeben zu müssen.

Es entstanden viele große Wirtschaften, allerhand Musterwirtschaften, deren Anlage viel Geld kostete, und die schließlich nichts einbrachten. Längs der Flüsse und Kanäle legte man Rieselwiesen an; prächtiges Gras bedeckte den einst dürren Heidesand. Es war eine Zeit großer wirtschaftlicher Rührigkeit in der Campine.

Das Graben von Kanälen, Anlegen von Rieselwiesen, Aufforsten von Heideboden, der Bau von Straßen und Chausseen brachte viel Geld in Umlauf. Der Heideboden, der bis zum Jahr 1840 fast völlig wertlos war und etwa 25, 30 bis 40 ℳ der Hektar kostete, nahm rasch im Preis zu.

Der Übergang des Gemeindelandes in die Hände von Privateigentümern war ein starker Anstoß für den schnellen Fortschritt der Heidekultivierung. Vom Jahr 1846—1895, also in 50 Jahren, verminderte sich die Ausdehnung des Unlandes in der Campine um 48 116 ha.

Nach den Angaben der Statistik betrug die Ausdehnung des Unlandes

	1846	1895	Verminderung
in Antwerpen . .	56 762 ha	38 065 ha	18 697 ha
„ Limburg . .	68 807 „	39 388 „	29 419 „
zusammen . .	125 569 ha	77 453 ha	48 116 ha

Die Erwartungen, die man an die Gesetzgebung des Jahres 1847 geknüpft hatte, wurden aber doch nicht ganz erfüllt. Man hatte zuviel erwartet, wenn man dachte, daß in wenigen Jahren die ganze Campine in Kultur sein würde.

Die ersten Großunternehmer hatten viel Geld in ihre Urbarmachungen gesteckt, dessen Rente ausblieb; mancher hatte dabei sein ganzes Vermögen zugesetzt und

sah sich gezwungen, seine Besitzungen nach einiger Zeit wieder zu verkaufen; die Käufer solcher finanziell verunglückten Unternehmungen machten dann meist ein gutes Geschäft.

Manche Gemeinde und mancher Unlandbesitzer, dem an dem Besitze des Unlandes mehr lag, als an der Kultivierung desselben, versuchte, sich um die Gesetzesvorschriften zu drücken. Man pflanzte hier und da einen Baum in die Heide und erklärte das Unland für aufgeforstet.

Andre Gemeinden, denen die Ausführung des Gesetzes unbequem war, wehrten sich durch offenen Widerspruch. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gab es oft wahre Volksaufstände in der Campine, wenn ein Stück Gemeindeland verkauft oder aufgeforstet werden sollte.

Besonders lebhaft soll es bei solcher Gelegenheit einmal im Jahr 1865 zu Diepenbeek zugegangen sein. Ein Stück Bruchland sollte verkauft werden. Der Bürgermeister, der Notar und dessen Schreiber waren am festgesetzten Tage unter Bedeckung von 10 Gendarmen nach der Herberge gekommen, wo der Verkauf stattfinden sollte. Die Verhandlungen nahmen jedoch in kürzester Zeit einen so lebhaften Charakter an, daß Bürgermeister mitsamt Notar und Schreiberlein durch die Hinterfenster des Gastzimmers schleunigst den Rückzug antreten mußten. Die Frauen rückten mit Nadeln bewaffnet vor und die Männer mit Sensen und Spaten in der Hand hinter ihnen her. Man ließ es bei diesem einen Versuch und bot dasselbe Grundstück nochmals in der Provinzialhauptstadt Hasselt aus. Da sich jedoch auch dort kein Käufer fand, hat man seitdem von dem Verkaufe jener Parzellen Abstand genommen.[1])

Die Gesetzgebung, die eine Aufteilung der Heide in viele kleine Ackerwirtschaften erwartete, hat zum Teil ein ganz entgegengesetztes Resultat gehabt; nämlich die Bereicherung weniger und die gleichzeitige Schädigung vieler Interessenten. Das wird am deutlichsten durch die Tatsache bewiesen, daß von den heute noch unkultivierten Böden der Campine sich mehr in Händen von Privatleuten, als von Gemeinden befinden; eine Folge der Gesetzgebung von 1847, aber sicherlich nicht ihr Zweck.

Die Gemeinden in der Campine besitzen heute etwa noch 42 056 ha Gemeindeland, wovon 10 453 ha aufgeforstet sind und 31 603 ha brach liegen.

Die unkultivierten Böden verteilen sich unter

	Gemeinden	Privateigentümer
Antwerpen	7 138 ha	29 316 ha
Limburg	24 465 „	11 106 „
zusammen . . .	31 603 ha	40 422 ha

Die Gemeinden, die ihr Unland verkauften, haben dabei vielfach nur einen geringen finanziellen Gewinn gehabt, der gar bald aufgezehrt war; und im allgemeinen kann man heute feststellen, daß jene Gemeinden, die ihr urväterliches Erbteil verschleuderten, nun die ärmsten sind. Andre dagegen, die so klug waren, einen Teil ihres Unlandes aufzuforsten, anstatt die Henne mit den goldenen Eiern zu schlachten, verfügen über auskömmliche Einnahmen.[2])

1) Vliebergh, a. a. O.
2) La Campine a. a. O.

Es hat sich darum in der letzten Zeit eine starke Opposition gegen die im Gesetz von 1847 beabsichtigte Auflösung aller Gemeindeländereien herangebildet; besonders da man sah, daß manche Gemeinden in Geldverlegenheit leichtsinnig zum Verkauf ihrer Ländereien schritten, und dadurch große, für Aufforstung geeignete Landkomplexe zerstückelt wurden oder in Hände von Leuten kamen, die für eine zweckmäßige Aufforstung weder Geld, noch Verständnis, noch guten Willen hatten.

Man steht darum heute auf dem Standpunkte, den der belgische Landwirtschaftsminister in einer Kammersitzung des Jahres 1902 aussprach, daß die dafür zuständigen Verwaltungskörper im allgemeinen dieser Veräußerung von Gemeindeländereien entgegenarbeiten sollten.

Um die Aufforstung der Gemeindeländereien zu beschleunigen, hat die Regierung seit dem Jahre 1886 für solche Kulturarbeiten Unterstützungen bewilligt, sofern die Aufforstungen nach einem gutgeförten Plan und unter Leitung von Staatsforstbeamten ausgeführt werden. Diese Subsidien betragen etwa die Hälfte der Anlagekosten. Wenn das Pflanzgut durch den Staat geliefert wird, wird es zum Handelswert in Rechnung gesetzt.

Der Gesamtforstbestand Belgiens bedeckte im Jahr 1895 521 495 ha, das ist ein Fünftel der kultivierten Landesoberfläche; und davon lagen 50 900 ha Wald in der Provinz Antwerpen und 42 391 ha Wald in der Provinz Limburg. Der Forstbestand der Campine verteilte sich folgendermaßen unter die verschiedenen Arten von Eigentümern

	Antwerpen	Limburg
Staat	520 ha	710 ha
Gemeinde	3 531 „	6 920 „
andre Körperschaften . . .	1 988 „	795 „
Privateigentümer	44 862 „	33 967 „

Privatleute haben also bei weitem den größten Teil der Campinewaldungen in Händen, sehr viel weniger die Gemeinden und noch sehr viel weniger der Staat. Nach dem Gesetze von 1854 sind alle Gemeindewaldungen, die größer als 5 ha sind, unter Staatsaufsicht gestellt.

Hiermit sind die Bewohner der Campine aber durchaus nicht zufrieden; sie behaupten, daß sie selbst ihre Wälder in Ordnung halten könnten, da sie fast alle Wald in persönlichem Eigentume besäßen; daß die Staatsaufsicht Geld koste und nichts einbringe; und so hat der Provinzialausschuß der Provinz Antwerpen im Jahr 1885 einstimmig eine Resolution angenommen, daß es an der Zeit wäre, die Gemeindewaldungen der staatlichen Aufsicht wiederum zu entziehen.[1])

Der größte Teil der Wälder in der Campine sind Kiefernbestände, die jung abgeschlagen und als Grubenholz verkauft werden. 75 184 ha waren im Jahr 1895 Kiefernwald und nur 18 157 ha Laubwald.

Danach kann man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Landschaftscharakter der Campine machen.

Von den 450 000 ha der Campine sind etwa 77 500 ha Wald und 51 000 ha Heide, zusammen 128 500 ha, also mehr als ein Viertel des Areals. Der Haupt-

1) Vliebergh, a. a. O.

teil der Heiden liegt in einigen großen Komplexen beieinander, die Waldungen sind über das ganze Land hin verstreut, sind aber natürlich dort am stärksten, wo die Böden am schlechtesten sind.

Heide, Kiefernwald und Sandacker mit Roggen, Hafer, Kartoffeln und Buchweizenfeldern wechseln miteinander ab und geben der einst verödeten Provinz ein freundliches, echt ländliches Gepräge.

Wie lange noch? Vielleicht hat gar bald die letzte Stunde für die ländliche Ruhe dieser agrarischen Provinz Belgiens geschlagen. Man hat tief unter dem Sande der Campine Steinkohlenlager gefunden. Die Bohrungen sind im Gang, vielleicht werden schon in kurzer Zeit sich Berge von Steintrümmern und Schlacken in der Campine erheben, rasselnde Förderschächte die Zechenarbeiter unter die Erde führen und der Qualm und Dunst von Industrieschloten auch über die friedlichen Gefilde der Campine hinziehen.

4. Die flandrischen Sandböden.

Der Name „Flandern" wird zum erstenmal genannt im siebenten Jahrhundert, um einen schmalen Landstreifen zwischen Brügge und dem Meere zu bezeichnen. Ursprünglich auf ein kleines Gebiet beschränkt, dehnte sich die Geltung des Namens im neunten Jahrhundert aus über das ganze Gebiet zwischen der Schelde und dem Meer, überschritt im elften Jahrhundert die Scheldeufer und umfaßte alsbald die sämtlichen nördlich der Pikardie gelegenen Ländereien, einschließlich Artois und Hennegau.

Was man heute als Flandern im geographischen Sinne bezeichnet ist die Landschaft, die im Norden vom Meer und der Schelde, im Osten durch die Linie Antwerpen-Brüssel und im Süden durch eine Verbindung der Städte Brüssel, Tournai, Lille und Calais gebildet wird. Diese Landschaft umfaßt also den südwestlichsten Teil der Niederlande, das sogenannte Seeländisch-Flandern, den Nordwesten Belgiens, und zwar die Provinzen Ost- und Westflandern, einen Zipfel der Provinz Antwerpen, den Nordwesten von Brabant und den Norden von Hennegau; schließlich den nördlichst gelegenen Teil von Frankreich, d. h. den nördlichen Teil des Departement du Nord und den Nordosten von Pas-de-Calais.

Außer den ziemlich gleichartigen Naturverhältnissen, welche die ganze Ebene charakterisieren, ist auch der darin wohnende Menschenschlag annähernd ganz gleichförmig. Vorwiegend von germanischer Abkunft und von echt germanischer Volkskraft und Fortpflanzungsstärke, spricht das ganze Volk jenes Landes die flämische Sprache.

Die politischen Grenzen Flanderns sind durch die wechselvollen Geschicke jenes Landes häufig verschoben worden. In Frankreich findet sich die Bezeichnung Flandern heute nicht mehr; wohl aber in den Niederlanden, dessen Südwestecke in nahen wirtschaftlichen Beziehungen zu Belgien steht.

Belgisch-Flandern wird durch eine von Norden nach Süden laufende Grenze zwischen Brügge und Gent in Ost- und Westflandern geteilt. Die Oberfläche Ostflanderns beträgt 3000 qkm, die von Westflandern 3234 qkm. Aber nicht all das ist Sandboden; außer den in Flandern gelegenen Dünen und Poldern gibt es nach Süden zu auch viel gute Lehmböden, namentlich in Westflandern.

Die Sandböden Flanderns, von denen hier gesprochen werden soll, und die den letzten Ausläufer der großen Diluvialebene Norddeutschlands darstellen, umfassen zusammen etwa 3651 qkm, und zwar

in Ostflandern	232 314 ha
„ Westflandern	132 830 „
zusammen . . .	365 144 ha

Die Sandböden Flanderns sind, wie man annimmt, die jüngsten Diluvialböden Belgiens; sie sind entstanden, als die weiter östlich liegenden Böden der Campine gegen Ende der Eiszeit schon fertig gebildet waren, später auch als die hesbegauischen Diluvialböden, denen man eine nach der Eiszeit datierende maritime Entstehung zuschreibt.

Während der Entstehungszeit des flämischen Diluviums (période flandrienne) hatte das Meer die ganze Tiefebene des nördlichen Belgiens unter Wasser gesetzt, ohne jedoch die höchstgelegenen Teile des tertiären oder früher gebildeten diluvialen Bodens zu überdecken. Während dieser Jahrhunderte andauernden Überschwemmungszeit lagerte das Meer Sand auf seinem Grund ab, der stellenweise 20 bis 25 m mächtige Schichten bildete.

Nach Süden zu, wo das Land höher anstieg, bildete die Sanddecke nur dünne Schichten oder vermengte sich mit dem tertiären Lehm und bildete so die sandigen Lehmböden des südlichen Flanderns.

Entsprechend der Entstehung des Bodens unterscheidet man darum drei Zonen verschiedenartiger Böden in Flandern: Eine Zone von geringer Höhe unter dem Meeresspiegel, flach und eben und ganz mit Sandböden bedeckt; das ist der Norden Flanderns. Eine mittlere Zone, ein wenig höher gelegen und etwas wellig, aus Sandböden und sandig-lehmigen Böden zusammengesetzt; sie reicht nach Süden etwa bis zur Schelde. Schließlich eine hochgelegene und hügelige Zone, die vorwiegend aus Lehmboden besteht und zwischen Dender und Schelde gelegen ist und den Übergang zu den reichen Böden Mittelbelgiens bildet. Auch im Südwesten der Provinz Westflandern ändert sich der Boden und wird, je weiter westlich, um so schwerer.

Der sandige Boden Flanderns wird durch einen feinen Quarzsand gebildet, der in mächtigen Schichten auf dem tertiären Untergrunde ruht. Auf diesen nördlich gelegenen Sandböden Flanderns, deren nördlicher Zentralpunkt die Stadt Gent ist, ist darum von einer Einwirkung des tertiären Untergrundes keine Rede; eine solche macht sich erst weiter südlich bemerkbar, wo das Terrain ansteigt und hügliger wird. Hier schafft der tertiäre Untergrund nicht nur die wellige Lage der Ländereien, sondern ist, wo er flach unter der Oberfläche liegt, auch auf die Feuchtigkeitsverhältnisse des Sandbodens von Einfluß.

Die flämischen Sandböden bilden eine Ebene, die sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt. Der Boden besteht aus Quarzsand mit sehr wenig lehmigen und tonigen Bestandteilen. Er ist nicht überall von genau derselben Beschaffenheit; selbst in dem kleinen Bezirk einer Gemeinde findet man bessere und schlechtere, bindigere und durchlassendere Sandböden. Und zwischen den Sanden verschiedener Gegenden Flanderns besteht oft solch große Verschiedenheit, daß das ganze Landschaftsbild geändert wird. Nicht überall herrscht die intensive Kleinkultur; es gibt

Gegenden, namentlich im Norden und Nordosten Ostflanderns, wo Kiefernbestände und Buchweizenfelder den schlechtern Boden bezeichnen und andre Gegenden, wo seit alter Zeit der Boden in Forstnutzung ist, weil man allein dadurch des losen Sandes Herr werden und ihm eine Rente abgewinnen konnte. Solche aus alter Zeit bestehenden, heute freilich sehr verminderten Wälder liegen z. B. bei Thourout und bei Roussellaere; letzter stand als „Brisbosch" der flämischen Räuber und Strolche lange Zeit in bösem Ruf und spielt noch heute eine große Rolle in der Räuberphantasie der vlämischen Jugend.

Die besten Sandböden Ostflanderns liegen in den Gemeinden Sleydinge, Somergem und Deynze, im Norden und Westen von Gent, alsdann im Land von Waes, östlich von Gent, dem Lieblingsland unsres Schwerz. In Westflandern liegen die besten Sandböden zwischen Thielt, Roussellaere (Roulers) und Ingelmunster, allerdings liegen in demselben Bezirk auch viele sehr leichte Sandböden.

Längs der Flüsse und Bäche besitzt Flandern viele reiche Weideländereien; namentlich die Ufer von Schelde, Leye und Dender haben breite, fruchtbare Wiesengelände in großer Ausdehnung.

Die physikalische Zusammensetzung der flämischen Sandböden ist etwa folgende:

	Desselghem	Anseghem	Roussellaere	St. André-Heide
Organische Stoffe	15,0	13,0	—	—
Sand	950,1	942,1	933,7	905,3
Ton	29,4	42,5	36,7	51,6

Man sieht aus diesen Zahlen, wie stark der Sand überwiegt, was die geringe Konsistenz, die große Durchlässigkeit und schwache Absorptionskraft jener Böden beweist. Im Sommer trocknen sie leicht aus, und wenn der Regen lange auf sich warten läßt, leiden die Felder sehr unter der Dürre. Der Wind nimmt oft den losen Sand und bläst ihn auseinander und verschleppt die Saat auf andre Acker, wo sie nicht hingehört. Um reiche Frucht zu tragen, verlangt der flämische Sandboden sehr starke Düngungen, und nur durch starke, ununterbrochene Zuführung von Nährstoffen und ständige Humuszuführung kann er in Kultur gehalten werden.

Der Vorteil der Sandböden anderseits liegt darin, daß sie zu jeder Zeit des Jahres zugänglich sind; sie sind leicht zu beackern, leicht instand zu halten; die Ackerarbeit verlangt wenig Gespannkräfte, mit einem jungen Pferd oder einem Ochsen, ja auch mit dem Spaten in der Hand und der Egge an langen Stricken über der Schulter kann alle Arbeit verrichtet werden.

In diesem Umstande liegt der wichtigste der Faktoren, die zu der Aufteilung Flanderns in kleine und kleinste Betriebe geführt haben.

Die leichte Bestellbarkeit der flämischen Acker hat auch dem Stoppelrübenbau, der ja als Ruhm der flämischen Landwirtschaft in aller Welt bekannt ist, den Weg gebahnt. Etwa ein Drittel aller flämischen Acker trägt im Herbst noch eine zweite Ernte, vornehmlich Stoppelrüben, zum kleinern Teile Möhren, Futterrüben, Spergel und andre Futterpflanzen.

Die Menge natürlicher Nährstoffe, die der arme flämische Sandboden besitzt, wird durch die nachstehenden Analysen veranschaulicht.

	Deſſelghem	Anſeghem	Rouſſellaere	Wynghene
Stickſtoff . .	0,07	0,04	0,05	0,12
Kalk	0,15	0,16	0,10	0,02
Magneſia . .	0,07	0,01	0,09	0,01
Kali	0,03	0,02	0,03	Spuren
Phosphorſäure	0,13	0,05	0,09	0,03

Die Böden ſind alſo arm an Kalk, Magneſia, Kali und Phosphorſäure, und auch der Stickſtoff iſt ſehr ſchwach vertreten. Schwerz hat alſo ſehr Recht, wenn er ſagt: „Es herrſcht ein ziemlich verbreitetes Vorurteil unter den agronomiſchen Schriftſtellern, als wenn dem Boden von Flandern eine alle Begriffe überſteigende Fruchtbarkeit eigen ſei. Dieſer Irrtum mußte ſich um ſo leichter verbreiten, da dieſe Herren es einer dem andern nachſchreiben, ohne den Ackerbau auf dem Felde ſelbſt ſtudiert zu haben.“ (III, 4.)

Wenn Flandern mit Recht zu den ſchönſten Gärten Europas gezählt wird, ſo hat es dieſen Ehrennamen nicht dem natürlichen Reichtume ſeines Bodens, ſondern dem Fleiße ſeiner Bewohner zu danken, die das Land ſeit Jahrtauſenden in hoher Kultur bebauen.

Flandern iſt ſchon in prähiſtoriſcher Zeit bewohnt geweſen. In früheſter Zeit haben hier Menſchen gewohnt, die völlig andre Eigenſchaften beſaßen, als die ſpätern Eindringlinge. Sie haben zur Bildung der heutigen flämiſchen Raſſe beigetragen, und man glaubt, in den vielen dunkeläugigen und brünetten Flämen, die man im Land antrifft, ein ſichtliches Teil ihres Erbes zu erblicken.

Die nach ihnen ins Land eindringenden Kelten haben aus der Zeit ihrer Unabhängkeit wenig Spuren hinterlaſſen; vielleicht daß ihnen dieſe nur kurze Zeit beſchert war und ſie noch nicht lange im Land weilten, als die Heere Roms ins Land einrückten und der römiſche Adler ſeine Herrſchaft über Menapier und Moriner antrat.

Man geht falſch, wenn man glaubt, ganz Nordbelgien wäre zur Zeit der Römerherrſchaft ein wüſter, undurchdringlicher Urwald geweſen. Die Funde an römiſchen Münzen, Vaſen und Heeresſtraßen beweiſen, daß das Land damals zum Teil ſchon dicht bevölkert und in ziemlich hoher Kultur war. Der Kulturboden teilte ſich damals in zwei Gebiete; das eine waren die Küſtenländer in der Gegend der Städte Brügge, St. Michel, Zedelghem, Aertrycke, Merckem, Bixſchoote, Poperinghe; ein großer Teil dieſes Landes verſank mit dem Ende der Römerherrſchaft von neuem für einige Jahrhunderte ins Meer.

Die andre bewohnte Zone jener Zeit lag längs der Ufer von Leye und Schelde und erſtreckte ſich über das Land von Waes bis nach der Gegend von Antwerpen.

Was zwiſchen dieſen beiden bebauten und bewohnten Gebieten lag, war mit Wald bedeckt.

Von der Mitte des vierten Jahrhunderts an drangen die germaniſchen Stämme nach Flandern vor, und im fünften Jahrhunderte war die Beſiedlung Flanderns mit fränkiſchen Stämmen vollendet. Was von der frühern Bevölkerung nicht im fränkiſchen Volk aufging, zog ſich in die Wälder von Thourout und Houthulſt zurück.

Ein Teil Flanderns, der nicht von Franken beſiedelt wurde, waren die Küſtenländer, die zur Zeit ihres Vordringens unter Waſſer lagen und bei allmählichem

Auftauchen aus der Flut von Sachsen und Friesen besiedelt wurden, die von Nordosten her vordrangen und sich zwischen dem 4.—7. Jahrhundert auf diesem Neuland ansiedelten.

Die Mehrzahl der Dörfer des flämischen Sandbodens erscheint schon sehr früh in der Geschichte, zwischen dem 7. und 11. Jahrhunderte waren die Schelde- und Leyeufer schon mit fast ebensoviel Ortschaften bedeckt wie heute, und ums Jahr 1200 kann man in ganz Flandern schon etwa 95 % der heutigen Dörfer und Städte antreffen.

„Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und an großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlstand und Überfluß unter ihnen verbreitete."

„Brügge in Flandern war im 14. und 15. Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen." „Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet."

„Im 16. Jahrhundert empfing Antwerpen den Handel, den die Üppigkeit der flandrischen Städte verjagte. Diese gerieten in Verfall, und unter Karls V. Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom wie die Schelde, deren nahe und breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordsee gemein hat und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negozianten herbei. Die Industrie der Nation war im Anfang des 16. Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüte gestiegen. Der Acker- and Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien." [1])

Die Bevölkerung Flanderns war schon in frühester Zeit sehr dicht; schon aus dem 11. Jahrhunderte liegen Nachrichten vor, daß Flandern übervölkert war. Eingeengt zwischen die dichten Wälder im Osten, das Meer und die Watten im Norden und die römisch-gallische Bevölkerung im Süden, fand das zahlreich vordrängende fränkische Volk, dessen starke Vermehrungskraft zu baldiger Verdoppelung und Verdreifachung der Einwohnerschaft führte, wenig Raum in seinem Land und mußte den ihm bei der Teilung der Erde zugefallenen magern Boden durch die Kraft und Ausdauer seiner Arbeit in fruchtbare Gärten umgestalten.

„Noch lag ganz Europa in Unwissenheit und Barbarei, als der Belge, durch die zum Handel günstige Lage seines Landes gereizt, das Geschäft des Kaufmanns für die rauhen Bewohner des Nordens und selbst für Deutschland und Frankreich übernahm und so der allgemeine Faktor des Handels wurde. Freilich beschränkte sich die damalige Nachfrage bloß auf leinene und wollene Tücher; allein diese beiden Artikel haben den besondern Vorzug, daß sie sich mit den Geschäften des Landmanns und seiner Familie recht wohl vereinbaren lassen. Die Sicherheit eines täglichen Gewinns erweckte eine allgemeine Betriebsamkeit. Der Bauer

1) Schiller a. a. O.

gewöhnte sich an eine ununterbrochene Tätigkeit, und da seine erste Bestimmung noch immer der Ackerbau blieb, so legte er sich auf diesen mit immer vermehrtem Fleiß und widmete nur nebenher der Flachs- und der Wollspinnerei diejenigen Augenblicke, die er von seinem Hauptgeschäft abmüßigen konnte. In dem Verhältnisse, wie der Vermögenszustand unter dem großen Haufen zunahm, kam auch vielen die Lust an, nicht mehr Tagelöhner zu bleiben, sondern selbst Wirtschaft zu treiben. Dadurch verteilte sich nach und nach das Eigentum immer mehr, und bald sah man diese kleinen Pächter aus einem natürlichen Hang, einen Teil ihrer durch Spinnerei und Weberei gemachten Ersparnisse auf die Melioration des kleinen Erdstrichs verwenden, der ihnen zuteil geworden war." [1])

So entstand durch das Zusammenwirken von Gewerbe, Handel und Ackerbau in dem dicht bevölkerten Flandern jene hohe Bodenkultur, deren Ruhm durch alle Lande ging und viele Staatswirte und Ackerbaukundige aus fremden Ländern herbeilockte, um ihre Geheimnisse zu enträtseln.

Es sind keine Geheimnisse dabei. Der Boden ist mit Aufwand von unendlich viel Arbeit und Dünger in kleinen Parzellen sauber bestellt und trägt in Kraft und Üppigkeit strotzende Ernten von Roggen, Hafer und Kartoffeln, den üblichen Früchten des leichten Bodens. Alle übrigen Kulturen, auch der einst viel verbreitete Handelsgewächsbau, haben heute keine große Bedeutung auf den flämischen Sandäckern. Wiesen und Weiden sind wenig zahlreich, und von den in frühern Zeiten großen Wäldern nur noch Reste zu finden; in Westflandern nehmen die Waldbestände nur 4,19 %, in Ostflandern 5,35 % des Kulturbodens ein.

Trotz der geringen Ausdehnung der Waldbestände ist nichts so charakteristisch für die flämischen Sandböden, wie ihr Reichtum an Bäumen und Gehölz. Die dichte Besiedlung des Landes, die dicht beieinander liegenden Gehöfte schaffen eine Menge kleiner Hausgärten, bepflanzter Straßen und Wege; wo ein Bach läuft, stehen Bäume, und wo eine Weide dicht beim Hof liegt, da pflanzt man ebenfalls Bäume hin. Viele Äcker und Wiesen in Flandern, namentlich im Land von Waes, sind mit Bäumen oder mit Wall und Strauchwerk umgeben. Von weitem gesehen, glaubt man darum bei der Fahrt durch jenes Land, einen Wald vor sich zu haben, aber je mehr man sich diesem scheinbaren Walde nähert, um so weiter rückt er ab.

Feld und Wiese, Wald und Au, Hecke und Zaun, Gemüse- und Obstgarten, dazwischen die zahllosen Häuschen, die überall um ihre Kirchtürme liegenden Dörfer, dazu unzählige, arbeitsame Menschen, das ist es, was Flandern zu dem schönsten Fleckchen Kulturbodens des ganzen nördlichen Europas macht.

5. Die Lehm- und sandigen Lehmböden.

An die flämischen Sandböden und die Campine schließt sich nach Süden zu die Region der Lehm- und sandigen Lehmböden an; jene fruchtbare große Hochebene, die man insgesamt als Mittelbelgien bezeichnen kann. Sie umfaßt 966 657 ha, und zwar in

Brabant	311 696 ha
Westflandern	117 519 „

1) Schwerz a. a. O.

Ostflandern	49 434 ha
Hennegau	286 157 „
Lüttich	78 469 „
Limburg	81 576 „
Namur	41 806 „

Diese große Region hat also mit Ausnahme von den Provinzen Antwerpen und Luxemburg an allen belgischen Provinzen Anteil; sie bedeckt den Süden von Flandern, fast ganz Brabant und Hennegau, den Nordwesten von Namur, den Westen von Lüttich und den Süden von Limburg.

Die Nordgrenze bildet die Campine und die vlämischen Sandböden, die Südgrenze eine Verbindungslinie der Orte Beaumont-Lüttich-Maestricht, die zwischen Namur und Dinant die Maas überschreitet.

Wie schon oben mitgeteilt wurde, geht der Sandboden Flanderns nach Süden zu allmählich in einen sandigen Lehm über, und von diesen sandig-lehmigen Böden kommt man weiter südlich auf Lehmböden. In der Mehrzahl liegen darum die sandig-lehmigen Böden Belgiens auf der nördlichen Grenze Mittelbelgiens, d. h. auf dem Übergange des Hesbegau nach der Campine, im Norden und in der Mitte Brabants und im Süden Flanderns. Es sind, namentlich dort, wo die Bevölkerung dicht ist, Böden, auf denen der Handelsgewächsbau zu sehr großer Entfaltung gekommen ist; sie tragen Flachs und Hopfen, Tabak und Zichorie und eignen sich vorzüglich auch zu gärtnerischer Nutzung.

Der größere Teil Mittelbelgiens wird durch die südlich von den sandig-lehmigen Böden liegende Lehmregion gebildet. In ihr unterscheidet man drei landwirtschaftlich abgegrenzte größere Gebiete: erstens, den zwischen der Maas und der großen Gete gelegenen Hesbegau, das Gebiet also, das zwischen Lüttich, Namur und Tirlemont liegt; zweitens Brabant, zwischen der großen Gete, Senne und Sambre, also das Land südlich und südöstlich von Brüssel; und drittens den Hennegau, der zwischen der Senne und der französischen Grenze gelegen ist.

Abgetrennt durch den von Maas und Namur laufenden Bergrücken, auf dem die belgischen Bergwerke und Industrien ihren Sitz aufgeschlagen haben, liegt südlich noch ein kleines zu Mittelbelgien gehöriges Stück fruchtbaren Lehmbodens, das Land von Thuin.

Die Mehrzahl der mittelbelgischen Lehmböden wurde in einer Periode der Diluvialzeit gebildet, die zwischen das Entstehen der Campineböden und der flämischen Böden fällt; und zwar unterscheidet man unter diesen Formationen eine ältere hesbegauische und eine jüngere brabantische. Die belgischen Geologen teilen ihre Diluvialböden dementsprechend ein in Moséen, Campinien, Hesbayen, Brabantien und Flandrien; die ersten beiden bilden den Nordosten, die letztgenannten den Nordwesten und Hesbayen und Brabantien die Mitte des Landes.

Aus Meeresablagerungen entstanden, bedecken diese mittelbelgischen Böden in einer starken Lehmschichte die darunter anstehenden Tertiärböden. Das Land ist zum Teil eben, zum Teil hügelig und erreicht in seinen höchsten Teilen etwa 250 m überm Meeresspiegel. Wo der Lehm nicht von alluvialen Bodenbildungen durchschnitten, von jüngern Diluvialböden überdeckt oder mit zutage tretenden Tertiär-

böden vermengt ist, weist er eine ziemlich gleichmäßige Zusammensetzung und Struktur auf.

Der Lehm ist von gelblich-grauer Farbe und schwer zerbröckelnd. Er besteht aus feinen Tonteilchen, vermengt mit Quarzsand und Glimmerblättchen. Die Quarzkörnchen haben einen Durchmesser von 0,01—0,14 mm. Auch findet man meist kohlensauren Kalk im Boden. In seinem ursprünglichen natürlichen Zustand ist dieser Lehm undurchlassend für Wasser und Luft und undurchdringlich für die Pflanzenwurzeln; mit einem Worte: steril. Seine Mächtigkeit reicht bis auf 20 m, verringert sich aber, je weiter man nach Norden vordringt. Er ist kulturfähig gemacht nicht nur durch die Bearbeitung, sondern auch durch den Regen, der durch Auflösung der Karbonate den kompakten, undurchlassenden Boden in einen reichen und milden Lehmboden verwandelt hat.

Mehr lokalisiert findet man im Hesbegau einen Lehmboden, dessen Tiefe nur 3—4 m beträgt, der aber leicht bröckelnd sowie von hellbrauner Farbe und ein ausgezeichneter Kulturboden ist.

Außer diesen Lehmböden besitzt Mittelbelgien sandige Lehme und neuzeitige Alluvialböden und schließlich auch einen Teil älterer Böden, die zum Teil von sandiger, zum Teil von schiefriger und steiniger Struktur sind; letzte bilden den Übergang zu den Gebirgsböden Belgiens.

Über die physikalische Beschaffenheit dieser Böden geben die nachstehenden Analysen Aufschluß:

	Limburg	Westflandern	Ostflandern	Brabant	Hennegau	Namur	Lüttich
Organische Bestandteile	68,5	15,4	36,4	26,3	40,5	27,7	21,4
Sand	852,4	895,7	853,9	877,0	739,6	801,1	774,4
Ton	59,1	84,5	74,8	91,0	210 1	145,4	155,7

Die Menge organischer Bestandteile schwankt zwischen 1,5 und 5 % und überschreitet nur in Ausnahmefällen diese Grenzen. Der Tongehalt beträgt in der Regel keine 20 %, er geht ausnahmsweise bis auf 2 % herab und steigt bis zu 20 %. Je größer sein Anteil ist, um so schwerer und reicher ist der Boden.

Hier und da finden sich Mergellager, die dem Ackerboden große Frische verleihen, auch wohl zu Bodenmeliorationen ausgehoben werden.

Die chemische Zusammensetzung der Böden Mittelbelgiens ist entsprechend der vielfachen Verschiedenartigkeiten des Bodens mit Bezug auf ihre Entstehung und ihre physikalische Struktur sehr mannigfaltig; um einige Beispiele von Bodenanalysen aus Mittelbelgien anzuführen, dient die nachstehende Tabelle.

	Limburg	Westflandern	Ostflandern	Brabant	Hennegau	Namur	Lüttich
Stickstoff . .	0,06	0,03	0,11	0,10	0,15	0,02	0,07
Kalk . . .	1,36	0,12	1,03	0,15	0,69	0,44	1,21
Magnesia . .	0,87	0,10	0,17	0,01	0,09	0,33	0,28
Kali . . .	0,11	0,03	0,05	0,04	0,09	0,13	0,08
Phosphorsäure	0,04	0,09	0,12	0,05	0,17	0,10	0,09

Im allgemeinen sind die Böden Belgiens nicht reich an Stickstoff; ihre Mehrzahl enthält noch keine 0,1 %. Wo der Boden mehr enthält, ganz abgesehen natürlich von Stickstoff, der durch Düngung ins Land gebracht ist, handelt es sich meist um Äcker, die in früherer Zeit Wiesen oder Weiden waren und aus dieser Zeit noch einen größern Stickstoffvorrat im Boden bewahrt haben.

Als ausreichenden Gehalt an Phosphorsäure verlangt man 0,08—0,10 %; Böden mit 0,07 % Phosphorsäure bezeichnet man als arm an diesen Nährstoffen. Die Mehrzahl der mittelbelgischen Lehmböden ist nicht reich an Phosphorsäure.

Auch an Kali fehlt es oft. Der Gehalt an Kali geht selten bis 0,1 %.

An Magnesia ist meist ein ausreichender Vorrat vorhanden, dagegen fehlt es oft an Kalk. Betrachtet man einen Gehalt von 1 % Kalk als ein gutes Mittel, so sieht man, daß viele der belgischen Lehmböden hinter dieser Zahl zurückbleiben.

Was an Nährstoffen fehlt, kann den meisten dieser Lehmböden auf bequeme und nicht zu kostspielige Weise durch Handelsdünger zugefügt werden; die regelmäßig wiederkehrenden gründlichen Stalldüngungen sowie der Anbau von Leguminosen und Hackfrüchten sorgen für eine ständige Verbesserung der physikalischen Bodenstruktur.

Die nördlichen Teile Mittelbelgiens, namentlich die Ufer von Leye, Schelde und Maas, sind schon zu Zeiten der Römerherrschaft in hoher Kultur gewesen. Der größte Teil Mittelbelgiens scheint jedoch in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung mit dichten Wäldern bedeckt gewesen zu sein, gegen die das flämische Volk von Norden und die welsche Bevölkerung von Süden nur langsam vordrang. Als dann die Waldbestände einer nach dem andern dem Beile verfielen und der Boden in Ackernutzung genommen wurde, entwickelte sich auf dem schweren Boden ein wenig intensiver Ackerbau, der in großen Höfen von wenig unternehmenden Pächtern betrieben wurde.

Zu einer Zeit, als in Flandern der Ackerbau auf armem Sandboden schon seine höchste Blüte erreicht hatte, trugen die reichen Lehmböden Mittelbelgiens nur mittelmäßige Getreideernten, und ein Drittel alles Ackerlandes lag, dem uralten Brauche folgend, alljährlich brach.

In der Erkenntnis, daß dieser Zustand nicht besser werden könne, solange nicht das Land dichter besiedelt und an Stelle der großen Pächter eine Anzahl kleinerer, unternehmender Besitzer getreten sei, erwirkten die Staaten von Hennegau im Jahr 1755 von Maria Theresia einen Erlaß, durch den die höchst zulässige Größe landwirtschaftlicher Betriebe auf etwa 80 ha festgesetzt wurde. Viel Erfolg wurde damit natürlich nicht erzielt. Bis gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts kam denn auch nicht viel Änderung in dies von der Kultur vernachlässigte Land, an dem Schwerz seinerzeit noch völlig interesselos vorbeigegangen ist.

Der Umschwung setzte ein mit dem Zuckerrübenbau, der dort zwischen den Jahren 1830 und 1840 Wurzel faßte und neue Fruchtfolgen und eine intensivere Ackerbestellung verbreitete. Als dann die modernen landwirtschaftlichen Hilfsstoffe bekannt wurden, die auch die Intensivierung großer Betriebe ermöglichten, als neue Maschinen und Geräte in Massen eingeführt wurden und durch die Zuckerindustrie viel Geld ins Land kam, ging der Fortschritt in raschestem Tempo vonstatten.

Die Wirtschaften wurden von kapitalistisch denkenden und industriell erzogenen Männern neu organisiert; man verminderte durch Verwendung vieler Maschinen und Einstellung von Wanderarbeitern die Produktionskosten, erhöhte durch intensive Bestellung und Düngung der Felder die Ackererträge, richtete im Anschluß an die Zuckerfabriken und Brennereien eine große Viehmast ein und legte sich, je mehr die Nachfrage stieg, um so mehr auf die Zucht des berühmten Brabanter Zugpferdes; und in einem Zeitraume von etwa 60 Jahren wurde aus dem einst wenig bedeutenden Ackerbau Mittelbelgiens die reichste und produktionskräftigste Gegend ganz Belgiens, die Kornkammer und Zuckerquelle des Landes, wo Weizen-, Gerste-, Hafer- und wundervolle Rübenfelder aneinander schließen, und wo die hochentwickelte Organisation der Betriebe und Sachkenntnis der Betriebsleiter heute die allerhöchste Bewunderung verdienen; ein Land, daß Brüssel und die andern Großstädte des Landes mit Mastvieh, ganz Belgien und eine Menge fremder Länder mit prachtvollen schweren Pferden versorgt, ein Land, daß dank seiner billigen und zahlreichen Arbeitskräfte eine höhere Kultur aufweist, als die reichen Getreideebenen des benachbarten Frankreichs, und dem heute unter den hochkultivierten Fluren Belgiens zweifellos die Palme gebührt, die in frühern Jahrhunderten dem Ackerbau Flanderns zuerteilt war.

6. Das Land von Herve.

Auf dem rechten Ufer von Vesdre und Maas, nördlich von der holländischen und östlich von der deutschen Grenze eingeschlossen, liegt das ruhige und freundliche Land von Herve, das seinen Namen von der in der Mitte gelegenen kleinen Stadt Herve herleitet.

Es ist ein kleines Gebiet, etwa 61 057 ha groß, aber von so charakteristischen Eigentümlichkeiten, daß es mit Recht als ein besonderer Typ der belgischen Landschaft hingestellt werden muß.

Es bildet den nördlichsten Teil der Vorardennen und ruht mit seinen Lehmböden auf einem der Kreidezeit entstammenden Untergrunde. Seine höchstgelegenen Punkte erheben sich 350 m über dem Meeresspiegel.

„Es erinnert in seinem Landschaftscharakter an die englische Grafschaft Westmoreland und in seiner Nutzung an die Alpenweiden.

Da das Landleben stets ein getreues Abbild der Landschaft bietet, so braucht man nur dies zu beschreiben und die Art, wie die Einwohner ihr Brot gewinnen, um ein getreues Bild des Landes zu geben.

Soweit man sieht, eine ununterbrochene Hügelkette, mit feinem Grase von schöner, grüner Farbe bedeckt. Auf den Abhängen entspringen hier und da hellglänzende Quellen, deren Wasser in steinernen, von Moos und Farnkraut überdeckten Becken aufgefangen wird und dann in silbernen Strahlen talabwärts rinnt. Kein einziges Stück Acker- und Kornland unterbricht den großen grünen Teppich, der das Land bedeckt.

Hecken aus Eichen-, Pappel- und Buchenholz sowie Gestrüpp teilen die weite Grasfläche in Weiden von 1—2 ha Größe und bilden schöne Baumgruppen, wie in einem großen englischen Parke. Das ganze Land ist grün und unter dem Blau des Himmels sieht das Auge nichts als das Grün der Wiesen in tausenderlei

Schattierungen, wie sie die verschiedenen Grassorten hervorbringen. Nur im Monat Mai, wenn die Obstbäume um die Häuser herum in Blüte stehen, verschwindet ein Teil des Landes unter diesem weißen Blütenschnee.

Man hört keine Wagen rollen, keinen Ackersmann sein Gespann antreiben, noch den Takt der Flegel von der Scheune her. Das ganze Land ist Wiese und Obstgarten, worin die bunten Kühe grasen. Nirgends sieht man Hasten und Treiben; wäre nicht alles so schön regelmäßig und gut unterhalten, man könnte glauben, das Land sei unbewohnt. Selbst die Gehöfte sind hinter Obstbäumen versteckt und aus der Ferne kaum zu erkennen".[1])

Die Plateaus dieses anmutigen Landes sind in der Regel mit hesbegauischem Lehm bedeckt; dieser ruht auf Kreidefelsen, deren Zersetzungsprodukte einen großen Teil des Bodens ausmachen. Vielerorts tritt der Kreidefels mit sehr bindigen, steifen Böden zutage und schafft ein Terrain, das schwer zu bearbeiten wäre, sich aber vorzüglich zur Weidenutzung eignet.

Die physikalische Beschaffenheit der Böden im Land von Herve zeigen die nachstehenden Analysen:

	Montzen		Gemmenich	
	Oberfläche	Untergrund	Oberfläche	Untergrund
Organische Bestandteile . .	47,8	28,9	45,3	22,8
Sand	888,2	866,0	845,8	805,5
Ton	29,2	95,4	39,6	80,6
Kalk	12,8	6,7	5,2	8,1

Großer Reichtum an organischen Bestandteilen und große Armut an Kalk sind der obern Krume des Bodens eigen. Die Düngung mit Kalk ist darum ein wichtiges Mittel, um die Erträge dieses Bodens zu steigern.

Die Mächtigkeit des Lehmbodens ist sehr verschieden groß. Manchmal stößt man schon bei einigen Zentimetern auf Stein, anderorts ist der Lehm metertief. Beide liefern bei reichlichem Gehalt an organischen Stoffen sehr gute Weiden, die auch im trocknen Sommer nicht leicht austrocknen.

Die Trockenheit ist aber doch für das Land von Herve der Faktor, von dem alles abhängt. Wenn seine Bewohner auch auf ihr schönes Weideland sehr stolz sind und es mit allen Weideländern der Welt aufnehmen wollten — wie sie denn auch nicht gezögert haben, friesisches und holländisches Vieh bei sich einzuführen —, so ginge man doch fehl, wollte man das Land von Herve mit feucht und niedrig gelegenen Marschwiesen vergleichen.

Wohl trägt sein bindiger Lehm gute Gräser, und wohl hat die tüchtige Düngung die Graswuchsfigkeit jenes Hügellandes sehr vermehrt, aber kommt ein dürrer Sommer mit vielen heißen Tagen, und der Regen bleibt ein paar Wochen aus, so ist ein großer Teil der schönen Weiden dahin, und es heißt, reichlich Beifutter geben, will man das Vieh draußen halten und nicht empfindliche Ausfälle an Milch haben. Das einzige Mittel, das gegen das Austrocknen der Weiden im Sommer angewandt werden kann, ist eine ununterbrochen starke Düngung mit

1) E. de Laveleye, De landbouwkunst in België.

Stalldünger, die denn auch von allen tüchtigen Landwirten im Land von Herve durchgeführt wird.

Über die chemische Zusammensetzung des Bodens belehren die nachstehenden Analysen:

	Montzen		Gemmenich	
	Oberfläche	Untergrund	Oberfläche	Untergrund
Stickstoff	0,24	0,10	0,24	0,09
Kalk	0,28	0,25	0,32	0,26
Magnesia	0,17	0,19	0,10	0,11
Kali	0,03	0,03	0,04	0,04
Phosphorsäure . .	0,05	0,05	0,06	0,04

Der Wert des Bodens hängt sehr stark von den darunter liegenden Gesteinsmassen ab. Sind dies Schiefergesteine, die sich an der Oberfläche zu schiefrigem Gerölle zersetzen, so entstehen kalte Lehmböden, auf denen bei ungenügender Wasserregulierung Schachtelhalm und schlechte Gräser wachsen.

Ist der Untergrund Sandsteinfelsen, so sind die daraus entstandenen Verwitterungsböden weniger kalt und feucht und tragen eine bessere Vegetation. Die besten Böden sind diejenigen, die aus Verwitterung des Kreidefelsens entstehen oder auf Mergel liegen; das sind Böden von landwirtschaftlich höchstem Werte, wie man sie in der Umgegend von Herve, Battice und Aubel antrifft.

Die Landwirtschaft im Land von Herve hat den ruhigen, friedlichen Charakter, der dem Hirtenleben eigen ist. Man pflückt die Äpfel und Birnen, sobald sie in der Sonne gereift sind, man melkt die Kühe, wenn ihre Euter geschwollen sind, man wirft in den Weiden die Kuhfladen auseinander, macht im Frühjahr Heu, sticht im Sommer die Disteln und nimmt das Vieh erst beim Anbruch des Winters wieder auf Stall. Im Hof hält man Geflügel, macht Butter und Käse und setzt diese Produkte der Wirtschaft auf dem Wochenmarkt oder durch täglichen Handverkauf in Geld um.

Im Westen des Landes von Herve wird auch etwas Ackerbau getrieben, was noch aus jener Zeit her üblich sein soll, als das Land unter das Erzbistum Lüttich gehörte und ein vorsichtiger Erzbischof seinen Untertanen den Ackerbau anempfahl, um das Land vor einer etwaigen Hungersnot zu bewahren.

Heute ist der Ackerbau sehr im Abnehmen begriffen, man legt sich, je teurer die Arbeitskräfte werden und je höher die Pachten ansteigen, um so mehr auf die reine Weidewirtschaft.

7. Der Condroz.

Was man heute Condroz nennt, ist ein im Südosten der Provinz Namur gelegener Teil der Vorardennen, der sich von Dinant in nordöstlicher Richtung über Ciney, dem Hauptorte des Bezirks, nach Modave, südlich der Stadt Huy, hin erstreckt. Der Name Condroz stammt von dem zu Caesars Zeiten hier sitzenden germanischen Stamm der Condrusier. In landschaftlicher und agronomischer Beziehung kann man als Condrozregion einen viel größern Bezirk als den oben bezeichneten betrachten; nämlich das ganze Übergangsland von Mittelbelgien bis zu den Ardennen.

Diese Region wird begrenzt im Nordosten durch die Sambre und die Maas, im Westen durch die französische Grenze, im Süden und Osten durch eine Verbindungslinie der Orte Momignies, an der französischen Grenze, Chimay, Couvin, Gruppont, Marche, Aywaille, Verviers, Limburg und Eupen an der deutschen Grenze. Sie umfaßt demnach vier in der belgischen Geographie unterschiedene Landschaften, im Osten das Land von Herve, in der Mitte den eigentlichen Condroz, südöstlich davon die Famenne mit der Hauptstadt Marche und im Westen den größten Teil von Entre-Sambre-et-Meuse mit der Hauptstadt Chimay.

Die Gesamtausdehnung dieses Landes beträgt 548 331 ha; und davon entfallen auf die Provinz

Hennegau	80 604 ha
Lüttich	146 480 „
Namur	277 136 „
Luxemburg	44 111 „
	548 331 ha

Die Mehrzahl der Condrozböden sind arme Verwitterungsböden, oft von geringer Mächtigkeit und steiniger Struktur; vielfach tritt das nackte Gestein zutage; etwa ein Viertel des Landes ist mit Wäldern bedeckt.

Als Untergrund besitzt der Condroz die ganze Reihe geologischer Formationen, die es vom Silur bis zur Steinkohle gibt, darüber gelagert findet man hier und da, ebenso wie in den Tälern, auch Bildungen jüngerer Perioden.

Von den vier Hauptbodenbildungen des eigentlichen Condroz sind der Kohlenkalk und der Sandstein die wichtigsten, Steinkohle und mittleres Devon sind weniger verbreitet. Die Bildung des Oberflächenbodens steht mit dem darunter anstehenden Gestein überall in engster Beziehung.

„Die aus Kalk, Schiefer und Quarzschiefer zusammengesetzten Verwitterungsmassen bilden kalkhaltige, lehmige und sandig-lehmige Bodenpartien. Je nachdem sie mehr oder minder Kalk enthalten, zersetzen sie sich leicht: leichter als die Ardennenböden, denen der Kalk meistens fehlt. Die Quarzgesteine verwittern zu Sandgerölle und zu lehmigen Sandböden. Wo viel Kalkstein ansteht, sieht man einen direkten Einfluß auf die Vegetation; die Bäume scheinen grüner belaubt zu sein. Bei seiner Verwitterung bildet der Kalkstein einen Boden von ziemlich guter Beschaffenheit auf steinigem, aber zerklüftetem Untergrunde. Die Baumwurzeln können in die schiefrigen Risse eindringen. Der Kalkfels liefert nach seiner Zersetzung und Vermengung mit andern Substanzen einen guten Ackerboden. Man kann mit ihm sogar noch die umliegenden kalkärmern Felder verbessern.[1])

Über den silurischen Schieferböden findet man oft eine Lehmschicht von geringer Mächtigkeit, die leicht zu bearbeiten und für Kultur geeignet ist.

Die höher gelegenen rheinischen Schiefer verwittern schwerer; der durch sie gebildete Boden ist darum meist weniger mächtig, kalt, zusammenbackend und dem Austrocknen leicht ausgesetzt. Er ist oft mit Steinen und Felstrümmern durchsetzt und gewöhnlich sehr reich an Kali infolge der Zersetzung von Kaliglimmer und Kalifeldspat, eignet sich jedoch meist nur für Aufforstung.

1) de Laveleye, L'Agriculture belge.

Die zersetzten Kalksandsteinböden im Condroz sind zum Teil steinig und mit Wäldern bedeckt; zum Teil bilden sie auch einen sandiglehmigen Boden von ziemlicher Tiefe, der leicht zu bearbeiten und von reichlicher Bodenfrische ist. Die Plateaus des mittleren Devon bilden meist sehr bindige, wenig durchlassende, kalkarme Tonböden.

Südlich vom Condroz liegt um die Ortschaft Marche herum eine Landschaft von armseligstem Charakter, die Famenne. Auf steinigem Schiefer liegt dort eine vielfach nur einige Finger dicke Krume, die bei starkem Regen das Wasser nicht zu fassen vermag und bei einiger Trockenheit dermaßen ausdorrt, daß man zwischen dem magern Gras überall den Erdboden durchschimmern sieht. Die Famenne gehört zu den ausgesucht schlechtesten Böden Belgiens. Nach Süden zu wird die Famenne etwas besser, der Boden ist dort nicht so überaus armselig wie bei Marche und trägt gute Ernten.

Die Schiefer- und Sandsteinböden im Condroz sind meist von sehr geringer Tiefgründigkeit und trocknen darum leicht aus. Die Praktiker sagen, es müßte auf solchen Böden mindestens einmal alle acht Tage regnen. Die Verwitterungsböden des Kalksteins sind die besten jener Gegend; doch sind sie oft sehr schwer zu bearbeiten und bei nassem Wetter lange Zeit unbetretbar.

Über die physikalische Zusammensetzung einiger Condrozböden geben die nachstehenden Analysen Aufschluß.

	Hamois	Louveigné	Salzinnes
Organische Bestandteile .	15,0	37,3	19,5
Sand	847,6	855,0	781,2
Ton	84,0	78,0	126,9

Die chemische Beschaffenheit erhellt aus folgender Zusammenstellung:

	Sileurieux	Louveigné	Salzinnes
Stickstoff	0,07	0,10	0,12
Kalk	0,38	0,25	1,88
Magnesia	0,21	0,09	0,20
Kali	0,04	0,05	0,04
Phosphorsäure	0,05	0,05	0,07

Der Vorrat an Phosphorsäure ist gering; er schwankt um 0,05 % und sinkt oft noch darunter. Das erklärt sich nicht nur aus der geologischen Beschaffenheit des Condroz, sondern auch aus der jahrhundertelang betriebenen Getreidekultur und Viehzucht, die dem Boden seine Nährstoffe entzogen und nur unvollkommen wieder zurückgegeben hat. Die seit 25 Jahren üblich gewordene Düngung mit phosphorsauren Salzen hat denn auch im Condroz wahre Wunder verrichtet.

Kali ist meist ausreichend im Boden vorhanden, so daß Kalidüngung nicht viel in Anwendung kommt.

Der Kalkgehalt ist meist unzureichend, besonders auf den schiefrigen Böden. In früherer Zeit waren daher Kalkdüngungen im Condroz sehr an der Tagesordnung. Jeder größere Betrieb hat selbst auf einem Stück Unland eine kleine Kalkbrennerei, wo die aus dem Boden gegrabenen oder aus einem benachbarten Kalkbruche geholten Kalksteine gebrannt wurden. Man kalkte jedes Jahr ein Drittel

der Brache, so daß im Umlauf dasselbe Land alle neun Jahre Kalkdüngung (15 000 bis 20 000 kg auf 1 ha) erhielt. Seit Verwendung kalkhaltender Phosphordünger ist die Kalkung des Ackers im Condroz jedoch sehr vermindert.

Die Stickstoffquellen des Bodens werden durch starken Anbau von Leguminosen und Verwendung stickstoffhaltiger Düngemittel verstärkt.

Der Condroz ist die Landschaft Belgiens, deren Landwirtschaft am längsten im Hintertreffen geblieben ist, und die zur Zeit de Laveleyes als die rückständigste ganz Belgiens bezeichnet wurde. Von Natur wenig begünstigt, dazu dünn bevölkert und in große Wirtschaften aufgeteilt, blieb die Produktionskraft des Condroz auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Zum großen Teile waren seine Böden mit Wäldern bedeckt, die, je weiter nach Westen, um so größer wurden. Der südliche Teil des Hennegau, die Entre-Sambre-et-Meuse genannte Landschaft, ist seit der Zeit der Römer- und der Karolingerherrschaft bis in die neueste Zeit zum größten Teile von undurchdringlichen Wäldern bedeckt gewesen. Erst die neuere Zeit, namentlich der Eisenbahnbau, hat auch in diese Teile Belgiens mehr Leben und Bewegung gebracht; aber immer noch gehören sie zu den abgelegensten und verlassensten Gegenden des Landes.

Durch die Verwendung von Handelsdüngestoffen und Veränderung der Betriebseinrichtung ist während der letzten 20 Jahre im Condroz vieles besser geworden, als es früher war. Man baut sehr viel Futterpflanzen und gewinnt dadurch die für eine intensive Viehhaltung notwendigen Futterstoffe, welche die magern Wiesen und Weiden nicht herzugeben imstande sind. Dadurch ist die Düngerproduktion vervielfacht worden, und der Ackerbau kann nunmehr mit viel größerm Erfolg als früher betrieben werden. Abgesehen von den undankbarsten Gegenden des Condroz, wie z. B. von den sterilen Böden der Famenne, ist auch der Boden dieses Landes durch eine intensive und zweckmäßige Behandlung in seiner Produktionsfähigkeit erheblich gehoben worden.

Daß der Condroz sich trotzdem nicht mit den mehr begünstigten Gegenden Belgiens messen kann, liegt an der dünnen Bevölkerung dieses Landes, die in kleinen, reizlosen Dörfern zusammenwohnt und in ihren kleinen Stallwirtschaften oder auf großen, wenig intensiv bewirtschafteten Pachthöfen dem Boden ihre Lebensnotdurft abgewinnt.

8. Die Ardennen.

Die Ardennenregion umfaßt 420 171 ha; davon liegen in der Provinz

Hennegau	5 401 ha
Lüttich	64 438 „
Namur	17 083 „
Luxemburg	303 249 „
	420 171 ha

Sie bedeckt also den ganzen Südosten Belgiens mit Ausnahme des südlichen Zipfels, der ein Hochplateau bildet und landschaftlich als Niederluxemburg, geologisch als Jurazone bezeichnet wird.

Die höhern Regionen des Gebirges bestehen aus silurischen Felsen, die niedriger gelegenen aus dem mittlern Devon, der sich durch seine große Unfruchtbarkeit

und gänzlichen Mangel an Kalk charakterisiert. Fruchtbarer Boden ist nur vereinzelt durch Verwitterung der schiefrigen Felsen entstanden.

Der größte Teil des Gebirges ist mit Wäldern bedeckt, von dem übrigen Land ist mehr als die Hälfte Unland und Wiese, der kleinere Teil Ackerland.

Die nachstehende Tabelle zeigt die Bodenverteilung in den drei Provinzen, über die sich die Ardennenregion erstreckt, unter Fortlassung des kleinen Teiles der Provinz Hennegau, der zu den Ardennen gehört.

	Wald	Unland	Wiese	Acker
Luxemburg . .	162 625 ha	55 027 ha	53 694 ha	115 102 ha
Namur . . .	104 150 „	13 158 „	42 556 „	150 701 „
Lüttich	60 728 „	10 512 „	52 756 „	124 923 „

Berücksichtigt man, daß alle drei Provinzen Teile enthalten, die nicht zu den Ardennen gehören und in denen die Ackernutzung stärker hervortritt, so verschiebt sich das durch obige Zahlen angedeutete Verhältnis der Ardennenböden noch zuungunsten des Ackerlandes, und der Anteil von Wald, Wiese und Unland tritt noch stärker hervor; so daß man in den Ardennen wenig mehr als den fünften Teil des Bodens in Ackernutzung antreffen wird.

Sedimentärböden findet man nur in den Tälern längs der Bäche, Flüsse und Ströme des Landes; die große Mehrzahl sind Böden, die aus Verwitterung des Gesteins entstanden sind und dessen Charakter tragen.

Dem Untergrund entsprechend findet man in den Ardennen völlig steinige Böden mit geringer Krume oder mit einer tonigen, schwer zugänglichen Erdschichte bedeckt auf den silurischen Schiefergesteinen, welche die höchstgelegenen Teile des Gebirges ausmachen. Bisweilen tritt der kahle, unverwitterte Fels darin zutage, bisweilen deckt den Boden eine harte, unbewegliche Masse von schiefrigen Gesteinstrümmern; stellenweise haben sich auch auf dem undurchlassenden Untergrund in feuchter Lage Moore von ziemlicher Ausdehnung gebildet.

Solcher Moore zählt man in der Provinz

Lüttich	4 646 ha
Luxemburg	4 599 „
Namur	328 „
zusammen . . .	9 573 ha

Der Hauptteil dieser Moore liegt südöstlich von Spa an der deutschen Grenze.

Wo Sandstein und Granit den Untergrund bilden, entstehen durch Verwitterung steinig-sandige Böden, die in der Regel nur für Aufforstung geeignet sind; allein wo der Sand feinkörnig ist und eine größere Beimengung von Ton und Lehm enthält, ist er kulturfähig.

Die in den Tälern liegenden Ardennenwiesen sowie die als Weide benutzten Moorflächen leiden gewöhnlich an schlechter Entwässerung; Weiden am Bergeshang auf steinigem Grunde neigen im heißen Sommer zum Austrocknen. Was in Ackernutzung ist, sind die besten Böden der Ardennen und meist leicht zu bestellen. Die früher extensive Beackerung mit jahrelanger Brache sowie das Moorbrennen haben heute fast gänzlich aufgehört; man zwingt den Acker durch starke Handelsdüngergaben zu jährlichen Ernten.

Die höchsten Erhebungen der Ardennen gehen bis zu 650 und 680 m. Die Baraque Michel östlich von Spa in der Nähe der deutschen Grenze ist 674 m hoch. Je höher man in den Ardennen steigt, um so mehr Wald und um so weniger Acker findet man; das hindert aber nicht, daß man nach stundenlangem Anstiege durch dichte Wälder hier oft auf dem Gipfel des Berges einen Bauernhof und rundherum Kartoffeläcker und Haferfelder antrifft. Die Höhenlage hindert die Ackerkultur nicht, wenn auch naturgemäß mit dem höher herauf rauher werdenden Klima die Vegetation eine andre, die Auswahl der Ackerfrüchte kleiner und die Erträge ärmer werden.

Die physikalische Beschaffenheit des Ardennenbodens zeigt sich aus folgenden Analysen:

	Schamps	Bastogne	Longchamps
Organische Bestandteile .	80,6	64,3	29,3
Sand	767,9	797,5	561,0
Ton	25,3	18,9	65,8

Entsprechend der Entstehung des Bodens ist seine Zusammensetzung sehr verschiedenartig, und die angeführten wenigen Analysen können wenig Anhalt für eine Vorstellung seiner Beschaffenheit geben. Im allgemeinen sind die Ackerböden in den Ardennen leicht zu bearbeiten, gut durchlassend und ziemlich humusreich.

Die chemischen Bestandteile des Ardennenbodens zeigen die nachstehenden Analysen:

	Schamps	Bastogne	Longchamps
Stickstoff	0,05	0,05	0,15
Kalk	0,12	0,08	0,14
Magnesia	0,95	0,52	0,50
Kali	0,19	0,03	0,03
Phosphorsäure	0,05	0,06	0,10

Der Hauptbesitz der Ardennenböden ist ein gewöhnlich ausreichender Bestand an Kalisalzen. Kalidüngungen sind dort denn auch wenig üblich. Armut herrscht dagegen meist an Kalk und Phosphorsäure, und der phosphorsaure Kalk ist darum der wichtigste Handelsdünger der Ardennen, der in großen Mengen verwandt wird und im Lauf der letzten Jahre einen ziemlich hohen Grad von Betriebsintensivität in den Ardennen ermöglicht hat.

Man ginge gänzlich falsch, wenn man glaubte, die Ardennenwirtschaften würden heute noch nach alter, unbeholfener Weise betrieben. Das ist nicht der Fall; im Gegenteil gilt in Belgien als allgemein bekannt, daß kein andrer Landesteil seit Modernisierung der Landwirtschaft solche Fortschritte gemacht hat, wie die Ardennenregion.

Die Zahl der Kulturen ist dem rauhen Klima entsprechend auf wenige beschränkt; Hafer und Kartoffeln sind die wesentlichsten Feldfrüchte der Ardennen.

Die Bevölkerung ist dünn; man wohnt in traulichen Dörfern, die zwischen den Bergen eingebettet liegen, zusammen, Acker, Wiesen und Gemeindewaldungen liegen auf den Bergen rundumher. Die Ardennenbewohner, in deren Adern viel romisches Blut fließt, haben mehr oder weniger die Charaktereigenschaften eines südlichen Volkes; ihr Streben ist, in möglichst angenehmer Weise ihre Tage hinzu-

bringen; großer Ehrgeiz sowie das Verlangen nach viel Geld und Gut liegt ihnen fern; sie begnügen sich mit einem mäßigen Besitze, den sie so gut wie möglich zu genießen trachten. Ihre Landwirtschaft ist darum für den vielgereisten Landwirt wenig lehrreich; dennoch ist es nicht ohne Interesse zu sehen, wie sie es fertig bringen, mit möglichst geringem Aufwand ihrem spröden Boden den Lebensunterhalt abzugewinnen und mit dem erzielten Gewinn ihre Lebensansprüche vollauf zu decken.

Geht den Ardennen auch der Vorzug einer hoch intensiven Kultur ab, so bieten sie um so mehr an landschaftlichen Reizen, die nicht nur den Charakter ihrer Bewohner formen halfen, sondern auch auf alle Reisenden von größter Anziehungskraft und angenehmster Wirkung zu sein pflegen.

Schon auf dem Wege von Maastricht nach Lüttich bietet sich dem Auge das merkwürdige Gemisch von Naturschönheiten und industriellen Anlagen. Feuerspeiende Hochöfen, rauchende Schornsteine und Koksbrennereien, pustende kleine Lokomotiven, geisterhaft dahingleitende Schwebebahnen, hohe Schutthalden, rastloses Hämmern, das aus den rauchgeschwärzten, dampfenden Werkstätten herausdröhnt, verraten das emsige Treiben, das hier allenthalben herrscht, während von den Höhen malerisch gelegene Villen und schattige Wälder zur Ruhe und zum Naturgenuß einladen.

Der elegante Badeort Spa im Nordosten der Ardennen, die romantische Tropfsteinhöhle von Han bei Rochefort, die wundervollen Ufer der Maas zwischen Namur und Dinant, die altersgraue, steinige Feste des Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon sind für alle Reisenden, die jemals die Ardennen durchquerten, in dauernder Erinnerung haftende Wanderbilder. Wer sich die Zeit nahm, den Tälern der kleinen Gebirgsflüsse, der Semoy, Lesse, Ourthe, Amblève und Vesdre, zu folgen, hat alltäglich neue Bilder von entzückender Naturschönheit, enge Wiesentäler, hochaufragende Gebirgsstöcke, traulich im Abendsonnenschein ruhende Dörflein entdecken können, ohne je des Wanderns müde zu werden.

Es ist ein Land, das der Mensch noch nicht überall verändert und umgeformt hat, um es seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen anzupassen, ein Stück der Mutter Erde, das uns durch seine unberührte Frische und jungfräuliche Schönheit in seinen Bann zwingt. Sagen und Märchen weben mit Überlieferung und Geschichten alte Erinnerungen von Berg zu Berg und füllen Wald und Hügel mit ihren romantischen Gestalten.

Hier standen einst die Burgen der fränkischen Edelinge im Reich Karls des Großen; hier zogen die ersten Karolinger zur Jagd; hier war es, wo ihnen einst auf fröhlichem Jagdzug ein wunderbarer Hirsch aus dem Wald entgegentrat, und dort, wo die Haimonskinder auf ihren Burgen saßen. Noch heute trotzt bei der Stadt Dinant die steile Felsnadel zum Himmel, die nach dem Rosse der Haimonskinder Roche à Bayard genannt ist, und noch heute deutlich sichtbar die Spuren des Hufeisens trägt, die das mutige Roß bei kühnem Sprung im Felsen zurückließ, als es die Haimonskinder auf der Flucht vor Karl dem Großen rettete.

Hier weiß das Volk von Gnomen und Heinzelmännchen zu erzählen, die in Grotten und Höhlen wohnen, dort weist ein schmaler Gebirgspfad zu der weissagenden Gebirgsfee; hier hauste der grausame „Eber der Ardennen", Graf Wilhelm von der Marck, und dort krächzen noch heute wie vor tausend Jahren die Dohlen und Krähen

um den steilen Kalkfels. Über alte Gräberfelder von Römern und Kelten führt der Weg durch Schluchten und Höhlen, in deren Tiefen die Wasser des Gebirgsflüßchens hinabstürzen und verschwinden, um weit davon an andrer Stelle wieder zutage zu treten. Weiter geht der Weg über Geröll und Gestein, an dem Jahrtausende achtlos vorbeischritten, bis das Auge des immer weiter forschenden Menschen in ihnen die Überreste vorzeitlicher Welten fand. Zwischen Lüttich und Huy liegen die Kalksteinhöhlen von Engis, in denen 1829 der Lütticher Gelehrte Dr. Schmerling zahlreiche fossile Knochen und den sogenannten „Schädel von Engis" fand, aus welchen Funden er als einer der ersten auf die Existenz des Menschen in vorgeschichtlicher Zeit schloß.

9. Die Juraregion.

Der südlichste Teil Belgiens und zugleich südliche Teil der Provinz Luxemburg wird als Niederluxemburg oder als die Juraregion Belgiens bezeichnet. Es ist ein verhältnismäßig kleines Gebiet, 94416 ha groß, das nach Norden zu gegen die Ardennen durch eine Verbindung der Orte Florenville—Marbehan—Habay—Attert begrenzt wird.

Es ist ein Hochplateau, das etwa 300 m überm Meeresspiegel liegt. Der Boden datiert seiner Entstehung nach aus der Periode von Trias und Jura und setzt sich zum Teil aus schiefrigem und mergelhaltigem, zum Teil aus hartem Gesteine zusammen.

Die leichtern Böden erinnern in manchen Bezirken an die Campine, zeigen jedoch eine recht schöne Fruchtbarkeit dort, wo das Land kalkhaltig ist. Die tonigen und steinigen Böden von Niederluxemburg haben ähnliche Charaktere wie der Boden im Condroz. Sie sind kalt und feucht und häufig undurchlassend. Ihre Bearbeitung ist schwierig und der Ackerbau wenig lohnend.

Die leichtern, sandig-tonigen Böden haben jedoch die Oberhand; sie sind leicht zu bearbeiten, neigen aber vielfach zum Austrocknen in regenarmer Zeit.

Die nachstehenden Analysen zeigen die physikalische Beschaffenheit einiger Böden jenes Landes.

	Barfinvault	Gomery	Villers sur Semois
Organische Stoffe	22,8	24,1	13,9
Sand	826,6	780,2	615,0
Ton	139,0	142,9	255,2

Die chemische Zusammensetzung erläutern die folgenden Analysen:

	Barfinvault	Gomery	Villers sur Semois
Stickstoff	0,08	0,08	0,10
Kalk	0,29	0,32	4,96
Magnesia	0,17	0,36	0,33
Kali	0,01	0,07	0,06
Phosphorsäure	0,11	0,19	0,06

Der natürliche Vorrat an Phosphorsäure ist für den Ackerbau in der Regel unzureichend. Phosphatdüngung ist darum auf diesen Böden zur Erzielung großer Ernten erforderlich. Der Kalireichtum ist oft ziemlich groß, aber die Kalisalze des

Bodens sind für die Pflanzen schwer löslich und schwer aufnehmbar. Dennoch genügt eine regelmäßige gute Stalldüngung, um dem Acker Kali und auch Stickstoff in ausreichender Menge zuzuführen.

Hafer, Kartoffeln und Roggen sind die Hauptackerfrüchte in Niederluxemburg. Gut ein Drittel des Landes sind Wälder.

Was für diesen Teil Belgiens sehr charakteristisch ist, sind die vielen Gemeindewaldungen, deren Erträge der Gesamtheit der Dorfeinwohner zunutze gemacht werden. Von den vielen Wäldern der Provinz Luxemburg gehört fast die Hälfte den Gemeinden.

75875 ha Wald (das sind 47% aller Wälder der Provinz) und 16346 ha Unland (das sind 30% allen Unlandes) gehören in Luxemburg den Gemeinden.

Dies sind die Quellen, aus denen die Bevölkerung jenes Landes die Mittel zieht, um auch dem Ärmsten ein erträgliches Dasein zu verschaffen. Die Gemeindeländereien, namentlich die Forsten, gewähren eine Menge Arbeitsgelegenheit, sie verschaffen den Kommunalkassen teilweise große Einnahmen und entlasten dadurch die Dorfbewohner ganz oder teilweise von den Gemeindesteuern, und schließlich findet ein jeder im Wald sein Brennholz, in der Heide etwas Torf und Streu, auf den Wiesen einen Platz für seine Kuh und oftmals noch gar ein Stückchen Ackerland, das ihm die Gemeinde unentgeltlich oder gegen geringen Preis zur Nutzung überläßt.

Die altertümlichen Gebräuche der Dörfer bei Nutzung ihrer Gemeindeländereien sind in Niederluxemburg sowie auch in einigen Teilen der Ardennen äußerst interessant; die Landwirtschaft und Bodenkultur bietet dort dagegen so gut wie nichts, was des Interesses wert wäre.

* * *

Nachdem wir alle Böden Belgiens an unserm Auge haben vorbeiziehen sehen und zuletzt den abgelegensten und vielleicht am wenigsten bekannten Teil dieses Landes in Niederluxemburg kennen gelernt haben, möchte ich noch einer Bemerkung widersprechen, mit der de Laveleye seine Wanderungen durch Belgien schließt:

„Wir raten", sagt er, „dem landwirtschaftlichen Studienreisenden, der die verschiedenen Landbaugebiete Belgiens kennen lernen will, an, seine Reise in Niederluxemburg, diesem glücklichen Lande, zu beschließen, damit er unter dem letzten Eindrucke mit einer angenehmen Erinnerung seine Studien beendigen möge."

Ich habe seinen Rat befolgt und muß dem belgischen Agrarschriftsteller entschieden widersprechen, daß der Eindruck der luxemburgischen Landwirtschaft für mich der des last not least in Belgien gewesen wäre. In landschaftlicher Hinsicht bietet Niederluxemburg, abgesehen vom Tal der Semois, nichts, was man nicht vielfach häufiger und reizvoller in den Ardennen fände; und in landwirtschaftlich-technischer Hinsicht scheint mir jener Teil Belgiens hinter dem ganzen übrigen Lande zurück zu sein. Mit Ausnahme der merkwürdigen Agrarverfassung habe ich nichts in Niederluxemburg finden können, weswegen ich einem reisenden Landwirte jenes Land zu besuchen anraten würde.

Zusammenfassend zeigt die folgende Tabelle nochmals die Ausdehnung der verschiedenen landwirtschaftlichen Zonen Belgiens, die im vorangehenden nacheinander behandelt wurden.

Dünen	3 740 ha
Polder	97 304 „
Campine	449 752 „
Flämische Sandböden	365 144 „
Lehm- und sandige Lehmböden	966 657 „
Land von Herve	61 057 „
Condroz	487 274 „
Ardennen	420 171 „
Niederluxemburg	94 416 „
	2 945 515 ha

Die Böden Belgiens teilen sich demnach in drei etwa gleich große Gruppen: Die erste und größte Gruppe sind die lehmigen Böden Mittelbelgiens, die zweite Gruppe bilden die Gebirgsgegenden und die dritte Gruppe die Sandböden im Norden Belgiens.

Nimmt man an, daß von den Ackerböden Mittelbelgiens der größte Teil von mittelguter Beschaffenheit ist und daß sich Böden mit gleich guten Eigenschaften auch in den nördlich und südlich davon gelegenen Teilen des Landes noch häufig antreffen lassen, wie z. B. die Polder im Nordwesten, so kann man dieser Klasse von mittelguten Böden wohl den ersten Platz einräumen. Es sind das Böden, die bei ausreichender Bearbeitung und Düngung jede Ackerfrucht zu tragen bereit sind und jede Intensitätssteigerung, soweit solche nur durch die wirtschaftlichen Faktoren zulässig scheint, bezahlt machen. Die ganz erstklassigen Böden mit einer metertiefen milden Krume, guter natürlicher Wasserregulierung, natürlichem Reichtume von Nährstoffen und starker Absorptionskraft für Düngestoffe, mit einem Wort: reiche und stark produktive Böden, trifft man unter diesen Böden von mittelguter Qualität nur in einem beschränkten Umfang an. Zu ihnen gehören die Böden im Land von Thuin, einige Teile des Hesbegau, die mildern Tonböden der Polder u. a.

Den zweitgrößten Anteil an den Kulturböden Belgiens haben die Sandböden, die mit Ausnahme weniger Teile überall kulturfähig sind, aber für die Kulturbarmachung und hohe Produktionsleistung erheblich mehr Aufwand an Arbeit und Kapital erfordern, als die reichern Fluren Mittelbelgiens.

Der größte Teil der belgischen Sandböden ist durch Aufwand einer großen Intensität zu einem sehr produktiven Land umgeschaffen worden; durch jahrhundertelange angestrengte Kultur ist auf ihnen in dem von alters her berühmten Flandern das geschaffen worden, was man mit Recht einen Garten Gottes auf Erden genannt hat. Ein kleinerer Teil der leichten Böden ist in extensiver Kultur, in Forstnutzung oder gar einstweilen noch ganz ungenutztes Land.

Den kleinsten Teil des belgischen Landes bilden schließlich die steinigen Gebirgsböden. Die außerordentlich wechselnd, bald gutes Land bilden und eine gute landwirtschaftliche Kultur zulassen, bald aber auch nur mit einer spärlichen Krume ausgestattet sind und darauf eine wenig reiche Bergweide produzieren oder auf ihren steinigen Abhängen mit Wäldern bedeckt sind.

Die Verteilung des belgischen Bodens seiner Kultur und Nutzung nach zeigt folgendes Bild:

	ha	Prozent der Landesoberfläche
Weizen und Spelz	183 808	6
Roggen und Mengkorn	278 620	9
Gerste	38 184	1
Hafer	237 337	8
Zuckerrüben	64 175	2
Andre Ackerfrüchte	262 577	9
Futterpflanzen	401 592	14
Wiesen und Weide	295 466	10
Garten und Park	67 419	2
Brache	31 115	1
Wald	521 494	18
Unkultiviertes Land	169 329	6
Rest (Wasser, Wege, Bauterrain usw.)	394 399	14
	2 945 515	

IV.

Verkehrswesen.

Unter allen Begebenheiten, welche die volkswirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrhunderts charakterisieren, gibt es keine, die einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Gestaltung des Erwerbslebens ausgeübt hat, wie die Ausdehnung und Vervollkommnung der Transport- und Kommunikationsmittel.

Der Ausbau des Kanalnetzes, die Schiffbarmachung von Strömen, Anlage und Vergrößerung der Häfen, Vervielfachung und Verbesserung der Landstraßen und Chausseen, der Bau von Eisenbahnen sowie elektrisch getriebener Vizinalbahnen, ein großartiges Postwesen, Telegraph und Telephon, eine starke Vermehrung der Handelsflotten sowie die Verwendung von Fahrrad und Automobil als neue praktische Verkehrsmittel, alles das sind Beweise des ungeheuren Aufschwungs, den das Verkehrswesen in neuester Zeit genommen hat, eine Entwicklung, in deren Anfangsstadien wir heute vielleicht noch stehen und die in kommenden Zeiten Umfang und Formen annehmen wird, von denen wir uns heute noch kaum eine Idee machen können.

Eine Weltwirtschaft ist erst durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe, eine Weltmarktpreisbildung namentlich durch die Telegraphen möglich geworden.

Auch die landwirtschaftliche Produktion wurde durch die Entwicklung des Verkehrswesens erheblich verändert. Aus der wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Isoliertheit hat die Verbesserung und Vermehrung der Verkehrswege und Verkehrs-

mittel die Landwirte befreit. Der entwickelte Verkehr gestattete die starke Entfaltung der landwirtschaftlichen Industrien, ermöglichte den Bezug der großen Mengen künstlicher Dünge- und Futterstoffe, dieser unentbehrlichen Produktionsmittel der modernen Landwirtschaft; er ermöglichte für die gewonnenen Erzeugnisse das Aufsuchen entfernter Märkte und lohnenden Absatzes. Die entwickelten Verkehrsmittel machten den Landwirt bis zu gewissem Grad unabhängig von der ungünstigen Lage der Wirtschaft und von erschwerenden Produktionsbedingungen.

Mit den verbesserten Verkehrsmitteln werden nicht allein die Transportkosten ermäßigt, sondern es erweitert sich auch das Absatzgebiet, und infolgedessen steigt der Produktenpreis. Sehr intensive Landwirtschaft sowie sehr entwickelte Großfabrikation würden ohne gute Transportmittel kaum möglich sein.

v. Thünen hat unter Zugrundelegung der Annahme, daß ein andres Transportmittel als die Achse auf den Straßen nicht existiere, eine Berechnung angestellt, in welcher Entfernung vom Konsumtionsort die verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte noch mit Gewinn hergestellt werden könnten, und wie sich das Betriebssystem mit der Entfernung vom Markt ändern müsse.

Der Wert des Getreides auf dem Gute selbst, sagt v. Thünen, nimmt ab mit der größern Entfernung des Gutes vom Marktplatz. Je entfernter das Gut vom Marktplatz ist, desto größer sind die Transportkosten des Getreides, folglich um so geringer der Wert desselben auf dem Gute selbst.[1])

So läßt sich für ein jedes Produkt eine bestimmte Entfernung berechnen, auf welche hin dasselbe zu verfrachten einen Kostenaufwand verursacht, welcher den Tauschwert des Gutes absorbiert.

Verbesserte Verkehrsmittel, schreibt de Laveleye,[2]) haben den allergünstigsten Einfluß auf die Landwirtschaft. Sie erhöhen den Preis der Produkte und dadurch die Bodenpreise. Es ist der Landwirt, der, direkt oder indirekt, die Transportkosten tragen muß, denn der Preis seiner Produkte ist am Herstellungsort gleich dem Preis am Verbrauchsort, wenn man von letztem die Transportkosten abzieht. Je mehr man darum die Transportkosten vermindert, um so mehr wird sich die Einnahme des Landwirts heben. Auch wird der Landwirt sich bei verbesserten Verkehrsmitteln zu geringern Kosten landwirtschaftliche Hilfsstoffe, Ackergeräte und alles, was er sonst nötig hat, anschaffen können. Die sich ihm bietende leichtere Gelegenheit zum Reisen wird seine Augen öffnen, seinen Gesichtskreis vergrößern und ihn bessere Wirtschaftsmethoden kennen lehren. Zum großen Teil ist es daher auf den mächtigen Ausbau von Eisenbahnen und Landstraßen zurückzuführen, daß die Landwirtschaft Europas, und besonders die belgische Landwirtschaft, so große Fortschritte gemacht hat.

Belgien steht, was den Reichtum an Verkehrswegen betrifft, unter allen Ländern der Erde obenan. Im Ausbau des Eisenbahnnetzes ist es überhaupt das erste Land der Erde. Im Jahr 1904[3]) besaß Belgien 23,9 km Eisenbahn auf 100 qkm der Landesoberfläche, Großbritannien 11,7 km, Deutschland 10,3 km, die Schweiz 10,2 km, die Niederlande 9,9 km, Frankreich und Dänemark je 8,5 km. Der Ausbau

1) v. Thünen, Der isolierte Staat. 3. Auflage. Berlin 1875.
2) E. de Laveleye, L'Agriculture belge.
3) Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1906.

Großbauernhof in Westflandern.

Bauernhof in Westflandern.

der Landstraßen Belgiens kann sich ebenfalls mit der in den Nachbarländern messen, und auch die Wasserwege, die Belgien durchschneiden, weisen ein reich verzweigtes Netz auf, das zwar nicht mit dem wasserreichen Holland, aber sehr wohl mit dem des östlichen und südlichen Nachbarlandes den Vergleich aufnehmen kann.

1. Straßen und Wege.

Die Länge der Kunststraßen Belgiens betrug im Jahr 1904:[1])

Antwerpen	809 km
Brabant	1 053 „
Westflandern	1 105 „
Ostflandern	981 „
Hennegau	1 171 „
Lüttich	1 123 „
Limburg	722 „
Luxemburg	1 298 „
Namur	1 267 „
Belgien . . .	9 529 km

Das sind etwa 323 km auf 1000 qkm (in den Niederlanden 365 km, in Pommern 154 km und in der Provinz Hessen-Nassau 514 km).

Von diesen Kunststraßen waren:

7821 km Staatschausseen,
1593 „ Provinzialchausseen und
115 „ Gemeindechausseen.

Die Länge der Landstraßen umfaßte im selben Jahre 29 126 km, das sind etwa 989 km auf 1000 qkm.

Während die Ausgaben für die Kunststraßen fast völlig durch den Staat getragen werden, kommen die Kosten für Unterhalt und Ausbau der Landstraßen zum größern Teil auf Rechnung der Gemeinden und Provinzen. Sie teilen die Kosten untereinander etwa im Verhältnis von 2 (Staat) zu 3 (Provinzen und Gemeinden). Im Jahr 1903 bezahlte der Staat für Unterhalt der Landstraßen 3,7, die Gemeinden 4,1 und die Provinzen 2,0 Millionen Frank.

Die Gesamtausgaben des Staates für Wegebau beliefen sich im Jahr 1903 auf 10,4 Millionen Frank. In dem Zeitraume von 1830—1900 verwandte Belgien rund 95,8 Millionen Frank auf Ausbau seines Wegenetzes.

Die Kosten für Anlage von 1 km Kunststraße schätzt man in Belgien auf 16 000 ℳ, für Anlage von 1 km gepflasterten oder makadamisierten Landwegs auf etwa 4400 ℳ. (In Preußen rechnet man heute im Durchschnitt für die Staatschausseen 18 000—20 000 ℳ, und für die Klinkerchausseen, wie man sie in den holländischen Marschen überall antrifft, rechnet man 30 000 ℳ).

Die Makadamisierung ist eine besondere Art der Versteinung, bei der auf den trocknen Untergrund dünne Lagen von Steinstücken geringer Größe so lange aufgelegt werden, bis sie eine Schicht von bestimmter Höhe (25—30 cm) bilden. Diese Schicht wird in feuchtem Zustande gründlich mit schweren Walzen gewalzt.

1) Annuaire statistique de la Belgique.

Neben den Chausseen herlaufende Sommerwege kennt man in Belgien fast gar nicht, und da deren Nutzen im Verhältnis zu den Kosten nicht sehr groß ist, wird auch keinerlei Bedürfnis nach solchen laut. Auch die in den Niederlanden fast überall auf dem Rande der Chausseen angelegten Radfahrwege sind in Belgien nicht sehr häufig, wie denn überhaupt dem Fahrrad als Verkehrsmittel in Belgien eine viel weniger wichtige Rolle zuerteilt ist, als das in den Niederlanden der Fall ist.

Seit die Eisenbahnen die Hauptverkehrsstraßen aller hochentwickelten Kulturländer geworden sind, haben die Kunststraßen, zumal wo sie mit den Eisenbahnen parallel laufen, als Wege des großen Durchgangsverkehrs einen Teil ihres Verkehrs und ihrer Wichtigkeit verloren und können nur noch auf kurzen Distanzen einem größern Verkehre dienen. Gestiegen ist jedoch auch trotz des Eisenbahnbaues das Bedürfnis, die nicht von Eisenbahnen berührten Landstädte und Landdistrikte durch Landstraßen mit den Stationen und Haltepläßen der Eisenbahnen zu verbinden.

Wer viel in Belgien gereist ist, wird mit mir den Eindruck erhalten haben, daß sich die großen Straßen im Land einer vorzüglichen Beschaffenheit erfreuen. Namentlich die südlichen bergigen Teile Belgiens besitzen dank der soliden Unterlage des steinigen Bodens einen großen Reichtum vorzüglicher Chausseen, die sich wie breite lange Bänder durch die Täler und über die Berge hinziehen. Als Beweis für die Güte jener Chausseen kann es zweifellos angesehen werden, daß in den Ardennen nicht nur ein regelmäßiger sehr lebhafter Automobilverkehr während der guten Jahreszeit herrscht, sondern fast alle Jahre auch internationale Automobilrennen abgehalten werden.

Daß es diesen, zum Teil noch aus der Römerzeit stammenden Bergstraßen vielfach auch nicht an einer bezaubernden Schönheit fehlt, wird jeder, der die Ardennen bereiste, zu erzählen wissen. Welch reiche Abwechslung bietet sich dem Auge des Wanderers, der von Namur nach Dinant dem Ufer der Maas folgt, welch entzückende Aussichten gibt es beim steilen Aufstiege nach Bouillon, welch liebliches Bild, wenn man von den Hocharbennen herabsteigt ins Tal der Amblève mit seinen Marmorbrüchen und freundlichen Dörfern und seinen hochragenden alten Burgen am Felsufer.

Auch Mittel- und Niederbelgien haben an guten Kunststraßen keinen Mangel; in ihnen tritt jedoch infolge der sehr dichten Besiedlung die Bedeutung der Landstraßen mehr hervor als in den Ardennen, wo die Menschen zusammen in Dörfern an der großen Heerstraße wohnen. Diese Landwege, gepflastert oder ungepflastert, lassen im nördlichen Belgien oft recht viel zu wünschen übrig. Obgleich unausgesetzt an ihrer Verbesserung gearbeitet wird, sind sie doch im allgemeinen wenig gut unterhalten; ein Eindruck, den ein Radfahrer vielleicht schneller wahrnimmt, als wer zu Fuß und zu Wagen seine Straße zieht. Die große Annehmlichkeit, auf allen Wegen und in allen Richtungen schnell zu Rad vorwärts zu kommen, die ich während meiner Reisen in Holland sehr genossen hatte, habe ich in Belgien nicht finden können; das Rad ist darum für mich in Belgien zum Transportmittel von sehr untergeordneter Bedeutung geworden, wozu freilich die sehr schwierigen Umstände des Eisenbahntransports nicht wenig mit beigetragen haben.

Abgesehen davon, daß die Transportspesen für Fahrräder ziemlich hoch sind (auf Staatsbahnen 0.70 Frank, auf Privatbahnen 1 Frank), und bei mehrfachem Unter-

brechen der Bahnfahrt und jedesmaligem Neulösen einer Fahrradkarte der Transport des Rades bisweilen teurer sein kann, als der des Reisenden selber, so gilt als wesentlichster Grund für Unterbindung eines lebhaften Fahrradverkehrs die rigorose Bestimmung: „La conduite du vélocipède dans les dépendances du chemin de fer doit se faire par les soins du propriétaire, qui doit coopérer au chargement, au transbordement et au déchargement de sa machine“.

Wer noch andres Reisegepäck hat, ist kaum in der Lage, dieser Bestimmung nachzukommen, denn das „Mithelfen“ — „coopérer“ — stellt sich in Wahrheit als „Selbstbesorgen“ heraus. Auf den engen Bahnhöfen Belgiens mit ihrem Riesenverkehr ist es oft gar nicht möglich, das Fahrrad bis zum vorn hinter der Maschine befindlichen Packwagen zu befördern, gleichzeitig sich einen Platz zu suchen und für sein Handgepäck zu sorgen. Beamte findet man am Packwagen in der Regel nicht; man muß darum entweder warten, bis im letzten Augenblicke vor Abgang des Zuges ein Beamter das Fahrrad einladen hilft, oder man muß es allein in den Wagen setzen; wie es mir auch vorgekommen ist, daß ich beim Ausladen niemand im Packwagen fand, darum selbst hinaufstieg, das Rad hinaussetzte, es gegen den Packwagen anlehnte und im letzten Augenblick, als der Zug schon in Bewegung war, über das Rad hin zum Packwagen hinaussprang und mein Rad aufnahm. Daß die Fahrräder bei solcher Behandlung nicht besser werden und daß man bei den höchst unbequemen Einrichtungen des Transports allmählich die Lust am Fahrrad verliert, ist wohl verständlich.

Das Fahrrad ist in Belgien ein Sportfuhrwerk und ein Gebrauchsfuhrwerk auf kürzere Abstände; als letztes wird es z. B. für Geschäftsboten in den Städten verwandt. Um es auf größere Reisen mitzunehmen und von der Eisenbahnlinie aus das Land zu bereisen, kann man es kaum gebrauchen. Der Fahrradverkehr in Belgien ist denn auch nicht sehr stark entwickelt, viel weniger z. B. als in den benachbarten Niederlanden, wo er zu besonders großer Entwicklung gelangt ist, und wo das Fahrrad ein Verkehrsmittel allerersten Ranges vorstellt.

2. Eisenbahnen.

Die erste belgische Eisenbahn fuhr am 5. Mai 1835 von Brüssel nach Mecheln. Heute ist Belgien im Verhältnis zur Landesoberfläche das eisenbahnreichste Land der Erde, mit dem sich selbst kleinere industriereiche Teile andrer Länder, wie z. B. das Königreich Sachsen, nicht messen können.

Das Gesamteisenbahnnetz Belgiens umfaßte im Jahr 1905

Staatsbahnen	4048 km
Privatbahnen	531 „
Lokalbahnen	2715 „
zusammen	7294 km,

das sind auf 1000 qkm 248 km Eisenbahn.

Im großen Durchgangsverkehre sind fast alle Eisenbahnlinien in Belgien Staatseigentum; die wenigen noch vorhandenen Privatbahnen wären voraussichtlich auch bereits in Händen des Staates, wenn ihr Bestehen nicht durch langdauernde Be-

triebskonzessionen oder durch unerschwinglich hohe Ankaufskosten einstweilen noch sichergestellt wäre. Anders ist es mit Kleinbahnen und Lokalbahnen, die fast ausschließlich durch Privatgesellschaften exploitiert werden. Der Ausbau der elektrischen Bahnen ist gleichfalls ein außerordentlich starker, hat aber nur für die Stadtbezirke oder für Verbindung dicht benachbarter industrieller Ortschaften Bedeutung.

Das rollende Material auf den belgischen Eisenbahnen belief sich auf

	Lokomotiven	Personenwagen	Güterwagen
Hauptbahnen	3515	7055	79200
Lokalbahnen	473	1172	4188
zusammen	3988	8227	83388

Die dem Eisenbahnverkehre dienenden Einrichtungen sind in Belgien, dem regen Verkehre des Landes angepaßt, außerordentlich zahlreich; allein das oben genannte rollende Material ist in Belgien etwa dreimal so groß wie in den an Oberfläche etwa gleich großen Niederlanden. Ebenso wie das rollende Material weisen auch der Beamtenkörper, die Eisenbahnstationen und alles, was sonst noch dem Eisenbahnverkehre dient, sehr große Zahlen auf.

Ein Vorzug der belgischen Eisenbahnen für den Reisenden sind die billigen Tarife. Die belgische Eisenbahn kennt nur zwei Klassen, eine dritte und eine zweite Klasse; die als erste Klasse geltenden reservierten Abteile zweiter Klasse werden verhältnismäßig sehr wenig benutzt. Man berechnet die Fahrpreise in Belgien nach einem Zonentarife: demnach kostet

	einfache Fahrt		Rückfahrt	
	für 1 km	für 100 km	für 1 km	für 100 km
III. Klasse . . .	0,16 ℳ	3,04 ℳ	0,28 ℳ	4,84 ℳ
II. Klasse	0,28 „	5,12 „	0,44 „	8,24 „

Diese Preise gelten in Belgien für alle Züge, und man hat für Schnell- und Durchgangszüge keinen weitern Zuschlag zu bezahlen. Abgesehen von diesen verhältnismäßig schon nicht hohen Tarifen genießen die Reisenden den Vorzug, von sehr billigen Abonnements Gebrauch machen zu können. Diese Abonnements werden für 5 und für 15 Tage ausgegeben und berechtigen zur Benutzung aller Eisenbahnlinien des Landes, sie kosten für fünf Tage 9,10 ℳ in der dritten, und 16,40 ℳ in der zweiten Klasse, für 15 Tage 18,80 ℳ in der dritten und 32,80 ℳ in der zweiten Klasse. Diese Preise sind so niedrig angesetzt, daß es bei größern Reisen, z. B. von Arlon nach Brüssel, vorteilhafter ist, ein fünftägiges Abonnement als eine Rückfahrtkarte zu nehmen. Von den Abonnements wird ein sehr starker Gebrauch gemacht, nicht nur von Vergnügungsreisenden, sondern auch von Handelsreisenden, Geschäftsleuten, Studenten und andern regelmäßigen Reisenden.

Außer den Abonnements gibt es für längere Zeit laufende Abonnementskarten, Schülerabonnements, Rundreisekarten sowie eine Menge Vergnügungszüge mit ermäßigten Tarifen.

Der Verkehr auf den belgischen Bahnen ist außerordentlich stark. Man zählte im Jahr 1904

auf den Staatsbahnen	136 409 599 Reisende
Privatbahnen	16 455 767 „
zusammen	152 865 366 Reisende

entsprechend einer Summe von 65,6 Millionen Mark an Fahrpreisen; die Lokalbahnen, deren Reisende nicht gezählt sind, nahmen im selben Jahr an Fahrpreisen 7,7 Millionen Mark ein.

Eine Einrichtung des belgischen Eisenbahnverkehrs, die besonderer Erwähnung wert ist, sind die Arbeiter-Wochenkarten. Die Arbeiterzüge geben dem belgischen Verkehrswesen sein charakteristisches Gepräge; sie sind es, die mehr als andres dazu beitragen, dem Lande den Charakter eines rührigen, regsamen Landes der Arbeit zu geben.

Der Hauptbetrieb auf allen belgischen Bahnen entwickelt sich frühmorgens und spätabends, vor Beginn und nach Schluß der Fabriken. Dann folgt in kurzen Abständen ein Arbeiterzug dem andern, alle dicht besetzt mit Männern, die zur Arbeit bzw. von ihrer Arbeit nach Hause fahren.

Laß uns beispielsweise eines Abends, schreibt Vandervelde,[1]) nach einem der kleinen Bahnhöfe des wallonischen Brabant gehen, nach Rixensart, Genval oder La Hulpe, die etwa 20 km außerhalb Brüssels liegen.

Ein Zug von ganz ungewöhnlicher Länge läuft ein, der fast nur aus Wagen dritter Klasse zusammengesetzt ist. Aus den wuchtig aufgestoßenen Türen drängen überall Arbeiter heraus. Die Kleider voll Staub und Schmutz eilen sie dem Ausgange zu, alles aus dem Wege stoßend, um nur so schnell wie möglich nach Haus zu kommen, wo das Abendessen ihrer harrt.

Und von Viertelstunde zu Viertelstunde, von der Dämmerung bis in die Nacht hinein, folgt ein Zug dem andern, um Maurer, Maler, Steinsetzer, Tischler, ein jeder mit einem Arbeits- und Essensbündel im Arm, in all den Ortschaften auszusetzen, welche in der Nähe des Schienenwegs liegen.

In andern Zügen sitzen die Zechen-, Metall- und Glasarbeiter aus den Bergwerken, Walzwerken und Glashütten von Mons, Charleroi und Lüttich, die oft 50—60 km Weges haben, bis sie in irgend einer Ecke von Flandern oder Limburg zu Haus angelangt sind.

Wieder andre Züge in der Campine, in Flandern und in den Ardennen führen die Hafenarbeiter aus Antwerpen, die Weber aus den Fabriken in Roubaix oder Tourcoing, die Eisenarbeiter aus den französischen Fabrikzentren von der Arbeit nach Haus.

Es ist ein Glück für Belgien, daß all diese Arbeiter draußen im Land wohnen und nicht in den Hinterhäusern und Arbeitervierteln großer Städte zusammengepfercht werden. Gerade daß ein großer Teil auch der städtischen und industriellen Bevölkerung Belgiens auf dem Lande wohnt, ist ein Grund dafür, daß die Abnahme der Landbevölkerung im Gegensatz zu andern Ländern noch nicht so groß ist, wie man bei diesen großen Wanderungsbewegungen wohl annehmen sollte.

Daß auch die Stadt- und Industriearbeiter ihre Wohnungen auf dem Lande beibehalten können, hat zum Teil seinen Grund darin, daß der Belgische Staat, dessen Eisenbahntarife schon zu den billigsten Tarifen Europas zählen, den Arbeitern Wochenkarten für sechsmalige Hin- und Rückfahrt liefert, die weniger kosten, als eine einmalige Fahrt nach dem gewöhnlichen Tarife. Für 50 km z. B. kostet die Wochen-

1) Vandervelde, L'exode rural 1903.

karte des Arbeiters nur 1,80 ℳ, während andre Passagiere 2,45 ℳ für eine einzelne Rückfahrtkarte dritter Klasse bezahlen müssen.

Der Preis eines Arbeiterabonnements für tägliche Hin- und Rückfahrt während sechs Tage beträgt bei einem Abstande von

5 km	0,76 ℳ
10 „	1,00 „
50 „	1,80 „
100 „	2,52 „

Bei diesen außerordentlich niedrigen Preisen ist es erklärlich, daß Tausende von Arbeitern sich lieber täglich vom Land nach den Städten zur Arbeit begeben, als sich dauernd in der Stadt niederlassen.

Seit der ersten Ausgabe der Arbeiterfahrkarten im Jahr 1870 hat sich die Zahl der Wochenabonnements von 14 223 auf 5 005 002 im Jahr 1904 gehoben. Bei weitem die Mehrzahl dieser Karten — etwa $^7/_8$ — wurden an Arbeiter ausgegeben, welche täglich hin- und zurückfuhren, nur $^1/_8$ an Arbeiter, welche die sechs Wochentage von Haus fortgingen und nur für den Sonntag nach Haus fuhren.

Ob die billigen Tarife nun mehr Gutes oder Schlechtes tun, bleibt schließlich doch eine offene Frage. Unter gewissen Gesichtspunkten bedeuten sie allerdings Gutes nicht nur für die Arbeiter suchenden Städte und Industrien, sondern auch für die Arbeiter, die gern draußen auf ihrer Scholle wohnen bleiben möchten.

Anderseits ist aber nicht zu leugnen, daß die billigen Eisenbahntarife auch vielen Landleuten, die ebensogut auf dem Land Arbeit finden könnten, Gelegenheit und Anreiz geben, in der Stadt Arbeit zu suchen, und sie somit dem Land entziehen.

Was war auf dem Lande früher, könnte man fragen: das Bedürfnis nach Eisenbahnen mit billigen Tarifen auf seiten der Landbewohner oder die Eisenbahn mit ihren billigen Tarifen in der Absicht, gute Geschäfte zu machen und die für die Städte nötigen Arbeiter auf dem Land aufzusaugen und mit sich zu nehmen?

In einem Lande, wie Belgien, wo die Übervölkerung des platten Landes ein größeres Übel bedeutet als der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern und die Aufsaugung derselben durch die Städte, wird man doch wohl den Nutzen solch billiger und bequemer Verkehrsmittel über den dadurch angerichteten Schaden stellen müssen. Dabei soll man auch nicht vergessen, daß es gerade die billigen Verkehrsmittel sind, die einer so außerordentlich großen Zahl von Arbeitern das Wohnen auf dem Land ermöglichen.

Die Vorzüge des Draußenwohnens sind so groß, daß die belgischen Arbeiter gern die Kosten und Unannehmlichkeiten der täglichen Bahnfahrt auf sich nehmen. Welch große Abstände oft zurückgelegt werden, um von Haus nach dem Arbeitsplatze zu kommen, zeigt eine Statistik vom Jahr 1897, wonach mehr als 5000 Arbeiter täglich 50 km, und unter diesen etwa 400 täglich mehr als 100 km Eisenbahnfahrt zurücklegten.[1])

Die Mehrzahl dieser Arbeiter, die täglich solch lange Fahrt machen, sind Flamländer, die in den Kohlenzechen des Hennegau arbeiten.

1) Vandervelde a. a. O.

Nach Schluß der Arbeit sind überall in den Industriegegenden des Landes die Eisenbahnwagen gedrängt voll mit Zechenarbeitern, die sich nicht erst die Zeit zum Waschen nehmen, sondern voll Kohlenstaub, der eine neben den andern gedrängt, im Zug einschlafen, um nachzuholen, was sie zu Haus an Schlaf entbehren müssen. Glücklich, wer nach vier Stunden Eisenbahnfahrt und 12 Stunden Arbeit nicht noch einen längern nächtlichen Marsch durch die Felder zu machen hat, bis er zu Haus ist.

Und doch, so wenig beneidenswert das Los dieser Arbeiter ist, soll man die Unannehmlichkeiten der Bahnfahrt nicht überschätzen. Abgesehen davon, daß sie die körperlichen Strapazen der täglichen Eisenbahnfahrt leicht ertragen, tut der Charakter des belgischen Volkes auch noch das Seinige dazu, um ihnen die Fahrzeit zu verkürzen.

Sie reisen gern, und wer nicht im Zug schläft, steckt sich die Pfeife an und unterhält sich mit seinen Mitreisenden über Arbeit und Politik; und gerade diese geistige Betätigung und die Anregung durch die ewig wechselnde Reisegesellschaft im Zug, ist etwas, was die belgischen Arbeiter sehr schätzen; sie können während der Fahrt Neues hören und ihr eignes Licht leuchten lassen, so daß die Eisenbahnfahrt vor und nach ihrer meist geisttötenden Arbeit ihnen eine gewisse Entschädigung bietet für den Mangel an geistiger Selbstbetätigung während des Tages.

Aus den Abendzügen, zwischen 6 und 8 Uhr, die voll besetzt sind mit Arbeitern, hört man oft Lachsalve auf Lachsalve, Geschrei und Applaudieren heraustönen. Nach getaner Arbeit hat sich da in einem Abteil ein Spaßmacher unter den Arbeitern etabliert und unterhält seine mitreisenden Arbeitsgenossen mit allerhand Späßen und Gesängen. Besonders im südlichen Industrierevier Belgiens, in der Umgegend von Mons und Charleroi, ist die Bevölkerung von einer ganz unverwüstlichen Lebensfreudigkeit. Ich habe in einer Kohlenzeche am Förderschacht einmal eine Menge halbwüchsiger Mädchen beobachten können, mit weiten Hosen und Klumpschuhen, Arme und Gesicht schwarz von Kohlenstaub, wie sie der belgische Meister Meunier oftmals gemalt hat, denen die schwere Arbeit des Herabziehens der vollen Kohlenloris vom Förderstuhl zuerteilt war. Für eine einzelne oder zwei der Mädchen war die Last zu schwer, darum bildeten sie zwei Ketten zu je dreien, faßten sich an den Händen an und brachten mit einem gemeinschaftlichen Ruck die Lore ins Rollen; und jedesmal, wenn das Manöver geglückt war, brachen sie sämtlich in das fröhlichste Lachen aus vor Freude über ihren Trick.

Dazu gehört schon ein gut Teil Lebensfreudigkeit, bei solcher Arbeit, in solchem Schmutz und bei dem donnernden Getöse des Förderschachts das Lachen und die kindliche Freude an solch harmlosem Spaße nicht zu vergessen.

Dank der billigen Eisenbahnfahrt ist es dem belgischen Arbeiter möglich gemacht, mit den höhern Löhnen des industriellen Arbeitsplatzes die Vorzüge des Wohnens auf dem Lande zu verbinden, wo er mehr Luft und Licht hat, billigere Wohnungsmiete bezahlt, als in der Stadt, und auf seinem Äckerchen oder Gartenstück für den Haushalt das eine oder andre anbauen und Ziege oder Kaninchen halten kann.

Man geht meines Erachtens nicht falsch, wenn man es zum Teil auf Rechnung der sehr zahlreichen und sehr billigen Eisenbahnen setzt, daß die belgischen Städte trotz ihres starken Wachstums sich in dem ungeheuer dicht besiedelten Belgien doch

noch nicht dermaßen mit Menschen vollgesogen haben, daß sie den größten Teil der Bevölkerung in wenigen Riesenstädten zentralisieren.

Wenn auch immerhin schon etwa $^2/_3$ der belgischen Bevölkerung in Städten wohnt und die Einwohnerzahl der Städte, namentlich Brüssels, sehr stark anwächst, so ist die Bildung einer belgischen Millionenstadt doch einstweilen nicht zu erwarten. Abgesehen von dem Scholleninn des Belgiers, der Aufteilung des Bodens in unendlich viele Kleinbetriebe, sowie der Zerstreutlage der Erwerbsquellen in Handel, Bergbau und Industrie ist sicherlich auch dem belgischen Eisenbahnwesen ein dezentralisierender Einfluß auf die Besiedlung des Landes zuzuschreiben.

Der Güterverkehr beförderte im Jahr 1904

auf den belgischen Staatsbahnen .	45 719 dz	Gepäckstücke
	540 088 „	kleine Güter
	45 621 869 „	große Güter
auf den Privatbahnen	11 880 „	Gepäckstücke
	81 146 „	kleine Güter
	14 855 332 „	große Güter
zusammen . . .	61 156 034 dz	

Dazu kommen noch die nicht näher bezifferten Viehtransporte und die Transporte auf den Lokalbahnen. Obige Zahl allein entspricht schon ungefähr einer Zahl von 17 000 vollgeladenen Eisenbahnwaggons. Der größte Teil dieser Transporte waren industrielle Rohstoffe und Fabrikate, vor allem Kohlen, Erze, Steine und Metalle, der kleinere Teil landwirtschaftliche Erzeugnisse und Hilfsstoffe.

Über Mangel an Eisenbahnen kann der belgische Landwirt wirklich nicht klagen, die einzige Provinz, in der die Landwirte einen weitern Ausbau des Eisenbahnnetzes erstreben, ist die Provinz Luxemburg, die am dünnsten bevölkert, am wenigsten reich an Städten und Industrien und am schwächsten mit Eisenbahnen versehen ist.

3. Wasserstraßen.

Die Gesamtausdehnung der schiffbaren Wasserwege Belgiens betrug im Jahr 1904 etwa 1978 km, d. i. 67 km auf 1000 qkm.

Die wichtigsten von ihnen sind

die Schelde	mit 216	km
„ Maas	„ 183	„
„ Ourthe	„ 130	„
„ Lys	„ 114	„
„ Sambre	„ 94	„
der Kanal Charleroi-Brüssel .	„ 91	„
„ „ Maas-Schelde . . .	„ 86	„
„ „ von Beuren . . .	„ 85	„
die Semois	„ 81	„
der Kanal Gent-Ostende . . .	„ 72	„
die Tender	„ 66	„

Der Hauptreichtum an Wasserstraßen kommt naturgemäß dem tief und flach gelegenen nördlichen Teile Belgiens zugute. Die bergigen Teile des Landes ver-

fügen nur über einzelne schiffbare Ströme, und auch diese sind zum Teil erst durch Anlage von Schleusen schiffbar geworden. So zählt man z. B. im Lauf der Maas 23, zwischen Namur und Dinant allein 12 Schleusen, im Wasserlauf der Sambre 22, der Ourthe 18 Schleusen. Ohne diese Stauwerke wäre der Lauf der reißenden Gebirgsströme für die Schiffahrt gar nicht möglich. Dank der Schiffbarmachung dieser Ströme hat sich eine rege Schiffahrt, namentlich zum Transport industrieller Rohstoffe und Produkte, auch in den südlichen und südöstlichen Teilen Belgiens entwickelt.

Das eigentliche Land der Schiffahrt ist jedoch Niederbelgien. Den langsam und bequem das Land durchziehenden Strömen, der Leye, Schelde und Dender, verdankt die Ebene Flanderns ihre frühzeitige wirtschaftliche Entwicklung und den gegen Ende des Mittelalters dort aufgehäuften ungeheuren Reichtum. Auf den Flüssen kamen die Kaufleute mit ihren Schätzen ins Land hinein, an den Ufern bildeten sich Stapelplätze und blühende Handelsstädte. Den Wasserstraßen verdankte Brügge und Ypern, Gent und Antwerpen und die große Menge flämischer Städte ihre glänzende Entwicklung. Mit dem Handel und Gewerbe zog auch die Landwirtschaft ihren Nutzen aus dem reichen Netze der Wasserstraßen; Kähne mit Steinen, Dünger und landwirtschaftlichen Hilfsstoffen drangen auf den Wasserarmen bis zu den abgelegensten Teilen der flämischen Tiefebene vor und brachten Leben und Bewegung auch in das konservative ländliche Gewerbe.

Schon seit alter Zeit sind die Flämen bemüht gewesen, den ihnen von der Natur gewährten Besitz an Wasserstraßen auszubauen, zu verbessern und durch Anlage neuer Wasserstraßen zu vergrößern. Der Kanalbau datiert schon aus alter Zeit und gewann um so mehr an Bedeutung, als die natürlichen Wasserstraßen zum Teil zu versanden anfingen und einen Teil ihrer alten Bedeutung einbüßten. Mit dem Bau der Eisenbahnen kam für etwa 30 Jahre Stillstand in den Ausbau der Wasserstraßen. Man glaubte anfänglich, daß die Eisenbahn den Wasserweg überflüssig machen würde. Doch man täuschte sich; die Erfahrung bewies das Gegenteil. In den siebziger Jahren vergangenen Jahrhunderts setzten die Arbeiten an dem Ausbau der Wasserstraßen wieder mit voller Kraft ein.

Die Schelde mit ihren Nebenflüssen trägt heute den Hauptteil der Wassertransporte. Auf zahllosen Kähnen und Booten kommt die Kohle vom Revier des Borinage herab nach Courtrai, nach Gent und von da nach Brügge, andre Boote ziehen die Dender und die Niederschelde hinab. Kohlen, Steine, Düngestoffe, Holz, Getreide und andre landwirtschaftliche Produkte bilden den Hauptteil der Transporte. Die Leye ist heute weniger befahren als einst, nur die Kähne aus dem Waesland und aus den Niederlanden, die den Rohflachs zur Rösterei nach Courtrai tragen, sieht man den Fluß hinaufziehen. Ein Teil der Polderkanäle ist heute völlig verlassen, nur auf jenen, die nach den großen Handelszentren hinführen, herrscht reges Leben.

Belgien arbeitet in den letzten Jahren mit aller Macht am Ausbau seiner großen Hafenplätze. Die außerordentlich glückliche Lage des Landes zwischen dem europäischen Kontinent und der übrigen Welt, an der Aus- und Einfahrtschleuse für den gewaltigen überseeischen Güteraustausch, gibt den Belgiern die größten Vorteile für einen blühenden Handel, Vorteile, die sich dies arbeitskräftige und unternehmungslustige, sehr zahlreiche Volk recht wohl zunutze zu machen weiß.

Der Scheldehafen in Antwerpen ist einer der bedeutendsten Häfen auf dem europäischen Kontinente. Bei der Trennung Belgiens von den Niederlanden wurde die politische Grenze zwischen beiden Ländern so gelegt, daß Antwerpen in Belgien, jedoch die Scheldemündung auf niederländischem Boden lag; die Folge davon war, daß die Niederländer durch Erhebung großer Abgaben ihren Antwerpener Handelskonkurrenten die größten Schwierigkeiten machten und die Schelde dadurch in Gefahr kam, ihre Bedeutung als freie Ein- und Ausfahrtstraße zu verlieren. Diesem Übelstande wurde im Jahr 1863 ein Ende gemacht dadurch, daß den Niederlanden eine Entschädigungssumme von 17 141 640 Gulden gezahlt wurde, wofür sie sich aller weitern Eingriffe in die freie Scheldeschiffahrt begeben mußten. Belgien zahlte von dieser Summe den dritten Teil, die andern an der Scheldeschiffahrt interessierten Länder den Rest. Dem um die Freilegung der Scheldeschiffahrt hochverdienten Baron Lambermont errichteten die dankbaren Belgier zahlreiche Denkmäler und trugen seinen Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte des belgischen Handels ein.

Die Schelde ist bereits vor ihrem Eintritt in Belgien auf französischem Boden ein Fluß mit reger Schiffahrt. In Gent nimmt sie die Leye auf, bei Dendermonde die Dender, bei Tamise die Durme und bei Rupelmonde die Rupel. Der bei Gent nördlich abgehende Arm heißt Meer- oder Niederschelde. Vor seiner Vereinigung mit dem Meere wird die Schelde zu einem gewaltigen, breiten und tiefen Strome, der bei Antwerpen 400—500 m Breite mißt. Antwerpen liegt 88 km vom Meer entfernt; 18 km von der Stadt stromabwärts wird die Schelde zum breiten Meeresarme. Die Schiffe mit größtem Tiefgang und mit den größten Ladungen können mit aufsteigender Flut ungehindert bis in die Antwerpener Quais einlaufen. Im Jahr 1905 kamen 6095 Schiffe mit einer Ladung von etwa 9,9 Millionen Tonnen in den Antwerpener Hafen hinein und 6065 Schiffe mit etwa 9,8 Millionen Tonnen Ladung gingen aus Antwerpen hinaus.

Während der Antwerpener Hafen vorwiegend dem Transithandel dient, nimmt der zweitgrößte Hafen des Landes, Gent, den eigentlich belgischen Schiffahrtshandel in sich auf, d. h. den Handel mit den Produkten des Landes und mit den ihm notwendigen fremden Gütern. Zugleich hat sich in Gent eine sehr rege Industrie entwickelt, die ausländische Rohstoffe kommen läßt, verarbeitet und wiederum nach andern Ländern verschifft. Der Genter Hafen nahm im Jahr 1905 1026 Schiffe mit einer Ladung von 0,7 Millionen Tonnen auf und schickte etwa gleich viel mit gleich starker Ladung wieder hinaus.

Nach diesen beiden Haupthäfen Flanderns folgen der ein- und ausgehenden Tonnenzahl nach geordnet Ostende, Brügge, Selzaete u. a.

Die Schiffahrt hat, wie in alter Zeit, noch heute für Flandern ein großes Interesse und gibt seinem Wirtschaftsleben den eigentümlich frischen, seewind-durchwehten Charakter. Trotz des entwickelten Eisenbahnverkehrs sind der Schiffahrt in Flandern noch viele ihrer alten Aufgaben erhalten geblieben; der Verkehr zu Wasser nimmt heute wieder stark zu, und überall sind Tausende von Händen beschäftigt, um Kanäle zu graben, Bassins auszustechen, Quais aufzuwerfen und neue größere und praktischere Schiffahrtswege und Häfen zu schaffen. Die Menge der zu Wasser beförderten Güter betrug im Jahr 1904 etwa 52 Millionen Tonnen, das entspricht einer Zahl von etwa 15 000 vollgeladenen Eisenbahnwaggons.

Bei Berücksichtigung der Länge des Transports dieser Lasten erhält man eine Gesamtzahl von 1092 Millionen Kilometertonnen, die die belgische Schiffahrt transportierte, und darunter befanden sich:

Erze, Metalle und Fabrikate der Metallindustrie . .	313	Millionen	km-To.
Rohstoffe und Fabrikate der Erd- und Glasindustrie	91	„	„
andre industriellen Erzeugnisse	42	„	„
Kohlen, Brennstoffe	303	„	„
landwirtschaftliche Erzeugnisse	183	„	„
Holz	36	„	„
andre Güter	124	„	„

So rege Handelsleute die Belgier sind und so viel sie für den Ausbau ihrer Wasserwege auch tun, so sind sie selber doch nichts weniger als eine schiffahrttreibende Nation. Die großen Transittransporte, die durch Belgien hindurchgehen, kommen unter nichtbelgischer Flagge herein und gehen unter solcher meist auch wieder heraus. Die belgische Handelsflotte, kleiner als die aller andern gleich großen und wirtschaftlich gleich mächtigen Länder, zählte im Jahr 1904 nur 69 Schiffe mit mehr als 50 Registertons, die einen Gesamtinhalt von 104 737 Registertons enthielten; das ist etwa nur der vierte Teil des Transportvermögens der Handelsflotte der benachbarten Niederlande. Eine Kriegsflotte besitzt Belgien überhaupt nicht.

Es entspricht dem hochkapitalistisch organisierten Wirtschaftsleben Belgiens, daß sein Verkehrswesen eine ganz außerordentlich große Ausdehnung genommen hat. Nur bei Vorhandensein vieler und guter Wege und Transportmittel kann sich der Handel voll entwickeln, nur an großen Straßen, sei es zu Wasser oder zu Land, entstehen Industrien und blühende Städte und Dörfer, und nur bei einem sehr entwickelten Verkehrswesen kann die Landwirtschaft so intensiv betrieben werden, wie das in Belgien der Fall ist. Das haben die Belgier wohl eingesehen, und so kennen sie kein Geizen und Zaudern, wenn es sich um den Ausbau des Verkehrsnetzes handelt. Wer Belgien durchreist, braucht nur zum Fenster hinauszusehen, überall wird er gewaltige Arbeiten zur Verbesserung des Verkehrswesens im Gang sehen. Hier sind Hunderte von Arbeitern bei der Anlage eines Hafens, dort eines Tunnels, hier eines Dammes, dort eines Deiches beschäftigt; überall erheben sich riesenhafte Bauten, die in den Dienst des Verkehrs gestellt sind; der lange Luxusdeich längs der belgischen Küste, der Riesenbahnhof Antwerpens, die neuen Hafenanlagen in Ostende und Brüssel, die neue Brücke über die Maas bei Lüttich, die Talsperre bei Gileppe, die hydraulische Schleuse bei Hoedeng-Goegnies und vieles andre, was in letzter Zeit geschaffen wurde, geben Zeugnis davon, welch verkehrsfreudiges und eifriges Volk die Belgier sind.

Zweiter Teil.

Agrarverfassung.

I.

Agrargeschichte.

1. Die Besiedlung Belgiens.

Die Spuren der ersten Bewohner Belgiens reichen bis in die graue Vorzeit zurück. In Höhlen versteckt, notdürftig bekleidet und rohe Steine als einziges Werkzeug benutzend, lebten diese Urmenschen in den Zeiten der Tertiär- und der ersten Quartärperiode.

Jahrtausende vergingen, bis sie begannen, den rohen Stein zu bearbeiten, um ihm eine geeignete Form als Waffe oder Werkzeug zu geben. Aus hartem Feuersteine stellten sie sich Beile, Dolche, Speer- und Lanzenspitzen her, und wieder vergingen Tausende von Jahren, bis sie lernten, ihre roh behauenen Steine fein zu bearbeiten und zu glätten. Gegen das Ende der Steinzeit drang die keltische Rasse ins Land vor und vermengte sich mit der eingesessenen Urbevölkerung.

Zahlreich sind die Überbleibsel, die man von der prähistorischen Bevölkerung Belgiens gefunden hat, Skelette, Wohnstätten, Waffen und Gerätschaften; nur in der Bevölkerung Belgiens haben sie wenig sichtbare Spuren zurückgelassen.

Dennoch ist es unzweifelhaft, daß sie zur Bildung der heutigen belgischen Rasse mit beigetragen haben. Man braucht nur einige Tage Flandern durchstreift und die Bewohner jenes Landes gesehen zu haben, um zu wissen, daß außer den rot- und blondhaarigen und blauäugigen Flämen auch andre mit braunen Haaren und dunklen Augen, und zwischen beiden Typen eine Menge Zwischenstufen anzutreffen sind. Die dunkelhaarigen und dunkeläugigen, verhältnismäßig wenig zahlreich, scheinen ihre äußern Merkmale von jener Urbevölkerung des Landes geerbt zu haben. Man trifft sie vornehmlich in den seit Urzeiten mit Wald bestandenen Gegenden, wohin ihre Urväter sich wohl vor den keltischen und germanischen Eindringlingen zurückzogen, und wo ihre Nachkommen noch heute als die sogenannten „Boschkerles“ ein von der umwohnenden Bevölkerung an Charakter und Lebensart abgesondertes Häuflein Menschen bilden, dessen Abgrenzung und Merkmale sich freilich je länger, je mehr verwischen.

Noch heute findet man Reste dieser eigentümlichen Rasse in den Dörfern Somergem, Maldeghem, Aeltre, nordwestlich von Gent, und in der Umgebung des Vrijbosch, westlich von Rousselaere. Noch vor etwa 100 Jahren fand man dort, abgelegen von den Dörfern, kleine Hütten, die vereinzelt oder mehrere zusammen am Waldessaum im Unterholz aus Brettern und Lehm aufgeführt und mit Stroh und Plaggen gedeckt waren. Die Bewohner jener Hütten lebten in primitivster Einfachheit und betrieben als einziges Handwerk das Schneiden von Ruten und Binden von Besen, mit denen sie im Land herumzogen und Handel trieben.

Menschen von gleicher Art und gleich großer Unbildung, zogen sie ihre Kinder so auf, wie sie selbst von ihren Eltern erzogen waren, ohne Schule, ohne Kirche, ohne Berührung mit andern Menschen. Wer nicht mit ihnen verwandt war, gehörte nicht zu ihnen, und die jungen Leute ihres Stammes hätten um nichts in der Welt eine Frau außerhalb ihrer Stammesgemeinschaft suchen wollen. All ihr Leben, ihre Arbeit und ihr Glück fanden sie in ihrem Wald, als dessen Herren sie sich ansahen.

Sie waren nicht bösartig oder gefährlich: als bekannt galt freilich, daß es ihnen schwer fiel, andrer Leute Eigentum liegen zu lassen, wenn sich Gelegenheit bot, es mitzunehmen. Gegen die Diebereien der „Boschkerles" nahm man darum überall in den umliegenden Dörfern seine Vorsichtsmaßregeln: auch vermied man es, mit einem der „Buschkanters" in Streit zu geraten, denn dabei war nichts zu gewinnen als ein fester Faustschlag ins Gesicht, den der Buschkanter als Beweismaterial stets auszuteilen bereit war. Reisende, die durch ihre Gehöfte zogen, ließen sie in Frieden ziehen und taten ihnen nichts, als sie von Kopf bis zu den Füßen zu besehen und, aus ihren Hütten tretend, sie noch mit den Augen zu verfolgen.[1])

Heute haben sie viele von ihren Eigentümlichkeiten verloren: sie wohnen in bessern Häusern und mengen sich mehr unter die Menschen: doch betreiben sie noch heute die Besenbinderei und werden von ihren Nachbarn als unheimliche Gesellen betrachtet und als unzuverlässige Charaktere und leicht aufbrausende Raufbolde gefürchtet.

In diesen vereinzelt noch heute auftauchenden Menschen glaubt man die letzten sichtbaren Spuren der prähistorischen Bevölkerung Belgiens erblicken zu können.

Gegen das Ende der prähistorischen Zeit wurde Belgien von keltischen Stämmen besiedelt, die von Osten her vordrangen und sich zu Herren des Landes machten. Die keltischen Stämme haben aus der Zeit ihrer Unabhängigkeit wenig Spuren hinterlassen: auch fand Caesar im Jahr 57 v. Chr. bei ihnen noch die Erinnerung an eine Zeit, in welcher sie östlich vom Rhein lebten, so daß man annimmt, sie wären wohl nicht allzulange vor den Römern ins Land eingedrungen.

Am Anfang unsrer Zeitrechnung war das ganze Belgien von keltischen Volksstämmen bewohnt: die Moriner in Flandern, Menapier und Nervier in Brabant und Hennegau, die Eburonen in Limburg, die Aduatuker, Kondrusen, Caerosen, Paemanen und Treverer in den Ardennen.

Caesar machte das Land zur römischen Provinz, baute Heerstraßen und ließ Lagerplätze und Militärkolonien im Land zurück. Von diesen ausgehend, kolonisierten und kultivierten die kulturgewohnten Römer in kurzer Zeit den Hauptteil des Barbarenlandes.

Die Barbaren wurden romanisiert, und ihr ungleichartiger Nationalcharakter verschmolz infolge der Gleichförmigkeit der von ihnen angenommenen neuen Lebensweise mehr oder minder schnell miteinander.[2])

Wo die Römer Ansiedlungen und Dörfer gründeten und sich völlig mit der eingeborenen Bevölkerung mischten, prägten sie dieser ihre Charaktere, ihre Sprache, ihre Rechtsanschauungen und Gebräuche auf, und es entstand eine keltoromanische Bevölkerung, die den Grundstamm zu der, von den Germanen „wala" genannten, heutigen wallonischen Bevölkerung Belgiens legte.

1) Viktor Huys, Bakelandt.
2) Pirenne, Geschichte Belgiens.

In abgelegenen, unwirtlichen Gegenden, die von den Römern wenig betreten wurden, wie der Norden Flanderns und die Campine, da blieb die keltische Bevölkerung ziemlich rein erhalten und hielt dort, wo sie auch von der spätern germanischen Einwanderung wenig oder gar nicht berührt wurde, ihren keltischen Charakter jahrhundertehindurch bei.

Was man in der heutigen belgischen Bevölkerung vielleicht noch als keltische Rasse ansprechen kann, findet sich in den Heidedörfern der nordöstlichen Campine und bildet eine zusammenhängende Volksgruppe mit den als wahrscheinliche Keltenabkömmlinge bezeichneten Bewohnern der benachbarten Gegenden der südlichen Niederlande.[1]) An ihrem Häuserbau, ihren rüdern Sitten, der runden Schädelform, den roten Haaren will man sie als Kelten erkennen. Daß diese rothaarigen Rundköpfe unter der nördlichen belgischen Bevölkerung gar nicht selten sind, weiß jeder, der die Belgier kennen gelernt hat.

Die Römer haben Belgien jahrhundertelang bewohnt, und als Herren des Landes, deren Herrschaft sich die einheimische Bevölkerung nicht widersetzen konnte, haben sie Land und Leute ihren Bedürfnissen angepaßt. In jahrhundertelanger friedlicher Zivilisierung der Bevölkerung gelang es ihnen, nicht nur das Wirtschaftsleben, die Sprache, Sitten und Rechtsanschauungen der Belgier dem römischen Vorbild ähnlich zu machen, sondern auch in Charakter und Gestalt der Belgier römische Merkmale zu hinterlassen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die Sprache, der Häuserbau, das lebhafte Temperament sowie das schwarze Haar und die schwarzen Augen lassen noch heutigestags in Südbelgien den römischen Einfluß bei Bildung der Rasse erkennen.

Die in den Niederlanden und im nördlichen Belgien ziemlich populäre Annahme, daß alles, was dunkelhaarig und schwarzäugig sei, von den spanischen Soldaten im Land zurückgeblieben wäre, kann kaum zutreffend sein. Die spanischen Söldnerheere, die im 16. Jahrhundert nach den Niederlanden geschickt wurden, um dort die Macht der spanischen Herrschaft zu sichern, werden zweifellos eine Menge Kinder im Land zurückgelassen haben. Von einer festen Ansiedlung dieser Spanier war jedoch niemals die Rede; sie gingen nach beendigter Dienstzeit zum größten Teile wieder nach ihrem Lande zurück, und ihre Spuren verwischten sich in der Bevölkerung in kurzer Zeit wieder.

In Gegenden, wo die Romanisierung Belgiens nicht durch die Römlinge selbst erreicht wurde, vollzog sie sich durch Einführung des Christentums. Die neue Religion kam für die Belgier von den Ufern des Rheins und der Mosel. Viel historisch Feststehendes über die erste Christianisierung Belgiens ist nicht bekannt. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts wurde in Tongern ein Bischofssitz errichtet, und von hier drang das Christentum langsam nach Westen weiter vor.

Die Moriner im äußersten Nordwesten des Landes waren noch am Ende des vierten Jahrhunderts Heiden, deren Apostel, der heilige Victricius, aus der fern abgelegenen Stadt Rouen zu ihrer Bekehrung auszog. Mit der Ausbreitung des Christentums machte auch die Romanisierung Belgiens ständig weitere Fortschritte.

Zu der Zeit, in der das Christentum in den nördlichen Teilen Belgiens vordrang, begann die Schutzwehr an der Ostgrenze des Landes, welche seit Caesars Zeit gegen die rechtsrheinischen Völker errichtet war, zu wanken, und die romanisierten Abkömm-

1) Frost, Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden II Teil I, 1.

linge der Kelten begannen, dem Ansturme der von Osten heranziehenden Franken mehr und mehr nachzugeben.

Höchstwahrscheinlich hat die Germanisierung Belgiens schon vor dem dritten Jahrhunderte begonnen, indem zahlreiche junge Leute über den Rhein zogen, um in den Grenzlegionen Dienst zu nehmen oder sich als Kolonisten in den westrheinischen Gegenden anzusiedeln.

In der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts sahen die Bewohner Belgiens zum erstenmal die Germanen als Eroberer und Plünderer bei sich eindringen. Die durch Bürgerkriege im Innern des Reiches desorganisierte römische Rheinarmee war außerstande, die Germanen am Überschreiten des Stromes zu hindern. Große Scharen von Franken und Alemannen brachen ins Land hinein, und andre fränkische, sächsische und friesische Eindringlinge unternahmen unaufhörlich Streifzüge auf dem Seewege, um bei den an der Küste wohnenden Morinern und Menapiern Raub- und Kriegsbeute oder geeignete Plätze zur Ansiedlung zu suchen.

Im Osten standen die Germanen an den Grenzen Toxandriens, im Norden hatten sie die Insel der Bataver in Besitz genommen, und von der Seeseite drangen sie als Piraten herein, so daß das nördliche Belgien im Anfang des vierten Jahrhunderts einen vorgeschobenen Posten des Römischen Reiches darstellte, dessen Verteidigung je länger, um so schwieriger wurde.

Seit dieser Zeit war die Ebene, die durch das Knie begrenzt wird, welches der Rhein von Cöln bis zur Nordsee bildet, der Schauplatz eines ununterbrochenen Grenzkriegs zwischen Franken und Römern.

Im Jahr 358 gestattete Julianus den mächtig vordringenden Franken, sich in den Einöden Toxandriens, der heutigen Campine, festzusetzen, worauf sofort die Ufer der untern Maas in die Gewalt der Germanen übergingen, und als zu Beginn des fünften Jahrhunderts Stilicho die Legionen des Nordens nach Haus berief, um Italien gegen die Goten zu verteidigen, verbreiteten sich die germanischen Stämme bis über die Täler der Schelde und der Leye. Anscheinend vollzog sich die Besitznahme dieser Landstriche ohne große kriegerische Anstrengungen. Über die verlassenen Weideplätze der Menapier drangen die Franken vorwärts, ohne auf Widerstand zu stoßen. Die wenigen keltoromanischen Landleute, welche man in jenen offnen und seit langem feindlichen Einfällen ausgesetzten Landstrichen noch als Nachzügler antraf, wurden hingemordet oder zu Sklaven gemacht. Alles, was von frühern Bewohnern jenes Flachlandes, des heutigen Flanderns, im Land blieb, ging früher oder später in der starken, eingewanderten Germanenbevölkerung auf.

Am Ende des fünften Jahrhunderts war die Besiedlung des nördlichen Belgiens mit fränkischen Stämmen eine vollendete Tatsache; der einzige größere Teil, der nicht von den Franken besetzt wurde, war die schwer zugängliche Küstenlandschaft, deren Kolonisation sächsische und friesische Stämme vornahmen, die von Nordosten her vordrangen, wo sie durch jahrhundertelangen Kampf gegen das Wasser die Fertigkeit erlernt hatten, sich gegen Sturm und Flut zu wehren. Schon im vierten Jahrhunderte hieß die Küste „Litus Saxonicum". Die sächsische bzw. friesische Besiedlung jenes Küstenlandes kann aber damals nur sehr schwach gewesen sein, denn die belgische Küste war jahrhundertelang dem Spiele des Meeres preisgegeben, und erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts wurde das Polderland so weit trocken, daß hier und da Ansiedlungen und Dörfer entstanden.

Die Besiedlung der flämischen Küste mit Friesen ist zweifellos nachgewiesen; man findet noch heute friesische Typen, friesische Häuser, friesische Namen und Gesichter an der belgischen Wasserkante. Eine dichte friesische Bevölkerung hat hier freilich wohl niemals bestanden, und von einer mehr oder minder großen Reinerhaltung der Rasse, wie sie heute noch an den Küsten der Niederlande zu finden ist, ist in Belgien keine Rede.

Die Vermischung mit den erheblich zahlreichern andern germanischen Stämmen, die nach gehöriger Trockenlegung der Küste auf das geschaffene Neuland vordrangen, hat die friesische Küstenbevölkerung in der flämischen Rasse aufgehen lassen. Nur vereinzelt trifft man heute, namentlich unter der Fischerbevölkerung, noch Gestalten, die ihre Verwandtschaft mit den friesischen Urvätern deutlich erkennen lassen.

Nach Süden zu setzte ein undurchdringlicher Wald, der „Kohlenwald" (Carbonaria Silva), der fränkischen Besiedlung eine Grenze. Dieser dichte Wald, von dem heute fast nichts mehr vorhanden ist, hielt die Franken in den Niederungen des Kempenlandes und Flanderns zurück; an seinem Nordsaume hörten ihre Massenansiedlungen auf, und südlich des Waldes wohnten die romanisierten Kelten. Noch heutzutage, nach mehr als 1400 Jahren, hat sich im modernen Belgien der ursprüngliche Zustand nicht viel geändert; abgesehen von wenigen Ausnahmen, behaupten Flamen und Wallonen noch heute dieselben Stellungen, die ihre Vorfahren um die Mitte des fünften Jahrhunderts eingenommen haben.

Das Wort „Flandern" wird zuerst im siebenten Jahrhunderte genannt; es scheint ursprünglich das Küstenland nördlich und westlich von Brügge bezeichnet zu haben; seine Etymologie ist unbekannt.

Mit der Ausbreitung des Christentums kamen starke romanisierende Einflüsse in das von Germanen bewohnte nördliche Belgien; die Kirche teilte jene Landesteile ihrem südlichen, auf romanischem Gebiete liegenden Bischofssitze zu, und die Franken verloren bei dieser kirchlich-politischen Einteilung des Landes den Charakter eines streng abgeschiedenen Volkes, selbst ihren Namen. Der Stammesname Franken ging an die südlichen Gallier über, und die ursprünglichen Franken wurden das Mittelalter hindurch ihrer Sprache nach als „dietsche" bezeichnet.

Wenn die belgischen Franken dergestalt auch unter galloromanisches Kirchenregiment kamen, so kann man doch nicht behaupten, daß die romanische Bevölkerung in jener Zeit nach Norden zu Fortschritte gemacht hätte.

Im Gegenteil wurden die Wallonen durch die von Norden her vordringenden Kolonisten schon in dieser Zeit stark germanisiert. Trotz der von ihnen bewahrten lateinischen Sprache waren sie bereits sehr frühzeitig ein halb germanisiertes Volk. Nicht nur vermischte sich ihr Blut in sehr beträchtlichem Maße mit dem der Eindringlinge, sondern sie nahmen auch deren Sitten und Recht an. Das Germanentum bemächtigte sich des Rechtes, das Römertum der Sprache, die alten wallonischen „coutumes" hängen mit dem alten Salischen Gesetze durch eine ebenso direkte Ableitung zusammen, wie dies in Flandern und Brabant der Fall ist.

Die politischen Grenzen zwischen Germanen und Keltoromanen wurden immer undeutlicher während des Mittelalters. Das Wort Flandern ruft heutzutage im Geist den Gedanken an ein vollkommen germanisches Land wach; doch ginge man falsch, wenn man glauben wollte, daß dies immer der Fall gewesen wäre. Vom Ende des neunten bis ins vierzehnte Jahrhundert umfaßte die Grafschaft Flandern ebensoviele

Bewohner romanischer wie germanischer Abkunft und Sprache. Flandern hieß damals das ganze große Gebiet, das sich vom Zwyn nach Südwesten bis nach der Canche, einem bei Étaples im heutigen Departement Pas-de-Calais ausmündenden Flüßchen, hin erstreckte.

Während die flämische Rasse schon im neunten Jahrhundert eine solche Besiedlungsdichte in ihrem Land erreicht hatte, daß sie über seine Grenzen hinausgedrängt wurde und nach den südlichen Teilen Belgiens sowie nach Deutschland Kolonisten entsandte, machte in umgekehrter Richtung die französische Sprache Fortschritte von Süden nach Norden. Der flämische Adel, die Geistlichkeit, ja selbst die wohlhabende Stadtbevölkerung Flanderns nahm mehr und mehr das französische Idiom an; nur in die untern Schichten der Bevölkerung vermochte die französische Sprache nicht einzudringen. Das Flämische ist darum bis heutigestags ein wesentlich germanischer Dialekt geblieben.

Das Vordringen der französischen Sprache auf flämischem Gebiete dauerte bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, dann löste der städtische Geist der flämischen Kultur die Schwingen, indem er von Kunst, Literatur und Religion Besitz ergriff. Vom 14. Jahrhundert an gewann das flämische Element für Jahrhunderte lang die Vorherrschaft in Belgien. Erst als die Spanier ins Land kamen und Herzog Alba die ganze flämische Literatur verbrennen ließ, sank das Flämische wieder zum Dialekt des niedern Volkes herab; und als am Ende des 18. Jahrhunderts Belgien den Franzosen in die Hände fiel, drang die französische Sprache wieder mächtig vor.

Dagegen entstand in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine „Flämische Bewegung", die im Interesse der alten heimischen Sprache arbeitete und gute Fortschritte machte. Doch ist noch heute die vorherrschende Sprache der Regierung, der Armee, des öffentlichen Verkehrs, der großen Zeitungen, der wissenschaftlichen Literatur trotz aller Anstrengungen der Flamen das Französische.

Die Sprachgrenze geht heute wie eine gerade Linie parallel zur Südgrenze der Provinz Westflandern, ein wenig südlich von Brüssel bis nach Visé und Bleyberg an der niederländischen und deutschen Grenze. Von der Gesamtbevölkerung Belgiens sprechen etwa 52,5 % flämisch und deutsch und 47,5 % französisch.

2. Die Entwicklung der Besitzverteilung und des Pachtwesens.

Als die Germanen über den Rhein nach dem heutigen Belgien vordrangen, fanden sie das Land schon mit einer Menge Ansiedlungen bedeckt. Es läßt sich nicht feststellen, ob diese vorgermanischen Ansiedlungen ursprünglich mehr den Charakter der Einzelansiedlung oder der Dorfansiedlung trugen und in welchen Gegenden das eine oder andre System von Ansiedlung vorwiegend war. Jedenfalls bestanden wohl damals schon beide Arten der Ansiedlung nebeneinander, und namentlich dort, wo die römischen Heere passiert und die Römer von der Heerstraße aus als Kolonisatoren ins Land vorgedrungen waren, muß schon damals eine Menge von Weilern und Dörfern bestanden haben.

Daß schon bei der frühesten Besiedlung des Landes die Naturbeschaffenheit der Gegend für die Art der Ansiedlung sehr ausschlaggebend war, ist selbstverständlich, und man kann ohne Fehlschluß annehmen, daß die der Urbarmachung wenig geeigneten Ardennen die Ansiedler in Dorfansiedlungen zusammenzogen, während das Flachland

im nördlichen Belgien für Dorfansiedlung sowie für Gründung von Einzelhöfen ziemlich gleich gute Gelegenheit bot.

Die Franken, welche den Norden Belgiens kolonisierten, waren ein Volk freier Bauern und Eigentümer. Bei der Eroberung wurde jedes Familienhaupt mit einem Stück Land versehen, welches es mit Hilfe seiner Kinder und Sklaven bebaute. Diese Gehöfte blieben zum Teil im platten Land abgelegen liegen oder sie bildeten den Mittelpunkt, um den herum bei günstiger Verkehrslage nach und nach ein Dorf entstand. Manche flämischen Dörfer haben von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag den durch die Endung „inghem" wenig veränderten Namen des Kriegers bewahrt, der daselbst einstmals seinen Familiensitz gründete.

Ein Großgrundbesitz hat in dem von Germanen besiedelten nördlichen Belgien ursprünglich nicht bestanden; das hinderte schon die sehr dichte Besiedlung des Landes, welche die einzelnen Besitzungen auf eine verhältnismäßig geringe Ausdehnung beschränkte. Die Landbevölkerung des nördlichen Belgiens bestand in den ersten Jahrhunderten aus kleinen und größern freien Bauern, die noch in völliger wirtschaftlicher Unabhängigkeit lebten zu einer Zeit, als der galloromanische Süden des Landes schon eine Grundbesitzverteilung zeigte, die das Volk in grundbesitzende Herren und dienende Besitzlose teilte. Anstatt durch freie Bauern wurde das südliche Belgien von einem Volke von Kolonen bebaut, die fest an die Scholle gebunden und ihren Grundherren gegenüber zu Abgaben und Diensten aller Art verpflichtet waren.

Eine Änderung kam in die fränkische Grundbesitzverteilung erst zu jener Zeit, als die Könige anfingen, ihre Beamten und militärischen Befehlshaber in die großen Höfe des Landes als Herren hineinzusetzen und diese mit Reichtum und mit einer Macht auszustatten, der auf die Dauer die Mehrzahl der wirtschaftlich schwächern Umwohner nicht widerstehen konnte. Viele der durch schlechte Ernten verarmten Bauern sowie die des Schutzes bedürftigen Witwen überließen diesen Herren den Besitz ihrer Güter und traten in ein abhängiges Verhältnis zu den Großgrundbesitzern über.

Der religiöse Eifer trug gleichfalls in sehr beträchtlichem Maße zur Einführung der Domänenbildung bei den Franken bei. Schon im siebenten Jahrhunderte bedeckten sich die Landschaften Artois und Hennegau mit Klöstern.

Die klösterlichen Besitztümer vergrößerten sich noch schneller als die weltlichen; denn die großen Familien des Landes wetteiferten förmlich an Freigebigkeit und teilten den Klöstern, ohne erst lange zu rechnen, fette Domänen inmitten ihres Grundbesitzes zu. Die freien Bauern im Norden, welche sich durch ein frommes Werk den Himmel sichern wollten, vermachten den Klöstern testamentarisch ihr Erbteil. War der klösterliche Besitz in den fränkischen Gauen innerhalb weniger Jahrhunderte somit stark angewachsen, so war er noch viel stärker in den wallonischen Landesteilen, wo die alten Abteien einen großen Teil des Landes in Eigentum besaßen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß sich zu Beginn des neunten Jahrhunderts in Belgien nur noch an der Küste Flanderns und in der unwirtlichen Heide des Kempenlandes freie Bauern in größerer Zahl befunden haben. Ausgenommen diese halb wüsten und schwer zugänglichen Regionen, hatten die Bauern überall ihre Hufen entweder an weltliche Herren oder an Klöster abgetreten, oder aber sie waren der Schirmvogtei eines Großen unterworfen worden.

Auf solche Weise war neben den Hausknechten, die von den römischen oder den

eingeborenen Sklaven abstammten, eine sehr zahlreiche Klasse von Halbfreien entstanden, die fast die sämtlichen Bauern im Land umfaßte. Die wirtschaftliche Abhängigkeit wurde auch für ihre rechtliche Stellung bestimmend; tatsächlich waren damals nur noch die Angehörigen des Adels und der Geistlichkeit freie Leute.

Der in viele kleine Betriebe aufgeteilte Boden Belgiens gehörte damals zum weitaus größten Teile der Kirche und dem Adel, und seine Bebauer waren in wirtschaftlicher und rechtlicher Abhängigkeit von den Grundeigentümern. Dies Abhängigkeitsverhältnis war nicht überall das gleiche: die Stellung der Bauern, die zu einem Kloster gehörten, war meist besser als die Lage der Bauern auf den Besitzungen weltlicher Herren.

Während die Äbte persönlich den Betrieb ihrer Güter leiteten und überwachten, begnügten sich die Fürsten und Barone, die durch Heeresdienst und ritterliche Verpflichtungen in Anspruch genommen wurden, mit dem Bezuge der Einkünfte aus ihren Besitzungen. Auf ihren Gütern bestand nicht jenes patriarchalische Verhältnis, das auf den Klostergütern zu Haus war. Sie überließen vielmehr ihren Beamten die Sorge, ihre Untertanen zu regieren und abzuurteilen. Was sie für sich verlangten, war lediglich die sorgfältige Eintreibung der ihnen gebührenden Bodenzinse und Steuern, um ihre Burgen jederzeit reichlich zu verproviantieren.

Im elften Jahrhunderte war die Mehrzahl der Meier (maires), d. h. der ursprünglichen Gutsverwalter des Adels, zu unabhängigen Herren aufgerückt, die einen Teil ihres frühern Verwaltungsbezirks als freies Lehen besaßen und allmählich einen neuen großen Ritterstand bildeten. Die Ehen zwischen den Familien dieser neuen Ritter und denen der freien Vasallen waren so zahlreich, daß schon nach einer oder zwei Generationen innerhalb der großen Masse die Unfreien von den Freigeborenen kaum noch zu unterscheiden sind. Auf solche Weise entstand damals in Belgien und Frankreich die Klasse der Ritter, in die man durch Umgürtung des Schwertes eintrat.

Man muß sich die anfängliche Bedeutung dieser Ritterschaft nicht zu groß vorstellen. Im großen und ganzen war die Lebensweise, welche der belgische niedere Adel im elften Jahrhunderte führte, äußerst bescheiden. Die Ritter jener Epoche lebten auf ihren Höfen und Freigütern als ländliche Grundbesitzer, die sich in Friedenszeiten mit der Verwaltung ihrer Güter beschäftigten. Die Reichsten besaßen auf einem Hügel eine aus rohen Steinen erbaute und mit einem Erdwall umgebene Warte. Der größte Teil jedoch mußte mit einer bescheidenen Existenz vorlieb nehmen, die sehr nahe an die der Bauern streifte. Viele von ihnen legten, wie es scheint, selber die Hand an den Pflug und halfen bei der Einbringung der Ernte.

In einem Lande wie den damaligen Niederlanden, wo der Handel und der Geldumlauf schon frühzeitig zu großer Entwicklung gekommen waren, mußte auch der Zustand der ländlichen Bevölkerung und die Organisation des Grundbesitzes frühzeitig eine Umwandlung erfahren.

Die Klöster gerieten in Schulden und Verfall: die Leistungen, welche sie von ihren Hörigen und Zinsleuten erhielten, reichten nicht mehr aus, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Es entstand daher im zwölften Jahrhunderte, von den Cistercienser Klöstern ausgehend, ein neuer, unabhängiger Bauernstand, die „Laienbrüder", welche gegen Abgabe von Zehnten das neueingedeichte Polderland oder die unbebauten Heiden in Kultur brachten und gegen Ende des 13. Jahrhunderts völlig freie Pächter wurden.

Das Beispiel der Cistercienser fand binnen kurzem unter den alten adligen und geistlichen Grundbesitzern Nachahmer. Es hatte die Vorteile der freien Arbeit offenbart und deutlich erwiesen, daß es an der Zeit war, mit dem frühern persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse der Bauern vom Grundeigentum zu brechen. Die durch die Frondienste der Hörigen bisher bewirtschafteten Höfe wurden in Parzellen eingeteilt und auf Erbpacht oder Zeitpacht verliehen.

Seit dem Tage, wo solche weiten Breschen in das alte soziale Gebäude gelegt waren, vollzog sich sein Einsturz schnell von selber. Allmählich machte sich der Bauer überall frei. Am Ende des 13. Jahrhunderts war die persönliche Knechtschaft unter der belgischen Bauernschaft bereits sehr selten geworden.

War die Lage der Bauern überall in Europa während des 13. Jahrhunderts eine äußerst gute, so ist dies anscheinend in noch weit höherm Grad in den Niederlanden, besonders in Flandern und Brabant, der Fall gewesen. Im 13. Jahrhunderte gingen hier unzählige Güterkäufe vor sich, und das Land war mit einer Fülle von Kleinbesitzern bedeckt, die in völliger Freiheit ihre Felder bewirtschafteten. Schon damals bestand in Flandern eine große Klasse von ländlichen Zwergbesitzern, die nichts als eine Hütte und ein kleines Stück Ackerland besaßen.

Die Bauern im Hennegau, in der Grafschaft Namur und in den Ardennen hatten anscheinend ein minder modernes Aussehen als der flämische Bauer. Das hatte seinen Grund in der minder beträchtlichen Zahl der Städte sowie dem minder großen Überflusse von Kapitalien in jenen Gegenden. Der alte Zustand der Dinge bedurfte dort einer längern Zeit, um zu verschwinden. Die Frondienste lasteten, wenn auch in abgeschwächter Form, noch lange auf den Dörfern, und die Zahl der Hörigen war eine größere als im Norden des Landes.

Wie es aber auch immer mit diesen Verschiedenheiten bestellt gewesen sein mag, so läßt sich doch sagen, daß sich die ländliche Bevölkerungsklasse Belgiens in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit im Lauf des 13. Jahrhunderts freigemacht hat. Und einmal frei geworden, sollte der Bauer fortan stets frei bleiben. Es kam in den Niederlanden nicht, wie beispielsweise in Deutschland, am Ende des Mittelalters zu einem Wiederaufblühen der Leibeigenschaft.

Das System der freien Pacht, das auf den großen Klostergütern bereits seit dem 12. Jahrhunderte zur Einführung gelangt war, verallgemeinerte sich schnell im ganzen Lande. Der Zinsmann oder Pächter besaß fortan kein wirkliches Anrecht mehr auf die von ihm bestellten Ländereien. Diese wurden vielmehr Gegenstand eines Mietsvertrags zwischen ihm und dem Grundbesitzer. Der Kapitalismus bemächtigte sich des Grund und Bodens. Alle, die Geld anlegen konnten, suchten Landgüter zu erwerben.

Überall wurde das platte Land zum Gegenstand der kaufmännischen Spekulation, und die stets ansteigenden Pachten sowie die fortschreitende Zerstücklung des Bodens führten in dem von jeher dicht besiedelten Land in kurzer Zeit zur Bildung eines großen ländlichen Proletariats, das für einen Minimallohn seine Arbeitskraft anbot und bei unzureichender Arbeitsgelegenheit scharenweise nach den Industriebezirken und dem Ausland abströmte.

Soweit wie wirtschaftlich zulässig erschien, wurden die väterlichen Höfe in kleinere Besitztümer aufgeteilt und dadurch neue Brotstellen geschaffen. Namentlich auf den leichten Böden des nördlichen Belgiens löste sich der bäuerliche Besitz im Lauf der

Zeit in immer zahlreichere und kleinere Besitztümer auf. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß die Teilung und Zerstücklung des ländlichen Besitzes in Belgien erst in der Zeit der großen Revolution, seit dem Jahre 1789 entstanden wäre. Allerdings wurden damals durch den Verkauf der Klostergüter und zahlreicher großer Feudalbesitzungen, welche in der Regel geteilt wurden, viele neue Kleinbetriebe geschaffen, auch wurde das Prinzip der gleichen Erbteilung nach dem Code Napoléon für alle Provinzen und Stände eingeführt. Indessen war diese Erbteilung für Belgien ebenso wie für Frankreich nichts völlig Neues, sondern lediglich die gesetzliche Fixierung einer allgemein bei der ländlichen Bevölkerung herrschenden Sitte.

Die Bodenaufteilung nahm demzufolge immer weitgehendern Umfang an. Was ihr einigermaßen entgegenwirkte, war wesentlich das weitverbreitete Pachtsystem. Die belgische Bauernschaft war zu wenig kapitalkräftig, um sich durch Güterankauf in den Besitz der Pachthöfe zu setzen, und der Adel sowie die Kirche anderseits waren wohlhabend genug, um sich auch mit kleinen Revenüen zu begnügen und wirtschaftlich schlechte Zeiten zu überstehen. So kam es, daß der größte Teil des belgischen Bodens von Pächtern bewirtschaftet wurde und noch heute bewirtschaftet wird. Durch Ausdehnung des städtischen Kapitals auf das Land und durch den Fortzug manches wohlhabend gewordenen Gutsbesitzers nach der Stadt hat das Pachtwesen in Belgien ständig größern Raum gewonnen und dehnt sich auch heute unausgesetzt weiter aus.

Die Pachthöfe blieben vielfach geschlossen erhalten, sei es, daß der Verpächter keine Änderungen vornehmen wollte, sei es, daß eine alteingesessene Pächterfamilie den Hof von Generation zu Generation geschlossen weitergab. Dadurch wurde der Bodenzersplitterung eine gewisse Grenze gesteckt, und die zahlreichen großen Pachthöfe, die sich in ganz Belgien, auch in dem dicht besiedelten Flandern, finden, bilden noch heute den Stolz und das Prunkstück so manchen Bauerndorfs. Aber die wirtschaftlichen Erfordernisse, die ständig wachsende Nachfrage nach Boden und nach Brotstellen haben gar vielen von ihnen den Garaus gemacht und werden auch in Zukunft immer stärker unter ihnen aufräumen. Nicht nur für die zahlreichen Bewerber um kleine Höfe, auch für die Verpächter ist die Aufteilung der großen Pachthöfe vorteilhaft, da die Verpachtung von Zwergbetrieben oder Landparzellen erheblich höhere Pachten zustande bringt, als sie bei der Verpachtung großer Höfe erzielt werden.

Die Aufteilung des Bodens, die namentlich seit der Modernisierung des landwirtschaftlichen Betriebs, d. h. seit etwa 25 Jahren, starke Fortschritte gemacht hat, ist doch nicht in allen Teilen Belgiens gleich rasch und weitgehend erfolgt. Böden, die ihrer Natur nach besser für den größern als für den Kleinbetrieb taugen, besitzen heute noch einen unverändert starken Großbauernstand, so namentlich die Lehmböden Mittelbelgiens, auf denen der Weizen- und Zuckerrübenbau in großbäuerlichen Wirtschaften betrieben wird. Ebenso bieten die Polderböden an der Nordseeküste und die wenig fruchtbaren Gebirgsböden des Condroz und der Ardennen der Entwicklung des Zwergbesitzes keinen besonders günstigen Boden. Immerhin geht auch auf ihnen die Größe der Wirtschaften rückwärts.

Was in letzter Zeit von größern Wirtschaften dazu gekommen ist, sind Neukultivierungen in der Campine oder in den Ardennen, die jedoch verhältnismäßig keine große Zahl darstellen.

Ganz allgemein nimmt die Größe der belgischen Landwirtschaftsbetriebe ab; aus großbäuerlichen Wirtschaften werden mittelbäuerliche, aus diesen kleinbäuerliche und

aus diesen Zwergbetriebe. Namentlich die letzten schießen wie Pilze aus der Erde; alljährlich entstehen deren einige tausend neue, die teils der rasch anwachsenden Landbevölkerung, teils der ständig zunehmenden Industriearbeiterschaft Belgiens ein Heim in Gottes freier Natur bieten und so die Stätte immer größer werden lassen, von der Belgien seine unerschöpfliche Volkskraft rekrutiert.

II.

Agrarverfassung.

1. Die landwirtschaftliche Bevölkerung.

Eine genaue, zahlenmäßige Trennung der agrarischen von der nichtagrarischen Bevölkerung ist in Belgien außerordentlich schwierig auszuführen. Man kann die gewerbstätige Bevölkerung nicht schematisch in draußen wohnende Landbebauer und in Städten wohnende Industrie- und Handeltreibende verteilen, weil die zwischen beiden stehende Mittelschicht außerordentlich groß ist.

Das Hauptkontingent dieser Halb-Landwirte stellen die Industriearbeiter, die in großer Anzahl außerhalb der belgischen Städte wohnen. Solche Arbeiterkolonien im Land sind eine für Belgien besonders charakteristische Erscheinung, die jedem Fremden sofort auffällt, wenn er beispielsweise auf der Fahrt von Lüttich nach Brüssel ins Land hineinschaut. Beim Herausfahren aus Lüttich sieht man, soweit das Auge reicht, Berg und Tal mit einer Unzahl kleiner Häuschen bedeckt. Besonders nach Eintritt der Dunkelheit besitzt die mit kleinen Lichtern übersäte bergige Landschaft einen anziehenden Reiz eigner Art. Dort liegen zum großen Teile die Wohnungen von Arbeitern aus den Bergwerken und Fabriken des Lütticher Reviers.

Ähnliche große Arbeiterkolonien finden sich außerhalb fast aller größern belgischen Städte. Diese Arbeiterdörfer sind aber in der Regel keine Vorstädte mit engen Gassen und vielstockwerkhohen Häusern, sondern bestehen aus kleinen Häuschen mit Wiese und Garten oder einem Stückchen Kartoffelacker in der Nachbarschaft.

Die Statistik von 1895 zählt in Belgien 829 625 landwirtschaftliche Betriebe. In diese Zahl hat man alle Gärten und Ackerparzellen mit eingerechnet, derart, daß jeder, zu dessen Haus oder Wohnung ein kleines Stück Land gehört, als Landwirt gezählt wurde. Von der genannten Gesamtzahl waren 544 041, das sind zwei Drittel aller Betriebe, kleiner als 1 ha; das sind also Betriebe, bei denen von selbständiger Landwirtschaft keine Rede sein kann. Man ersieht daraus, wie weit verbreitet in Belgien die Vereinigung des landwirtschaftlichen bzw. gärtnerischen Berufs mit andern Erwerbstätigkeiten ist.

Von der gewerbstätigen Bevölkerung gehört nicht ganz ein Viertel dem landwirtschaftlichen Beruf an; der große Rest ist zum überwiegenden Teil in den mannigfaltigen Industrien des Landes beschäftigt. Nimmt man zu den landwirtschaftlich Gewerbstätigen noch die im Land wohnenden Handel- und Gewerbetreibenden, Handwerker, Krämer und Rentiers, so kann man schätzungsweise annehmen, daß etwa

ein Drittel der belgischen Bevölkerung auf dem Land und der größere Rest in den Städten wohnt.

Die landwirtschaftliche Bevölkerung Belgiens betrug im Jahr 1895 mit Ausschluß der Kinder unter 12 Jahren:

	Gesamtzahl	auf 100 ha der Landoberfläche	auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche
Antwerpen . . .	119 623	81	42
Brabant	199 316	77	61
Westflandern . .	182 885	67	57
Ostflandern. . .	231 408	100	77
Hennegau . . .	140 317	50	38
Lüttich.	85 185	46	29
Limburg	82 440	62	34
Luxemburg. . .	84 373	46	19
Namur.	79 263	36	22
Belgien . .	1 204 810	63	41

Diese Zählung wurde am 31. Dezember vorgenommen, also zu einer Zeit, wo alle im Sommer ins Ausland gehenden Saisonarbeiter zu Haus waren. Deren Zahl ist aber recht erheblich, etwa 50 000 — 60 000. Die Anzahl Arbeitskräfte, die der belgischen Landwirtschaft tatsächlich zugute kommen, ist also in obigen Zahlen zu hoch angegeben, namentlich für die Hauptauswanderungsgebiete, die Provinzen Flandern, Brabant, Antwerpen und Limburg.

Am kleinsten ist die Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung im Condroz und Entre Sambre-et-Meuse, zwei Landschaften mit mittelgroßen Wirtschaften: man zählt hier etwa 30 — 40 Personen landwirtschaftlichen Berufs auf 100 ha. Danach folgen die Weidegegenden von Veurne-(Furnes) Ambacht in Westflandern und das Land von Herve, sowie die Lehmböden in Zentralbelgien und die Ardennenregion mit 40 bis 60 landwirtschaftlich Erwerbstätigen. Dann die Campine, die Dünen und die industrielle Kleinkultur auf Lehmboden (Tournai, Ath, Courtrai) mit 60 — 80 Personen und schließlich die sandigen Lehm- und Sandböden in Flandern mit 80 — 120 Personen landwirtschaftlichen Berufs auf 100 ha. Am dichtesten sitzt die Landbevölkerung bei Mecheln (Malines), Alost und Tendermonde (Termonde), also westlich, nordwestlich und nördlich von Brüssel.

Man braucht nur einmal jenes Land dort zu durchreisen, um sofort die außergewöhnliche Besiedlungsdichte wahrzunehmen. Jeder Reisende hat den Eindruck, als ob er noch niemals so viel Menschen auf dem Land um sich herum gesehen hat. Man kann keine 50 Schritte machen, ohne Menschen in den Feldern und auf den Wegen zu begegnen: Frauen, die in den Feldern knien und Unkraut jäten, Männer mit dem Spaten oder der Hacke an der Arbeit oder die Egge auf dem umgegrabenen Acker hinter sich herziehend: andre, die mit einer Handkarre oder einem Hundegespanne die Straße entlang ziehen, Kinder, die in ganzen Trupps um die Häuser herum spielen, im Graben Kräuter rupfen oder mit den Kühen die Ackerkanten entlang weiden: überall, selbst in den vom Dorfsmittelpunkt abgelegenen Geländen, wimmelt es von Menschen.

Wo der Grundbesitz sehr zerstückelt ist, wie im nördlichen Belgien, ist die landwirtschaftliche Bevölkerung dicht, wo Groß- und Mittelbetriebe vorherrschen, dünn.

Den Einfluß der Besitzverteilung auf die Besiedlung des Landes schildert Schwerz aus der Zeit vor 100 Jahren in äußerst anschaulicher und vielfach noch heute zutreffender Weise folgendermaßen:

In den Provinzen Hennegau und Namur gibt es viele Dörfer, deren ganzer Boden in drei bis vier freie Lehen verteilt ist, so daß allen übrigen Einwohnern kein daumenbreit Land übrigbleibt und diese nichts andres als die gehorsamen Diener oder vielmehr die Sklaven jener Pächter sind. Der Mangel an Händen ist die Ursache, daß der dritte Teil, ja die Hälfte des Ackers, unbebaut liegen bleibt: denn die Dörfer sind wenig bevölkert und entvölkern sich noch alle Tage mehr, weil die jungen Leute in den Städten Herren- oder Kriegsdienste suchen.

Warum tun sie das aber? Um zu Haus der Not zu entfliehen, weil sich daselbst keine Arbeit findet: denn es geschieht oft, daß diejenigen, die am meisten könnten arbeiten lassen, es am wenigsten tun.

Im Waeslande (Ostflandern) trifft gerade das Gegenteil ein. Es gibt hier 1000 reinliche Hütten, deren jede 3—20 Acres betreibt, wenige, die an 25 kommen. Sobald ein junger Bursch imstande ist, sich eine Kuh und einige Ackerinstrumente anzuschaffen, so nimmt er eine Frau, mietet eine Hütte mit 2—3 Acres Land und baut es, da er mit keinem Gespanne versehen ist, mit dem Spaten. Nachdem er sein Feld bestellt hat, arbeitet er bei seinem Nachbarn für Tagelohn oder trägt seinen Flachs zu Markt. Die Frau arbeitet und spinnt, der Mann webt und schustert. Es gibt keine glücklichern Leute auf der Erde, wenigstens ihrer Meinung nach.

Die Leichtigkeit, sich auf eine solche Art zu etablieren, macht es begreiflich, wie die Bevölkerung des Waeslandes um ein Drittel oder Viertel stärker sein kann, als sie in den oben gedachten Provinzen ist. Die Dörfer sind nicht weiter als eine Stunde voneinander gelegen und zählen 6000—7000 Seelen.

Auch besteht ein Zusammenhang zwischen der Dichte der Bevölkerung und der Art der Kultur. Die Weidegegenden und Getreidebaudistrikte sind dünner besiedelt als die Gegenden, in denen man industrielle Kleinkultur, wie Hopfenbau, Tabakbau, Flachsbau, Gemüsebau u. dgl., treibt.

Die landwirtschaftliche Arbeiterklasse ist im Verhältnis zu der sogenannten Bauernbevölkerung Belgiens klein; sie beträgt noch kein Fünftel von jener. Wohl gemerkt befinden sich aber auch unter den als Bauern gezählten Personen viele, die durchaus keine selbständigen und ausschließlichen Landwirte sind, sondern nach Bearbeitung der eignen Scholle auch auf Lohnarbeit ausgehen.

Die Statistik von 1895 verteilt die landwirtschaftliche Bevölkerung (ausschließlich der Kinder unter zwölf Jahren) folgendermaßen:

	Bauernfamilien		Dienstboten und ständige Tagelöhner		Vorarbeiter
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	
Antwerpen . . .	46 384	46 722	11 071	5 314	132
Brabant	90 709	82 716	17 873	7 711	307
Westflandern . .	84 634	58 714	26 413	12 938	186
Ostflandern. . .	116 734	79 384	24 874	10 214	202

	Bauernfamilien		Dienstboten und ständige Tagelöhner		Vorarbeiter
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	
Hennegau	63 317	54 706	15 323	6 696	275
Lüttich	33 633	36 751	9 626	4 958	217
Limburg	40 792	28 517	8 782	4 118	231
Luxemburg	38 907	36 900	5 445	2 974	147
Namur	33 604	32 675	8 870	3 906	208
Belgien	548 714	457 085	128 277	58 829	1 905

Die Bauernbevölkerung sitzt, wie diese Zusammenstellung zeigt, dort am dichtesten, wo der Boden am meisten aufgeteilt ist, d. h. in den flämischen Teilen des Landes. Ebenso ist die Arbeiterbevölkerung am stärksten im Parzellenbesitz und auf den Sandböden, am schwächsten im Großgrundbesitz und auf den schweren Böden des Landes. Man zählte auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche:

in der Provinz	Dienstboten und Tagelöhner
Ostflandern	15
Westflandern	15
Antwerpen	11
Brabant	10
Limburg	10
Hennegau	8
Lüttich	8
Namur	6
Luxemburg	5

In den Ardennen und im Condroz zählt man etwa 4—7 landwirtschaftliche Arbeiter auf 100 ha, abgesehen von den mitarbeitenden Familienangehörigen des Bauern, auf den Lehmböden und sandigen Lehmböden Mittelbelgiens sowie in der Campine 7—13 und auf den Sandböden Flanderns 13—19 Arbeiter auf 100 ha.

Die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Arbeiter Belgiens ist Besitzer bzw. Pächter eines Stückchens Bodens zu landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Nutzung. Eine scharfe Abgrenzung zwischen Arbeiter und Bauer kann man daher in den flämischen Landesteilen überhaupt nicht machen, da die Klasse der Arbeiter-Bauern, d. h. kleiner Parzellenbesitzer, die ihr eignes Grundstück bebauen und zwischendurch auf Lohnarbeit gehen oder noch irgend ein Nebengewerbe betreiben, sehr groß ist.

2. Die Größe der Betriebe.

Um sich ein Bild von der Größe belgischer Wirtschaften zu machen, tut man gut, die Betriebe unter 1 ha ganz außer Rechnung zu lassen, und nur die Statistiken der letzten Jahre zu berücksichtigen.

Bei Wirtschaften von weniger als 1 ha Land kann es sich kaum um selbständige landwirtschaftliche Betriebe handeln; es sind das Arbeitergrundstücke und Gärten, deren das dichtbesiedelte Belgien eine Unmenge hat. In den Statistiken früherer

Jahre wurden diese kleinen Grundstücke in die Betriebsstatistik mit aufgenommen, und man zählte deren:

im Jahr	1846	317 964
„ „	1866	420 384
„ „	1880	594 376
„ „	1895	544 041

Das sind zwei Drittel der Gesamtzahl der belgischen Wirtschaften. Wie aus der großen Zahl dieser kleinen Grundstücke und der rapiden Zunahme ihrer Zahl ohne weiteres spricht, handelt es sich bei ihnen nicht um eigentliche Landwirtschaftsbetriebe, und man hat, um nicht ein falsches Bild von der sozialen Gliederung der belgischen Landwirtschaft zu haben, bei den neuern statistischen Erhebungen diese Arbeitergrundstücke ausgeschaltet. Die Statistik von 1905 gibt noch 10 064 Betriebe unter 1 ha an; es scheint aber konsequenter, auch von diesen abzusehen und nur die Betriebe von mehr als 1 ha Land als Landwirtschaftsbetriebe aufzuzählen.

Deren zählte man in Belgien im Jahr 1905 insgesamt 286 250, und zwar:

	Anzahl Betriebe	Anzahl in %	Anteil an der Gesamtfläche in %
1— 2 ha. . . .	90 276	31,5	7,4
2— 3 „	51 463	17,9	7,2
3— 4 „	31 135	10,9	6,2
4— 5 „	20 971	7,3	5,3
5— 10 „	51 499	18,0	20,8
10— 20 „	26 877	9,4	21,0
20— 30 „	7 122	2,5	9,9
30— 50 „	3 961	1,4	8,5
50—100 „	2 392	0,8	9,4
100—150 „	446	0,17	3,0
150 und darüber . .	108	0,05	1,3
zusammen . . .	286 250	100,00	100,00

Diese Zahlen beweisen, was ja auch seit alters her bekannt ist, daß Belgien ganz vorwiegend ein Land des Kleinbetriebs ist. In vier Gruppen verteilt sich der belgische Grundbesitz folgendermaßen:

der kleinbäuerliche Betrieb	(1— 5 ha)	67,6 %
„ mittelbäuerliche „	(5— 50 „)	31,3 „
„ großbäuerliche „	(50—100 „)	0,8 „
„ Großbetrieb	(100 ha und mehr)	0,22 „

Man würde sich also eine völlig falsche Vorstellung machen, wenn man glauben wollte, daß in Belgien die großbäuerlichen Betriebe überwiegen und daß dort eine große Zahl von Großbetrieben anzutreffen sei; in der Tat trifft man ja auf den reichen Lehmböden Mittelbelgiens, wie auch im Condroz, eine ganze Anzahl größerer Wirtschaften an, mehr und größer als sie im allgemeinen auf den schweren Böden der niederländischen Polder zu finden sind. Das ändert aber doch nicht die Tatsache, daß die Kleinbetriebe in Belgien bei weitem an Zahl überwiegen; denn einerseits

überwiegen in Belgien die leichten Böden, die ganz ausschließlich mit Kleinbetrieben bedeckt sind, und anderseits gibt es auch auf den reichen Böden Belgiens stets eine Menge kleiner Grundbesitzer zum Teil in die größern Wirtschaften eingesprengt, zum Teil in großen Dörfern vereinigt. Einen größern Bezirk ausschließlichen Großbetriebs, wo sich ein großer Betrieb an den andern reiht und außer deren Besitzern und Arbeitern keine Landbewohner anzutreffen sind, gibt es in Belgien nirgends.

Nicht nur aus der Anzahl der Betriebe, auch aus der durch sie eingenommenen Fläche zeigt sich das Überwiegen der kleinern Betriebe. Von der landwirtschaftlich genutzten Gesamtfläche Belgiens nehmen ein:

der kleinbäuerliche Betrieb	(1— 5 ha)	26,1 %
„ mittelbäuerliche „	(5— 30 „)	60,2 %
„ großbäuerliche „	(50—100 „)	9,4 %
„ Großbetrieb	(100 ha und mehr) . . .	4,3 %

Die Aufteilung des Grundbesitzes ist, vorwiegend in Anlehnung an die Bodenverhältnisse, in den einzelnen Teilen Belgiens sehr verschieden groß, wie die nachfolgenden Übersichten beweisen:

	Anzahl Betriebe von				
	1—5 ha	5—50 ha	50—100 ha	100 ha u. mehr	zusammen
Antwerpen . . .	18 264	8 455	31	3	26 753
Brabant	36 732	10 309	313	76	47 430
Westflandern . .	17 575	13 175	241	9	31 000
Ostflandern. . .	35 162	11 262	46	3	46 473
Hennegau . . .	24 753	12 733	368	93	37 947
Lüttich.	12 419	8 290	426	103	21 238
Limburg	16 589	7 377	116	17	24 099
Luxemburg. . .	16 652	10 632	257	39	27 580
Namur.	15 699	7 226	594	211	23 730
Belgien . .	193 845	89 459	2 392	554	286 250

In relativen Zahlen reihen sich die belgischen Provinzen, mit dem ausgedehntesten Zwergbesitz anfangend, folgendermaßen untereinander:

	Anzahl Betriebe in Prozenten			
	1—5 ha	5—50 ha	50—100 ha	100 ha u. mehr
Ostflandern.	76	24	0,1	0,01
Brabant	76	22	0,7	0,14
Antwerpen	70	30	0,1	0,01
Limburg	68	31	0,5	0,07
Namur	66	30	3,0	1,0
Hennegau	65	34	1,0	0,2
Luxemburg	60	39	1,0	0,1
Lüttich	59	39	2,0	0,5
Westflandern	57	42	0,8	0,03

Im altberühmten Lande der flämischen Ackerbaukultur, in den Provinzen Ostflandern und Brabant, ist der kleinbäuerliche Betrieb am zahlreichsten. Die Gegend zwischen Brüssel und Gent ist das Land des typischen landwirtschaftlichen Parzellen-

besitzes; zahllose Häuser und Häuschen, eine Unzahl von Äckern und Äckerchen, und alles durchflochten und miteinander verbunden durch unzählige Straßen und Wege und Stege. Eine Anhäufung der Landbevölkerung, wie sie in keinem andern Land erreicht ist; viel Armut, viel Rückständigkeit, aber ein arbeits- und zeugungsfähiges Volk; nicht der entwickeltste, aber keineswegs der schlechteste Teil der belgischen Bevölkerung.

Ähnlich ist es in den Provinzen Antwerpen und Limburg in der Campine, die zwar nicht so dicht wie Flandern besiedelt ist, da große Heiden, Wälder und Weiden die einzelnen Dörfer trennen, die aber auf ihrem Ackerboden ebenso wie Flandern unzählige Zwergbäuerlein und nur vereinzelte größere Bauern zählt.

Nächst der Campine finden wir die größte Anzahl Zwergbauern im Condroz; ebendaselbst auch die verhältnismäßig größte Zahl von Großbetrieben. Je nachdem der Condrozwirt ein Milchbauer ist oder große Trupps Jungvieh weidet, ist sein Betrieb ganz klein oder sehr groß. Intensive, moderne Ackergroßbetriebe, sogenannte Musterwirtschaften, findet man im Condroz nicht. Für einen hochintensiven Ackerbau mit Weizen- und Zuckerrübenbau reichen Klima und Boden im Condroz nicht aus; die Großbetriebe im Condroz haben mehr den Charakter großer Weidewirtschaften mit starker Vieh- und Pferdehaltung, wenn auch der Ackerbau nie ganz fehlt.

In Niederluxemburg ist der Kleinbetrieb ebenfalls überwiegend, wenn auch infolge der dünnern Besiedlung jenes Landes die Aufteilung nicht so weit getrieben ist wie in Flandern; die Kulturbedingungen sind im übrigen denen Flanderns nicht unähnlich; viel leichter Boden mit Roggen- und Kartoffelbau.

Westflandern zeigt eine stärkere Ausdehnung des mittelbäuerlichen Besitzes; seine schwereren Böden, sowohl in den nördlich gelegenen Poldern, als auf dem Lehme des südlichen Teiles der Provinz, eignen sich weniger zur Zersplitterung und Bewirtschaftung im Kleinbetrieb als der Sandboden, wie er in Ostflandern vorherrscht. Ganz zweifellos ist es in Westflandern die Bodenbeschaffenheit, die den Zwergbesitz etwas einschränkt, denn die Besiedlung Westflanderns ist in einigen Teilen noch stärker, als die der dichtbesiedelten Nachbarprovinzen. Wo der Boden etwas leichter ist, wie in der Mitte der Provinz Westflandern, nimmt die Zahl der Zwergbetriebe die Hauptfläche ein.

Das eigentliche Land der großbäuerlichen Betriebe oder, wenn man will, Großbetriebe, ist Mittelbelgien, d. h. das Land von Lüttich bis Courtrai, von Namur bis Brüssel. Hier liegen die großen, schönen Ackerwirtschaften Belgiens; und wenn man auch nicht sagen kann, daß hier die Kornkammer Belgiens liegt — denn diese ist in den Donauländern und in Argentinien zu suchen —, so ist dieser Teil der belgischen Landwirtschaft doch derjenige, der die meisten Ackerfrüchte zu Markt bringt und auch die schönsten belgischen Pferde produziert.

Über die Gliederung der belgischen Bauernschaft ihrer sozialen Stellung nach sagen freilich die Zahlen der Statistik noch nicht viel; um sie zu kennen, muß man die belgischen Landwirte in allen Landesteilen persönlich kennen und ihre Lebensansprüche und Lebensweise gesehen haben.

Man geht natürlich nicht falsch, wenn man den niedrigsten Lebensstandard bei den kleinsten Bauern im nördlichen Belgien sucht. In Flandern und in der Campine ist das Leben des kleinen Bauern ein harter Kampf; die Ausdehnung der Betriebe steht dort meist in umgekehrtem Verhältnisse zur Anzahl Kinder, so daß der kleinste

Bauer oft 10—15 Kinder zu ernähren hat. Da heißt es denn hart arbeiten, was die Flamen übrigens alle gut können; Mann und Frau und Kind, alles widmet seine ganze Kraft und Zeit der Arbeit und dem Erwerbe des täglichen Brotes. Die Sorge ums tägliche Essen und Trinken steht so weit voran, daß die Mehrzahl der flämischen Bauern gar keine andre Beschäftigung kennt und selbst den Kindern nicht die Zeit gönnt, etwas Ordentliches in der Schule zu lernen.

Kommt man auf die schwereren Böden des südlichen Flanderns oder in die Nordseepolder, so trifft man größere Betriebe und intelligentere Bauern an. Abgesehen von allen Ausnahmen, von wohlhabenden Landwirten, Bierbrauern, Bürgermeistern und was sich sonst noch so nebenher mit Landwirtschaft beschäftigt und dem Fremden als Typus eines eingesessenen Landwirts vorgeführt wird, haben auch die größern flämischen Landwirte dieselben Haupteigenschaften wie ihre kleinern Berufsgenossen, große Arbeitsamkeit und Anspruchslosigkeit; viel Kinder, viel Arbeit, wenig materielle und so gut wie gar keine geistigen Bedürfnisse.

Dem flämischen Bauernstande, zu dem hier die Campinebauern mitgezählt sind, am nächsten stehen in der sozialen Gliederung die Bauern Südluxemburgs, obgleich Land und Volk hier viel Verschiedenheit mit dem nördlichen Belgien aufweisen. Der Boden trägt teilweise Weizen und Mengekorn und dank der dort noch zahlreich vorhandenen Gemeindeländereien ist der Kampf ums Dasein nicht so hart wie im Norden Belgiens. Brennholz und Weideland, bisweilen selbst ein Stückchen Acker gibt die Gemeinde an jeden Eingesessenen, so daß man von den Luxemburgern mit Stolz sagen hört, es gäbe bei ihnen eigentlich keine Armen. Der Kinderreichtum ist bei ihnen weniger groß, und die Lebensbedingungen sind im ganzen leichter als im Norden. Wenn auch beim Niederluxemburger der Lebensstandard und die geistige Entwicklung nicht sehr hoch sind, so liegt das zum einen ja daran, daß bei allen wirtschaftlichen Vorzügen ihr Land doch immerhin zu den ärmsten und am wenigsten produktiven Böden Belgiens gehört: zum andern daran, daß der Luxemburger gern dem Wortlaute des alten Liedes nach „sein Geld verjuxt". Es ist ein Volk, das an Sonn- und auch an Wochentagen nicht gern am Krug vorbeigeht, ohne einzukehren, und da in den dortigen Dörfern jedes zweite oder dritte Haus eine Herberge ist, so verschleudern sie einen großen Teil ihrer Zeit und ihres Geldes mit ihrem Wandern von Herberge zu Herberge, was ihnen wichtiger und angenehmer erscheint, als wirtschaftlicher und geistiger Fortschritt. Die einzelnen Großbauern, deren man in jedem Dorf ein oder zwei antrifft, unterscheiden sich von ihren Landsleuten meist durch strebsameres Arbeiten und durch einen besonders gut entwickelten Handelsverstand.

Geht man in die Ardennenwirtschaften, so trifft man dort auf einen zwar nicht anspruchsvollen und geistig hochstehenden, aber gut lebenden und verständig wirtschaftenden Bauernstand. Die Ardennenbewohner in ihren abgeschlossenen Gebirgsdörfern haben aus der alten Zeit der Hauswirtschaft noch die Ansicht beibehalten, daß, was man Gutes produziert, auch selbst aufessen, aber nicht verkaufen müsse. Sie essen und trinken gut; sie legen Wert auf ein gutes Stück Schweinefleisch, auf gute Kartoffeln und Gemüse und ziehen sich Weintrauben, Pfirsiche und schmackhafte Birnen an der Sonnenseite des Hauses, um sich im Herbst ein paar gute Tage zu machen. Auch scheint es ihnen besser, wenig Kinder ohne übermenschliche Mühe großzuziehen, als wie die Flämen das Ende des Nachwuchses einem gütigen Geschicke zu überlassen. Sie sind dabei tüchtige Wirte, arbeiten sich wohl nicht tot, aber wissen, zumal die

Bauernhof in der Campine.

Großer Pachthof in der Campine.

moderne Landwirtschaft gerade ihren Wirtschaften viel Vorteile bietet, ihre Betriebe gut zu unterhalten und sind, abgesehen von einigen als sehr rückständig verrufenen Dörfern, intelligente und vorwärtsstrebende Landwirte.

Im Condroz findet man etwa denselben Schlag, nur sind die Betriebe hier etwas größer. Der Condroz war bis vor kurzer Zeit als die rückständigste Gegend ganz Belgiens verschrien; das hat sich wohl etwas gebessert; die modernisierte Landwirtschaft hält langsam auch dort ihren Einzug, und man findet schon eine ganze Anzahl Landwirte, die sich ernsthaft über das Neueste und Beste ihres Gewerbes zu unterrichten suchen, um ihre Betriebe rationeller zu gestalten. Ob groß oder klein, ist der Condrozlandwirt doch stets ein echter Bauer, d. h. ein Landwirt, der überall selbst mit anfaßt, und gerade das ist ihm zur Unterscheidung von den mittelbelgischen Landwirten sehr charakteristisch. Man suche unter den statistisch aufgezählten großen Condrozwirtschaften keine Herrensitze mit akademisch gebildeten Landwirten. Die Mehrzahl von ihnen sind Großbauern, die, mit etwas reichlicherm Kapital ausgestattet, einen großen Komplex Landes gepachtet haben, den sie zum Teil beweiden, zum Teil beackern; und die, rechnet man noch etwa ein Drittel des Ackers für Klee- und Futterpflanzen, gar nicht so viel Wirtschaft haben, als es scheinen könnte.

Anders ist es in Mittelbelgien; hier trifft man neben dem sehr verbreiteten klein- und mittelbäuerlichen Besitze, der aus Viehzucht und Milchwirtschaft sein Hauptgeschäft macht, auch richtige landwirtschaftliche Großbetriebe.

Die großen Höfe im Hesbegau haben etwa 50—150 ha Land und sind kapitalintensive Ackerwirtschaften. Die dortigen Landwirte leben gut, aber ohne Luxus. Sie sind bei aller Arbeit dabei, besorgen persönlich selbst den Handel, den Einkauf und Verkauf im Vieh- und Pferdehandel, bisweilen mit Hilfe eines Kommissionärs. Mitarbeiten tun sie in der Regel nicht, auch ihre Söhne nicht, obgleich sie alle arbeiten können, alle Arbeiten gelernt haben und sich vor dem Mitanfassen niemals scheuen. Die Frauen sind den größten Teil des Tages in der Küche und im Haushalt und Hofe Sie melken nicht mit, aber beaufsichtigen die Mägde, sorgen sich um das Kälbertränken, Ferkelfüttern, um den Hühnerhof, den Garten u. dgl. Die Söhne werden nach Beendigung der Schule und einiger praktischer Lehrzeit zu Haus für drei Jahre nach der landwirtschaftlichen Hochschule geschickt. Der Jahreskurs dauert neun Monate, während der sie ausschließlich der Kolleggelder einen Monatswechsel von 60—120 ℳ verbrauchen. Während der Ferien kehren sie nach Haus zurück. Die Töchter werden für ein oder zwei Jahre nach einem der belgischen Mädchenpensionate oder nach einer Klosterschule geschickt. Die Söhne treten mit 22 Jahren, die Töchter mit 18 Jahren wieder in die elterliche Wirtschaft ein und bleiben darin bis zu ihrer Verheiratung. Die jungen Leute heiraten mit etwa 28, die Mädchen mit 22 Jahren. Wie in manch andrer Gegend des großbäuerlichen Betriebs, so klagt man auch im Hesbegau über Mangel an tüchtigen jungen Mädchen, die gewillt sind, als Gutsherrin einem jungen Landwirte beizustehen. Die Schuld daran trifft zweifellos zum großen Teile die Mütter auf den großen Höfen, die ihre Töchter nicht energisch genug auf das Törichte ihres Strebens nach städtischer Bequemlichkeit und städtischem Scheinglücke hinweisen. Obgleich manch ehrwürdige Matrone im Hesbegau mich nicht nur durch ihre Persönlichkeit, sondern auch mit vielen Worten von dieser Meinung abbringen wollte, und ich auch ohne weiteres zugestehe, daß ich die nettesten und tüchtigsten belgischen

Mädchen gerade dort auf den großen Höfen angetroffen habe, so glaube ich doch, daß die jungen heiratslustigen Landwirtssöhne mit ihren Klagen nicht ganz Unrecht haben.

Die Haushaltung in den großen Wirtschaften des Hesbegau ist reichlich und gut, aber ohne verschwenderischen Aufwand. In der Regel hat man sehr guten Burgunder im Keller, ein Luxuspferd im Stall und einen kleinen Federwagen in der Remise. Man fährt ein- bis zweimal im Jahr nach Brüssel und besucht die landwirtschaftlichen Ausstellungen der Provinz. Auf diesen Reisen fährt man dritter Klasse und logiert in billigen Hotels. Die Landwirte tragen keinen Zylinder, keine hohen Stehkragen und roten Handschuhe und die Frauen keine Ringe an den Fingern und keine modernen Hüte. Die Kleidung ist einfach, und persönliche Dienstboten im Haus sind wenig üblich; man hat, auch wenn Besuch kommt, keine Bedienung bei Tisch und keine Dienstboten an der Türe. Man ißt gut, aber ohne Verschwendung. Eierspeisen, Gemüse, Kartoffeln zu Mittag, eingemachte Früchte zum Frühstück, oft Speck mit Eiern mittags oder abends, doch oft auch einen Braten. Wer seine Ansprüche über dies Maß steigert, nicht ordentlich wirtschaftet oder zuviel Kinder in die Welt setzt, die anstatt in ihrem Stande zu heiraten, arme Mädchen oder kleine Beamte wählen, ist nicht in der Lage, sein erworbenes Gut zusammenzuhalten.

Geht man ins südliche Brabant und in das Land von Thuin, so trifft man dort auf einen andern Großlandwirtsstand. Es sind reiche Leute, die von Haus aus Geld hatten, deren Eltern teils in den guten Zeiten der Landwirtschaft, teils in der Blütezeit der Zuckerindustrie viel Geld verdienten. Sie wohnen in schloßartig ausgebauten Landhäusern, die mehr oder minder luxuriös ausgestattet sind, halten zwei bis drei Reit- und Wagenpferde, machen große Ansprüche und nehmen Städterinnen als Frauen. Obgleich keineswegs Luxusbetriebe, sondern richtige zinsbringende landwirtschaftliche Betriebe, liefern diese Wirtschaften doch nicht genug Reingewinn, um die Ansprüche des darauf wirtschaftenden Gentlemanfarmers zu decken. Solch Haushalt kostet jährlich 10 000—12 000 ℳ, und das kann ein Betrieb von 300 ha natürlich nicht aufbringen. Man ergänzt die fehlenden Einnahmen durch den Zins außenstehender Kapitalien. Die Einrichtung dieser Großbetriebe ist vielfach hochmodern, der Landwirt hat Telephon im Haus, fährt regelmäßig zur Börse und zieht, auch ohne persönliche Betätigung im praktischen Betriebe, die denkbar höchste Rente aus seinem Kapital und seiner Arbeitskraft.

Damit ist das Bild von der sozialen Gliederung der belgischen Landwirte fertig. Jenen in Deutschland, besonders in Ostelbien, sehr zahlreich sitzenden Stand von Großlandwirten, die auf 500—600 ha wirtschaften und ihre Lebensansprüche aus den Einnahmen ihrer Wirtschaft decken, findet man in Belgien nicht. Das mag man sich bei allen Vergleichen beider Länder stets vor Augen halten.

3. Hofbesitzer und Pächter.

Unter allen Staaten des europäischen Kontinents ist Belgien das Land, in dem das Pachtwesen von jeher am meisten ausgebildet und die Selbstbewirtschaftung am meisten zurückgedrängt ist. Etwa 69 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche sind Pachtland und nur 31 % in Eigenbewirtschaftung.

In Deutschland sind nur ungefähr 12 %, in den Niederlanden 49 % — dagegen in Großbritannien 88 % der Bodenfläche Pachtland.

Es versteht sich darum ganz von selbst, daß, wenn in Belgien annähernd zwei Drittel der bewirtschafteten Fläche in Händen von Pächtern sind, der Charakter der belgischen Landwirtschaft, soweit er sich aus den Rechtsformen der Bewirtschaftung und des Besitzes ergibt, ein völlig andrer sein muß, als in Deutschland, wo noch kein Achtel des Kulturbodens Pachtland ist.

Innerhalb Belgiens selbst bestehen in den einzelnen Provinzen außerordentlich verschiedenartige Verhältnisse in der Verteilung des Landes unter Pächter und Hofbesitzer. Während z. B. im Ardennengebiet 76 % der Fläche in Selbstbewirtschaftung und nur 24 % verpachtet sind, ist in Westflandern das Verhältnis gerade umgekehrt, nämlich 85 % Pacht und 15 % Eigenbewirtschaftung.

Nach der Statistik von 1895 waren in Belgien 700 697 ha in Eigenbewirtschaftung und 1 320 358 ha in Pacht; und von den Betrieben von 1 ha Größe aufwärts waren 91 930 ha, das sind 32 % in Eigenbewirtschaftung und 193 654 ha oder 68 % in Händen von Pächtern.

Von den Parzellenbetrieben, deren Abgrenzung als landwirtschaftliche Betriebe durch die belgische Statistik nicht möglich ist, tut man aus oben näher bezeichneten Gründen gut, abzusehen. Sie sind meist als Arbeitergrundstücke oder Gärten zu betrachten.

Sieht man von diesen Betrieben unter 1 ha ab, so ergibt sich folgende Verteilung der Wirtschaften unter Pächter und Hofbesitzer:

	Hofbesitzer	%	Pächter	%
1— 2 ha . .	25 478	28	64 834	72
2— 3 „ . . .	15 800	32	34 776	68
3— 4 „ . . .	10 162	33	20 570	67
4— 5 „ . . .	7 092	35	13 121	65
5— 10 „ . . .	18 244	37	30 821	63
10— 20 „ . . .	10 263	37	17 888	63
20— 30 „ . . .	2 585	32	5 578	68
30— 50 „ . . .	1 389	29	3 399	71
50—100 „ . . .	659	25	2 002	75
100 ha und darüber	258	32	665	68
zusammen . .	91 930	32	193 654	68

Die Eigenbewirtschaftung ist in den mittelbäuerlichen Betrieben, d. h. in Betrieben von 5—20 ha, und die Pachtwirtschaft in den kleinen Zwergwirtschaften von 1—42 ha am häufigsten; auch unter den größern Wirtschaften von 30—50 ha ist das Pachtwesen sehr stark verbreitet. Von den mittelbäuerlichen Betrieben von 5—20 ha beginnend, nimmt die Häufigkeit des Pachtwesens in jeder kleinern Größenklasse zu, um bei den in obiger Statistik nicht aufgezählten Arbeitergrundstücken sein Maximum zu erreichen; von diesen waren etwa drei Viertel in Pacht und nur ein Viertel in Eigenbewirtschaftung.

Die Verteilung von Eigenbewirtschaftung und Pacht über die einzelnen Provinzen zeigt höchst merkwürdige Verschiedenheiten, wie aus nachstehender Tabelle ersichtlich ist:

	Hofbesitzer %	Pächter %
Westflandern	14	86
Ostflandern	19	81
Brabant	26	74
Hennegau	29	71
Antwerpen	30	70
Limburg	39	61
Lüttich	40	60
Namur	48	52
Luxemburg	77	23
Belgien	32	68

Diese Zusammenstellung zeigt, daß die Pachtwirtschaft im Nordwesten Belgiens am stärksten verbreitet ist und von dort nach Osten und von da nach Süden zu stark abnimmt. In den wallonischen Landesteilen überwiegt die Eigenbewirtschaftung, in den flämischen Provinzen seit alter Zeit die Pacht.

In wenig bevölkerten Ländern, schreibt de Laveleye, hat der Boden geringen Wert, und es ist darum vielen Leuten möglich, ausgedehnte Ländereien zu besitzen. Anderseits bleibt mangels großer Nachfrage die Produktion an Ackererzeugnissen gering. Nur dort aber, wo der Acker viel aufbringt, kann er einen Eigentümer und Pächter gleichzeitig ernähren.

Die dünnbevölkerten Ardennen mit der geringern Produktionskraft ihrer Böden sind darum von alters her zum großen Teil Eigentum der dortigen Landwirte gewesen und bis heute geblieben, während in dem sehr dicht besiedelten Flandern, wo ein Massenaufwand von Arbeit dem Boden reiche Ernten abgewann, schon frühzeitig eine Kapitalisierung des Grundbesitzes eintrat, indem der Adel des Landes, die Kirche oder reiche Privatleute ihn als Wertobjekt in Hände nahmen und festhielten.

Außer dem genannten wirtschaftlichen Grunde wirken auch noch andre Faktoren auf die Ausbildung des Pachtwesens hier und die Beibehaltung der Eigenbewirtschaftung dort ein; so namentlich der sehr verschiedenartige Charakter von Flämen und Wallonen. Ein deutlicher Beweis dafür, daß die Ausdehnung des Pachtwesens mit der Produktionsfähigkeit des Bodens parallel geht, zeigt eine Zusammenstellung, die Pacht und Selbstbewirtschaftung im Verhältnis zur Kulturfläche der verschiedenen Regionen des Landes feststellt.

Von 100 ha des kultivierten Bodens waren: [1])

	in Selbstbewirtschaftung	in Pacht
in den Poldern	15	85
auf den flämischen Sandböden	17	83
auf den Lehmböden Mittelbelgiens	24	76
im Land von Herve	25	75
in der sandig lehmigen Region Flanderns	31	69
im Condroz	33	67

1) Recensement général de l'Agriculture 1895.

	in Selbstbewirtschaftung	in Pacht
in der Campine	47	53
in Niederluxemburg	60	40
in den Ardennen	76	24

Auf den hochproduktiven Böden überwiegt das Pachtwesen und auf den ärmsten Böden des Landes, in der Campine und in den Ardennen, die Selbstbewirtschaftung.

Während somit die wirtschaftlichen und natürlichen Verhältnisse Belgiens den Grund zu dem heutigen zahlreichen Pächterstande gelegt haben, kann man bis in die neueste Zeit eine Zunahme des Pachtwesens beobachten, die ihre Erklärung darin findet, daß der selbstherrliche Bauernstand Belgiens dem Vordringen des städtischen und industriellen Kapitals nicht standhalten kann. Auf diese neuzeitliche Kapitalisierung des Grundbesitzes soll an andrer Stelle näher eingegangen werden, hier sei nur ein Faktor noch erwähnt, der auf die Ausbreitung des Pachtwesens stark einwirkt und durch die wirtschaftlichen Anschauungen der belgischen Landwirte seine Erklärung findet.

Es ist selbstverständlich, daß in einem dermaßen mit Pachtwirtschaften bedeckten Lande wie Belgien ein sozialer Unterschied zwischen Hofbesitzern und Pächtern nicht besteht, so daß auch ein wohlhabender junger Landwirt keineswegs etwas weniger Vornehmes darin erblicken würde, einen Pachthof zu übernehmen.

Wenn ich das sage, sehe ich ab von kleinen, wenig weitsichtigen Besitzersöhnen, die mit Rücksicht auf das Ansehen der Familie unter den Dorfgenossen lieber einen verschuldeten eignen, als einen flottgehenden Pachthof betreiben, auch von vereinzelten reichen Protzen unter den Bauern, denen es als Haupteehre erscheint, ihren Söhnen sämtlich eigne Wirtschaften zu kaufen; beide Sorten findet man natürlich auch in Belgien.

Geht man aber unter die intelligentesten und darum unabhängigsten Landwirte Belgiens, die auf den großen Höfen Mittelbelgiens wohnen, so hört man dort, selbst von reichen Leuten, einstimmig erklären, sie hielten es im allgemeinen für viel erstrebenswerter Pächter als Hofbesitzer zu werden; die größte Zahl von ihnen ist denn auch Pächter und läßt ihre erwachsenen Kinder wiederum Pachthöfe übernehmen.

Wer als junger Landwirt eine Wirtschaft beginnen will, denkt gar nicht daran, sich anzukaufen; er pachtet einen Hof und sieht nur zu, daß der übernommene Hof in richtigem Verhältnisse zu dem ihm verfügbaren Betriebskapitale steht. Um eine intensive mittelbelgische Ackerwirtschaft beginnen zu können, muß man auf 100 ha 50 000—80 000 ℳ in der Tasche haben; manche tun es schon mit 25 000 ℳ, dann ist es aber eine harte Arbeit, durchzukommen, und die ersten Jahre bringen viel Entbehrungen und persönliche Einschränkung. Ohne ausreichendes Betriebskapital ist die Übernahme einer Wirtschaft ein sehr gewagtes Stück, und man sieht vielfach, daß Landwirte, die das tun, gleichgültig, ob ihr Hof groß oder klein ist, von ihren Nachbarn als arme Käuze angesehen werden.

Die Menge des für die Einheitsfläche aufgewandten Betriebskapitals ist außer der persönlichen Erziehung des Landwirts für seine soziale Stellung viel maßgebender, als die Größe seiner Wirtschaft und als die Art seiner Wirtschaftsübernahme, sei es Pacht oder Ankauf. Fürwahr ein vernünftiger und ehrenwerter Standpunkt, der allen Landwirten zur Beherzigung empfohlen werden kann!

Wer die Größe eines Landwirtschaftsguts nach dem bloßen Flächenraume schätzen wollte, sagt Roscher, der würde manchmal in rohen Jagdländern die souveränen Eigentümer von mehreren Quadratmeilen, die aber in Wahrheit nackte Vagabunden sind, als Gutsbesitzer von erstem Range bezeichnen müssen.

Einen Landwirtschaftsbetrieb, der völlig auf eignes Kapital gestützt ist, dessen Grund und Boden bis zum letzten Pfennig seinem Bebauer gehört, würde jeder praktisch denkende Landwirt jener Gegend für eine wirtschaftliche Torheit erklären. Wo solche Wirtschaften vorkommen, handelt es sich um die Liebhaberei und den Luxusbesitz eines reichen Mannes. Da sich das Grundkapital in der Landwirtschaft immer nur sehr gering verzinst, überläßt man gern einen Teil dieses geringen Zinsgewinns andern und verwendet sein Kapital dort, wo es höhere Rente gibt: z. B. als Betriebskapital in der Wirtschaft. Von unverschuldeten landwirtschaftlichen Betrieben ist darum unter solch modern wirtschaftenden und kapitalistisch geschulten Landwirten, wie den belgischen Großlandwirten, gar keine Rede; und nun folgern sie weiter: der Hypothekenschuldner hat etwa $3^1/_2$—$4\,\%$ von seinem Grundkapitale zu zahlen, der Pächter dagegen nur 2—$2^1/_2\,\%$: man kommt darum also als Pächter erheblich besser fort, denn als Hofeigentümer.

Das Einkommen des Landwirts berechnen sie vornehmlich aus dem Zinse seines Betriebskapitals und seinem Arbeitseinkommen. Die persönliche Tüchtigkeit ist für beide ausschlaggebend, denn auch das Betriebskapital hat manch junger Landwirt von seinen Verwandten entlehnen müssen. Es folgt daraus, daß der belgische Landwirt dann auf einen Erfolg seiner Wirtschaft rechnen zu können glaubt, wenn er sein Handwerk versteht und fleißig ist. Das sind die ersten Vorbedingungen. Will er mit dem Einkommen, das er aus den zwei genannten Quellen erhält, vorwärts kommen, d. h. Geld verdienen, so muß er seinen Verhältnissen entsprechend leben und nicht glauben, er könnte sich jeden Luxus erlauben und wie ein Millionär leben. Eine gute Ausbildung und ein genügendes Betriebskapital geben immer die Möglichkeit auf einem Pachthofe von 100—300 ha zu leben, so gut wie ein andrer, der sein Geld in akademische Studien gesteckt hat und Arzt oder Advokat geworden ist, und aus seinem Gewerbe eine Jahresrente von etwa 4000—6000 ℳ zieht. Bedingung ist freilich für den Landwirt, daß er sich so gründlich wie jener andre in seinem Fach ausbildet und ständig für seinen Lebensunterhalt arbeitet. Wer unter den gebildeten Belgiern über das hinaus noch Kapital besitzt, pflegt das in Aktien anzulegen, und kann seinen Lebensstandard und seine Ansprüche entsprechend erhöhen. Aber auch unter solchen Verhältnissen halten die belgischen Landwirte daran fest, daß sie in ihren Wirtschaften nur dann Geld verdienen, wenn sie sich selbst intensiv damit beschäftigen.

1. Die Umgestaltung der Agrarverfassung.

Wenn man die heutigen Agrarverhältnisse Belgiens mit dem vergleicht, was uns über dies Land durch Statistiken und Berichte aus früherer Zeit bekannt ist, so kann man feststellen, daß sich während des vergangenen Jahrhunderts eine große Umgestaltung der Agrarverfassung vollzogen hat, die, von Jahr zu Jahr zunehmend, noch heute fortwirkt, und deren Ende und Ziel einstweilen noch gar nicht abzusehen sind.

Hervorgerufen durch die geistige und wirtschaftliche Erschließung des platten Landes, durch eine ungeheuer starke Volksvermehrung und durch eine große Zahl von

neuen wirtschaftlichen Bedingungen machte sich diese Veränderung der Agrarverhältnisse vornehmlich in dreierlei scharf ausgeprägten Formen bemerkbar, und zwar einmal durch die Abwanderung der Arbeiter vom Land, zweitens durch die stark fortschreitende Bodenzersplitterung und drittens durch die ununterbrochene Zunahme des Pachtwesens.

Keine dieser Neugestaltungen ist erst im vergangenen Jahrhunderte geschaffen worden, ihre Anfänge reichen vielmehr bis in früheste Zeiten zurück. Nur hat die letzte Zeit eine so gewaltige Beschleunigung des umstaltenden Prozesses hervorgerufen, wie er in früherer Zeit niemals auch nur im entferntesten möglich gewesen wäre. Die Umgestaltung der Agrarverfassung ist darum eine der bemerkenswertesten wirtschaftlichen Erscheinungen, die Belgien und mit ihm eine große Anzahl andrer Länder im letzten halben Jahrhunderte gezeitigt hat.

Die Abwanderung vom Land nach den Städten hat immer bestanden, denn zu allen Zeiten produzierte das platte Land mehr Menschen, als es nötig hatte, und die Städte produzierten deren zu wenig. Je mehr sich darum das Städte- und das gesamte Wirtschaftsleben eines Volkes entwickelte, um so stärker war der Zug vom Land nach der Stadt. Solange sich diese Abwanderung vom Land lediglich auf die Personen bezog, die gewissermaßen auf dem Land überzählig waren, und darum anderswo ihr Heil versuchen gingen, war von irgend welcher ungewöhnlichen oder gar ungesunden Volksbewegung keine Rede. Das trat erst dann ein, wenn diese Wanderungen einen übermäßig großen Umfang annahmen, wie das schon in frühesten Zeiten bei Übervölkerung von Landbezirken vorkommen konnte.

Schlägt man die alten Chroniken nach, so findet man darin aufgezeichnet, daß Flandern schon in ganz alter Zeit sehr dicht bevölkert war. Es scheint, als ob schon bei der ersten germanischen Besiedlung dieses Landes den nach Flandern ziehenden, numerisch starken Stämmen ein zu kleines Gebiet zugefallen sei. Durch die ihnen nachfolgenden Einwanderer und durch die natürlichen Grenzen des Landes wurden sie in den Ebenen Flanderns zusammengedrängt und gelangten daselbst infolge ihrer starken Fortpflanzungskraft in kurzer Zeit zu einer äußerst dichten Besiedlung des Landes.

Dazu kam, daß der Handel in Flandern seit dem 9. Jahrhundert außerordentlich aufblühte und neue Menschen sowie Wohlstand und Reichtum ins Land brachte. Flandern wurde das Handelszentrum von Nordeuropa, Industrie und Landwirtschaft blühten und die Bevölkerung wuchs. Am Ende des 12. Jahrhunderts war das ganze Land von kleinen freien Bauern und Zwergbesitzern bebaut; das Stadtleben nahm eine glänzende Entwicklung und das Land war nicht mehr imstande, seine ungeheuer starke Bevölkerung festzuhalten; die Auswanderung begann:

Naar Oostland willen wij rijden,
Naar Oostland willen wij mee,
Al over die groene Heiden,
Frisch over die Heiden,
Daar is er een betere stee.

Seit dem Jahre 1106 kolonisierten die Flämen die Marschen der Weser und Elbe, zwischen 1147 und 1160 zogen sie nach Westfalen und Mecklenburg; um 1150 nach der Altmark sowie nach der Mittelmark und Lausitz. Sie gründeten Kolonien bei Magdeburg und in der Goldenen Aue.

Wilhelm der Eroberer siedelte sie in England an, die englische Teppichindustrie datiert von zwei großen flämischen Einwanderungen im 13. und 14. Jahrhundert.

Im 15. Jahrhundert begann der Verfall des glänzenden Wirtschaftslebens in Flandern. Brügge verlor seine Machtstellung, die Bevölkerung geriet in Verfall, und der Großhandel verlegte seinen Sitz nach Antwerpen; die altberühmte flämische Teppichweberei ging zugrunde; im 16. Jahrhunderte verwüstete der Krieg mit Spanien das einst reiche Flandern, und seit dieser Zeit finden Fehden und Kriege im Land kein Ende mehr. Die einst dichtbewohnten Ebenen waren entvölkert, die Bewohner verarmt und zum Teil ausgewandert, viel Land lag unbebaut, viele Ortschaften waren ausgeraubt, zerstört, verbrannt und von den Einwohnern verlassen.

Diese Periode wirtschaftlichen Verfalls dauerte bis zum 18. Jahrhunderte; dann begann das Land, sich wieder zu erholen: die Bevölkerung wuchs von neuem rasch an, und im Anfang des 19. Jahrhunderts war die einstige Bevölkerungsdichte wieder erreicht; das Land war wieder übervölkert.

Die Bevölkerung wuchs ohne Unterbrechung, bis in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wegen allerlei folgenschwerer wirtschaftlicher Umgestaltungen eine dermaßen starke Land- und Dorfflucht einsetzte, daß die Bevölkerungsziffer einer ganzen Zahl von flämischen Gemeinden wieder zu sinken begann. Die Hauptursache für diese starke Abwanderung vom Land war der Zusammenbruch der großen Hausindustrien, vornehmlich der berühmten flämischen Leinenindustrie.

Die Zahl der Auswanderer, die mit Weib und Kind für immer ihr Dorf verlassen, um sich im Ausland eine neue Heimat zu suchen, ist heute verhältnismäßig gering. Das völlige Aufgeben der Heimat setzt einen schweren Entschluß voraus, und da die unendlich vermehrte Arbeitsgelegenheit in den großkapitalistisch organisierten Unternehmungen der Städte und Industriezentren heute Möglichkeit bietet, auch ohne Überseewanderung eine Brotstelle zu finden, so bleiben heute die Wandernden in der übergroßen Mehrzahl in der Heimat, in der sie auf Arbeitsuche umherziehen.

Die innern Wanderungen sind darum heute in Belgien bei weitem größer, als die Auslandswanderungen.

Die vom Land Abwandernden sind der Mehrzahl nach die ärmsten unter den Landbewohnern, denen die Mittel und die Arbeitsgelegenheit fehlen, um im Heimatsdorf bleiben zu können. Es sind Feldarbeiter, die auf ihrem kleinen Grundstück und auf Lohnarbeit in ihrem Dorfe nicht genug verdienen, oder Söhne kleiner Bauern, die auf der väterlichen Scholle nicht genug Arbeit und Brot finden, und Mägde, die zu Haus entbehrt werden können und in den Städten bessere Lebensbedingungen zu finden hoffen.

Der Umfang dieser innern Wanderbewegung, die den Landbewohner nach dem Dorfe, den Dörfler nach der Stadt, den Feldarbeiter nach den Fabriken und Bergwerken, die Bauernmagd in städtische Dienste treibt, ist ganz ungeheuer groß.

Abgesehen davon, daß, wie schon in frühern Jahrhunderten, die dicht besiedelten Teile Belgiens ein ländliches Proletariat hervorbringen, das auf dem weitgehend aufgeteilten Grund und Boden schlechterdings nicht ernährt werden kann und darum aus der Dorfgemarkung herausgedrängt werden muß, hat auch die landwirtschaftliche Krisis am Ende des vergangenen Jahrhunderts einen starken Einfluß auf Vermehrung der Abwanderung vom Land gehabt.

Die vermehrte Anwendung von Maschinen und größere Ausdehnung des Weide-

landes hat eine große Zahl von Landarbeitern überflüssig gemacht, und die geringern Reinerträge der größern Wirtschaften haben viele Landwirte zur Arbeitseinschränkung gezwungen.

Was Schwerz vor 100 Jahren von der belgischen Landwirtschaft im Vergleich mit der deutschen rühmend erwähnte: „Die Belgier lassen arbeiten, weil sie reich sind, und wir lassen nicht arbeiten, damit wir nicht arm werden", trifft auf die größern belgischen Landwirtschaftsbetriebe heute nicht mehr zu. Da wird ebenso mit Arbeitern gespart, wie in den Nachbarländern.

Wie schon vor 100 Jahren von Schwerz bemerkt wurde, so gilt noch heute, daß in Gegenden des Großbetriebs häufig die Unmöglichkeit des Grundbesitzerwerbs die Arbeiter vom Land forttreibt. Hinzugekommen ist seitdem noch, daß, seit die Zeiten für den Großlandwirt schwieriger geworden sind und sein Betrieb modernisiert und vereinfacht worden ist, auch die Arbeitsverfassung in seiner Gegend eine andre geworden ist.

Während im Sommer vollauf zu tun ist und von allen Seiten Arbeitskräfte herangezogen werden müssen, um die Arbeiten auf dem Felde zur Zeit zu verrichten, kann sich der Landwirt im Winter mit einer kleinern Anzahl festen Personals behelfen. Er sieht darum, die regelmäßig laufenden Arbeiten mit so wenig festen Arbeitern wie möglich zu verrichten, und nimmt für die Hauptarbeitsperiode im Sommer die nötigen Sommerarbeiter an, die er nach getaner Arbeit wieder entläßt.

Doch nicht allein das durch Verwendung von Sommerarbeitern hervorgerufene Hin- und Herschieben der landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung charakterisiert heute die Gegenden des Großbetriebs; von hier lösen sich auch je länger, je mehr Menschen los, um dem Lande für immer Lebewohl zu sagen und nach den Städten zu ziehen. Die Landarbeiter ohne Grundbesitz und ohne Aussicht auf solchen, verlassen in großen Scharen als junge Leute oder mit Frau und Kind die alte Arbeitsstelle und suchen in Städten und Industrien ein lockenderes Fortkommen. Sie vertauschen den Pflug mit dem Schraubstocke, den gesegneten Ackerboden in Gottes freier Natur mit dem Fabrikplatz im Rauch und Staub der Städte.

Es sind das jene Landflüchtigen, denen Frenssen klagend zuruft: „Die Menschen haben die Schuld; sie wollten eurem Großvater und Vater kein Land geben; sonst wäret ihr ernste Bauern geworden. Sie gönnen euch nicht mal eine Stelle zum Stehen; von Mutter Erde heben sie euch weg, drei, vier Stockwerke hoch, da dulden sie euch. Der Mensch aber, der nicht in der Erde wächst, der Mensch ohne Land, ist verwirrt und verweht."

Ebenso wie die Gegenden des Großgrundbesitzes drängen auch die Gebiete des Parzellenbesitzes große Scharen vom Land fort.

Wenn Schwerz von dem fröhlichen und erfolgreichen Fortkommen jener Kleinbauern erzählt, die auf kleiner Bodenfläche genug verdienten, um ihren Besitz langsam auszudehnen und ihren zahlreichen Kindern eine Anzahl kleiner, aber nährfähiger Besitzungen zu hinterlassen, so hat er zweifellos schon die Verhältnisse jener Zeit durch eine etwas zu rosige Brille angesehen. Heute ist von dem Heraufarbeiten besitzloser Köterbauern zu wohlhabenden Besitzern keine Rede mehr.

In der Agrarenquete vom Jahr 1900 heißt es: „Früher kam es nicht selten vor, daß fleißige und intelligente Arbeiter namentlich durch Flachshandel so viel verdienten, daß sie in Besitz einer kleinen eignen Wirtschaft kommen konnten. Heute ist das nicht

mehr möglich, es sei denn, daß der Arbeiter durch Erbschaft zu Geld käme. Wenn er viel Kinder hat, die alle zu Haus mitverdienen helfen, kann er bisweilen zu einer bessern Lage aufklimmen; aber das kommt selten vor: die meisten Arbeiter haben mehr Schulden als Kapital und die niedrigen Löhne erlauben ihnen nicht, zu sparen trotz aller Sparsamkeit, die sie an den Tag legen: und so ist es begreiflich, daß es ihnen so gut wie unmöglich ist, vorwärts zu kommen."

Das Land ist, wie Schwerz es beschreibt, mehr und mehr besiedelt worden: der Boden ist in kleinste Parzellen zerschlagen, Gehöft neben Gehöft, Haus neben Haus entstanden. Das Land ist heute überfüllt mit einer Unzahl Existenzen, die wohl noch ihren Wohnsitz dort haben, für deren Ernährung das Land aber nicht mehr die nötigen Lebensmittel hergeben kann. Die starke Vermehrung jener Kleinbauern führte mit Naturnotwendigkeit zu einer Übervölkerung jenes schon von alters her in hoher Kultur stehenden Landes. Wenn immer und immer wieder jeder Hausstand mit einer großen Zahl von Kindern gesegnet war, und der ganze Nachwuchs des Vaters Beruf aufnahm, so konnte es nicht ausbleiben, daß aus Kleinbauern Parzellenbesitzer, aus Parzellenbesitzern Arbeiter, aus bodenständigen Arbeitern Wanderarbeiter und aus diesen oft Bettler wurden.

Die Entwicklung der belgischen Agrarverhältnisse liefert somit den interessanten Beweis, daß sowohl die Zunahme und Erhaltung großer Pachthöfe, als auch die Zersplitterung des Bodens Grund zur Abwanderung werden kann.

Wo die Großpachten auf schwerern Böden zunehmen, vermindert sich die Möglichkeit des Bodenerwerbs für den kleinen Mann, denn große Höfe, die einmal in Hände von Kapitalisten gelangt sind, pflegen geschlossen erhalten zu bleiben. Der Nachwuchs der landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung ist darum gezwungen, falls der Bedarf an Arbeitern zu Haus gedeckt ist, sein Heil in der Fremde zu suchen.

Anderseits kann auch die Zersplitterung des Grundbesitzes in einem so dicht besiedelten Lande wie Belgien Anlaß zur Abwanderung geben und einen Teil der Bevölkerung fortdrängen. Die Auflösung des Grundbesitzes bietet zunächst ja Gelegenheit zur Neuansiedlung kleinerer Existenzen: wo die Bodenzerstücklung jedoch so weit geht, daß es schließlich von Familien dicht beieinander wimmelt und der große Nachwuchs nicht mehr satt wird und keine Brotstelle mehr findet, da kommt es ebenso zur Abwanderung wie aus den Gegenden des Großgrundbesitzes.

Ebenso wie in allen andern Ländern hat auch in Belgien die Einwohnerzahl der Städte in den letzten Jahrzehnten sich ungeheuer vermehrt. Von 1846—1900 wuchs die Bevölkerungsziffer von Lüttich um 113 %, von Brüssel um 127 %, von Antwerpen um 165 %, von Charleroi um 188 %, und diese ungeheure Zunahme der Stadtbevölkerung geschah zum größten Teil auf Kosten des platten Landes, das seine Bewohner an die großen Städte und Industriezentren abgab.

Die magnetische Anziehungskraft der Städte auf die Landbevölkerung macht sich auch in Belgien sehr stark fühlbar.

„Wenn der Abend
Mit schwarzem Hammer meißelt aus das Firmament,
Dehnt sich fern die Stadt, die Herrscherin der Erde.
Wie ein nächtlich ungetüm Phantom,
Zier und Pracht und Wollust atmend.

Ihr Lichterglanz strahlt bis zum Himmel,
Ihr Gas loht auf in Myriaden Flammen.
Auf ihren eisernen Geleisen vermessen
Eilt's hin zum trügerischen Glück,
Wie es den Reichtum und die Macht begleitet.
Es recken ihre Mauern sich gleich einem Heer,
Und drohend wälzt sie dichten Qualm und Dunst
Hinaus aufs grüne Land:
Das ist die Stadt.[1])

Die Abwanderung derer, die das Land für immer verlassen und nach den Städten ziehen, bildet nur einen Teil der riesengroßen innern Volksverschiebungen Belgiens. Größer als ihre Zahl ist die Zahl jener, die ihre Wohnung im Land beibehalten, jedoch die Landarbeit mit städtischer industrieller Arbeit vertauschen; tagsüber in der Stadt ihrer Arbeit nachgehen und abends wieder nach ihrem Dorfe draußen im Land zurückkehren.

Zu der großen Zahl dieser Wandernden gehören all jene Parzellenbesitzer, die als Maurer, Erdarbeiter u. dgl. einen Nebenverdienst suchen, all jene Industrie- und Zechenarbeiter, die ihr Häuschen oder ihre Wohnung auf freiem Lande haben, und schließlich auch jene Tausende von landwirtschaftlichen Wanderarbeitern, die Belgien alljährlich auf Reisen schickt.

Wäre der Wunsch nach einem kleinen Landbesitze nicht sehr groß im Belgier, das Land nicht in unendlich viel kleine Grundstücke zerteilt, und wären nicht die billigen Eisenbahnen und vielen Trams und Lokalbahnen da, so würden Brüssel, Antwerpen, Lüttich und die andern großen Industriestädte des Landes längst zu Millionenstädten angewachsen sein.

Man zählte im Jahr 1895 in Belgien 544 046 Grundbesitzer mit weniger als 1 ha Land. Auf 1 ha Land den Lebensunterhalt für eine Familie zu gewinnen, dürfte im allgemeinen in Belgien nicht möglich sein, fast all diese Parzellenbesitzer müssen also noch einem andern Verdienste nachgehen.

Im Jahr 1904 wurden auf den belgischen Staatsbahnen mehr als 5 Millionen Arbeiter-Wochenabonnements ausgegeben; zählt man dazu all jene, die auf Trams und Lokalbahnen von ihrem Hause zum Arbeitsplatz reisen, so beträgt die Zahl dieser auf täglicher Wanderschaft befindlichen Arbeiter annähernd 125 000 Personen. Die Zahl der landwirtschaftlichen Saisonarbeiter, die im Sommer ihr Heimatsdorf verlassen und teils in den belgischen Provinzen mit landwirtschaftlichem Großbetriebe, teils in den Nachbarländern auf Arbeit gehen, schätzt man auf 50 000.

Die innern Wanderungen erstrecken sich über alle Provinzen Belgiens, am stärksten sind sie, sowohl was die Landflucht, als die tägliche und saisonweise Wanderung zum Arbeitsplatz betrifft, in Flandern und Hennegau. Man nimmt an, daß während der Zeit von 1890—1900 die beiden Flandern etwa 50 000 und Hennegau etwa 12 000 Menschen durch Wanderungen verloren haben.

Doch trotz der aufsaugenden Wirkung der Städte hat die Gesamt-Landbevölkerung Belgiens an Zahl nicht ab-, sondern ununterbrochen zugenommen: von 1880—1895 um 0,46 %. Diese Zunahme erstreckt sich jedoch nur auf die Bauernfamilien, die

1) Émile Vahaeren, Les villes tentaculaires.

Tagelöhner und Dienstboten auf dem Lande haben in den letzten Jahren stark abgenommen; und zwar die Zahl der Arbeiter um 8,2 % und die der Frauen um 22 %, darüber gibt die folgende Zusammenstellung nähern Aufschluß:[1])

Zu- und Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung von 1880 bis 1895.

	Bauern und deren Familienangehörige				Arbeiter und Dienstboten			
	Männer		Frauen		Männer		Frauen	
	Zunahme	Abnahme	Zunahme	Abnahme	Zunahme	Abnahme	Zunahme	Abnahme
Antwerpen . .	3 604	—	834	—	—	1 099	—	1 972
Brabant . . .	4 425	—	1 468	—	—	2 970	—	2 504
Westflandern .	5 210	—	697	—	—	1 548	—	2 248
Ostflandern. .	2 308	—	—	7 155	—	3 878	—	4 567
Hennegau . .	3 500	—	612	—	—	835	—	1 848
Lüttich. . . .	2 765	—	4 299	—	—	250	—	1 187
Limburg . . .	3 688	—	—	2 592	—	477	—	1 034
Luxemburg. .	—	574	387	—	258	—	—	445
Namur. . . .	4 115	—	6 084	—	—	781	—	799
Belgien . .	29 041	—	4 634	—	—	11 580	—	16 604

Während die Bauernbevölkerung fast in allen Provinzen zugenommen hat, ist die Arbeiterbevölkerung im Land während 15 Jahre um etwa 28 000 Personen vermindert worden.

Die Dezimierung der ländlichen Arbeiterbestände einerseits und die Bildung der großen landwirtschaftlichen Wanderarbeiterschaft anderseits sind Erscheinungen, die erst die letzten 30 Jahre scharf hervortreten lassen; sie tragen vor allem dazu bei, daß die belgische Agrarverfassung eine große Umgestaltung erfahren hat, deren Ende noch nicht erreicht und letztes Ziel kaum noch vorauszusagen ist.

Eine andre Erscheinung, die sich in der letzten Zeit sehr stark bemerkbar gemacht hat und auf die Veränderung der belgischen Agrarverhältnisse von größtem Einflusse gewesen ist, ist die stark zunehmende Zerstücklung des Bodens.

Belgien ist von alters her in fast allen seinen Provinzen ein Land des Kleingrundbesitzes gewesen, und die Bodenzersplitterung hat namentlich in den dicht bevölkerten Landesteilen immer bestanden, sie hat aber in den letzten Dezennien einen Umfang angenommen, wie nie zuvor. Die Leichtigkeit, einen Fetzen Landes zu kaufen oder zu pachten, ein Haus darauf zu bauen und auf dem kleinen Acker und Garten einen Teil seines Lebensunterhalts zu gewinnen, sowie die Möglichkeit, bei unzureichendem Einkommen aus dieser kleinen Landwirtschaft mit der Eisenbahn andre Arbeitsplätze aufzusuchen, an denen man täglich etwas beiverdient, haben den in den meisten Belgiern tief eingewurzelten Wunsch nach ländlicher Ansiedlung leicht erfüllbar gemacht.

Die moderne Landwirtschaft hat Mittel und Wege gewiesen, um auch auf einem kleinen Areal eine gute Brotstelle zu finden und durch intensive Kultur und Produktion von gut marktgängigen Erzeugnissen, für die sich in der dichten Bevölkerung leicht

1) Recensement général de l'Agriculture 1895.

Absatz finden läßt, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Viele der größern Wirtschaften sind darum in kleine Betriebe aufgeteilt, und viele der anders überzähligen Bauernsöhne haben auf den kleiner gewordenen Höfen neue Haushalte aufschlagen können.

Je kleiner die freiwerdenden Landparzellen sind, um so größer ist die Nachfrage. „Der kleine zur Pacht angebotene Fetzen Landes ist dem kleinen Mann erreichbar; er bezahlt dafür oft eine erstaunlich hohe Pacht und kann das bei einem kleinen, ihm nahe gelegenen Stücke Landes auch eher bezahlen, als ein großer Pächter; und könnte er's auch nicht, so muß er's oft. Er hat eine Kuh nötig, um Frau und Kinder zu ernähren, mithin auch Futter, um die Kuh zu erhalten, und Stroh, um es derselben einzustreuen und sein Dach damit zu decken. Seine eigne Arbeit auf dem Feld achtet er wenig; denn da er für sich selbst arbeitet, so arbeitet er doppelt, gibt dafür kein Geld aus und verwendet oft seine Nebenstunden darauf. Kaum sind seine Kinder aus der Schale gekrochen, so finden sie schon Beschäftigung und gewöhnen sich früh an Fleiß und Ordnung. Die Quellen eines glücklichen Lebens."[1])

Die Zahl der Zwergbesitzungen unter 1 ha, die zweimal so groß ist, wie die aller größern landwirtschaftlichen Betriebe Belgiens, wächst am raschesten. Sie betrug im Jahr 1846 etwa 317 964 und im Jahr 1895 etwa 544 041; die statistischen Erhebungen über die Zahl dieser Zwergbesitze, zu denen auch Hausgärten, Arbeitergrundstücke u. dgl. zugezählt wurden, sind jedoch nicht sehr zuverlässig und hören mit dem Jahr 1895 gänzlich auf.

Man geht aber nicht falsch, wenn man die jährliche Neubildung einiger Tausend solch kleiner Landhaushalte schätzungsweise annimmt. Die Mehrzahl dieser neu hinzukommenden Parzellenbesitzer sind städtische oder industrielle Arbeiter, die sich draußen im Land ansiedeln.

Die Wohnungsmiete auf dem Land ist niedriger als in der Stadt. Für etwa 120 ℳ Jahresmiete kann man schon ein nettes Häuschen mit etwa vier Stuben, zwei unten und zwei im ersten Stockwerk, einen kleinen Stall, Keller, Bodenraum und Gemüsegarten haben; das ist Platz genug, um auch eine größere Familie mit zum Teil erwachsenen Kindern ordentlich unterzubringen, um ein Schwein, ein paar Kaninchen und einige Hühner halten zu können und um sich jahrüber selbst mit Gemüse zu versorgen. Oft bietet sich auch noch Gelegenheit, ein Stückchen Acker zum Kartoffelpflanzen und Roggensäen oder etwas Weideland dazu zu pachten; man kann dann eine Kuh halten und selbst Butter machen und Brot backen. Die Arbeiterfrau hat es in solchem Haus unendlich viel besser als in der Stadt, wo sie zu ihrer im dritten oder vierten Stocke gelegenen Wohnung oft mit jeder Tracht Wasser oder Kohlen die Treppen herauf und herunter steigen muß. Die Arbeit in Garten und Feld wird durch die Arbeiterfrau und ihre Kinder am Abend und Sonntags mit Hilfe des Mannes verrichtet.

Die Luft draußen auf dem Land ist gesunder, der Verkehr ruhiger, die Kinder können ohne Aufsicht auf der Dorfstraße spielen, ohne in Gefahr zu sein, überfahren zu werden. Das alles macht es, daß der Arbeiter, der einmal das Draußenwohnen kennt, um nichts in der Welt diesen Hausstand mit einer städtischen Mietwohnung

1) Schwerz a. a. O.

vertauschen möchte. Der Nachteil des langen Weges zur Arbeit scheint ihm durch das billigere, bessere und gesündere Wohnen draußen auf dem Lande völlig aufgewogen.

Ein Grund, der namentlich in den wallonischen Landesteilen außerdem noch stark mitspricht, ist der große Drang nach Unabhängigkeit, der dem Arbeiter dort sein eignes Haus als Ideal erscheinen läßt.

Doch nicht nur diese starke Vermehrung der Arbeitergrundstücke führt zur immer weiter gehenden Aufteilung des Grund und Bodens, auch die Zunahme der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe läßt einen größern Betrieb nach dem andern sich in Parzellen auflösen.

Für die Zunahme der kleinbäuerlichen Betriebe, d. h. Betriebe von 1—5 ha, liegen aus den letzten Jahren vergleichsfähige Erhebungen vor. Man zählte

im Jahr	Betriebe von 1—5 ha
1901	179 509
1902	185 371
1903	189 053
1904	192 651
1905	193 845

Das ist in fünf Jahren eine Zunahme um 14 336 Zwergbetriebe, oder eine jährliche Zunahme um 2870.

Diese enorme Zunahme von Kleinbetrieben erfolgte zum überwiegenden Teil auf Kosten größerer Betriebe und schuf aus groß- und mittelbäuerlichen Höfen solche für Zwergbesitzer. Nur ein kleiner Teil dieser Zwergbesitze entstand durch Neukultivierung von Unland, und nur ein kleiner Teil wurde nach der Aufteilung zum Gartenbetrieb; die ganz große Mehrzahl dieser neu entstandenen Besitze waren kleine landwirtschaftliche Betriebe, die an Stelle größerer Höfe getreten waren.

Dieser Rückgang in der Ausdehnung der landwirtschaftlichen Betriebe hat seine Hauptursache in der ungeheuer großen Nachfrage nach kleinbäuerlichen Stellen. Man bedenke nur, daß die Familien flämischer Bauern mit zehn und mehr Kindern gar nicht so selten sind, daß die Mehrzahl dieses Nachwuchses am liebsten auf dem Lande bleiben möchte und nur, falls die Selbständigmachung und die Existenzmöglichkeit auf dem Lande ganz ausgeschlossen scheinen, in andre Berufe und nach andern Gegenden gehen; man bedenke nicht zuletzt, daß Belgien jährlich 60 000 landwirtschaftliche Wanderarbeiter ausschickt, die sämtlich Kleingrundbesitzer sind und, sobald sie etwas Geld gespart haben, dies zur Abrundung ihres kleinen Grundstücks und zur Verselbständigung ihrer Bauernstelle anlegen, und man wird verstehen, daß alljährlich Tausende solcher Zwergbesitzer aus der Erde schießen müssen.

Die Bedingungen zum erfolgreichen Betriebe solch kleinen Anwesens sind in Belgien außerordentlich günstig. Der Boden ist namentlich in den Provinzen, in denen der Zwergbesitz am stärksten vertreten ist, leicht zu bearbeiten; das Klima gestattet eine lange Benutzung von Acker, Weide und Garten: man produziert Milch und Butter, Eier und Geflügel, Kaninchen und Schweine, alles Produkte, die man unter der dichten Bevölkerung in den überall nahe gelegenen Dörfern und Städten zu gutem Preis absetzen kann. Man muß hart arbeiten, und der Erfolg ist keineswegs glänzend; aber es ist doch möglich, durchzukommen und eine Familie zu ernähren.

Die Zunahme dieser kleinbäuerlichen Betriebe erstreckt sich über alle Provinzen

des Landes, ist aber naturgemäß auf den leichten Sandböden und in dem mildern Klima des nördlichen Belgiens am stärksten.

	Betriebe von 1—5 ha		
	1901	1905	Zunahme
Antwerpen . . .	16 701	18 264	1 563
Brabant	34 823	36 732	1 909
Westflandern . . .	16 041	17 575	1 534
Ostflandern . . .	32 162	35 162	3 000
Hennegau	23 420	24 753	1 333
Lüttich	11 450	12 419	969
Limburg	14 730	16 589	1 859
Luxemburg . . .	15 846	16 652	806
Namur	14 636	15 699	1 063

Die Zunahme kleinerer Betriebe auf Kosten größerer ist in Belgien ganz allgemein. Am stärksten unter allen sogenannten selbständigen landwirtschaftlichen Betrieben nehmen die genannten kleinbäuerlichen Betriebe zu. Kein Wunder, ist doch die Begründung einer solchen Stelle fast ohne jedes Kapital möglich! Die meisten der neu entstehenden kleinen Höfe fangen ohne oder doch mit sehr bescheidenen Mitteln an, denn ihre Begründer kommen aus Familien, die wohl reich an Kindern, aber arm an Geld und Gut sind. Ob die Mehrzahl von ihnen Arbeiterkinder oder Besitzersöhne sind, tut eigentlich nichts zur Sache, denn sowohl die einen, wie die andern sind völlig kapitallos. Nicht mit ihrem Kapitale, sondern durch ihre Arbeitskraft und Sparsamkeit werden sie kleine Besitzer.

Wenn darum ein kapitalloser Bauer auf 10—20 ha Land sechs oder sieben Söhne zurückläßt, von denen es einigen gelingt, nach dem Tode des Vaters und anderweitiger Verpachtung des elterlichen Hofes selbständige kleine Höfe von 4—5 ha zu begründen, so ist das für ihre Tüchtigkeit ein sehr gutes Zeugnis, und man muß ihnen eher zugestehen, daß sie es vorwärts gebracht hätten, als daß sie infolge Verlustes des größern väterlichen Hofes wirtschaftlich zurückgegangen wären.

Von einem Hinaufarbeiten von einem kapitallosen Arbeiter oder Besitzersohn zum wohlgestellten kleinen Bauern ist heute im allgemeinen keine Rede mehr; das mag früher, zumal zu Zeiten der blühenden Leinen-Hausindustrie hier und da möglich gewesen sein. Heute wird das nur sehr selten vorkommen. Was diese kleinen Pächter bei Ausdehnung ihres Besitzes mehr aufwenden, ist ein größeres Maß von persönlicher Arbeit und Unternehmungskraft; was sie dadurch mehr erreichen, sind die Lebensmittel für eine große Familie. Von einem Aufstiege zu Wohlstand, der sich im Anlegen von Spargeldern und kapitalkräftigerer Ausstattung der Kinder kundtäte, ist dabei fast niemals die Rede.

Wenn man also nur die Leute ins Auge faßt, die ohne jedes Kapital einen landwirtschaftlichen Kleinbetrieb begründen — und das ist unter allen Reflektanten auf Grundbesitz die große Mehrzahl in Belgien —, so muß man jenen, denen es gelingt, einen kleinen selbständigen Hof zu gründen, zugestehen, daß sie alles erreicht haben, was sie wirtschaftlich nur erreichen konnten; es sind die tüchtigsten unter dem großen Landproletariat und diejenigen, die es am weitesten bringen. Die große Mehrzahl der kapitallosen Arbeiter und Besitzersöhne wird Arbeiter und bleibt Arbeiter.

Unter den Verhältnissen, welche die belgischen Gegenden des Kleingrundbesitzes aufweisen — dichteste Besiedlung und sehr große Familien — wäre es ein Unding von einem fast völlig mittellosen Bauern zu verlangen, er sollte während seines Lebens so viel erarbeiten, daß jeder oder doch einige seiner Söhne einen gleich großen Hof wie der Vater betreiben können.

Vorausgesetzt, daß die große Mehrzahl der kleinen Betriebe von 1—5 ha von Leuten begründet wird, die ebenso kapitallos sind, wie es ihre Eltern waren — und diese Voraussetzung dürfte der Wahrheit ziemlich nahe kommen —, kann man in der alljährlichen Neubildung jener zwei- bis dreitausend Kleinbetriebe keinen wirtschaftlichen Rückschritt erblicken. Anders steht die Sache dort, wo der Vater eine Wirtschaft mit etwas Kapital begann, ein mehr oder minder gut situierter Bauer war und seine Söhne nach ihm ohne jeden Pfennig auf kleinern Höfen wirtschaften müssen. Auch dieser Fall läßt sich in Belgien sehr häufig beobachten.

Man braucht nur die Entwicklung der größern Betriebe von 5 ha aufwärts zu beobachten, um sofort festzustellen, daß der Rückgang der Betriebsgröße in allen landwirtschaftlichen Besitzklassen und in allen Teilen Belgiens besteht.

	Anzahl der Betriebe von								
	1 bis 2 ha	2 bis 3 ha	3 bis 4 ha	4 bis 5 ha	5 bis 10 ha	10 bis 20 ha	20 bis 30 ha	30 bis 50 ha	50 ha u. mehr
1846	82 550	42 355	24 329	16 699	42 737	26 585	9 056	5 942	4 333
1901	80 160	49 055	30 137	20 157	49 298	26 254	6 937	4 029	2 915
1902	84 425	50 040	30 537	20 369	50 155	26 599	7 040	4 061	2 930
1903	87 287	50 397	30 754	20 615	50 426	26 658	7 153	4 012	2 929
1904	89 760	51 031	31 001	20 859	50 921	26 715	7 024	3 980	2 921
1905	90 276	51 463	31 135	20 971	51 499	26 877	7 122	3 961	2 946

Die ältern statistischen Erhebungen sind sämtlich nicht vergleichsfähig, namentlich nicht für die kleinen Betriebe; sie wurden darum auch nicht angeführt. Die Zählung von 1846 wurde nur herangezogen, um zu zeigen, daß Belgien vor 60 Jahren erheblich mehr größere Wirtschaften besaß als heute.

Insgesamt betrachtet, wächst die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe von Jahr zu Jahr; man zählte Betriebe von 1 ha und mehr:

1846	254 586
1901	268 942
1902	276 156
1903	280 221
1904	284 212
1905	286 250

und zwar nehmen die kleinen und mittlern Betriebe von 1—30 ha ständig an Zahl zu auf Kosten der größern Besitzungen von 30 ha und mehr, die eine nach der andern zur Aufteilung gelangen.

Die geringe Zunahme, die sich unter den größern Betrieben feststellen läßt, entfällt auf die Betriebe von 50—100 ha und ist hervorgerufen durch Kulturbarmachungen, die durch Kapitalisten in der Heide der Campine oder in den Mooren und Wäldern der Ardennen vorgenommen sind.

Abgesehen von dieser Besitzklasse beweist die Statistik, was sich bei Bereisung des Landes überall deutlich wahrnehmen läßt, daß der belgische Grundbesitz sich in ziemlich raschem Tempo in kleinere Besitzungen auflöst.

In den fünf Jahren von 1901 bis 1905 war die Zu- und Abnahme in den Besitzklassen von 1 ha aufwärts folgende:

	Zunahme	Abnahme
5— 10 ha	2201	—
10— 20 „	623	—
20— 30 „	185	—
30— 40 „	—	27
40— 50 „	—	41
50—100 „	38	—
100—150 „	—	5
150 ha und mehr	—	2

Die Auflösung der größern Betriebe in kleine, die sich in den letzten Jahrzehnten besonders stark in Belgien bemerkbar macht, ist doch keineswegs als eine lediglich neuzeitliche Erscheinung zu betrachten. Sie hat immer bestanden, und die Freiteilbarkeit des Grundbesitzes und die Rechtsanschauungen des belgischen Volkes haben ihr jederzeit Vorschub geleistet.

Sowohl die Pachtbauern Belgiens, wie die vorhandenen zahlreichen Kleinbesitzer teilten nach alter Sitte von jeher ihre Grundstücke und Mobilien gleichmäßig unter alle Kinder.

Die Gleichberechtigung der Erben beherrscht die Sitten des belgischen Volkes. Ein Bauer, der mehrere Söhne hat, fühlt sich verpflichtet, einem jeden von ihnen, der in der Landwirtschaft bleibt, ein gleich großes Grundstück zu hinterlassen, und wenn er dazu, wie das gewöhnlich der Fall ist, nicht imstande ist, so wird sein Hab und Gut nach seinem Tod unter den Hammer gebracht, und die Kinder teilen sich den Ertrag des Verkaufs zu gleichen Teilen.

Es ist leicht einzusehen, wie ehr ein solcher Gebrauch, wenn er jahrhundertelang durchgeführt wird, zur Zersplitterung des Bodens führen muß, nicht nur, indem sich größere Höfe in kleinere spalten, sondern auch durch das fortwährende Lostrennen einzelner Bodenparzellen, die heut diesem, bald darauf einem andern gehören, heut noch zusammen beackert, morgen schon in mehrere kleine Stücke zerschlagen werden.

Auch ist es wohl verständlich, daß die ungeheuer große Nachfrage nach Bauernhöfen, die in den dicht besiedelten Gegenden Belgiens hervortritt, zur Verkleinerung der Wirtschaften hindrängt. Man vergegenwärtige sich nur, welch großer Nachwuchs überall, vornehmlich im nördlichen Belgien, auf den Bauernhöfen herangezogen wird. Die Bauernbevölkerung wächst ständig an und mit ihr die Nachfrage nach Grundbesitz. Ist es doch für die Bauernsöhne, wenn sie heiraten und sich selbständig machen wollen, immer besser, auf einem kleinern Hof anzufangen, als zu warten, bis ein großer Hof frei wird. Und da die jungen Leute meist nicht übermäßig bemittelt anfangen, so fällt es ihnen oft schon schwer, bei der großen Zahl der Bewerber um einen kleinern Hof als der Meistbietende in dessen Besitz zu kommen.

Die Zerstücklung größerer Betriebe und Bildung von mittelbäuerlichen Höfen geschieht in allen Provinzen des Landes, da überall große Nachfrage nach kleinen Höfen

besteht; sie ist am stärksten in den mittleren und südlichen Teilen des Landes, dort, wo bei größerm Bestand an großen Höfen auch deren Zerstückelung häufiger ist als im Norden, wo der Parzellenbesitz vorherrscht.

Die Zunahme der Betriebe von 5—30 ha während der fünf Jahre von 1901 bis 1905 zeigt sich aus folgender Tabelle:

	1901	1905	Zunahme
Antwerpen	8 195	8 357	162
Brabant	9 582	9 854	272
Westflandern	11 900	12 189	289
Ostflandern	10 872	11 040	168
Hennegau	11 581	12 029	448
Lüttich	7 591	7 839	248
Limburg	6 958	7 183	225
Luxemburg	9 375	10 216	841
Namur	6 435	6 771	336

Während also die kleinbäuerlichen Betriebe von 1—5 ha am stärksten in den flamischen Landesteilen zunehmen, wächst die Zahl der mittelbäuerlichen Betriebe von 5—30 ha am stärksten in den wallonischen Teilen Belgiens.

Darauf ist außer der verschieden großen Nachfrage auch die Bodenbeschaffenheit von Einfluß. Die nördlichen Teile Belgiens eignen sich mit ihren leichten Böden besonders gut zur Bildung von ganz kleinen Betrieben, wie sie auf den schweren Böden des mittleren und südlichen Belgiens nicht überall zu führen möglich sind. Im allgemeinen eignet sich aber ganz Belgien sehr gut zur Bildung kleiner Betriebe, da Boden und Klima im größten Teile des Landes eine hochintensive Nutzung einer kleinen Fläche gestatten und die dichte Bevölkerung Belgiens mit ihrer großen Nachfrage nach Lebensmitteln die Bewirtschaftung kleiner Höfe sehr rationell und gewinnbringend macht.

Da bei den hohen Pachten und Bodenpreisen und der Kleinheit der Betriebe in Belgien überall intensiv gewirtschaftet werden muß, so ist es oft für die Bauernsöhne besser, einen kleinern Hof zu übernehmen und diesen mit Aufwand von viel Kapital und Arbeit zu betreiben, als auf einem größern Hofe mangels reichlichen Betriebskapitals weniger intensiv wirtschaften zu müssen. Man wird es darum in vielen Fällen durchaus wirtschaftlich und berechtigt und nicht zum wenigsten zum Vorteil des jungen Bauern finden, wenn er die große väterliche Wirtschaft verläßt und mit seinem Erbteil einen kleinern Hof beginnt. Zumal dort, wo viel Kinder sind, werden die Söhne zu solchem Vorgehen oft gezwungen sein, und sie werden durch Übernahme eines kleinern Anwesens das Vernünftigste tun, was sie in ihrer Lage überhaupt tun können.

Daß sowohl durch Neubegründung kleinerer Bauernhöfe, als auch durch das massenhafte Entstehen von Arbeiterhaushalten auf dem Lande viele tüchtige, arbeitswillige Menschen fest auf ihrem Heimatsboden angesiedelt werden und dadurch zu kräftigen Gliedern ihrer Volksgemeinschaft werden, bedeutet für Belgien zweifellos einen nicht zu unterschätzenden Vorteil.

Daß anderseits gleichzeitig bei einer so schnellen Auflösung des Grundbesitzes, bei der sehr starken Zunahme der kleinern auf Kosten der größern Betriebe, wie sie die letzte Zeit gezeigt hat, ein geistiger, wirtschaftlicher und sozialer Rückschritt der belgischen Bauernschaft eintreten muß, ist freilich auch ganz unzweifelhaft. Doch dürfte

diese in mancherlei Beziehung nicht ungefährliche Entwicklung in einem dermaßen übervölkerten Lande, wie es Belgien ist, kaum zu vermeiden oder aufzuhalten möglich sein.

Die letzte, neuerdings scharf hervortretende Form, in der sich die Umgestaltung der Agrarverfassung bemerkbar macht, ist die Zunahme des Pachtwesens.

Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß der größte Teil des belgischen Grundbesitzes Pachtland und der größte Teil der Landwirte Pächter ist. Dies von alters her bestehende Pachtsystem hat in den letzten Jahren eine starke Zunahme erfahren.

Von 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche waren:

	Pachtland	in Selbstbewirtschaftung
1846	66	34
1895	69	31

Deutlicher als aus diesen Zahlen noch tritt die Ausbreitung des Pachtsystems zutage, wenn man die Anzahl der Betriebe zählt, die in Pacht oder Selbstbewirtschaftung sind. Von den kleinsten Besitzungen, d. h. Höfen von weniger als 1 ha, tut man gut, abzusehen, da mangels vergleichsfähiger Statistiken das gerade unter ihnen ungeheuer zunehmende Pachtsystem nicht deutlich genug bewiesen werden kann.

Von diesen Betrieben unter 1 ha gehörten im Jahr 1895 404 652 = 73 % Pächtern und 139 389 = 27 % selbstwirtschaftenden Eigentümern. Von den jährlich in großer Zahl neu entstehenden derartigen Parzellenbetrieben ist die große Mehrzahl Pachtwirtschaft.

Was die eigentlich landwirtschaftlichen Betriebe angeht von 1 ha aufwärts, so ist unter diesen in allen Größenklassen eine Zunahme der Pachtwirtschaften und Abnahme der Selbstbewirtschaftung festzustellen. Das zeigt der prozentische Anteil der Pachtbetriebe an der Gesamtzahl der Betriebe verschiedener Größenklassen.

Anzahl Pächter von 1 ha aufwärts in Prozenten:

	1846	1895	Zunahme
1— 2 ha	63	72	9
2— 3 „	58	68	10
3— 4 „	55	67	12
4— 5 „	53	65	12
5—10 „	55	63	8
10—20 „	58	63	5
20—30 „	66	68	2
30—50 „	66	71	5
50 ha und mehr	70	74	4
Belgien	59	68	9

Besonders unter den kleinsten Betrieben von 1—10 ha ist die Verschiebung zuungunsten der Selbstbewirtschaftung deutlich.

Bei ständig anwachsender Zahl der Betriebe, die, wie oben gezeigt, aus der Zerstückelung größerer Betriebe folgt, hat doch nur die Zahl der Pachtbetriebe zugenommen, die selbstbewirtschafteten Höfe sind im Gegenteil an Zahl zurückgegangen.

	Anzahl Pächter	Anzahl Eigenhöfer
1846 . . .	149 932	104 654
1895 . . .	193 654	91 930
	Zunahme 43 722	Abnahme 12 724

Und diese Zunahme der Pachten auf Kosten der Selbstbewirtschaftung findet in allen Teilen des Landes gleichmäßig statt, wie die nachfolgende Zusammenstellung beweist:

Anzahl Pächter von 1 ha aufwärts in Prozenten:

	1846	1895	Zunahme
Antwerpen	65	70	5
Brabant	73	74	1
Westflandern	81	86	5
Ostflandern	74	81	7
Hennegau	64	71	7
Lüttich	47	60	13
Limburg	47	61	14
Luxemburg	15	23	8
Namur	38	52	14
Belgien . . .	59	68	9

Leider liegen aus den letzten Jahren keine statistischen Angaben vor, die den Fortgang dieser unaufhaltsamen Entwicklung zahlenmäßig zu beweisen vermögen.

Die Wurzeln des großen belgischen Pächterstamms reichen bis in früheste Zeiten zurück; die unter Feudalsystem und Kirche zu abhängigen Zinsbauern gewordenen Landwirte waren wirtschaftlich zu schwach und geistig zu wenig entwickelt, um dies alte Joch abschütteln zu können, wie es einem Teile der Bauern in den Nachbarländern beim Zusammenbruch der Lehnsherrlichkeit glückte. Durch Auferlegung hoher Pachtsummen, sowie durch Unterdrückung der intellektuellen Entwicklung wurde das Bauernvolk in seiner Abhängigkeit gehalten; und anstatt durch Loskauf selbständige Bauernhöfe zu bilden, vermehrte sich im Gegenteil alljährlich die Zahl der Pachthöfe, da die wohlhabenden Bauern sich zum Teil aus der Selbstbewirtschaftung zurückzogen und es bequemer fanden, ihren Hof zu verpachten und die Pacht zu verzehren, während die kapitalschwachen Grundeigentümer beim Erbgang ihren Kindern meist nicht genug Geld zum Ankauf oder zur Weiterführung der väterlichen Wirtschaft zurückließen, so daß diese sich genötigt sahen, mit ihrem geringen Vermögen einen Pachthof zu übernehmen.

Es sei nicht unberücksichtigt, was oben schon erwähnt wurde, daß heute auch manche wohlsituierten Landwirte ohne Zögern lieber einen Pachthof übernehmen, als sich ankaufen, in der Absicht, ihr sämtliches Kapital zu einer hochintensiven Führung ihres Betriebs zu verwenden. Man ginge darum nicht ganz richtig, wenn man bei jedem belgischen Pächter voraussetzen wollte, er hätte nicht Geld genug, um sich anzukaufen.

Ganz allgemein betrachtet, ist es jedoch nicht zu bezweifeln, daß der ununterbrochen andauernde Übergang von Grund und Boden aus Händen von Bauern in die Hände von Kapitalisten eine wirtschaftliche Schwächung des belgischen Bauernstandes beweist.

Die im obigen skizzierte Umgestaltung der Agrarverfassung gehört zu dem Interessantesten, was Belgien auf wirtschaftlichem, speziell landwirtschaftlichem Gebiete heute aufweist. Wenn man die Art und die Gründe dieser Umgestaltung verfolgt, erhält man Aufschluß über die Entwicklung des belgischen Wirtschaftslebens, nicht nur, wie solche äußerlich in Erscheinung tritt, sondern auch, wie sie ihrer innern Natur nach zu beurteilen ist. Es versteht sich von selbst, daß solche Studien nur bei genauer Kenntnis des Landes ein annähernd wahrheitsgetreues Bild entrollen können. Das Durchsehen der Statistik genügt für das Verständnis dieser hochinteressanten Frage ebensowenig, wie ein Ausflug nach einem der übervölkerten belgischen Landstriche. Nur jahrelange Reisen und eine mehr oder minder vollkommene Übersicht über das gesamte belgische Wirtschaftsleben sowie der Vergleich mit andern Ländern geben die Möglichkeit zu einer gerechten Beurteilung dieser wirtschaftlichen Neubildungen.

Auf den ersten Blick muß die oben geschilderte Entwicklung der belgischen Agrarverfassung erschrecken; ein Verfall ohnegleichen scheint seit einigen Jahren in diesem Land eingesetzt zu haben. Die Arbeiter verlassen in Scharen das Land, der Boden „zerbröckelt und zerfällt in Staub", und der freie Grundbesitz geht verloren und kommt in Hände von Kapitalisten.

All das nimmt in ziemlich raschem Tempo seinen rastlosen Gang und muß mit Notwendigkeit den belgischen Bauernstand rückwärts führen. Es ist gar nicht abzuleugnen, daß die Umgestaltung der Agrarverfassung für Belgien mit einem Verfalle des Bauernstandes Hand in Hand geht.

Sowohl wirtschaftlich, wie sozial und schließlich auch intellektuell muß die Landbevölkerung auf ein tieferes Niveau hinabsteigen, wenn unaufhaltsam bei den Bauern das Kapital, die wirtschaftliche Unabhängigkeit und die Größe des Arbeitsfeldes kleiner und kleiner werden.

Wenn dieser Verfall im Bauernstand für die belgische Landwirtschaft, und besonders im Interesse der belgischen Landbevölkerung auch zu beklagen ist, so ist er doch nicht als so gefährlich anzusehen, wie es auf den ersten Blick scheint; weder für die Landwirtschaft, noch für das gesamte belgische Wirtschaftsleben.

Industrie- und Handelsländer sind, zumal wenn sie so klein sind wie Belgien, wirtschaftlich anders gestellt als große Länder, die sehr große und wichtige Agrarinteressen haben. Weniger noch als in andern Ländern wird in einem Lande wie Belgien die Landwirtschaft nach einem Ziele von Vollkommenheit streben dürfen, das ihr selbst genügt, sondern sie wird sich mehr als irgendwo sonst in den Dienst der andern Gewerbe und des ganzen Volkes stellen müssen.

Belgien ist mit Recht als ein wirtschaftlich reges und aufstrebendes Land bekannt; es wäre ungerecht, in dem wenig glänzenden Verlaufe, den die Entwicklung der ländlichen Bevölkerung nimmt, ein Zeichen allgemeinen Verfalls oder eine Gefahr für die Gesamtheit des Volkes zu erblicken. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens machen eine solche Entwicklung notwendig. Die großkapitalistische Organisation des Wirtschaftslebens, die starke Zunahme der Bevölkerung sind Imponderabilien, die den Weg der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes mit Gewalt vorschreiben. Wenn auf diesem Wege nicht nur alles, was das Land produziert, verschlungen, sondern auch noch ein Teil der Bauernkraft verzehrt wird, so liegt das in der Verfassung des belgischen Wirtschaftslebens und hat für dies Land nicht nur seine Unabänderlichkeit, sondern auch seinen Zweck und Nutzen.

III.

Arbeiterverhältnisse.

Nach der belgischen Berufsstatistik vom Jahr 1900 gehören in runden Zahlen zu den

industriellen Berufen	1 370 000	Personen	= 41,5 %
landwirtschaftlichen Berufen . . .	700 000	„	= 21,2 „
Handelsberufen	385 000	„	= 11,7 „
freien Berufen.	267 000	„	= 8,0 „
verschiedenen Berufen	580 000	„	= 17,6 „
	3 302 000	Personen	= 100,0 %

Die Angabe über die landwirtschaftlich Berufstätigen ist in dieser Berufsstatistik niedriger angegeben, als in den landwirtschaftlichen Statistiken, deren letzte vom Jahr 1895 1 204 810 Personen in landwirtschaftlichen Berufen zählte.

Der Unterschied dieser beiden Erhebungen erklärt sich aus der Ungenauigkeit der Zählung und aus der sehr großen Schwierigkeit, eine scharfe Trennung zwischen den einzelnen Berufen vorzunehmen. Die Zahl der sowohl industriell, als auch landwirtschaftlich Berufstätigen ist in Belgien sehr groß, und es läßt sich oft sehr schwer feststellen, ob ein Arbeiter, der auf dem Lande wohnt, jedoch in der Stadt auf Arbeit geht, mehr Einkommen aus seiner kleinen Landwirtschaft oder aus seiner Lohnarbeit zieht, ob er mehr Landwirt oder mehr Industriearbeiter ist.

Unter den landwirtschaftlich Berufstätigen gibt die Statistik von 1895 128 277 Männer, 58 829 Frauen und 1905 Vorarbeiter, zusammen 189 011 Personen an; die Berufszählung von 1900 zählt 192 012 Arbeiter und 55 458 Arbeiterinnen, zusammen 247 470 Personen in landwirtschaftlichen, gärtnerischen und forstlichen Betrieben.

Viel Wert ist freilich auch diesen Zählungen nicht beizumessen, denn der Stand landwirtschaftlicher Arbeiter ist in Belgien sehr schwer abzugrenzen und in obigen Zahlen zweifellos zu klein beziffert. Es gibt viele kleine Bauern, die selbst zwischendurch auf Lohnarbeit gehen oder ihre Kinder auf Lohnarbeit schicken; es gibt Tausende von kleinen Landwirten, die den Winter über auf ihrer Scholle hocken und im Sommer ausziehen, um durch Lohnarbeit etwas hinzuzuverdienen.

Immerhin ist doch Tatsache, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter in Belgien viel geringer ist als die der sogenannten Landwirte; sie beträgt höchstens ein Drittel von jener. Das ist ein höchst merkwürdiges Verhältnis, das sich in andern Ländern nicht leicht wieder antreffen lassen dürfte; in Holland mit seinem ebenfalls dicht besiedelten Land ist doch die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter erheblich größer als die der landwirtschaftlichen Unternehmer.

Belgien hat eine Unzahl kleiner Betriebe, die ohne Arbeiter von dem Besitzer allein betrieben werden, und auch in den größern Betrieben ist die Zahl der festen landwirtschaftlichen Arbeiter sehr gering. Man zählte im Jahr 1895:

	Dienstboten, ständige Tagelöhner und Vorarbeiter	Dienstboten und ständige Tagelöhner auf 100 ha landw. Nutzfläche
Antwerpen	16 517	11
Brabant	25 891	10
Westflandern	39 537	15
Ostflandern	35 290	15
Hennegau	22 294	8
Lüttich	14 801	8
Limburg	13 131	10
Luxemburg	8 566	5
Namur	12 984	6
Belgien	189 011	

Es wäre völlig verkehrt, wenn man sich nach den Angaben der Statistik die Vorstellung machen wollte, es gäbe in Belgien wenig landwirtschaftliche Arbeiter und die der Landwirtschaft disponible Arbeitskraft wäre gering. Ganz im Gegenteil hat kein Land der Erde eine solche Fülle von Arbeitskraft für seine Landwirtschaft zur Verfügung wie Belgien.

Die verhältnismäßig kleine Zahl landwirtschaftlicher Arbeiter, welche die Statistik angibt, die ebenfalls statistisch nachgewiesene Abnahme der ländlichen Arbeiterbevölkerung geben, wenn sie auch an sich richtig sein mögen, von den tatsächlichen Verhältnissen Belgiens eine ganz falsche Vorstellung.

Für die landwirtschaftliche Produktion kommt es weniger auf die Zahl der sogenannten eigentlichen Arbeiter, als auf die Menge verfügbarer Arbeitskraft an; ob sich deren Träger, Landarbeiter, grundbesitzende Industriearbeiter, Bauern oder Betriebsunternehmer nennen, ist ganz gleichgültig. Tatsache ist, daß die der belgischen Landwirtschaft verfügbare Arbeitskraft eine ungeheuer große und alljährlich anwachsende ist.

Es wird im folgenden gezeigt werden, daß allerdings diese Arbeitskraft in der letzten Zeit eine andre Gruppierung erfahren hat, als sie früher einnahm, daß manche Gegenden scheinbar arm, andre überreich an Arbeitern geworden sind, und daß dieser Unterschied mit zunehmender Modernisierung der Landwirtschaft sich verschärft. Das ändert aber nichts an dem Gesamtbilde, das die belgische Landwirtschaft als die arbeitsintensivste Landwirtschaft aller Länder erscheinen läßt.

Die große Menge arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen ist es, die nicht nur zur Konkurrenzfähigkeit der belgischen Landwirtschaft, sondern auch zu der gesamten wirtschaftlichen Leistungskraft Belgiens vor allem beiträgt. Belgien ist das dichtbewohnteste Land der Erde, und das nicht nur wegen der Menge seiner Städte und Dörfer, sondern auch wegen der sehr dichten Besiedlung der ländlichen Bezirke. Der in kleine Besitztümer aufgeteilte Boden ist von einer Unmenge Menschen bewohnt, die ihren Fleiß und ihre Intelligenz darauf verwenden, dem Boden die größtmögliche Produktion abzuzwingen.

Die natürlichen Bedingungen Belgiens sind nicht derart, daß ein größerer Teil des Volkes die Hände in den Schoß legen könnte und, wie in südlichern, reichern Ländern unter freiem Himmel hausen und von den Früchten der Natur sich mit wenig

Mühe und ohne andauernde Arbeit ernähren könnte. Hier heißt es, ein Haus erwerben, um sich darin vor Wind und Wetter zu bergen, sich gehörig zu kleiden und ordentlich zu speisen, von dem, was man mit seiner Hände Arbeit geschafft hat. Die Belgier sind keine Müßiggänger; die Not ums tägliche Brot hat sie von frühester Zeit her arbeiten gelehrt, und mit mehr Recht als manch andres Land kann Belgien ein Land der Arbeit genannt werden.

Was in neuerer Zeit die Arbeit im belgischen Volksleben noch mehr als früher hervortreten läßt, ist die hochkapitalistische Organisation des Wirtschaftslebens, die in Belgien besteht und die sich der großen Arbeiterscharen bedient, um immer intensivere und produktivere Arbeitsweisen und Arbeitsstätten zu schaffen. Belgien ist ein reiches Land, dessen Reichtümer sehr ungleich verteilt sind. Es gibt sehr große Kapitalien in wenigen Händen und eine große Masse Volkes, die nie einen roten Heller Vermögen besessen hat. Es kommt als charakteristisch für Belgien hinzu, daß ein großer Teil der vorhandenen Reichtümer anstatt in Papieren zu kursieren und in ausländischen Aktien versteckt zu sein, zu frischen, fröhlichen Unternehmungen im Land verwandt wird, sei es zur Anlage eines Eisenwerks oder einer Glashütte, einer Hafenanlage oder Eisenbahn, einer Spinnerei oder Zuckerfabrik, oder in irgend einer andern Form des mannigfaltigen technischen Erwerbslebens.

Zahllose Fabriketablissements und Großunternehmungen bedecken das ganze Land, und es wird keinem des Sehens kundigen Reisenden verborgen bleiben, wie unzählige Bergwerke, Fruchtplantagen und Fabriken er in Belgien passiert, wie häufig er an großen Neubauten von Tunneln, Brücken, Erdwällen u. dgl. vorbeifährt. Und wenn er seine Aufmerksamkeit auf diese Neuanlagen richtet, wird es ihm nicht entgehen, daß überall wie mit Volldampf gearbeitet wird. Hunderte von Arbeitern bewegen sich hier im Steinbruch, als gälte es, noch heute den letzten Stein zu sprengen und zu formen; hundert andre heben dort mit Spaten ein Bassin aus, als lägen die Schiffe schon vor der Schleuse und begehrten Einlaß; und dort werfen andre Hundert von Arbeitern unter der Anführung ihrer Vorarbeiter Deiche auf, die sie mit Steinen fundiert und mit Flechtwerk verschanzt haben, als drohte das Wasser, noch diese Nacht mit einer furchtbaren Überschwemmung hereinzubrechen.

Überall regen sich Hunderte von Armen, um immer neue Arbeiten in kürzester Zeit zu beenden und damit immer neuer Arbeit und Gewinnmöglichkeit den Einzug zu bereiten. Das ist es, was das hochkapitalistisch arbeitende Wirtschaftsleben Belgiens charakterisiert. Das Kapital ist beisammen, eine große Unternehmung wird gewagt und sogleich zu ihrer Ausführung ein kleines Heer von Arbeitern aufgeboten.

An Arbeitswilligen ist kein Mangel. So groß die Zahl und der Umfang von allerhand Unternehmungen im Land auch ist, die Zahl der Arbeitsuchenden ist noch viel größer. Niemand wird Belgien den Vorwurf machen können, es böte infolge eines zu schwach entwickelten Wirtschaftslebens seinen Einwohnern nicht genug Arbeit. Das ist gewiß nicht der Fall. Und dennoch finden nicht alle Arbeitsuchenden einen Platz im Land, sondern Tausende gehen alljährlich über die Grenze, um in der Fremde ihr Brot zu verdienen.

Man vergegenwärtige sich immer, wie ungeheuer dicht die Bevölkerung dieses Landes ist und daß die Bevölkerungszahl ununterbrochen stark anwächst, um zu begreifen, wieviel Arme vorhanden sind, um alle vorkommenden Arbeiten zu verrichten.

Allgemeine Schulpflicht hat man in Belgien nicht; infolgedessen versäumen fast

die sämtlichen Landkinder im Sommer die Dorfschule, um zu Haus bei der Arbeit mitzuhelfen; sie gehen mit den Kühen auf die Weide, treiben sich mit den Schweinen im Hof herum und helfen, wenn sie größer geworden sind, im Feld mit bei der Arbeit. Es gibt Dörfer, in denen heute noch 25% der Einwohner weder schreiben, noch lesen können. Nach der Statistik vom Jahr 1900 betrug die Zahl der Analphabeten in Belgien 20%, bei welcher Zählung die Kinder unter acht Jahren außer Rechnung gelassen wurden.

„Die Erziehung und Schulung des Arbeiters in der Campine", heißt es in der Agrarenquete von 1900, „sind arg vernachlässigt. Die Kinder werden nur während des Winters zur Schule geschickt, und wenn sie zehn bis elf Jahre alt geworden sind, behält man sie ganz zu Haus. Wenn sie in diesem Alter die Schule verlassen, sind sie noch nicht weit genug gebildet, um sich selbst weiter fortbilden zu können; die Mehrzahl von ihnen vergißt in einigen Jahren das wenige, was sie in der Schule gelernt haben, und vermehren dann die große Zahl der Analphabeten."

„In manchen Dorfschulen kann man im Sommer nicht vor $^1/_2$10 Uhr mit dem Unterrichte beginnen, weil die Kinder mit den Kühen auf die Weide gehen müssen, und daß sie überhaupt noch bis zu ihrem elften, höchstens zwölften Jahre nach der Schule kommen, liegt daran, daß man sie sonst nicht zur ersten Kommunion zulassen würde."[1])

Ebenso heißt es[2]) von den Arbeitern der Polderregion: „Sie sind friedlich, sparsam und fleißig, haben aber wenig gelernt. Die Eltern suchen, von ihren Kindern soviel wie möglich zu profitieren, und nehmen sie aus der Schule, sobald sie nur das geringste zu verdienen imstande sind. Die Volksschulen werden darum besonders während des Sommers unregelmäßig und nachlässig besucht."

Dasselbe sagt der Bericht aus den Sandgegenden Flanderns, jenen Distrikten höchster Bodenkultur: „Die Erziehung und der Unterricht lassen beim Arbeiter noch mehr zu wünschen übrig als beim Bauern. Die Eltern, die selbst wenig gelernt haben, ja, oft völlig Analphabeten sind, kümmern sich wenig um die Erziehung ihrer Kinder. Da sie vielfach vom Morgen bis zum Abend von Haus abwesend und mit ihrer Arbeit beschäftigt sind, ist es ihnen auch kaum möglich, sich der intellektuellen Heranbildung ihrer Kinder zu widmen."

Diese Verhältnisse wirken mit dem Arbeiterüberangebot zusammen, um den Lohnstandard erheblich herabzudrücken.

Die Industriearbeiter Belgiens, ohne Berücksichtigung von Kindern und Frauen, verdienen an Tagelohn nach den neuesten Erhebungen etwa zum vierten Teil (113 000 Personen) weniger als 2 ℳ, etwa ein Fünftel (87 000 Personen) 2—2,40 ℳ, ein weiteres Fünftel (100 000 Personen) 2,40—2,80 ℳ, etwa ein Viertel (116 000 Personen) 2,80—3,60 ℳ und ein Zehntel (50 000 Personen) mehr als 3,60 ℳ.

Die Landarbeiter verdienen, um zunächst eine allgemeine Übersicht über die Lohnverhältnisse Belgiens zu geben, folgende Tagelöhne:[3])

1) Vliebergh, De landelijke bevolking der Kempen 1906.

2) Monographies agricoles 1900.

3) Recensement général de l'Agriculture 1895.

	ohne Beköstigung		mit Beköstigung	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Antwerpen	1,30	0,85	0,80	0,52
Brabant	1,29	0,86	0,81	0,54
Westflandern	1,34	0,86	0,75	0,49
Ostflandern	1,30	0,83	0,67	0,42
Hennegau	1,81	0,96	1,09	0,62
Lüttich	1,78	1,10	1,12	0,67
Limburg	1,15	0,82	0,67	0,46
Luxemburg	1,92	1,30	1,23	0,81
Namur	1,94	1,14	1,30	0,72
Belgien	1,58	0,98	0,97	0,59

Die angeführten Tagelöhne für Männer (ohne Beköstigung) bieten den besten Maßstab zur Beurteilung des ländlichen Lohnstandards.

Als Durchschnittstagelohn kann man 1—2 ℳ annehmen; vereinzelt werden, besonders im Sommer, höhere Löhne bezahlt, die bis 3 und 4 ℳ ansteigen; anderseits sinken in manchen flämischen Dörfern die Sommerlöhne auch bis auf 70 und 80 Pf. herab.

Die höchsten Durchschnittslöhne, bis zu 2,10 ℳ, zahlt man im Land von Herve, östlich von Lüttich; im Condroz und in den Ardennen sowie auf den schweren Böden Mittelbelgiens; um die Industriestädte herum zahlt man 1,90 ℳ, in der mittelbelgischen Ebene 1,20—1,60 ℳ, auf den Sandböden Flanderns 1,20—1,35 ℳ und in der Campine 1,10—1,20 ℳ.

Es zeigt sich also, daß ebenso wie in andern Ländern auch in Belgien die landwirtschaftlichen Löhne in den industriellen Landesteilen höher sind als in den mehr agrarischen Gegenden. Die Grenze zwischen niedrigen und höhern Löhnen entspricht etwa der Linie, die Flämen und Wallonen trennt. In den flämischen Landesteilen mit ihrer hohen Bodenkultur sinken die Landarbeiterlöhne auf einen Tiefstand, den man in den Belgien benachbarten Ländern vergeblich suchen dürfte.

1. Ständig beschäftigte Arbeiter.

Man kann die landwirtschaftlichen Arbeiter in zwei Klassen teilen: in ständig beschäftigte und zeitweise beschäftigte Arbeiter. Zu den ersten gehören Knechte, Mägde, ständige Gutstagelöhner und Vorarbeiter; zu den letzten aushilfsweise beschäftigte, hauptsächlich im Sommer saisonweise angestellte Arbeiter. Die zweite Klasse kommt nur für mittlere und große Betriebe in Frage. Der kleine Bauer sucht sich im allgemeinen mit seinen Angehörigen zu behelfen, nötigenfalls nimmt er einen Knecht oder eine Magd in Dienst; sogenannte Saisonarbeiter hat er in seiner kleinen Wirtschaft nicht nötig. In größern, intensiv betriebenen Wirtschaften anderseits, wie man solche in Mittelbelgien antrifft, spielen die Saisonarbeiter, wie später noch genauer gezeigt werden soll, eine sehr große Rolle.

Um die Lebenshaltung der belgischen Landarbeiter deutlich zu zeigen, sei auf die Arbeits- und Lohnverhältnisse der belgischen Landwirtschaft etwas ausführlicher hingewiesen.

a) Arbeitslöhne.

In der Campine verdient ein Knecht 16—24 ℳ, eine Magd 12—20 ℳ Monatslohn; sie wohnen und speisen beim Bauern und erhalten bisweilen kleine Geschenke, wie abgelegte Kleider u. dgl. Feste Arbeiter gibt es in den dortigen kleinen Wirtschaften nicht viel. Wo ein solcher gehalten wird, verdient er etwa 0,50—0,80 ℳ im Winter und 0,80—1,00 ℳ im Sommer, dazu die Kost. Frauen verdienen 0,40—0,50 ℳ im Winter und 0,50—0,65 ℳ im Sommer, außerdem die Beköstigung.

In den Dünen kommt der feste Arbeiter auf einen Jahresverdienst von etwa 200 ℳ außer Kost und Wohnung. Dazu pachtet er dann gewöhnlich etwas Land, zu dessen Bestellung ihm der Arbeitgeber Pferde und Dünger kostenlos überläßt.

In den hochkultivierten Gegenden Flanderns, so namentlich im östlichen Flandern, ist der Stand ständiger Gutsarbeiter fast völlig unbekannt. Was man hier landwirtschaftliche Arbeiter nennt, sind kleine Ackerwirte mit einem und mehreren Hektaren Land. Sie stellen ihre Arbeitskraft dem größern Nachbarn so lange zur Verfügung, wie sie bei sich zu Haus nicht genug Beschäftigung finden, und erhalten dafür außer einem geringen Tagelohne die Unterstützung ihres Arbeitgebers, wenn sie ihre eigne Arbeit nicht allein bewältigen können. So gibt ihnen der Großbauer z. B. seinen Knecht zum Dreschen, seine Pferde zum Pflügen, besorgt ihnen das Einfahren der Ernte, das Herbeischaffen größerer Lasten, wie z. B. der Hopfenstangen u. a.

Aus diesem eigentümlichen Verhältnis erklärt sich zum Teil der niedrige Stand der dortigen Arbeitslöhne, die im Mittel etwa 0,80 ℳ nebst Beköstigung betragen. Daß der Lohn oft noch unter dies niedrige Mittel herabgeht, dafür seien als einziges Beispiel die Tagelöhne von Appelterre, einem Dorf im Herzen Ostflanderns, angeführt. Man bezahlt dort an Tagelöhner im Sommer 0,50 ℳ und im Winter 0,30 ℳ, dazu Beköstigung, jedoch kein Logis.

Auf größern Höfen, wo in Koppeln von 20—30 Personen Flachs gejätet oder Zichorie gehackt wird, gibt man 0,60—0,80 ℳ und Mittagessen sowie Vesper um 4 Uhr nachmittags; man arbeitet von 7—12 und von 1—7 Uhr. Die an Frauen und Kinder gezahlten Löhne gehen oft bis auf wenige Groschen herunter.

E. de Laveleye schrieb im Jahr 1863, was noch heute zutrifft: „Der flämische Landarbeiter ist wohl unter allen europäischen Arbeitern der arbeitsamste und der am schlechtesten ernährte. Der Arbeiter wie auch der kleine flämische Bauer leben nichts weniger als glänzend. Roggenbrot, Kartoffeln, Bohnen, etwas Gemüse und Magermilch, fast niemals Fleisch oder Speck, das ist seine tägliche Kost. Kaffee oder Zichoriensuppe sein gewöhnliches Getränk; Bier trinkt er nur am Sonntag oder an Kirmestagen. Sein Lohn beträgt 0,80—1,00 ℳ. Was ihm seine Existenz bei diesem niedrigen Lohn ermöglicht, ist die unbezahlte Arbeit all seiner Familienmitglieder auf der eignen kleinen Scholle. Am späten Abend, ja oft in der Nacht bei Mondschein, bearbeitet der Hausvater das Stückchen Land, das er sich in der Nähe seiner Wohnung gepachtet hat. Seit die Hausleinenindustrie zugrunde ging, arbeiten die Frauen an Spitzen, eine feine und angenehme, aber unsichere und schlecht lohnende Arbeit. Die Kinder ziehen und mästen Kaninchen und helfen auf allerhand andre Weise mit, den Lebensunterhalt verdienen."

In den wallonischen Landesteilen sind die Arbeitslöhne etwas höher. Man gibt an Tagelohn in den Ardennen 0,80—1,20 ℳ und die Kost, in der Provinz Luxemburg

1,20—1,60 ℳ und Beköstigung, im Hesbegau an Männer 1,20—1,60 ℳ, in der Ernte bis 2 ℳ ohne Kost, an Frauen 1 ℳ und an Kinder 0,80 ℳ, im Land von Herve 1,20 bis 1,60 ℳ und Beköstigung, in der Famenne 1,60—2,80 ℳ an Männer und 1,00 bis 1,40 ℳ an Frauen ohne Beköstigung, im Condroz 2,00—2,40 ℳ und die Kost, im Hennegau 2,00—2,40 ℳ ohne Kost und im industriereichen Teile Mittelbelgiens, genannt Entre Sambre et Meuse, 2,00—3,00 ℳ an Männer, 1,20—1,60 ℳ an Frauen und 1,00 ℳ an Kinder ohne Beköstigung.

Der Lohn von Knechten und Mägden richtet sich nach deren Alter, auch zeigt sich bei ihrer Löhnung deutlich der Unterschied zwischen dem weniger zahlenden Flämen- und dem mehr zahlenden Wallonlande.

In der Campine verdient ein Knecht etwa 100—200 ℳ, die Magd 80—150 ℳ im Jahr; in den Dünengärtnereien die Knechte 50—120 ℳ, die Mägde 100—120 ℳ, dazu allerhand Trinkgelder und kleine Geschenke; in Flandern die Knechte 50—200 ℳ, die Mägde 50—120 ℳ, dazu gewöhnlich Trinkgelder. Auch bekommen die Knechte hier bisweilen zwei bis drei Ruten Tabakland, um ihren persönlichen Bedarf an Tabak darauf zu bauen und selbst zu ernten. In den Ardennen erhalten die Knechte 80 bis 240 ℳ, die Mägde 150—250 ℳ; im Condroz die Knechte 200—450 ℳ, die Mägde 150—300 ℳ; in Luxemburg die Knechte 100—300 ℳ, die Mägde 100—240 ℳ; im Hesbegau und Hennegau die Mägde 200 ℳ, die Knechte 350—500 ℳ.

Alle Knechte und Mägde wohnen und speisen beim Bauern und beziehen als kleine Nebeneinkünfte in der Regel: frei Wäsche, abgelegte Kleider und Schuhe der Bauersleute, Trinkgelder beim Verkauf von Vieh sowie nach Beendigung der Ernte und dergleichen mehr.

Die höchsten Arbeitslöhne, die an Landarbeiter gezahlt werden, erhalten die Sommerarbeiter; sie erreichen die Maximalsätze der oben genannten Tagelöhne, bisweilen noch mehr. Die größern Landwirte lassen ihre großen Feldarbeiten, wie Kartoffelroden, Rübenhacken und -roden, Getreidemähen u. dgl. auf Akkord verrichten.

Insgesamt beschaut, sind auch die Akkordlöhne, über die weiterhin noch Näheres mitgeteilt werden soll, ebenso wie die Tage- und Jahreslöhne in Belgien niedriger als in den benachbarten Ländern. Wo die Akkord- und die Tagelöhne hoch ansteigen, wie das in der Umgebung der Städte, in der Nähe industrieller Etablissements und namentlich an der französischen Grenze hier und da der Fall ist, da werden die hohen Löhne durch die konkurrierende Arbeitsgelegenheit hochgeschraubt und durch die Arbeiter erzwungen. Bei Nichterfüllung ihrer Forderungen würden sie ihrem ländlichen Arbeitsplatze den Rücken kehren und den benachbarten, besser lohnenden Arbeitsplatz aufsuchen.

Die geringen Löhne, welche die landwirtschaftliche Arbeiterbevölkerung Belgiens verdient, machen es ihr unmöglich, wie Piret[1]) meint, sich der Fürsorge und Sparsamkeit zu befleißigen; gewöhnlich leben die belgischen Arbeiter aus der Hand in den Mund. Wenn die Nahrungsmittel billig und leicht erreichbar sind, dann genießen sie das in glücklicher Leichtlebigkeit; fehlt es aber an Arbeit und sind die Lebensmittel teuer, dann müssen sie sich die härtesten Entbehrungen auferlegen.

1) Piret, Traité d'économie rurale.

b) Arbeitsdauer und Ernährung.

Hart arbeiten und wenig verzehren, das ist die Parole in allen Haushaltungen belgischer Landarbeiter.

Die Arbeit beginnt im Sommer mit Sonnenaufgang. Um 3½ oder 4 Uhr kommen die Knechte zum Pferdefüttern, Putzen und Stallreinigen, die Mägde zum Melken auf den Hof. Im Winter beginnt die Arbeit eine Stunde später. Der ganze Tag ist vom frühen Morgen bis zum späten Abend der Arbeit gewidmet. Abgerechnet die Zeit, in der man die Mahlzeiten nimmt, wird ununterbrochen gearbeitet; im Winter bis Dunkelwerden, im Sommer bis 7 oder 8 Uhr abends. Die langen Winterabende verbringen die unverheirateten Knechte auf den kleinern Höfen in der Familie des Bauern, auf größern Gütern in der Gesindestube, wo sie sich mit unwichtigen kleinen Verrichtungen die Zeit vertreiben oder vor sich hin dösen. Zum Lesen von Zeitungen und Büchern haben sie in der Regel keine Lust, viele können ja auch gar nicht lesen. Um Feuer und Licht zu sparen, geht man vielfach schon um 8 Uhr zu Bett, oft auch noch früher.

Knechte, Mägde und unverheiratete sonstige Arbeiter essen in den kleinern Wirtschaften immer beim Bauern am Tisch. In der Campine gibt es morgens Kaffee mit Roggen- oder Weizenbrot und Fett. Zum zweiten Frühstück um 9 oder 10 Uhr dasselbe; mittags Suppe, Kartoffeln, Gemüse und öfters Speck; abends Kartoffeln und Milchsuppe. Butter aufs Brot gibt es nie, dafür Schmalz, Sirup oder Käse. Auf kleinern Höfen gibt es zwei- oder dreimal in der Woche Speck, auf größern Höfen in der Hauptarbeitszeit täglich Schweinefleisch. Man trinkt Wasser und schwachen Kaffee, nur bei größern Bauern hin und wieder Bier.

In den Polderwirtschaften gibt es morgens Weizenbrot, Schmalz und Kaffee mit Milch, zum zweiten Frühstücke dasselbe, mittags Suppe oder Kernemelkpap (Buttermilch mit Kartoffeln), Kartoffeln mit Fleisch, um 4 Uhr Brot und Kaffee und abends Milchsuppe und Kartoffeln. Die tägliche Ration besteht auf den dortigen Bauernhöfen für den Arbeiter aus etwa 1 kg Weizenbrot, 1½ kg Kartoffeln, 250 g Fleisch, 1 l Magermilch, 100 g Fett und Schmalz, 75 g Butter, Zucker und Reis.

Wer zu Haus in eigner Häuslichkeit speist, hat es weniger reichlich; er verzehrt etwa 1 kg Weizenbrot, 1 kg Kartoffeln, 250 g Fett, etwas Ziegenmilch, Fisch und etwas Speck. In den südlichen Teilen Belgiens lebt man etwas besser. Auf den großen Höfen der dortigen Gegend bekommen die Arbeiter morgens Butterbrot, Käse, Kaffee und Milch, zum zweiten Frühstücke Brot und Speck oder Fleisch und Kaffee, mittags Suppe, Kartoffeln, Gemüse, Schweinefleisch oder gekochtes Rindfleisch, Brot und Bier; am Freitag an Stelle von Fleisch Eier, Stockfisch oder Hering; um 4 Uhr gibt es Brot mit Butter oder Schmalz sowie Kaffee und abends Kartoffeln, Speck, Gemüse, bisweilen Suppe oder Bier.

Die in ganz Belgien bekannte und von der wallonischen Bevölkerung stets mit vielem Stolze hervorgehobene Tatsache, daß die Wallen besser leben als die Flämen, ist zweifellos richtig, hat aber vielleicht nicht allein ihren Grund in Verwendung von mannigfachern und bessern Nahrungsmitteln, sondern auch vielfach in der bessern Besorgung der Küche im Wallenlande. Wenn sich die flämischen Arbeiter beispielsweise weigern, Erbsen und Bohnen zu essen, weil das zu schwere Kost wäre, so liegt die Schuld zweifellos an den Frauen, die nicht verstehen, die Gemüse so zuzubereiten, daß sie schmackhaft erscheinen.

Das Hauptessen für die Mehrzahl der Landarbeiter sind die Kartoffeln; wieviel sie davon zu sich nehmen können, ist erstaunlich. Was ihrer Kost an Qualität und Reichhaltigkeit abgeht, suchen sie durch eine recht große Menge Kartoffeln zu ersetzen. Sie essen und essen, und wenn es Schweiß und Mühe kostet, bis sie kaum noch vom Tisch aufstehen können.

c) Arbeiterhaushaltungen.

Die große Mehrzahl der verheirateten belgischen Landarbeiter betreibt eine eigne kleine Landwirtschaft. In Wohnungen oder Häuschen, die sie gemietet oder gekauft haben, wohnen sie über das Land hin verstreut, halten Federvieh, Schwein oder Ziege und bebauen ihr Stückchen Land oder ihren Garten mit Gemüsen, Tabak und Futtergewächsen.

Mit ihnen vermengt wohnt in ebensolch kleinen landwirtschaftlichen Haushaltungen ein Teil der belgischen Stadt- und Industriearbeiter.

Eine scharfe Abgrenzung zwischen den landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiterhaushaltungen ist, wie schon an andrer Stelle gesagt wurde, vielfach gar nicht zu machen. Es kommt vor, daß aus demselben Hause der Vater auf landwirtschaftliche, der Sohn in industrielle Arbeit geht; oder daß der eine die Wirtschaft, der andre herumziehend Handel treibt. Oft sind sie auch nur im Sommer landwirtschaftliche Arbeiter und im Winter Fabrikarbeiter, oder umgekehrt im Sommer Maurer und im Winter Stallknechte oder dergleichen.

Die Beschaffung einer eignen Herdstelle ist nicht schwer auf dem Land. Entweder man zieht in eine Arbeiterwohnung auf einem größern Gut und erhält Wohnung mit Garten als einen Teil des Lohnes vom Arbeitgeber, oder man mietet eine freistehende Wohnung und bezahlt dafür eine geringe Summe; schon für 40—50 ℳ Jahresmiete sind solche Arbeiterwohnungen zu finden. Je nachdem das Geld und die Arbeitskraft zureichen, wird ein kleiner Garten oder ein Stückchen Ackerland in der Nähe dazu gepachtet und vom Arbeiter auf eigne Rechnung bebaut.

Auch das Selbstbauen neuer Heimstätten ist ziemlich leicht und wird von vielen Arbeitern, sofern sie etwas Geld besitzen, auf eigne Rechnung oder mit Beihilfe einer Bank oder eines Baumeisters unternommen. In abgelegenen Heidegegenden kann man hier und dort Arbeiterhütten sehen, die aus Lehm, Heideplaggen, Stroh und ein paar Brettern aufgebaut sind. Die Baukosten solchen Arbeiterhauses sind nicht hoch; Vliebergh erzählt, daß er in der Campine solche Hütte gesehen hätte, deren Baukosten 48 Cents, d. h. 70 Pf., betragen hätten.

Auch in den Bergen, zumal dort, wo die Gemeinden Steinbrüche in Eigentum besitzen, ist ein Arbeiterhäuschen bald aufgerichtet und kostet wenig Geld.

Die Größe des Areals, das zu den Arbeiterhaushaltungen gehört, ist äußerst verschieden: im allgemeinen ist es nur ein kleiner Garten und umfaßt nur einige Quadratruten. Manchmal besitzen die Arbeiter auch 1—2 ha Land; diese bilden den Übergang zu den kleinen Bauern. Die Pachten für solch kleine Bodenparzellen sind gewöhnlich sehr hoch: sie übersteigen stets die Höhe der ortsüblichen Pachten größerer Höfe und scheinen namentlich in Flandern, wo die Nachfrage am stärksten ist, oft ganz unerschwinglich. Man zahlt dort bis zu 2,50 ℳ für 1 a, das sind 250 ℳ Pacht für 1 ha.

Um diese hohe Pacht bezahlen zu können, muß die kleine Wirtschaft sehr intensiv, d. h. mit Aufwand von sehr viel Arbeit betrieben werden. Der Garten beim Haus

muß Gemüse, Blumen, Obst und Tabak liefern, der kleine Acker Roggen oder Weizen, Kartoffeln und Futterrüben. In den Gegenden, die einen intensiven Handelsgewächsbau treiben, beteiligen sich auch die Arbeiter daran und bauen auf ihren kleinen Äckern Hopfen, Tabak, Zichorie u. a. zum Verkauf. In der Nähe der Städte und Industriezentren kann man sich in der kleinen Arbeiterwirtschaft mit Erfolg auf Gemüsebau legen und aus dem Verkaufe von Gemüse, Blumen und andern Gartenfrüchten ein gutes Geschäft machen.

Wichtiger als die Acker- und Gartenwirtschaft und intensiver noch als sie, ist die Stallwirtschaft im Arbeiterhaushalt. Die besser gestellten Arbeiter sind im Besitz einer Milchkuh, die mit großer Sorgfalt gepflegt wird und dem Arbeiter nicht nur einen wichtigen Teil der notwendigen Nahrungsmittel liefert, sondern auch durch Verkauf von Milch und Butter sowie durch Aufzucht eines Kalbes sich gut bezahlt macht.

Wer nicht Geld genug hat, eine Kuh zu kaufen, mietet eine solche, wie das hier und da, namentlich noch in der Campine, anzutreffen ist. Über diese eigentümliche, wenig empfehlenswerte Art von Viehhaltung, berichtet Vliebergh[1]) folgendes:

„Die Pachtkühe sind bis in die letzten Jahre hinein einer der größten Übelstände in der Campine gewesen. Kleine Bauern und Landarbeiter hatten eine oder auch mehrere Kühe im Stall stehen, die jedoch nicht ihnen gehörten, sondern von andern Leuten gepachtet waren. Die Art solcher Verpachtungen war im allgemeinen derart, daß der arme Kuhpächter einen Wucherzins bezahlen mußte.

Es fanden sich Leute im Dorf, Knechte und Mägde, die mit ihren Sparpfennigen ein armseliges Rind für 100 oder 120 ℳ kauften und dies dann den armen Leuten, die selbst kein Geld zum Kauf einer Kuh hatten, auf Stall stellten und sich vom Pächter monatlich 1,50—2,50 ℳ bezahlen ließen. Das Kalb, das die Kuh gebar, gehörte zur Hälfte dem Eigentümer, zur Hälfte dem Pächter der Kuh, und ebenso wurde der Mehrertrag beim Verkauf der Kuh zwischen beiden geteilt.

Bei Untersuchung solcher Abmachungen konnte man mit Leichtigkeit viele Verpächter herausfinden, die 20—40, ja bis 100 % von ihrem Anlagekapital an Zins erhielten.

Außerdem blieb der Verpächter ganz und gar Herr und Meister und konnte seinen Pächter nach Belieben ausnützen; er kaufte die Kuh, wenn sie schlecht imstande war und darum wenig Geld kostete; er bestimmte, wann das Kalb verkauft werden sollte, ließ es oft längere Zeit bei seinem Pächter stehen, um es dann teurer zu verkaufen und einen größern Gewinn aus der ihm zufallenden Hälfte des Verkaufspreises zu ziehen; ebenso verkaufte er die Kuh, wann er wollte, z. B. wenn sie kurz vor dem Kalben war. Sie war dann erheblich mehr wert als beim Ankauf, und die Hälfte des Mehrwerts war für ihn. Was kümmerte es ihn, daß sie dann gerade 2—3 Monate trocken gestanden und der Pächter mit Ungeduld auf die Zeit der reichsten Milchleistung gewartet hatte.

Wollte der Verpächter gar unehrlich sein, so gab er einen höhern Verkaufswert an, als er wirklich erhalten hatte, und steckte den größern Teil des Mehrwerts der Kuh in seine Tasche.

Merkwürdigerweise waren sich viele dieser Kuhverpächter ihres unehrlichen Han-

1) Vliebergh, a. a. O.

dens gar nicht bewußt, und auch die Pächter der Kühe waren zu töricht, einzusehen, wie sie bei diesem Geschäft übervorteilt wurden.

Die Zahl der Pachtkühe ist heute in der Campine geringer geworden. Der kleine Bauer oder Arbeiter kann heute 200—250 ℳ auf der landwirtschaftlichen Darlehnskasse zum Ankauf einer Kuh erhalten und durch bequeme Abzahlungen von 5 oder 10 ℳ monatlich und 4 % Zinsen seine Schuld tilgen. Er versichert seine Kuh in der genossenschaftlichen Viehversicherung seines Dorfes und ist dann seines Besitzes sicher."

Auch hat in den letzten Jahren die Ziegenhaltung unter den Arbeitern sehr zugenommen, und wer nicht das Geld zum Ankauf einer Kuh erschwingen kann oder nicht genug Futter hat, um sie zu ernähren, der behilft sich mit einer Ziege. Viele Arbeiter, mästen auch ein Schwein, die besser gestellten besitzen selbst eine Zuchtsau. Außerdem haben sie fast alle Kaninchen und Geflügel teils zur Deckung ihres eignen Bedarfs, teils zum Verkauf.

Nach den Berechnungen von Ducpétiaux[1]) stellen sich die jährlichen Einnahmen und Ausgaben einer Arbeiterfamilie im Hesbegau etwa folgendermaßen:

Einnahmen.

Erntearbeit	103,20 ℳ
Dreschарbeit	96,12 „
Nachlese auf den Feldern	10,80 „
Tagelohnarbeit des Mannes	110,08 „
Arbeit der Frau	19,20 „
Milch und Butter von der Kuh	206,66 „
Ein Kalb	9,60 „
16 Ferkel zu je 8 ℳ	128,00 „
Verkauf von Ackerfrüchten	236,00 „
Verschiedenes	43,20 „
	962,84 ℳ

Ausgaben.

Nahrungsmittel	641,30 ℳ
Miete für Haus und Land	88,00 „
Kleidung des Mannes	44,12 „
„ der Frau	33,82 „
„ der Kinder	81,94 „
Faden, Kattun, Nadeln	9,60 „
Bettzeug	6,40 „
Heizung, Beleuchtung	49,28 „
Wäsche	18,46 „
Unterhalt und Ausbesserung der Wohnung, Versicherung, Zukauf und Unterhalt der Möbel	15,28 „
Unkosten der Acerbestellung	30,24 „
„ der Viehhaltung	60,80 „
Luxusausgaben	14,98 „
	1094,22 ℳ

1) Ducpétiaux, Mémoire sur le pauperisme dans les Flandres 1850.

Großbauernhof in der Campine.

Bauernhof in den Ardennen.

Die Familie, deren Ausgaben und Einnahmen hier angeführt wurden, bestand aus Vater, Mutter und vier Kindern. Man hielt eine Milchkuh, eine Sau und ein Mastschwein und bebaute etwa 50 a Land mit Weizen, Kartoffeln und Rüben. Mann und Frau arbeiteten in der Ernte bei einem größern Bauern in der Nachbarschaft, der Mann meist auf Akkordlohn. Die Mahlzeiten nahmen sie immer zu Haus ein.

Es versteht sich, daß die von diesen Leuten gemachte Unterbilanz im allgemeinen nicht geschuldet bleiben darf, sondern durch größere Sparsamkeit an Kleidung und Ernährung wett gemacht werden muß.

Obgleich obige Berechnung schon ziemlich lange zurückliegt, ist sie doch heute noch gut zutreffend für Charakterisierung eines Arbeiterhaushalts, und wenn sich in den letzten Jahrzehnten die Lebenshaltung der Arbeiter auch zweifellos gehoben hat und die in ihren Haushaltungen umlaufende Geldsumme größer geworden ist, so zeigt dennoch das obige Beispiel einen auch unter heutigen Verhältnissen besonders gut liegenden Fall. Die ganze Familie ist gesund und arbeitsfähig, die Zahl der kleinen Kinder nicht groß, Arbeitsgelegenheit in der Nähe, Ackerland billig zu pachten usw.

Ganz anders sieht es in Haushaltungen aus, wo der Verdienst des Mannes eben nur ausreicht, um das tägliche Essen und Trinken zu beschaffen, und die Frau unter der großen Zahl unmündiger Kinder nur auf Augenblicke am Tag frei ist, um sich an ihre Spitzenarbeit zu setzen. Um die Miete für Haus und Garten zu bezahlen, muß der Mann im Sommer auf Wanderarbeit gehen, und während der Zeit seiner Abwesenheit ist die Frau gezwungen, alle Einkäufe beim Krämer auf Kredit zu machen. Kommt der Mann mit etwas Geld im Herbst nach Haus, so reicht das oft nur gerade hin, um Miete und Schulden zu bezahlen, und findet er für den Winter keine Arbeit, so ist das Bettelelend da, und er muß zu den Armenunterstützungskassen seine Zuflucht nehmen.

d) Übervölkerung und Arbeitermangel.

Zum Schluß sei noch auf eins hingewiesen, was auf den ersten Blick verwundern dürfte, daß nämlich auch in Belgien, diesem Lande mit einer außerordentlich dichten Agrarbevölkerung, über Arbeitermangel geklagt wird.

Anscheinend liegt ein Widerspruch darin, daß Tausende von Arbeitern jährlich aus dem Lande gehen, weil sie ihr Brot zu Haus nicht verdienen können, und daß gleichzeitig in demselben Land ungedeckte Nachfrage nach Arbeitskräften besteht.

Es ist jedoch eine alte Erfahrungstatsache, daß es in der Landwirtschaft in der Regel zu viel Arbeiter für die gewöhnlichen und zu wenig für die außergewöhnlichen Arbeiten gibt.

Daher kann es vorkommen, daß in demselben Bezirke die Arbeiter über Arbeitsmangel und die Landwirte über Mangel an Arbeitern klagen. Die einen sehen sich gezwungen, im Winter aus Mangel an Arbeit auszuwandern oder sich in industrielle Arbeiter zu verwandeln, die andern, während der warmen Jahreszeit fremde Arbeiter heranzuziehen, um nur alle Arbeit getan zu sehen.

Berücksichtigt man dabei, daß die Zahl der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeiter in Belgien in den letzten Jahren nicht unerheblich abgenommen hat, und zwar die Zahl der Arbeiter um 8,2 %, die der Frauen um 22 % — was in den Jahren 1880—1895 einen Verlust von 28 200 Arbeitern für das platte Land bedeutet —, so kann man ver-

stehen, daß auch in dem dicht besiedelten Belgien heute vielerorts über Arbeiternot und Mangel an Arbeiterangebot auf dem Lande geklagt wird.

Diesen Arbeitermangel empfinden natürlich nur die großen Landwirtschaftsbetriebe; unter ihnen jedoch höchst merkwürdigerweise nicht allein die Großbetriebe im Walen, sondern auch im dichtbesiedelten Flamenlande.

Von einer Entvölkerung des platten Landes ist in Belgien selbstverständlich keine Rede; im Gegenteil nimmt die Landbevölkerung in fast allen Landesteilen ständig zu. Es ist aber höchst bemerkenswert, daß, so dicht beieinander die dicht besiedelten, ja, zum Teil stark übervölkerten Ortschaften bei den Gegenden des Großgrundbesitzes liegen, ein Ausgleich zwischen Arbeitsangebot und Nachfrage doch nicht eintritt. Ja, selbst die mitten im Parzellenbesitz liegenden größern Höfe können ihren Bedarf an festen Arbeitern oft nicht decken. Der kleine Häusler will gern sein freier Herr bleiben; und was er zum eignen Lebensbedarf auf seiner eignen Scholle nicht erwerben kann, sucht er lieber durch harte Arbeit während einiger Monate in der Fremde zu verdienen, als durch regelmäßigen, wenig lohnenden Dienst auf dem Nachbarhof. Er geht darum lieber einen Teil des Jahres auf Saisonarbeit, gleichgültig, wie weit von Haus fort, und spart dort während einiger Wochen oder Monate so viel zusammen, wie er zu Haus auch bei angestrengtester Arbeit nie während eines ganzen Jahres verdienen könnte.

Fast in allen Teilen des Landes klagt man heute, wie schwierig es sei, die nötigen Arbeiter zu bekommen. Am besten geht es noch in den Dünen, in der Campine und hier und da in den Ardennen.

Bei den Gärtnern in den Nordseedünen findet man wenig Lohnarbeiter, die Betriebe sind dort in der Regel sehr klein. Nur da, wo die Gärtner in den Dünen außer dem Gartenboden noch etwas angrenzendes Polderland mitbewirtschaften, was ziemlich häufig der Fall ist, und wo die eigne Familie nicht groß genug ist, um alle Arbeit zu verrichten, nimmt man fremde Arbeiter an, die hier auch ziemlich leicht zu bekommen sind.

Auch in den kleinen Betrieben der Campine sind wenig Arbeiter nötig. Was an Arbeitsvolk gebraucht wird, kann der Bauer fast überall ohne Mühe bekommen. Abgesehen von der Umgebung einiger industrieller Ortschaften, die durch ihre höhern Löhne die Arbeiter anziehen, ist die Beschaffung von Personal in der Campine überall möglich. Ebenso ist in den Ardennen die Beschaffung von Tagelöhnern und Sommerarbeitern heute noch ziemlich leicht. Die Mehrzahl von diesen ist Eigentümer oder Pächter von etwas Land und einem kleinen Haus und bleibt dadurch vor der Abwanderung bewahrt. Was sie zur Bezahlung von Pacht und andern größern Ausgaben hinzuverdienen müssen, ist nicht soviel, daß sie es nicht durch Arbeit auf benachbarten Bauernhöfen oder durch Waldarbeit im Winter aufbringen könnten.

Im Condroz, im Land von Herve, in Luxemburg und in den Groß- und Mittelbetrieben des fruchtbaren Mittelbelgiens klagt man dagegen fast überall über schwierige Beschaffung von Arbeitern, da ein großer Teil der eingeborenen Arbeiterbevölkerung die lohnendere Arbeit der Industrie mit der Landwirtschaft vertauscht hat. Besonders der Mangel an Mägden ist durch kein Mittel mehr zu heben. Die Sommerarbeiten werden hier fast überall durch zugewanderte flämische Arbeiter besorgt.

Ganz merkwürdig mutet es an, daß auch in Flandern über Arbeitermangel geklagt wird, diesen Provinzen, die jährlich Tausende von Feldarbeitern auf Saison-

arbeit schicken. Weder feste Arbeiter, noch Mägde sind für die dortigen größern Wirtschaften in ausreichender Zahl zu bekommen; besonders schwierig ist es mit Frauen und Mägden, da diese von Jugend auf in Spitzenfabriken arbeiten oder zu Haus Spitzen klöppeln, was sie lieber tun, als beim Bauern Feld- und Stallarbeit zu verrichten. Mit der Spitzenklöppelei verdienen sie etwa 25—50 Pf. im Tag, oft auch noch weniger; bei feinern Arbeiten 1—1,20 *M*.

Die städtischen Industrien und gewerblichen Anlagen, die sich heute auch auf dem platten Land überall festsetzen, sehr schnell vervielfältigen und viele Arbeiter anlocken, die mehr und mehr zunehmende Abwanderung der Arbeiter während des Sommers nach andern Provinzen und nach Frankreich und schließlich auch die zunehmende Geringschätzung für die geregelte Arbeit auf dem Bauernhofe machen die Beschaffung von Arbeitern für den Landwirt von Jahr zu Jahr schwieriger. Im Winter anderseits gibt es so viel Arbeitsuchende, daß in den letzten Jahren die Verwendung der Dreschmaschinen in Flandern anstatt zu-, wieder abgenommen hat, da genug Arme zur Arbeit da sind, und sich der Flegeldrusch billiger und ökonomischer stellt als die Maschinenarbeit.

Große Schwierigkeiten macht die Beschaffung von Arbeitskräften in den Polderwirtschaften und an den südlichen Grenzen des Landes. Die Zahl der festen Arbeiter ist hier in den letzten Jahren sehr eingeschränkt worden. In den größern Polderwirtschaften, in denen man im Sommer drei Pferdeknechte nötig hat, behilft man sich im Winter mit einem; die Viehknechte übernehmen die andern Gespanne. In kleinern Wirtschaften fährt der Bauer selbst im Winter ein Gespann. Wo man früher 5 ständige Tagelöhner und 15—20 Erntearbeiter hatte, behilft man sich heute mit 2—3 Tagelöhnern und 6—8 Erntearbeitern. In kleinern Betrieben, wo früher 2—3 Tagelöhner und 7—10 Saisonarbeiter beschäftigt wurden, hilft man sich heute mit 2 festen Arbeitern und 4—5 Sommerarbeitern. Infolge der verminderten Anzahl Arbeitskräfte ist vieles in den dortigen Wirtschaften heute weniger gut unterhalten als früher, die Felder und Weiden weniger gut im Stande, die Gräben unzureichend rein gehalten u. dgl. mehr.

Geradezu erschreckende Arbeiterverhältnisse findet man längs der Südgrenze des Landes, da hier die auf beiden Seiten der Grenze liegenden Industrien und außer diesen noch die besser zahlende französische Landwirtschaft dem Landwirt einen Arbeiter nach dem andern entzieht.

Um sich zu helfen, arbeiten einige größere Wirtschaften dort mit den täglich über die Grenze zulaufenden Deserteuren, ein wenig angenehmer und noch weniger zuverlässiger Betrieb. In einer solchen Wirtschaft hatte der Besitzer die Heuluken numeriert wie Hotelzimmer, um den bei Nacht und Nebel ankommenden Arbeitern leichter das Nachtquartier anweisen zu können. Der betreffende Landwirt erzählte, daß er den Hauptzuzug am Sonnabend Abend hätte. Die Leute äßen sich am Sonntag gut satt, schliefen zweimal ordentlich aus und wären Montag früh gewöhnlich schon wieder auf und davon.

Auf einem andern größern Hof an der französischen Grenze hatte der Besitzer als einzige ständige Arbeiter zwei alte Weiber, die am Tag meines Besuchs mit dem Heuwender in der Wiese herumfuhren, abends mit den Pferden nach Haus kamen, sie abschirrten und ihnen Futter vorwarfen.

Schließlich möchte ich noch eine Wirtschaft von 65 ha erwähnen, die einem wohl-

situierten Landwirte gehörte, der mich mit seiner ganzen Familie im Sonntagsstaat am Nachmittagskaffeetisch empfing. Eine halbe Stunde darauf verwandelte sich die ganze Familie in Arbeiter und arbeitete bis zum Abend im Heu. Sie wären nicht so unbemittelt, sagte mir der Besitzer, daß sie zur Handarbeit gezwungen wären, aber sie hätten keinen einzigen Arbeiter, und wenn sie überhaupt etwas Heu hereinbringen wollten, so müßten sie es wohl oder übel selbst trocknen und nach Haus holen.

Glücklicherweise sind solche Verhältnisse in der Landwirtschaft selten; daß sie aber vorkommen, zeigt doch, in welch böse Lage der Landwirt durch schlechte Arbeitsverhältnisse kommen kann, und wie sehr das Wohl und Wehe der Landwirtschaft heute von einer glücklichen Lösung dieser Fragen abhängt.

2. Die Landflucht.

Die Abwanderung von Landleuten nach den Städten ist eine uralte, nicht nur notwendige, sondern auch zweckmäßige Äußerung eines aufstrebenden Volkslebens.

„Der Landmann ist ein aufgespartes Kapital der Gesundheit, wie das Landgut das Kapital des Wohlstandes ist; und von ihm kommen sittliche und geistige Gesundheit und Kraft der Städte. Die Stadt erhält fortwährend neue Ersatzmannschaft vom Land. Die Männer der Städte, die die Mittelpunkte der Lebenskraft, die Triebräder des Handels, der Politik oder praktischen Künste sind, die schönen und klugen Frauen: sie sind Kinder oder Enkel von Landleuten und verausgaben die Kräfte, die ihrer Väter hartes, stilles Leben in kalter Ackerfurche, in Armut, Kärglichkeit und Dunkelheit angehäuft hat." [1])

Das gesunde Fortbestehen und Anwachsen der städtischen Bevölkerung beruht vorwiegend auf der Zuwanderung von dem Land, und Städte und Industrien werden dort die meisten und brauchbarsten Menschen in ihrem Dienste haben und durch diese zur höchsten Blüte gebracht werden, wo das platte Land viele kräftige und tüchtige Menschen hervorbringt, die es an die Städte abgeben kann.

Belgien besitzt für seine Städte und Industrien ein fast unerschöpfliches Reservoir an gesunder Menschenkraft in den dicht besiedelten Agrarbezirken, und diesem Faktor ist ganz in erster Reihe die wirtschaftliche Expansion, die Belgien genommen hat, zuzuschreiben.

Dies reichliche und noch keineswegs erschöpfte Rekrutement an Arbeitern aus ländlichen Bezirken bietet dem belgischen Wirtschaftsleben einstweilen noch unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten. Die belgischen Städte können sich noch um vieles vergrößern, und die schon jetzt dicht beieinander liegenden Fabriken und Großindustrien noch vervielfachen, an Menschenmaterial fehlt es einstweilen nicht, und wird es bei der starken Vermehrung des Landvolks durch Geburten sobald wohl nicht zu mangeln anfangen.

Wenn die belgischen Städte sich nicht schon längst mit der draußen im Land überzähligen Bevölkerung vollgesogen haben wie unersättliche Schwämme und durch Bildung von Riesenstädten den Überschuß der Landbevölkerung aufgezehrt haben, so liegt das daran, daß dieser Abwanderung vom Land gewisse Gegengewichte die Wage halten, deren Vorhandensein zweifellos sehr im Interesse Belgiens liegt.

1) Emerson, Gesellschaft und Einsamkeit.

Der wichtigste solche Faktor ist die große Vorliebe des Belgiers für Ansiedlung auf dem platten Lande, sein Streben nach Besitz eines eignen Häuschens mit etwas Grundbesitz und sein Trieb nach Unabhängigkeit.

Diesen Charakterzügen des Belgiers entspricht es, daß Tausende, ja Hunderttausende von belgischen Stadtarbeitern auf dem Lande wohnen, wo der Besitz von Haus und Hof, mag er noch so klein sein, sie mit festen Banden an den Heimatboden fesselt und ihre Wanderlust in Bodenständigkeit verändert.

Es trifft auf die belgischen Parzellenbesitzer nicht zu, wenn man sagt, der ländliche Grundbesitz müsse mindestens so groß sein, daß er die nötigsten Lebensbedürfnisse seines Bebauers befriedigen kann, anders wäre das Band zwischen ihm und seinem Besitze nicht stark genug, um ihn darauf festzuhalten. Im Gegenteil ist die große Mehrzahl dieser fast 600 000 kleinsten belgischen Landwirtschaften keineswegs imstande, ihren Bebauer zu ernähren. Es sind vielmehr lediglich Landwohnungen, die von Arbeitern gemietet wurden, weil sie billiger, besser und gesünder als Stadtwohnungen sind und auf dem Stückchen Acker- und Gartenland noch einen kleinen Nebenerwerb ermöglichen. Was zum Lebensunterhalt an Geld nötig ist, muß durch Lohnarbeit hinzuverdient werden, sei es, daß man auf einem Nachbargut als landwirtschaftlicher Arbeiter einträte oder im Sommer auf Saisonarbeit ginge, sei es, daß man in der Stadt seinen Arbeitsplatz hätte. Meist findet sich Arbeit in unmittelbarer Nähe, wo nicht, so bieten die zahlreichen und billigen Eisenbahnen überall die Möglichkeit, sich täglich auch nach einem abgelegenen Arbeitsplatze zu begeben.

Auch in Belgien zieht die Landflucht, wie in den andern europäischen Kulturländern, heute große Kreise; es wäre aber ungerecht, wollte man von der Landflucht in Belgien sprechen, ohne die sehr starke Gegenbewegung zu erwähnen, die in diesem Lande durch das Festhalten der Arbeiter an ihrem oft armseligen kleinen Landbesitz und durch das Streben nach ländlicher Ansiedlung besteht. Nur wenn man die letzte richtig würdigt, kann man das Entstehen jener Abwanderung recht verstehen, die sich in der großen flämischen Saisonwanderung kundtut.

a) Die Gründe der Wanderungen.

Die Abwanderung vom Land nach den Städten begann in Europa besonders starke Ausdehnung anzunehmen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, als die kapitalistische Umgestaltung des Wirtschaftslebens den Schwerpunkt der Arbeit und der Produktion mehr und mehr vom Land nach den Städten verlegte. Der dadurch bedingten größern Arbeitsnachfrage in den Städten entsprach eine mehr oder minder große Übervölkerung auf dem platten Land; und sobald durch Eisenbahnen und Chausseen der Weg vom Land nach den Städten verkürzt und vereinfacht war, ging der Ausgleich zwischen Arbeiterangebot und -nachfrage in Land und Stadt in schleunigem Tempo vor sich.

Das Land drängte seine Kinder fort, und Bevölkerungsschichten, die seit Jahrhunderten so fest an ihrer Scholle geklebt hatten, wie nur irgendein Bodengewächs, sie kamen in Bewegung, und nun lösten sich Scharen auf Scharen vom Boden los und wanderten aus ihrer Heimat fort. Und diese Riesenvolksbewegung, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht gesehen hat, daß im Vergleich zu ihr die Völkerwanderung, die das europäische Mittelalter einleitete,

ein Kinderspiel gewesen sei, wenn man die in Bewegung gesetzten Volksmassen in Betracht zieht, diese Bewegung scheint nun kein Ende nehmen zu wollen.[1])

Das erste Ziel, das die vom Land fortgedrängte Bevölkerung sucht, ist Neuland zur Kultivierung, sei es in der Heimat, sei es in der Fremde.

Sobald die terra libera verschwindet oder sich verringert, stellen sich die Massen jener Überschußbevölkerung als Aushebungskontingente für die Armee der gewerblichen Lohn- oder landwirtschaftlichen Wanderarbeiterschaft. Es fragt sich dann nur noch, ob sie im eignen Lande beschäftigt werden oder sich den kapitalistischen Unternehmungen fremder Länder zur Verfügung stellen müssen. Das aber hängt natürlich ab von der Entwicklungsfähigkeit des gewerblichen Kapitalismus in der Heimat. Je geringer diese, desto größer die Auswanderungsziffer.[2])

Auch in Belgien macht sich diese Umschichtung der Bevölkerung in der Weise geltend, daß das platte Land den Städten und Industrien einen Teil der Überbevölkerung abgibt; jedoch reicht dieser Ausgleich nicht hin, um die Balance der Bevölkerung ausreichend herzustellen. Trotz seiner großen Industrien und Städte, die viel der überschüssigen Landbevölkerung aufzunehmen in der Lage sind, ist Belgien doch nicht imstande, seiner Bevölkerung genug Arbeit und Brot zu geben, sondern muß alljährlich noch Tausende von Arbeitskräften dem Ausland abgeben.

Unter den Gründen, welche die Landflucht in den letzten Jahrzehnten so ungeheuer haben zunehmen lassen, nennt man vor andern das Angebot höhern Lohnes, die äußern Annehmlichkeiten des Stadtlebens u. a. Der eigentlich tiefste Grund, meint Sering, ist wohl aber in keinem von beiden zu finden. Vielmehr ist es der Zug nach erhöhter Unabhängigkeit und Selbständigkeit, der heute durch die Massen geht, der Drang nach höherer sozialer Stellung und Achtung der Persönlichkeit, der die Landarbeiter forttreibt.[3]) Dieser Drang nach sozialem Vorwärtskommen ist sicherlich ein großer Faktor unter den Ursachen der Landflucht; in Belgien ist er jedoch nicht der Hauptfaktor. Als solcher wirkt in diesem Lande vor allem andern die bittere Notwendigkeit, das tägliche Brot zu finden; sie treibt die Arbeiter vom Land und aus der Heimat fort.

Il ne suffit pas, que la ville attire les paysans, mais il faut encore, que la campagne les repousse.[4])

Um der bittern Not auszuweichen und ein besseres Leben zu suchen, vom Land abgestoßen und von der Stadt angezogen, verlassen die am wenigsten Bodenständigen das Land und ziehen nach den Städten, von denen sie meist nicht wieder zurückkehren.

Die Stadt ist wie ein grundloses Meer, das den in beschränkten ländlichen Verhältnissen lebenden Landbewohner an sich lockt und ihm unergründliche und unbegrenzte Möglichkeiten zum Vorwärtskommen bietet.

Außer diesen Landflüchtigen, die dem platten Lande für immer verloren gehen, gibt es in Belgien noch eine große andersartige Abwanderung vom Land, das ist der alljährliche Auszug Tausender von Sommerarbeitern, die ihr Dorf verlassen, um in

1) Sering, Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland.
2) Sombart, Der moderne Kapitalismus.
3) Sering a. a. O.
4) Vandervelde, L'Exode rural et le retour aux champs. 1903.

der Fremde in harter Arbeit etwas Geld zu verdienen, mit dem sie nach getaner Arbeit im Herbst wieder zu ihrem Heimatsorte zurückkehren.

Während der Zug vom Land nach der Stadt schon seit alter Zeit her besteht, datiert diese Abwanderung ländlicher Saisonarbeiter in Belgien im wesentlichen erst aus den letzten Jahrzehnten, seit die Modernisierung der landwirtschaftlichen Betriebe die Arbeitsverfassung auf dem Land umgestaltete und seit durch den vermehrten Anbau industrieller Kulturpflanzen die Arbeit des Landwirts sehr ungleich über das Jahr verteilt wurde.

Noch aus den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts berichtet E. de Laveleye aus Flandern: Obschon das Leben der Landbevölkerung hart ist, scheinen die Annehmlichkeiten des Stadtlebens sie doch nicht anzuziehen. Selbst wenn der Boden, den der Fläme bebaut, nicht ihm gehört, hält ihn doch ein festes Band an seiner Scholle. Die Gewohnheit des Landlebens, die Familienbeziehungen, die Unbekanntschaft mit andern Gewerben und schließlich auch der Reiz des Landlebens halten sie fest hinterm Pfluge.

So war es noch vor 50 Jahren. Bei dem seit jener Zeit ständigen Anwachsen der Bevölkerung fand sich aber schließlich auf dem schon damals stark aufgeteilten Boden keine Gelegenheit mehr, um neue Ackerparzellen abzutrennen und neue Gehöfte in praktischer Lage zu errichten oder preiswert zu pachten. Zugleich wurde durch Verkleinerung der Höfe und Einschränkung des Arbeiterpersonals in den größern Wirtschaften die Arbeitsgelegenheit vermindert. Und so wurden die Landarbeiter langsam mit unwiderstehlicher Gewalt zum Dorf, zu ihrer Provinz und schließlich selbst aus ihrem Lande herausgedrängt.

b) Die Übervölkerung des platten Landes.

„Je mehr fleißige Menschen sich mit dem Ackerbau beschäftigen, desto mehr wird die Erde hervorbringen."[1]) Die Belgier haben, wie kein andres Volk der Erde, gezeigt, wie ungeheuer viel man der Erde abgewinnen und wie klein man die Fläche abmessen kann, die bei intensivster Bearbeitung eine Familie zu ernähren vermag.

Belgien ist mit seinen 240 Menschen auf 1 qkm eins der am dichtesten besiedelten Länder der Erde, besonders die flämischen Landesteile sind bewohnt wie ein Ameisenhaufen.

In der Provinz Ostflandern gehören die Gemeinden mit weniger als 200 Einwohnern auf 1 qkm zur Ausnahme. Man zählt 235 im Arrondissement Thielt, 266 in Audenarde, 319 in St. Nikolas, 349 in Roussellaere (Roulers), 362 in Dendermonde (Termonde), 388 in Aalst (Alost). Im Arrondissement Roussellaere gibt es nicht eine einzige Gemeinde mit weniger als 200 Einwohnern auf 1 qkm. Am dichtesten sitzt die Bevölkerung bei Aalst; hier zählte man zwischen Aalst und Sottegem elf Landgemeinden mit mehr als 400, dreizehn mit mehr als 300 und keine mit weniger als 200 Einwohnern auf 1 qkm.

Die Provinzen alter Agrarkultur sind von einer so ungeheuer dichten Bevölkerung bewohnt, daß man sich beim Durchwandern jener Gegenden unwillkürlich die Frage vorlegt, wovon all diese Menschen wohl satt werden.

Flandern bewahrheitet voll und ganz den von Schwerz aufgestellten Satz:

1) Schwerz a. a. O.

„Die Bevölkerung steht in der engsten Verbindung mit den Lebensmitteln: je mehr man der Erde abzugewinnen sucht, desto mehr bevölkert man sie".

In der Tat streben all die kleinen Landwirte des nördlichen Belgiens danach, auf ihrem sehr beschränkten Areal die denkbar größten Erträge zu ernten; und da sie ihre Hände und Arme als wichtigstes Mittel zu diesem Zwecke schätzen gelernt haben, gründen sie große Familien und sehen in jedem neu hinzutretenden Sohne den künftigen Knecht, in jeder Tochter die spätere Magd ihrer kleinen Wirtschaft.

Auf einem kleinen Hof in Westflandern traf ich einen Bauern, der, um die teuren Lohnarbeiter zu sparen, von morgens um 3 Uhr bis nach Sonnenuntergang arbeitete, sich kaum Zeit zum Essen ließ und so die Außenwirtschaft auf seinen 20 ha fast allein besorgte. Ebensolch harte Arbeit, wie er draußen im Feld, tat die Frau auf dem Hof, ein ganz verarbeitetes, in Krankheit und Not mit den Kindern halb verkommenes Weib. Sieben Sprößlinge liefen auf dem Hofe herum, der achte wurde erwartet. „Mein ältestes Töchterlein", erzählte sie, „von sieben Jahren melkt schon Kühe, die zweite melkt die Ziege, der kleine Junge besorgt die Kaninchen. Und alle Jahre kommt nun solch kleiner Arbeiter neu dazu, in ein paar Jahren sind wir über den Berg mit unsern Sorgen."

Vor den Häusern, worin die Familien der flämischen Feldarbeiter wohnen, wimmelt es von Kindern. Abseits von der Dorfstraße findet man in fast allen flämischen Dörfern solch kleine Häuschen, in denen sich mehrere dieser ärmlichen Haushaltungen nebeneinander befinden. Sie haben 20—100, bisweilen gegen 300 Ruten Land. Die Wohnung besteht aus Eingang und Stube, und im Garten hat man meist noch einen Holzverschlag für die Kaninchen sowie für Schweine oder Ziegen. Vor dem Hause tummelt sich die dazu gehörige Jugend, 15—20 kleine Blondköpfe, ungewaschen und sehr dürftig bekleidet.

In den wallonischen Landesteilen ist der Bevölkerungszuwachs weniger stark. Die Kinderzahl ist dort auch bei der Landbevölkerung geringer. Teils aus Armut, teils aus Vernunftgründen dazu geleitet, legen sich die dortigen Bewohner eine gewisse Beschränkung bei der Gründung ihrer Familie auf. Auch geht in den Industriebezirken ein Teil des Nachwuchses infolge ungenügender Versorgung oder durch Degeneration in frühster Jugend zugrunde.

Die Wallonen lieben es im allgemeinen nicht sehr, das ganze Haus voll Kinder zu haben. Sie finden es sowohl für sich, als auch für ihre Kinder wenig erstrebenswert, wenn man sich immer nur gerade so durchs Leben durchstümpern muß. Die Not ums tägliche Brot ist bei ihnen nicht so unerbittlich wie in vielen armen flämischen Familien, und anderseits sind der Wunsch und auch die Möglichkeit, sich durch vieler Hände Arbeit heraufzuarbeiten, bei ihnen weniger groß als dort. Es spielt also auch die Natur des Landes und die Wirtschaftslage, in der sich die Wallonen befinden, eine Rolle unter den Faktoren, die ihr System der Kinderbeschränkung erklären.

Man geht aber falsch, wollte man sich die Kinderbeschränkung bei der südbelgischen Bevölkerung übertrieben groß vorstellen. In Bauern- und Landarbeiterhäusern kann man fast überall sechs bis acht Kinder antreffen; auf ein bis zwei reduziert sich die Kinderzahl nur in den wallonischen Industriegebieten, und geht noch unter dies Maß herunter dort, wo ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung in wilder Ehe lebt, wie dies im Industrierevier des südlichen Hennegau vielfach vorkommt.

Unter Übervölkerung versteht man den Zustand eines Landes, in dem die

Bevölkerung dermaßen angewachsen ist, daß sie auf dem heimatlichen Boden nicht mehr ernährt werden kann. Dieser Zustand liegt in den flämischen Provinzen Belgiens vor.

Vornehmlich ist es das platte Land, auf dem sich die Folgen der Übervölkerung stark fühlbar machen, stärker als in den Städten, da letzte in einem wirtschaftlich so intensiv tätigen Lande, wie es Belgien ist, täglich neue Arbeitsgelegenheit schaffen und dadurch Hunderten von Arbeitsuchenden bei günstiger Wirtschaftslage von heut auf morgen Arbeit verschaffen können. Auf dem platten Lande dagegen ist die Grenze der zu leistenden Arbeit und des zu erringenden Verdienstes erheblich enger gezogen. Dazu kommt, daß die gesundern und namentlich in den flämischen Landesteilen fruchtbarern Menschen gerade auf dem Lande wohnen und die Vermehrung durch Fortpflanzung hier erheblich größer ist als in den Städten.

Aus diesen flämischen Landbezirken ist sowohl die Landflucht, als auch die saisonweise Auswanderung außerordentlich stark. Es wird zwar bisweilen in Belgien behauptet, die belgische Landbevölkerung brauchte gar nicht auszuwandern, denn auch in der belgischen Landwirtschaft begänne es an Arbeitskräften zu mangeln. Demgegenüber genügt ein Blick in die Bevölkerungsstatistik des Landes, um zu zeigen, daß die Abwanderung aus Belgien eine Naturnotwendigkeit ist. Seit dem Jahr 1870 wuchs die belgische Bevölkerung von 5 auf 7 Millionen, d. h. durchschnittlich im Jahr um 57 000 Köpfe.

Man würde die Belgier falsch beurteilen, wenn man ihnen geringe Bodenständigkeit und wenig Heimatsgefühl nachsagte und dadurch die großen Wanderungen in diesem Land erklären wollte.

Alles, was sie verlangen, schreibt Appelmans,[1]) ist, ihr Leben auf dem Lande fristen zu können, auf dem sie geboren sind. Der Glanz der Städte, besonders des nicht fernab liegenden Brüssel, lockt sie nicht an. Dorthin gehen nur die jungen Leute und die jungen Mädchen, die bei den Eltern zu Haus keine Arbeit finden können, oder jene, die ihre Verheiratung nicht weiter aufschieben wollen oder können und denen es nicht gelingen will, in der schon stark übervölkerten Gemeinde einen Arbeitsplatz zu finden, auf dem sie sich selbständig machen können.

Viele dieser Auswanderer haben Glück in der Stadt und verdienen in kurzer Zeit viel Geld, weil sie fleißig und sparsam sind. Die Vergnügungssucht und Entnervung kommen gewöhnlich erst in der zweiten oder dritten Generation der Abgewanderten in Erscheinung.

Aber auch trotz der größern Aussicht auf schnelles Vorwärtskommen findet es die Mehrzahl der flämischen Landbewohner, solange sie sich draußen im Land halten können, keineswegs verlockend, nach der Stadt zu gehen. Man könnte ja wohl in der Stadt Arbeit, Verdienst und alles bequem beieinander finden, was zur Deckung der Lebensbedürfnisse nötig ist, der Landmann hat aber den Argwohn, daß er in der Stadt auch bei schnellerm Fortkommen doch nicht glücklicher sein würde, und daß er mit dem Reichtume der Stadt sich nicht die erstrebte Unabhängigkeit erwerben würde.

Wenn trotz der großen Anhänglichkeit an den Boden, die dem Flämen zweifellos eigen ist, gerade aus seinem Lande die Auswanderung immer größere Ausdehnung annimmt, so muß es Faktoren geben, welche zur Abwanderung zwingen, und unter

1) Appelmans, Au pays des fruits et du houblon, 1905.

diesen Faktoren steht die Sorge ums tägliche Brot an erster Stelle. Wäre es nur Wanderlust und leichtfertiger Sinn der die Flämen von Haus triebe, so würde sich die Auswanderung nicht in so ungeheurem Umfang auch auf Saisonwanderer ausgedehnt haben. Die großen Scharen landwirtschaftlicher Wanderarbeiter, die alle Sommer die Heimat verlassen, um auswärts Arbeit zu suchen, liefern den unwiderleglichen Beweis, daß es wirklich die Not ist, die die Flämen von Haus treibt.

Mehr als 100 000 auf dem Lande wohnende Arbeiter fahren jeden Morgen mit der Eisenbahn nach Brüssel, Lüttich, Antwerpen, Charleroi und andern Städten zur Arbeit. Vom Frühjahr bis in den Winter hinein überziehen Tausende von Flamländern als Schnitter, Ziegeleiarbeiter, Erdarbeiter und Zuckerrübenarbeiter die ganze Wallonei, die Departements des nördlichen und selbst des mittlern Frankreichs, gehen nach Deutschland, den Niederlanden und Rußland, wo sie Lebensmittel für die schlechte Jahreszeit zu finden hoffen.

Die durch das ständige Wachstum des Volkes hervorgerufene Übervölkerung des Landes gab den ersten und größten Anstoß, um dies von Natur seßhafte Volk in Bewegung zu bringen und auf die Wanderschaft zu treiben; es kamen aber noch allerhand andre Umstände hinzu.

c) Die Veränderung der Arbeitsverfassung.

Daß die Umgestaltung der Agrarverfassung auch auf die ländlichen Arbeitsverhältnisse von großem Einflusse geworden ist, wurde schon an andrer Stelle auseinandergesetzt. Die Zunahme des Pacht- und Parzellenbetriebs, die Einschränkung des Arbeiterpersonals auf den größern Höfen, die Verminderung des zur Neuansiedlung geeigneten unkultivierten Bodens, all das sind Faktoren, die stark auf die Fortdrängung eines Teiles der Landbevölkerung eingewirkt haben.

Dadurch, daß die Landwirtschaft mehr und mehr industrialisiert wurde, d. h. eine möglichst große Produktion mit denkbar kleinstem Aufwande von Kraft und Geld hervorzubringen strebte, erfolgte in vieler Hinsicht eine Vereinfachung und Einschränkung der menschlichen Arbeit.

Man benutzte geschicktere Ackergeräte, die bei einmaliger Bearbeitung des Landes ebensoviel leisteten, wie früher durch wiederholte Arbeit erzielt wurde; Sämaschinen lösten den Sämann ab und Mähmaschinen die langen Reihen der Schnitter. Wo früher mit unendlich viel Arbeit die Stalldüngerproduktion auf jede Weise erhöht wurde, da trat der Handelsdünger als Ersatz ein und machte die übergroße Sorgfalt für die Stalldüngerbereitung mehr oder minder überflüssig; man hörte auf, Öl zu pressen und Flachs zu spinnen, Tuch zu weben und Hausgerät zu verfertigen. All das konnte man billiger kaufen als selbst herstellen, und so kamen Ölpresse und Spindel, Webstuhl und Hobelbank zum Stillstand.

Die moderne Landwirtschaft hat viele der frühern Arbeiten des Landmanns überflüssig gemacht, und dadurch haben zahlreiche Arbeiter ihre altgewohnte Beschäftigung verloren, ohne sogleich eine andre dafür zu finden. Der Übergang zur Maschinenarbeit hat vielen Arbeitern den Arbeitsplatz gekostet, nicht nur im Großbetrieb, der seitdem seine Arbeiterbestände eingeschränkt hat, sondern auch im Kleinbetrieb, dem durch die großindustrielle Entwicklung viele alte Heimarbeiten genommen wurden.

Belgien hatte noch vor 60 Jahren sehr ausgedehnte Hausindustrien auf dem Lande, die nicht nur für den eignen Bedarf und für den Absatz in nächster Umgebung arbeiteten, sondern zum Teil wichtige belgische Exportartikel auf den Markt brachten. Fast all diese Hausindustrien sind heute der großindustriellen Konkurrenz zum Opfer gefallen.

Die bedeutendste unter den belgischen Hausindustrien war die flämische Leinenindustrie, deren Erzeugnisse in früherer Zeit einen Weltruf besaßen.[1]) Flandern produzierte auf seinen hochkultivierten Böden einen Flachs von feiner Qualität, der von den Landwirten selbst verarbeitet, gesponnen und verwebt wurde.

Im Jahr 1843 beschäftigten sich in den beiden Flandern, im Hennegau und in Brabant in den verschiedenen Zweigen der Leinenindustrie insgesamt 328 249 Personen beiderlei Geschlechts, und zwar 57 821 Weber, 194 091 Spinnerinnen und 76 337 Hechler und Flachspocher. Fast alle diese Arbeiter wohnten auf dem Land und verbanden mit ihrer Beschäftigung den Ackerbau.

„Zu St. Nikolas", berichtet Schwerz, „rechnet man, daß von vier Personen sich ihrer drei in jedem Hause von Flachs ernähren. Die rastlose Arbeitsamkeit, die ansehnliche Bevölkerung, das Beispiel und der Wetteifer fordern stets Beschäftigung, um die langen Winterabende auszufüllen und die vielen Freistunden des Sommers, die durch Frühaufstehen und Spätschlafengehen erübrigt werden, zu benutzen. So groß aber auch immer die im Land produzierte Quantität von Leinen ist, so reicht sie doch nicht zu, um die Arbeitssucht des Waesländers zu befriedigen. Die meisten gehen darum noch fünf bis sechs Stunden weit von ihrer Heimat in das ehemals holländische Flandern, um da Flachs auszusäen."

Und 25 Jahre später schrieb Aelbroeck[2]) im Vorgefühl des baldigen Zusammenbruchs der Hausleinenindustrie, „Gott gebe, daß die Spinnerei und Weberei nicht auf dem Punkte völligen Stillstandes ankomme. Das Los vieler tausend Familien in Flandern hängt von den Maßnahmen ab, die zur Verhütung dieses Unglücks getroffen werden. Man kann darauf gar nicht genug hinweisen. Ein großer Teil unsrer Landbevölkerung lebt nur von den Löhnen und Einnahmen, welche aufhören würden, sobald der Handel in Flachs und Geweben zugrunde gehen würde. Den Boden für die Flachskultur vorbereiten, das Säen, Jäten, Ausziehen, Rösten, Trocknen, Dreschen, Hecheln, Spinnen, Weben, Bleichen und Färben des Linnens: das ist eine lange Reihe von Arbeiten, die unzähligen Händen nützliche Beschäftigung gibt. Die fertigen Produkte gelangen schließlich in die Hände der Kaufleute, die uns dafür die Reichtümer des Auslandes eintauschen. Mag die Fürsorge der staatlichen Verwaltung diesen Bronn des Wohlstandes nicht austrocknen lassen."

Heute findet man von der großen, einst blühenden flämischen Hausleinenindustrie nur noch kleine Reste. Die Spinnräder sind völlig verschwunden und die Webstühle auf den Bauernhöfen auf verhältnismäßig wenige reduziert. Bei der Gewerbezählung von 1880 zählte man nur noch 35 792 Personen, die in der Leinenindustrie Beschäftigung fanden; also zehnmal weniger als 40 Jahre früher. Davon waren 17 060 Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen und 18 732 Heimarbeiter. Und im Jahr 1900 zählte man nur noch etwa 10 000 mit Weberei beschäftigte Heimarbeiter, wovon mehr als 8500 in Ostflandern wohnten.

1) Frost, Flachsbau und Flachsindustrie in Holland, Belgien und Frankreich. Berichte über Landwirtschaft, herausgegeben im Reichsamt des Innern, Heft 9. Berlin 1909.

2) Aelbroeck, L'agriculture de la Flandre, 1830.

Der Zusammenbruch der Hausleinenindustrie ist besonders in den ersten Jahren ein schwerer Schicksalsschlag für Flandern gewesen. Hunderttausende kamen damals um Arbeit und Lohn.

Auch andre ländliche Hausindustrien haben sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr aufgelöst; so die Gewehrindustrie um Lüttich herum, die Nagelschmiederei, die in manchen Dörfern des wallonischen Belgiens früher eine beliebte Winterarbeit der Landleute war, die Strohflechterei an den Ufern der Geer zwischen Maestricht und Lüttich.

Die durch den Zusammenbruch der ländlichen Hausindustrien arbeits- und brotlos gewordenen Arbeiter sind zum Teil nach den Städten abgewandert, andre haben die Kundschaft der Armenunterstützungskassen in den flämischen Städten vermehrt, wieder andre sind aus Flandern ausgezogen, um sich im industriellen Wallenlande anzusiedeln und dort ganze flämische Kolonien zu bilden.

Die allermeisten jener frühern Heimarbeiter sind seit jener Zeit zu landwirtschaftlichen Wanderarbeitern geworden, die ihren Wohnsitz wohl in der Heimat beibehalten haben, aber, um ihr Leben fristen zu können, alljährlich nach Frankreich auf Sommerarbeit ziehen.

Nach einer in den flämischen Provinzen veranstalteten Enquete gehen als landwirtschaftliche Saisonarbeiter alljährlich nach Frankreich:

		Anzahl der Saison-wanderer	Anzahl der landw. männl. Bevölkerung	Saison-wanderer %
aus Westflandern:				
Arrondissement	Brügge (Bruges) .	1642	15 791	10
„	Kortryk (Courtrai) .	1552	13 793	11
„	Dixmuide (Dixmude)	1559	7 493	21
„	Roulers (Roulers)	2158	12 859	17
„	Ypern (Ypres) . .	1482	12 978	11
aus Ostflandern:				
Arrondissement	Gent (Gand) . . .	3185	32 446	10
„	Dendermonde (Termonde) . . .	2000	16 328	13
„	Audenarde . . .	4119	16 785	25
„	Aalst (Alost) . . .	5523	25 880	21

Gerade jene Arrondissements, welche vor 50 Jahren die Hauptsitze der Leinenindustrie waren, senden heute die größte Zahl ländlicher Arbeiter in die Fremde; sie geben ein Zehntel bis ein Viertel ihrer männlichen Landbevölkerung im Sommer an die französischen Landwirte ab.

Wenn auch zwischen dem Untergange der Leinenindustrie in Flandern und der heute sehr starken Abwanderung aus jenen Gegenden zweifellos ein Zusammenhang besteht, so wäre es doch einseitig übertrieben, wollte man die Abwanderung bis heutigestags aus jener wirtschaftlichen Krise erklären. Ohne Frage hat der Zusammenbruch der Textilindustrie einen gewaltigen Anstoß zur Abwanderung gegeben: doch hat jener Einfluß nun allmählich zu wirken aufgehört oder nachgelassen; wenn trotzdem die Abwanderung aus Flandern anhält und ständig noch weiter zunimmt, so muß man

annehmen, daß außer dem Untergange der ländlichen Hausindustrien noch andre Faktoren auf die Fortdrängung der Landbevölkerung einwirken.

Wie die Leinenindustrie, so haben auch Brauerei und Brennerei auf dem Land aufgehört bzw. stark nachgelassen; ebenso sind die Holzschuhmacherei, die Brettschneiderei und eine Menge andrer Gewerbe, die früher mehr oder minder zur Landwirtschaft gehörten, heute teilweise zu Spezialgewerben geworden, die sich mehr und mehr von der Landwirtschaft losmachen und durch ihre leistungsfähigere Produktionsart den alten landwirtschaftlichen Nebengewerben den Garaus machen.

Die einzige große Hausindustrie, die heute noch ungeschwächt in den flämischen Provinzen fortbesteht und eine sehr große Verbreitung hat, ist die Spitzen- und Gardinenarbeit, an der etwa 50 000 bis 100 000 belgische Arbeiterinnen beteiligt sind. Die Erzeugnisse all dieser mühseligen und schlecht bezahlten Arbeit von Frauen- und Mädchenhänden, die durch eine großkapitalistische Organisation der Industrie in den Händen weniger Großunternehmer aufgesammelt und zu sehr hohen Preisen in den Handel gebracht werden, soll nach ungefährer Schätzung eine Jahresproduktion im Wert von etwa 50 Millionen Franken darstellen.

Während das Aufhören der ländlichen Heimarbeit die Arbeits- und Verdienstgelegenheit im Kleingrundbesitz verminderte, führte die Modernisierung und fortgesetzte Industrialisierung der größern Wirtschaften zu demselben Resultate. Die größern Landwirte schränkten, je mehr sie den neuzeitlichen Wirtschaftsanforderungen folgten und die modernere Betriebsweise in ihren Wirtschaften zur Anwendung brachten, ihre Arbeiterbestände ein.

Somit wurden sowohl im Klein-, wie im Großgrundbesitz Arbeiter überzählig, die, um der Not zu entfliehen, andre Arbeitsplätze aufzusuchen gezwungen waren.

Doch nicht allein die Verminderung der Arbeitsgelegenheit, auch die Änderung der Arbeitsweise führte zu Wanderbewegungen innerhalb der Landbevölkerung. Die starke Ausdehnung des Hackfruchtbaues, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem Aufkommen der Zuckerindustrie einsetzte, sowie die maschinelle Vereinfachung der Winterarbeiten, die namentlich durch Dreschmaschinen und Getreidereinigungsmaschinen hervorgerufen wurde, brachten eine ungleiche Verteilung der Arbeit der landwirtschaftlichen Betriebe zustande, die sich namentlich in den größern Betrieben sehr stark äußerte. Die Winterarbeit wurde vermindert und die Sommerarbeit vermehrt, und durch keinerlei zweckmäßige Betriebsorganisation oder vermehrte Maschinenverwendung ist diese ungleiche Verteilung der Arbeit über die verschiedenen Jahreszeiten zu heben; am allerwenigsten in intensiven größern Ackerwirtschaften mit Hackfruchtbau.

Der Landwirt hat seitdem also viel Arbeiter im Sommer und weniger im Winter vonnöten; er kann sich mit einem gleich starken Arbeiterbestande nicht für das ganze Jahr versehen, denn ein solcher würde ihm entweder im Winter zu teuer oder im Sommer nicht ausreichend sein. Um die Sommerarbeiten durch zeitweise aus benachbarten Dörfern herbeigeholte Zwergbauern und deren Kinder verrichten zu lassen, liegt nicht überall die Möglichkeit vor, vielmehr sind solche Großbetriebe, die ihre Saisonarbeiter jederzeit in der Nähe zur Hand haben, selten günstige Ausnahmen.

Die Mehrzahl der mittlern und größern Wirtschaften ist heute gezwungen, eine Zeit des Jahres hindurch zugewanderte Arbeiter zu verwenden und den Betrieb auf diese Nomadenzüge von Arbeitern einzurichten, die ihnen die Heu- und Getreide-

ernte, das Hopfenpflücken, Flachsziehen, Rübenhacken, Rübenroden und andre große Sommerarbeiten besorgen.

In der Regel kommen diese Saisonarbeiter aus benachbarten Ortschaften und Gegenden; jedoch kann die starke Nachfrage nach Arbeitskräften einerseits und die Übervölkerung in andern Gegenden anderseits auch Wanderungen auf weite Abstände hervorrufen und die Arbeiter zwingen, sich für Wochen und Monate von Haus zu entfernen.

Diese Wanderungen auf größern Abstand gehen darum stets aus Gegenden des Kleinbesitzes nach Gegenden des Großgrundbesitzes; in Belgien also aus Flandern und der Campine nach Mittelbelgien und dem Condroz; und da diese Gebiete nicht alle die flämischen Saisonarbeiter aufzunehmen vermögen, drängen diese noch über die Grenze und überschwemmen die Gegenden des Großgrundbesitzes der benachbarten Länder, namentlich Frankreichs.

d) Der Umfang der Abwanderung.

Die Anfänge der großen Abwanderung ländlicher Saisonarbeiter aus Belgien reichen bis in die Mitte vorigen Jahrhunderts zurück. Nach dem Kriege von 1870/71 sah man die Flämen in großen Scharen über die französische Grenze ziehen, um in Frankreich die landwirtschaftlichen Sommerarbeiten zu verrichten. Diese Wanderung hielt auch an, nachdem die durch den Krieg in die französische Arbeiterschaft gerissenen Lücken schon wieder gefüllt waren. Je mehr das französische Landvolk der Landwirtschaft Lebewohl sagte, um sich in Städten und Industrierevieren anzusiedeln, um so stärker drängten die flämischen Saisonarbeiter nach Frankreich hinein, und heute gibt es in Sommern mit schönem Wetter, wenn die Ernte schnell und leicht vonstatten geht, mehr Flämen in Frankreich, als dort Beschäftigung finden können.

Belgien ist wie ein unerschöpfliches Reservoir, aus dem immer neue und immer größere Arbeiterscharen herausdrängen, um nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch noch in den Nachbarländern alle vorkommenden Arbeiten zu verrichten.

Die Abwanderung aus den ländlichen Bezirken Belgiens ist heute eine ganz allgemeine. Aus dem Flachland und aus den Bergen, von armen und reichen Böden, aus dem Großgrundbesitz und dem Kleinbauernlande, von überall her strömt das Arbeitervolk vom Land fort.

Die landwirtschaftliche Enquete des Jahres 1900 berichtete darüber folgendermaßen:

Die Bewohner der Dünenlandschaft haben im allgemeinen keinen großen Trieb zur Auswanderung; dennoch ist in den letzten Jahren eine ziemlich starke Abwanderung nach den großen Bauten längs der Küste, nach Ziegeleien, ja selbst zu landwirtschaftlicher Arbeit nach Frankreich, erfolgt. Die Mädchen gehen vielfach als Dienstboten nach den Badeorten und Städten.

Aus der Polderregion gehen viele Arbeiter zu den großen Hafenarbeiten nach Ostende und Brügge, andre nach Ziegeleien. Zeitweise ist diese Abwanderung so stark, daß die Landwirte nicht wissen, wie sie die Ernte einbringen sollen.

Die flämischen Sandböden stellen die Hauptmasse der nach Frankreich ziehenden Saisonarbeiter. Sie rekrutieren sich aus kleinen Bauern und Parzellenbesitzern sowie deren Söhnen, kurz aus Menschen, die wohl etwas Erwerbsmöglichkeit zu Haus

haben, die aber davon allein nicht bestehen können und darum mangels passender und lohnender Arbeit in der Nähe aufs Wandern gehen.

Wenn sie im Winter zurückkehren, ist es meist schwierig für sie, in der Heimat Arbeit zu finden. Wohl bieten die Zuckerfabriken und die Textilindustrie einer gewissen Anzahl von ihnen Arbeitsgelegenheit, aber die Mehrzahl bleibt im Winter zu Haus, beschäftigt sich mit Holzsammeln, Kaninchenmästen u. dgl. und verzehrt, was vom Sommerverdienst übrig geblieben ist.

In der Campine ziehen Antwerpen mit seinen Hafenarbeitern sowie die zahlreichen dortigen Ziegeleien und selbst ferner abliegende Industrien einen Teil der besten Arbeitskräfte vom Land ab. Die höhern Löhne, die billigen und bequemen Verkehrsmittel und der Mangel an gut lohnender Arbeit zu Haus bilden die Gründe zum Abzug.

Aus Herenthals, Westerloo, Heyst-op-den-Berg, Haecht, Aerschot und Diest geht jährlich eine große Zahl von Arbeitern in die Provinzen Brabant, Namur, Hennegau, und Lüttich, um in den Rüben zu arbeiten. Zu fünf bis zehn Mann ziehen sie unter Führung eines Vorarbeiters zum erstenmal im Mai-Juni zur Rübenhacke, dann im Juli für die Erntearbeiten und schließlich im September für die Rübenernte von Haus.

Jedesma' bleiben sie vier, fünf oder sechs Wochen fort. Die Rückfahrkarte von ihrem Heimatsdorf in der Campine bis nach Gembloux, dem Zentrum des belgischen Rübenbaus, kostet etwa 1,10 ℳ. Jeder nimmt sein Arbeitsgerät und einen kleinen Leinensack mit, worin er den Arbeitsanzug, zwei oder drei Hemden sowie etwas Tabak und Seife eingepackt hat.

Auf den großen Höfen in Mittelbelgien bekommen sie Kartoffeln und Brot vom Arbeitgeber und schlafen im Kuh- oder Pferdestall, in der Scheune, bisweilen selbst im Schweinestall; der Arbeitgeber besorgt ihnen Stroh und Decken. Geld pflegen die Arbeiter dort wenig auszugeben; man tut nichts als arbeiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, oft auch am Sonntag. Alle Arbeit geht in Akkord; man verdient im Durchschnitt 4 ℳ im Tag, so daß ein Arbeiter von jeder Arbeitsperiode gute 80 ℳ mit nach Haus bringt.

„Ich bin schon öfters dort unten bei Gembloux gewesen", erzählte der Vorarbeiter eines solchen Trupps,[1]) „der Landwirt schreibt mir jedes Jahr, wieviel er für 1 ha Getreidehacken bezahlen will, und ist der Preis annehmbar, so gehe ich alle Jahre wieder zu ihm und suche mir noch sechs Mann, die mit mir mitgehen. Wir nehmen Kleider und Arbeitsgerät mit, Brot und Speck kaufen wir uns dort und bekommen vom Arbeitgeber Kartoffeln und Bier, soviel wir haben wollen. Wir essen auf dem Hofe morgens Brot mit Speck, mittags kocht man uns in der Gutsküche Kartoffeln, zu denen wir etwas Speck essen. Nach dem Mittagessen geht es sofort wieder an die Arbeit. Wir mähen von morgens um 4 bis abends um 8 Uhr. Für die Nacht bekommen wir einen Strohsack; Decken nehmen wir von Haus mit. Wir schlafen gut, denn wir sind abends so hundemüde, daß wir uns oft gar nicht ausziehen, um uns schlafen zu legen." „Ja", rief ein andrer dazwischen, „ich habe meine Kleider in drei Wochen niemals abgelegt, als am Sonntag, wenn ich mir ein reines Hemd anziehen wollte."

Mangel an Arbeit und Hoffnung auf hohen Verdienst zieht die jungen Leute, ja

1) E. Vliebergh, De landelijke bevolking der Kempen, 1906.

auch Familienväter, für wochenlange Zeit von Haus. Mit dem verdienten Gelde bezahlen sie die Miete und Pacht für ihr Haus und Land zu Haus, sowie den Einkaufspreis für Kuh, Ziege und Ferkel und ihre Schulden beim Krämer.

Die Hoffnung auf höhern Verdienst, sagt der Bericht aus Mittelbelgien, ist übrigens nicht die einzige Ursache der Abwanderung. Die Aussicht auf ein weniger monotones Leben und die Möglichkeit, sich der Aufsicht der Eltern zu entziehen, treibt viele jungen Leute vom Land weg. Die einen gehen in die Kohlen- und Metallbergwerke, andre ins Baugewerbe und zu Erdarbeiten. Gerade im Sommer, wenn die Arbeitskräfte am nötigsten auf dem Lande gebraucht werden, geht der größte Abzug weg. Man sieht oft ganze Trupps von Ziegelarbeitern nach Deutschland, ja selbst nach Rußland abziehen; ganz abgesehen von der Riesenauswanderung nach Frankreich, die alle Sommer eintritt.

Auch im Condroz besteht eine starke Neigung zur Abwanderung unter den Landarbeitern, am stärksten bei denen, die weder Haus, noch Land besitzen. Die einen folgen dem Ruf ihrer Freunde, verlockt durch die Lust am Reisen und die Anziehungskraft der unbekannten Zukunft. Andre wandern mit der festen Absicht, nicht wieder zurückzukehren, nach den Städten und Fabriken. Die größte Zahl geht tagsüber in den umliegenden Fabriken Arbeit suchen und kehrt abends nach der Wohnung aufs Land zurück. Die billigen Wochenabonnements auf den Eisenbahnen, die höhern Löhne, die kürzere Arbeitszeit und die größere Regelmäßigkeit der industriellen Arbeit leisten der Abwanderung Vorschub. Wer in der Landwirtschaft bleibt, wird im Winter oft arbeitslos. Es gibt wohl hier und da Arbeitsgelegenheit in den Wäldern, aber die Verdienste sind dort gering und der Arbeitsplatz oft schwierig zu erreichen.

Aus den Ardennen ist die Abwanderung verhältnismäßig gering. Einige gehen im Winter in die Industrien, andre, die Geld nötig haben, auch wohl zur Heuernte ins Land von Herve oder nach Nordfrankreich.

Aus Luxemburg wird berichtet, daß dort die Industrie viel Arbeiter anzöge und daß aus Mangel an Arbeitern die Landwirtschaft nur noch für den möglich sei, der eine zahlreiche Familie besitzt, mit der er die Arbeiten seiner Wirtschaft verrichten kann. Diese Angaben der Agrarenquete vom Jahr 1900 entsprechen völlig der Wahrheit.

Ein großer Teil des Landvolks ist ständig auf der Wanderschaft; wie in einem aufgerührten Ameisenhaufen läuft das Arbeitervolk Belgiens durcheinander.

Eine zuverlässige statistische Erhebung über die Saisonwanderung gibt es in Belgien nicht. Nach den als annähernd richtig betrachteten Schätzungen beträgt die Zahl der ins Ausland gehenden Saisonarbeiter zurzeit etwa 40 000—50 000 und die Gesamtzahl der belgischen Saisonarbeiter, also einbegriffen die nach belgischen Großbetrieben ziehenden Saisonarbeiter, 60 000 oder mehr.

Die Zahl schließlich derjenigen, die sich mit der Eisenbahn, mit Kleinbahnen und Trams täglich vom Land weg nach ihrem Arbeitsplatze begeben und abends wieder nach Haus zurückkehren, schätzt man auf etwa 125 000 Menschen.

c) Das Ziel der Wanderungen.

Je nach dem Ziele, dem die wandernde Arbeiterbevölkerung zustrebt, unterscheidet man zwischen „innern Wanderungen“ und „Auslandswanderungen“; beide bestehen in Belgien, doch ist die erstgenannte die bei weitem größere.

Über das Ziel der Auslandswanderer macht die Statistik vom Jahr 1904[1]) folgende Angaben:

Es wanderten von den in Belgien geborenen Menschen

nach Frankreich	8 091
„ den Vereinigten Staaten von Amerika	1 745
„ den Niederlanden	1 476
„ Deutschland	949
„ England	304
„ dem Großh. Luxemburg	223
„ andern Ländern	815
	13 603

Es sei bemerkt, daß dieser Erhebung kein sehr großer Wert beigelegt werden darf, da es bei dem fortwährenden Hin- und Herströmen der Bevölkerung über die Landesgrenzen sehr schwierig ist, genau festzustellen, wie viele der Auswanderer eigentlich das Land für immer verlassen haben und wieviel nur für kürzere Zeit.

Obschon die Statistik zeigt, daß von der Gesamtzahl der belgischen Auswanderer jährlich mehr als zwei Drittel nach Frankreich gehen, und obwohl man festgestellt hat, daß die Zahl der in Frankreich wohnenden Belgier fast 400 000 beträgt, während in allen andern Ländern zusammen nur 70 000 Belgier wohnen, so kann man doch eigentlich nicht behaupten, wie Eylenbosch[2]) meint, daß die Belgier eine natürliche Neigung fühlen, nach dem Süden auszuwandern.

Der Zug nach Frankreich muß vielmehr durch die dort am frühesten entstandene große Nachfrage nach Wanderarbeitern erklärt werden, da die Landflucht und das Aufblühen der Zuckerindustrie in Frankreich zeitlich mit dem Untergange der flämischen Hausindustrien ungefähr zusammenfiel, so daß gleichzeitig in Frankreich eine große und ständig wachsende Nachfrage nach ländlichen Sommerarbeitern und in Belgien eine starke ländliche Überschußbevölkerung entstanden.

Nach den Erhebungen vom Jahr 1896 zählte man im französischen Departement du Nord 254 044, im Departement de la Seine 43 724, in den andern französischen Departements 97 730, zusammen 395 498 Belgier, die ständig in Frankreich wohnen.

Nach den Angaben der belgischen Konsuln in Frankreich nehmen die dort fest angesiedelten Belgier schnell die Sprache und Sitten des Landes an. Sie verlieren anfänglich noch nicht alle Beziehungen zur Heimat; ihre Söhne gehen, zum Teil für die militärische Dienstleistung oder um eine Frau zu suchen, nach Belgien zurück. Die dritte Generation ist aber meist schon völlig französisch und unterhält keinerlei Beziehungen mehr zur alten Heimat.

Erheblich größer und wichtiger als die Auslandswanderungen sind die innern Wanderungen Belgiens. Diese gehen vorzugsweise vom Land nach den Städten, und zwar ist in der Regel, je größer die Stadt, um so größer auch die Zuwanderung nach ihr hin. Antwerpen, Brüssel, Gent, Lüttich und Charleroi nehmen die größte Zahl der Landflüchtigen auf.

Vielfach geht der Zug vom Land nach der Stadt staffelweise; vom Land nach

1) Annuaire statistique de la Belgique 1904.

2) Eylenbosch, Onze Belgen, die een deel des jaars in Frankrijk verblijven.

dem nächstgelegenen Dorfe, von da nach der Kleinstadt und aus ihr in die Mittel- oder Großstadt.

Ein Teil dieser Wanderarbeiter geht täglich vom Land nach der Stadt und kehrt abends zurück; andre bleiben die ganze Woche über fort, und wieder andre bleiben mehrere Monate zu Haus und gehen für einige Wochen oder Monate auf die Wanderschaft. Schließlich zieht ein Teil der Abwandernden für immer vom Land fort und siedelt sich in den Städten an, teils durch die Not vom Land vertrieben, teils um die vermeintlichen Vorteile des Stadtlebens zu genießen.

Diese letzte Art der Abwanderung vom Land ist in Belgien nicht so bedeutend, wie man bei der großen Übervölkerung des Landes annehmen sollte. Was vom Land abwandert, sind Arbeiter, Knechte und Mägde, Bauernsöhne und -töchter. Die Bauern selbst, und seien es noch so kleine Parzellenbesitzer, verlassen ihren Wohnort im Land in der Regel nicht.

Aber auch die durch diese Abwanderung in die Landbevölkerung gerissenen Lücken werden durch den großen Nachwuchs schnell geschlossen. Obgleich der Verlust an landwirtschaftlichen Arbeitern in der Zeit von 1880 bis 1895 28 200 Personen betrug, nahm die Landbevölkerung dennoch überall zu: denn in allen Teilen des Landes überwog die Geburtenzahl die Zahl der durch Tod oder Auswanderung verursachten Verluste an Menschen. Nur in vier von den 41 Kreisen des Landes verringerte sich die Einwohnerzahl durch starke Abwanderung, und zwar in:

Philippeville (Provinz Namur)	um	2,05 %
Virton (Provinz Luxemburg)	„	0,84 „
Ath (Provinz Hennegau)	„	0,70 „
Marche (Provinz Luxemburg)	„	0,48 „

Alles zusammengenommen, landwirtschaftliche und nichtlandwirtschaftliche Auswanderer, verloren die flämischen Landesteile von 1888 bis 1897 71 700, die wallonischen Landesteile 23 200 Menschen durch innere Wanderungen und durch Abwanderung ins Ausland.

Einen viel stärkern Umfang als die genannte definitive Abwanderung haben die Tageswanderungen in Belgien; an ihnen sind Hunderttausende von Arbeitern beteiligt. Die Mehrzahl dieser Wanderer findet im Land selber, namentlich in den Städten und Industrien des Landes, Arbeit, der kleinere Teil, und zwar vornehmlich Bewohner aus den Grenzbezirken, gehen täglich oder wöchentlich über die Grenze, um im Nachbarland zu arbeiten.

In der Regel kehren diese Wanderarbeiter des Abends wieder nach Haus zurück: es gibt jedoch auch andre, denen der Weg zu weit oder die Verbindung vom Arbeitsplatz nach Haus nicht bequem genug ist, um täglich zurückzukehren, und die darum die ganze Woche über fortbleiben und nur am Sonntag mit den Ihren zusammen sein können.

Der größte Teil des täglichen Arbeiterstroms zieht Sommer und Winter zum selben Arbeitsplatz, ein kleinerer Teil wechselt öfters mit dem Arbeitsplatz und bleibt wohl auch zeitweise, wie beispielsweise im Winter, ohne Arbeit. Man hat alle Arten von Arbeitern darunter, zum überwiegenden Teile solche, die in Fabriken, in Werkstätten und bei allerhand Arbeit in den Städten beschäftigt sind, zum andern Teile landwirtschaftliche Arbeiter; doch diese seltener.

Was diese Zahl von Tageswanderern so ungeheuer groß macht, ist der Umstand, daß die Belgier gern die Arbeit in der Stadt mit den Annehmlichkeiten und Vorteilen des Landlebens verbinden. Der Weg zur Arbeit ist wohl unbequem, dafür bietet aber das Draußenwohnen so viel Vorteile, daß sie ungern ihr Landhaus aufgeben und in unmittelbare Nähe ihres Arbeitsplatzes ziehen.

Die Saisonarbeiter schließlich sind die für die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens charakteristischste Klasse von Wanderarbeitern. Ihre Zahl wird zurzeit auf 60 000 geschätzt, wovon etwa 40 000—50 000 über die Landesgrenze gehen, um im Ausland Arbeit zu suchen. Die große Masse dieser Saisonarbeiter sind Flämen, und zwar sind es meist Arbeiter sowie Arbeiter- und Bauernsöhne, die ihre heimatliche Scholle im Sommer verlassen, um auf Wanderschaft das für Unterhaltung ihrer selbst und des heimischen Herdes nötige Geld zu verdienen. Frauen und Mädchen sieht man selten auf Wanderarbeit ausziehen.

Die große Mehrzahl der Wanderer geht in landwirtschaftliche Arbeit, ein kleinerer Teil nach Ziegeleien.

Von den nach dem Auslande gehenden Saisonarbeitern nimmt Frankreich den Hauptteil; kleinere Partien ziehen nach Deutschland, den Niederlanden, ja vereinzelt wohl auch nach Rußland auf Wanderarbeit.

Merkwürdig erscheint es auf den ersten Blick, daß sich nicht ein größerer Teil dieser Saisonarbeiter für immer dort niederläßt, wo er Sommer für Sommer hinzieht, um das tägliche Brot zu verdienen.

Als Erklärung für die regelmäßige Rückwanderung der landwirtschaftlichen Wanderarbeiter gibt Kaerger[1]) drei Ursachen an, die er für die deutschen Sachsengänger feststellte, die aber auch für die belgischen Saisonarbeiter Geltung haben.

Vor allem, sagt er, ist es die Liebe zur Heimat, welche die Sachsengänger mit unwiderstehlicher Kraft immer wieder ihre Rückwanderung anzutreten treibt.

Ein weiteres Motiv für die Rückkehr in die Heimat liegt in dem bis zu einem gewissen Grade ja auch sicherlich gerechtfertigten Bedürfnisse, nach einer Zeit der größten Anstrengungen wieder einmal ein paar Monate lang der Ruhe zu pflegen.

In dritter Reihe ist die Tatsache von Bedeutung, daß das Leben im Osten billiger ist als im Westen, die Sachsengänger also mit ihren Ersparnissen dort weiter kommen als hier. Dort auch findet ein großer Teil der Mädchen und Burschen im elterlichen Haus ihren Unterhalt, so daß sie also ihre Ersparnisse zurücklegen können, während sie in der Fremde natürlich nicht von den Eltern unterhalten werden können. Letzter Gesichtspunkt müßte verschwinden, wenn in Westelbien wirklich die Möglichkeit vorhanden wäre, die Sachsengänger auch im Winter ausreichend zu beschäftigen. Das aber ist nicht der Fall.

All das gilt in entsprechender Weise auch für die belgischen Saisonarbeiter; auch sie zieht die Liebe zur Heimat, in der sie Eltern und Freunde, Weib und Kind sowie ihren Haushalt zurückgelassen haben, immer wieder dorthin zurück. Der Besitz einer eignen kleinen Scholle macht es, daß sich das Band zwischen dem heimischen Herd und dem fortwandernden Arbeiter nie ganz löst. Auch daß man zu Haus wieder die eigne Sprache mit Angehörigen und Nachbarn sprechen, am Sonntag die von Kindheit an gewohnte Messe besuchen kann und all die Landesbräuche und -sitten um sich herum

1) Kaerger, Die Sachsengängerei in „Thiels Landw. Jahrbücher" Bd. 19, 1890.

sieht, die man von Jugend an kennt und lieb hat, das alles zieht mit magnetischer Kraft zur Heimat zurück.

Auch die Zeit der Ruhe tut den belgischen Saisonarbeitern gewöhnlich sehr not: oft ist die Arbeit im Sommer und Herbst so hart gewesen, daß sie abgearbeitet und ausgemergelt nach Haus kommen.

Schließlich trifft auch der von Maerger für die deutschen Sachsengänger zu dritt genannte Grund auf die Flämen zu. Auch in Belgien ist es für die Arbeiter billiger als im Ausland, namentlich als in Frankreich. Vor allem sind Brot, Bier, Tabak, Streichhölzer und dergleichen in Belgien billiger als in Frankreich. Außerdem fehlt es auch in Frankreich im Winter an Arbeit für die große Masse des zugewanderten Arbeitervolks; und darum beginnt im Spätherbst alljährlich der große Rückmarsch, der die arbeitsmüden Wanderer mit ihren mehr oder minder großen Sommerverdiensten der Heimat wieder zuführt.

Wenn die Rückkehr in die Heimat, wie gesagt, auch die Regel ist, so ist es anderseits doch selbstverständlich, daß die großen jährlichen Auswandererscharen, die sich von Flandern über das Ausland ergießen, stets einige Leute zurücklassen, die sich entweder für immer in der Fremde fest ansiedeln oder dort für mehrere Jahre verdingen. Die ungeheuer große Zahl von belgischen Kolonisten, die es heute in Frankreich gibt, ist ganz zweifellos zum großen Teil auf die jährliche starke Saisonwanderung zurückzuführen, die alle Sommer die französischen Fluren mit Flämen überschwemmt und stets eine Anzahl der Wanderer dort zurückläßt. Der eine findet einen passenden Arbeitsplatz auf dem Lande, der andre in der Stadt, dieser einen guten Arbeitgeber, jener ein Mädchen, das ihn festhält. So bleiben sie jenseits der Grenze, lassen ihre jüngern Brüder und Freunde nachkommen, helfen der Schwester einen Dienst in der Stadt suchen und bilden schließlich mit der Zeit ganze Kolonien in der Fremde.

3. Zeitweise beschäftigte Arbeiter.

Um die landwirtschaftlichen Saisonarbeiter Belgiens kennen zu lernen, soweit sie für die belgische Landwirtschaft in Betracht kommen, muß man sich nach Mittelbelgien begeben, wo man sie im Sommer in fast allen größern Wirtschaften antreffen kann.

Wie schon oben gesagt wurde, geht der Hauptstrom der Saisonwanderung aus den Gebieten des Kleingrundbesitzes nach den Gegenden mit vorwiegend größern Betrieben.

Die intensiv betriebenen größern Ackerwirtschaften Belgiens liegen auf dem Gürtel, der sich nach Norden zu um die Sandböden Flanderns und der Campine herumlegt und im Süden durch die Industrie- und Bergbaureviere abgegrenzt wird. Es sind das die fruchtbaren Lehmböden Mittelbelgiens, beginnend im Süden von Westflandern, sich hinerstreckend über einen großen Teil des Hennegau und des Gebiets Entre Sambre et Meuse, den Süden der Provinz Brabant, über den Condroz und Hesbegau und endigend in den Weideländereien des Landes von Herve im Osten der Provinz Lüttich. Die Größe der landwirtschaftlichen Betriebe in diesen Gegenden schwankt zwischen 30 und 300 ha, abgesehen von einer großen Menge kleinerer und einzelnen größern Betrieben. Die große Mehrzahl all dieser Wirtschaften treibt intensiven Getreide- und Zuckerrübenbau und beschäftigt flämische Arbeiter für die Sommerarbeiten.

a) Das Anwerben der Sommerarbeiter.

Es versteht sich, daß die belgischen Landwirte, die der Quelle am nächsten sitzen, auch am besten mit flämischen Saisonarbeitern bedient sind.

Wie eine jederzeit zur Hand stehende Maschine können sie die flämischen Arbeiter je nach ihrem Bedarf an die Arbeit setzen und, sobald die Arbeit getan ist, wieder beiseite lassen; sie können sich ihre Flämen zwei-, auch dreimal im Jahr zu den großen Feldarbeiten kommen lassen und sie, sobald diese beendigt sind, oft also schon acht Tage später, wieder nach Haus schicken. Das sind natürlich ganz ideale Verhältnisse, die den belgischen Landwirten das Leben außerordentlich erleichtern und zur Rentabilität ihrer Wirtschaft viel beitragen.

In der Regel nimmt der belgische Landwirt stets dieselben Leute aus Flandern, an deren Vorarbeiter er im Frühjahr schreibt, um ihm die Anzahl der gesäten Hektare Getreide und Zuckerrüben anzugeben und die Zahl der Arbeiter und den Tag ihres Kommens zu verabreden. Der Vorarbeiter ist ein Arbeiter wie die andern, nur ist er gewöhnlich der einzige im Trupp, der des Lesens und Schreibens und der französischen Sprache kundig ist.

Wo solch intelligenterer Rottenführer fehlt, ist der Landwirt Mittel- und Südbelgiens für die Verständigung mit seinen Arbeitern auf die Zeichensprache angewiesen. Er versteht nicht flämisch, die Flämen verstehen kein Französisch, und so einigt man sich, wie ich das selbst gesehen habe, durch Zeichen und Gesten, was natürlich für beide Teile wenig angenehm ist. Übrigens beweist dies merkwürdige Verhältnis zugleich auch, wie groß die Abscheidung zwischen Nord- und Südbelgien infolge des Sprachenunterschiedes ist, und erklärt es, warum der Fläme im Süden seines Landes und in Frankreich stets ein fremder Mann im fremden Lande bleibt und bleiben muß.

Der im Frühjahr bestellte Vorarbeiter kommt, sobald die Arbeit anfängt, mit seinen Leuten an, sie verrichten die ihnen aufgetragene Arbeit und ziehen dann wieder ab.

Die Eisenbahnfahrt, die stets von den Arbeitern bezahlt wird, ist in Belgien so billig, daß jeder Arbeiter ohne Schwierigkeit auch nur für kürzere Zeit aus seinem Dorfe bis in jede noch so entfernt liegende Ecke seines Landes reisen kann.

Die Trupps, die zusammen ausziehen, sind, entsprechend der Größe der belgischen Wirtschaften, an Zahl nicht groß; sie gehen zu 4—8, in vereinzelten Fällen zu 20—25 nach einer Wirtschaft. Meist Männer, doch auch oft zur Hälfte Männer, zur andern Hälfte Kinder und Frauen; doch letzte selten. Schriftliches Anwerben und Kontraktieren ist völlig unbekannt, ebenso die Verwendung von Arbeitsnachweisen und Agenten. Arbeiter und Arbeitgeber verständigen sich stets mündlich untereinander, und das gibt zu Unannehmlichkeiten auch niemals Anlaß. Ausnahme von der Regel macht der Süden des Hennegau, wo die Saisonarbeit nach einem in Nordfrankreich viel verbreiteten Systeme durch die Landwirte an Agenten vergeben wird. Diese Agenten halten große Kantinen und Logierhäuser, in denen sie alles zulaufende Arbeitsvolk aufnehmen und solange wie möglich festzuhalten suchen. An diese Unternehmer wenden sich die Landwirte, um für eine durch sie näher bestimmte Zeit die nötigen Arbeiter zu erhalten, und der Unternehmer verteilt seine Leute so, daß sie nach und nach alle Arbeiten auf den umliegenden Gütern verrichten. Dies System der Arbeitsvermittlung ist jedoch für Belgien Ausnahme.

b) Die Arbeitsbedingungen.

Die Wirtschaften Mittelbelgiens, welche Flämen als Sommerarbeiter verwenden, sind nicht nur modern und intensiv betrieben, sondern sämtlich auch mehr oder minder industrialisiert, das heißt, sie sind eingerichtet auf eine größtmögliche Produktion der rentabelsten Früchte bei dem erreichbar geringsten Arbeits- und Kostenaufwande. Das ganze Schwergewicht der Wirtschaft ist auf eine einseitige starke Produktion verlegt, auf sie ist der ganze Betrieb eingerichtet, alle übrigen Teile der Wirtschaft sind entweder Mittel zu diesem Hauptzweck oder sie bedeuten eine völlige Nebensache im Betriebe.

Was den industrialisierten Ackerwirtschaften jedoch den charakteristischen Hauptstempel verleiht, ist nicht ihre stark angezogene Produktionstätigkeit, sondern die ökonomische Verwendung der Arbeitskraft.

Mittel- und Südbelgien sowie die ackerbautreibenden Departements Frankreichs haben in den letzten Dezennien ein derartiges Schwinden, zum Teil völliges Aussterben der festen Arbeiterbestände gesehen, wie sie in den überwiegend größten Teilen Deutschlands heute noch ganz unbekannt sind. Durch Not gezwungen, haben sich darum die belgischen und französischen Landwirte so einrichten müssen, daß ihr Betrieb auch ohne einen größern Bestand fester Arbeiter zu führen geht; sie haben nicht nur gelernt, mit jedem Pfennig Lohn, den sie ausgeben müssen, scharf zu rechnen, sondern auch, was wichtiger ist, jede Arbeitsverrichtung im Betrieb daraufhin zu prüfen, ob sie nicht vereinfacht, verbilligt oder auch ganz fortgelassen werden kann, und das ist ihren Wirtschaften sehr zugute gekommen.

c) Lohn und Verpflegung.

Alle größern Feldarbeiten, für die sich der belgische Landwirt flämische Arbeiter kommen läßt, übergibt er ihnen in Akkord. Die gezahlten Löhne sind ziemlich konstant, namentlich die Rübenarbeiten werden fast überall zu feststehenden Sätzen vergeben. Die drei Hacken in den Rüben, das sogenannte Reinhalten der Rüben, werden stets als eine zusammengehörige Arbeit betrachtet und zusammen bezahlt.

Ebenso die verschiedenen Arbeiten der Rübenernte. In der Getreideernte sind die Lohnsätze weniger fest, da man jedes Jahr auf den Stand der Felder Rücksicht zu nehmen und je nachdem bei Lagergetreide oder sehr dichtem Stande mehr oder weniger zu bezahlen pflegt. Auch akkordiert man in der einen Wirtschaft nur für das Mähen, in einer andern für Mähen, Binden und Aufsetzen und wieder an andrer Stelle für Besorgung der ganzen Ernte einschließlich Einfahren; das richtet sich nach der Größe des Bestandes fester Gutsarbeiter in den betreffenden Wirtschaften.

Für das Reinhalten der Rüben werden bezahlt für 1 ha im Hesbegau 30,40 bis 32,00 ℳ, in Brabant 32,00 ℳ, im Hennegau 36,00—40,00 ℳ; für Getreidemähen (mit der Picke) 9,60 ℳ für 1 ha, für Getreide binden 3,60 ℳ für 1 ha, für Getreidemähen, -binden, -aufsetzen 15,20—16,80 ℳ, für Getreidemähen, -binden, aufsetzen und -laden, wobei der Lader auf dem Wagen durch den Landwirt gestellt wird, 22,90 ℳ; für Rübenroden, köpfen, Zusammenwerfen und auf Wagen laden im Hesbegau 36,80 ℳ für 1 ha, im Hennegau und in Brabant 36,00—48,00 ℳ; für Heumähen 8,00 ℳ für 1 ha, für Heumähen und -trocknen 18,40 ℳ; für Kartoffelroden und -sammeln 40,00 ℳ.

Während der Zeit, für welche die Flämen zu diesen Arbeiten angenommen werden, verrichten sie nichts, als ihre Akkordarbeit; andre Arbeiten auf Tagelohn werden ihnen nicht aufgetragen, teils weil es an solchen gebricht, teils weil sie, soweit solche vorfallen, den ständigen Arbeitern übergeben werden. An Regentagen bleiben die Flämen daher unbeschäftigt zu Haus; nach Aussage der Landwirte jener Gegend würden sie sich an solchen Tagen mit Freuden für 1,60—2,00 ℳ Tagelohn beschäftigen lassen. Doch da der Landwirt keineswegs verpflichtet ist, sie ständig zu beschäftigen, zieht er sie zu Tagelohnarbeiten auch fast nie heran.

Nach Fertigstellung ihrer Akkordarbeit verlassen die Flämen den Hof, oftmals also zwei- bis dreimal während desselben Sommers, und kehren nach einiger Zeit nach derselben Arbeitsstelle für die beginnende neue Arbeit wieder zurück.

Volle Beköstigung wird ihnen nie gewährt; hier und da erhalten sie halbe Kost, d. h. mehrmals am Tage eine Suppe und Kartoffeln. Brot, Fleisch und Speck müssen sie sich überall selbst kaufen; in der Regel geben sie aber wenig dafür aus, sondern essen entsprechend mehr Kartoffeln. Überall in Belgien erhalten sie vom Arbeitgeber Bier nach Belieben, d. h. sie dürfen, wenn sie Durst haben, nach der Küche gehen, und dort gibt ihnen die Bäuerin oder einer der Dienstboten auf ihre Bitte ein Glas des hellen und sehr leicht gebrauten Landbiers zu trinken. An heißen Tagen kommen sie manchmal acht- bis zehnmal danach, und man gibt ihnen, was sie verlangen. Das Bier in Belgien ist sehr billig; 1 l kostet noch keine 5 Pf.; in jedem Bauernhause wird es im Keller auf Faß gehalten. Schaden anrichten kann das Bier nicht, denn viel Alkohol ist nicht darin, und die Mengen, die ein Fläme davon zu sich nehmen kann, sind erstaunlich. Ein belgischer Großlandwirt berechnete den Bierkonsum der Flämen während der Sommerarbeit auf 1 Tonne für den Arbeiter.

Um schließlich noch eine Vorstellung zu geben, wieviel flämische Arbeiter durchschnittlich in den Ackerwirtschaften Mittelbelgiens beschäftigt werden, sei der Saisonarbeiterbestand in drei Wirtschaften angeführt. Die erste hatte 7—10 ha Zuckerrüben und 38 ha Getreide und beschäftigte 6 Flämen, die zweite hatte 10—15 ha Zuckerrüben und 44 ha Getreide und beschäftigte 8 Flämen, die dritte hatte 35 ha Zuckerrüben und 55 ha Getreide und beschäftigte 25 Flämen.

Wenn sich aus diesen Zahlen ohne weiteres auch kein Mittel nehmen läßt, so kann man sich nach ihnen doch eine ungefähre Vorstellung von der Arbeitsleistung der Flämen machen und sofort ersehen, daß es übertrieben ist, wenn von gewinnsüchtigen Arbeiteragenten erzählt wird, ein einzelner Fläme könnte in 3 ha Rübenland alle erforderliche Hackarbeit allein bewältigen, d. h. die Rüben verhacken, verziehen und von Unkraut rein halten. Das ist auch trotz der tatsächlich großen Arbeitskraft der flämischen Arbeiter denn doch stark übertrieben.

Über die Gesamtzahl der heute durch die Landwirtschaft Mittelbelgiens beschäftigten Flämen sind keine zuverlässigen Angaben zu machen. Man mag sie auf etwa 10 000 schätzen, doch ist diese Zahl nur genannt, um eine ungefähre Vorstellung zu geben und auch als keineswegs feststehend zu betrachten. Der Bedarf an Saisonarbeitern schwankt von Jahr zu Jahr je nach dem Stande der Feldfrüchte; man kann aber mit Sicherheit von der Zukunft erwarten, daß eine starke Vermehrung der flämischen Saisonarbeiter in der belgischen Landwirtschaft nicht mehr eintreten wird, da der Bedarf an Saisonarbeitern in den in Frage kommenden Gegenden gedeckt ist und die Zahl

der Arbeiter in den einzelnen Betrieben in Zukunft eher verringert als vermehrt werden dürfte.

Wieviel Geld die Saisonarbeiter von der Sommerarbeit nach Haus bringen, ist schwer in Mittelzahlen anzugeben.

Die Flämen, die von Mai bis November in Frankreich Arbeit finden, kommen im Höchstfall auf 560 ℳ Brutto und 360 ℳ Reinverdienst, im Durchschnitt auf 288—375 ℳ Brutto und 240 ℳ Reinverdienst. Die in Belgien beschäftigten Sommerarbeiter verdienen weniger hohe Löhne und finden in der Regel keine fortlaufende Beschäftigung für den ganzen Sommer; ihr Gesamtverdienst ist daher niedriger: sie mögen im besten Fall auf 200—240 ℳ kommen.

Diesen Verdienst benutzen sie nach Rückkehr in ihr Heimatdorf, um die schuldige Pacht für Garten und Haus zu bezahlen, um den Kaufmann zufriedenzustellen, bei dem die Frau im Sommer Schulden gemacht hat, um eine Kuh oder Ziege zu kaufen und sich so den Winter durchzuhelfen.

4. Belgische Arbeiter und belgische Arbeit.

Die Umgestaltung der ländlichen Arbeitsverfassung, das Steigen der Löhne, die Abnahme der ständigen Arbeiterbestände und die Schwierigkeiten der Saisonarbeiterbeschaffung, kurz, die „ländliche Arbeiternot", ist eine Erscheinung, die sich heute in allen wirtschaftlich aufstrebenden Kulturländern zeigt.

Sie besteht auch in Belgien, und doch wäre nichts verfehlter, als wollte man viele Seiten eines Berichts mit Klagen darüber anfüllen, denn das würde von der tatsächlichen Wirtschaftslage Belgiens ein ganz falsches Bild geben.

Belgien ist ein Arbeiterland, das auf kleiner Oberfläche eine Unzahl arbeitswillige und arbeitskräftige Menschen besitzt, denen es zum großen Teile zu danken ist, daß Belgien zu den wirtschaftlich tätigsten und erfolgreichsten Ländern der Erde gehört.

Mit einem Aufwande von Arbeitskraft, wie ihn kein andres Land machen kann, bebaut der Belgier seine Äcker und zieht sein Vieh auf: mit kleinen Armeen von Arbeitern steigt er in die Erde hinab, um ihr ihre Schätze zu entreißen; Hunderttausende von Arbeitern läßt er Eisen und Glas, Gewebe und Spitzen herstellen; für jede Art von Gewerbefleiß stehen Tausende und Abertausende von Arbeitern bereit und warten, daß man sie an die Arbeit stelle.

Belgien hat nicht nur genug, es hat zuviel Arbeiter, wie die jährlichen Auswanderungen beweisen.

Welch kolossalen Vorteil im Konkurrenzkampf der Völker die sehr zahlreiche und billige Arbeiterschaft bietet, ist gar nicht auszurechnen. Ein Volk, das die scharfe Konkurrenz auf dem Weltmarkt ertragen und überwinden will, muß entweder bessere Produkte oder billigere Produkte auf den Markt bringen als die andern: es muß entweder Spezialartikel liefern, die ihm kein Konkurrent in gleicher Feinheit und Vollkommenheit nachmachen kann, oder es muß die auch von andern zu Markt gebrachten Waren unterbieten können, d. h. bei billigerer Produktion mit einem geringern Preise sich begnügen können. Gilt das Gesagte mehr oder minder von jedem Volke, so ganz besonders von einem kleinen Volke, wie es die Belgier sind, denen zur Erschließung fernab gelegener Märkte und zur Sicherstellung in weiter Ferne angeknüpfter Handelsbeziehungen die Machtmittel fehlen.

Wenn nun auch zweifellos für manche Produkte die Konkurrenzfähigkeit durch gute Qualität erzielt wird, so gilt das doch nicht von der großen Masse der belgischen Produktion; diese lebt und kämpft erfolgreich gegen die Konkurrenten an, weil sie billiger produzieren kann, weil eben Belgien ein Arbeiterland ist, wie kein zweites, das mit seinem unerschöpflichen Reichtum an Arbeitskraft manches Unternehmen wagen darf, das ohne das große Angebot von Arbeitern und bei höhern Lohnsätzen aussichtslos wäre.

Belgiens wirtschaftliche Macht liegt in seinen Arbeitern. Zu seinen Reichtümern gehören nicht allein die in aller Welt arbeitenden Kapitalien, die Bodenschätze ergiebiger Bergwerke und fruchtbaren Kulturlandes, der Unternehmungsgeist und die Leistungsfähigkeit von Großindustriellen und Handelsherren; der größte Reichtum Belgiens steckt in seinen Arbeitern.

Daß die belgische Arbeiterschaft an Zahl so stark ist, liegt an der großen Vermehrungskraft der Rasse und an der namentlich in Flandern weitgehend durchgeführten Ansiedlung kleiner Grundbesitzer, die das Aufziehen eines starken, gesunden Nachwuchses erleichtert. Und daß die Löhne in Belgien geringer als in den Nachbarländern sind, liegt zum einen an dem übergroßen Arbeiterangebot, zum andern an der geringen geistigen Entwicklung und großen Anspruchslosigkeit des belgischen Arbeiterstandes.

Daß von einer solchen Arbeiterschaft keine Qualitätsprodukte geliefert werden können, ist selbstverständlich; die von den Belgiern gelieferte Arbeit ist denn auch im allgemeinen keine Qualitätsarbeit. Um das festzustellen, braucht man nur den Flämen auf die Wanderarbeit zu folgen: grobe Arbeit, wie Rübenhacken, Getreidemähen u. dgl., das ist ihr Fall.

Dasselbe bestätigt übrigens auch die belgische Handelsstatistik, indem sie ein Bild der wirtschaftlichen Entwicklung der Produktion des Landes zeigt, das deutlich beweist, wie die minderwertigen, durch rohe Arbeit verfertigten Erzeugnisse die Hauptausfuhrartikel Belgiens bilden.

Es wäre zu weit gegangen, wollte man der belgischen Produktion jede geistige Kraft und technische Leistungsfähigkeit absprechen; es versteht sich von selbst, daß, um ein gutes Brabanter Pferd hervorzubringen, mehr Intelligenz und Verständnis als rohe Arbeitskraft erforderlich sind. Für die Gesamtheit der belgischen Produktion trifft aber nichtsdestoweniger zu, daß sie mehr auf der Masse als auf der Qualität der geleisteten Arbeit beruht.

Ein deutscher Staatswirt, dem ich das erzählte, meinte darauf, er verstände dann aber nicht, daß die Leistungsfähigkeit und Expansion des belgischen Wirtschaftslebens in so anerkannt hohem Maße zutage träte; wenn nichts als die rohe Arbeit dazu nötig wäre, so müßte ein Unternehmer in einem andern Lande mit importierten Arbeitern, seien es Polen, Chinesen, Italiener oder andre, dasselbe, ja, wenn er selbst geschickter wäre, mehr als der Belgier leisten können.

Das ist keinesfalls so. Jede Arbeit, auch die des unbedeutendsten Arbeiters, trägt mehr oder minder den Stempel seines Charakters und ist mit Maschinenarbeit nicht zu vergleichen.

Auch der simpelste Arbeiter, der nichts tut, als im Bergwerk Steine losklopfen oder im Walzwerk kleine Transportwagen vorwärts rollen, prägt dieser Arbeit etwas von seinem Geist auf, und sein persönliches Verhältnis zu seiner Arbeit und seiner Arbeitsstätte ist auf die Ausführung seiner Arbeit selbstverständlich von Einfluß.

Die belgischen Arbeiter bindet ein festeres Band an ihre heimische Arbeit, als es zwischen fremden Arbeitern und deren Arbeitsplatz besteht. Mag die dadurch erreichte Steigerung des Arbeitsinteresses, des Fleißes, der ordentlichen Verrichtung und der Arbeitsqualität auch noch so gering sein, sie besteht doch, und es ist kein zu unterschätzender Faktor im Konkurrenzkampf, daß Belgien mit Arbeitern ans Werk geht, die im Land geboren und aufgezogen sind und ihre Arbeit und ihre Arbeitsstätte von Jugend her kennen und sich als zu ihnen gehörig betrachten.

IV.

Landwirtschaftliche Organisationen und landwirtschaftliches Unterrichtswesen.

1. Die landwirtschaftliche Verwaltung.

Die landwirtschaftliche Zentralbehörde Belgiens hat ihren Sitz in Brüssel. Das Ministère de l'Agriculture besteht seit dem Jahre 1884; anfänglich in Verbindung mit der Behörde für Industrie und öffentliche Arbeiten, seit 1899 als selbständige Behörde.[1])

Die wichtigste Abteilung des Landwirtschafts-Ministeriums ist die „Administration de l'Agriculture", die in mehrere Direktionen eingeteilt ist und die wichtigsten Arbeitsgebiete der landwirtschaftlichen Verwaltung umfaßt, so die landwirtschaftliche Tierzucht und den Veterinärdienst, das landwirtschaftliche Unterrichtswesen und die Versuchsstationen, den Dienst der Staatsagronomen, das Vereinswesen, die landwirtschaftliche Statistik u. a.

Außer dieser Abteilung hat das Landwirtschafts-Ministerium noch zwei andre Abteilungen, eine für Forstwesen und Fischerei, die andre für den öffentlichen Gesundheitsdienst und das Kommunalverkehrswesen. Jede Abteilung hat einen Generaldirektor an der Spitze, und die verschiedenen Direktionen werden durch Direktoren oder Inspektoren geleitet.

Die landwirtschaftliche Abteilung gibt als regelmäßig erscheinende Publikationen jährlich eine landwirtschaftliche Statistik und monatlich ein Bulletin de l'agriculture heraus, welch letztes teils für amtliche Mitteilungen, teils für Bekanntgabe wissenschaftlicher Arbeiten dient.

2. Landwirtschaftliches Vereinswesen.

Das landwirtschaftliche Vereinswesen Belgiens weist zwei Gruppen von Vereinen auf; die eine an Zahl und Arbeitstätigkeit erheblich größere Gruppe wird durch die freien, staatlich unabhängigen Berufsvereine gebildet, darunter vor allem die Bauernvereine.

Die andre Gruppe umfaßt die Vereine mit offiziellem Charakter, deren Bildung und Tätigkeit staatlicher Regelung und Aufsicht unterstellt ist; dies sind die Comices

1) Durch den Königlichen Erlaß vom 30. Oktober 1908 ist das Ministère de l'Agriculture als solches aufgehoben und macht seitdem einen Teil aus von dem Ministère de l'Intérieur et de l'Agriculture.

agricoles, die Sociétés provinciales d'agriculture und schließlich der Conseil supérieur de l'agriculture.[1])

Die Comices agricoles oder landwirtschaftlichen Kreisvereine, deren Belgien insgesamt 158 besitzt, bestehen seit dem Jahre 1848 und werden gebildet durch freiwilligen Zusammenschluß von mindestens 50 kreiseingesessenen Landwirten und Nichtlandwirten. Der Jahresbeitrag beträgt 3—5 Franken.

Die Gesamtmitgliederzahl der Comices beträgt etwa 31 700 Personen, wovon ein erheblicher Teil aus Nichtlandwirten besteht. In Ostflandern beispielsweise sind von 100 Mitgliedern der Comices agricoles nur 66 Landwirte, die übrigen 34 sind Grundeigentümer, Notare, Tierärzte, Lehrer, Beamte, Restaurateure u. a. Die kleinen Landwirte sowie die grundbesitzenden Arbeiter sind in diesen offiziellen Vereinen fast nie Mitglieder, wie denn überhaupt die Gesamtzahl der Comices-Mitglieder nur einen sehr kleinen Teil der belgischen Landbevölkerung ausmacht. Von einer vollwertigen Vertretung aller ländlichen Interessen ist in den Comices keinerlei Rede.

Aber auch abgesehen von der verhältnismäßig geringen Zahl der als Mitglieder dazugehörigen Landwirte haftet vielen dieser Organisationen derselbe Fehler an, den man unter landwirtschaftlichen Berufsvertretungen in Kleinbauerngebieten oft antrifft. Die Vereinsleitung und öffentliche Vertretung der ländlichen Interessen liegt vielfach in Händen von Leuten, die wohl allen guten Willen haben, aber den Interessen des kleinen praktischen Landwirts zu fern stehen, um sie mit dem genügenden Nachdrucke zu vertreten; es sind das jene Leute, für die der Volksmund den sehr bezeichnenden Ausdruck „Kongreßbauern" gefunden hat.

Die praktische Tätigkeit der landwirtschaftlichen Kreisvereine besteht in der Anlage von Versuchsfeldern, Einrichtung von Vortragskursen, Abhaltung von Ausstellungen und Maschinenprüfungen u. a.

Was dem Einfluß und der Arbeitstätigkeit der landwirtschaftlichen Vereine vielfach hindernd im Weg steht, ist nicht zum wenigsten die politische Spaltung der Bevölkerung, die sich bis in die letzten Zweige des belgischen Wirtschaftslebens bemerkbar macht. Die Comices agricoles neigen gewöhnlich den liberalen Bestrebungen zu und stellen sich damit in Gegensatz zu den klerikalen Bauernvereinen.

So kommt es, daß in vielen Dörfern unter der Parole: „Hie Comice, hie Bauernverein" eine absolute und offen sichtbare Spaltung der Landwirte in zwei Lager besteht: wer zum einen gehört, hat mit den Anhängern des andern nichts zu schaffen; man bildet zwei Einkaufsvereine, baut zwei Molkereien und lebt in zwei nicht nur wirtschaftlich, sondern auch gesellschaftlich getrennten Lagern.

Zu welch unseligen Folgen das führt, ist leicht auszudenken. Ich traf einstmals in einem Bauerndorfe mit 1800 Einwohnern einen sehr intelligenten, freundlichen Mann, der Präsident des Comice war, mir alles in seinem Dorfe zeigte, mich zu seinen Bauern führte und mich mit allen landwirtschaftlich interessanten Verhältnissen seines Dorfes bekannt machte; doch als ich ihn bat, mit mir in die Molkerei einzutreten, die seinem Hause schräg gegenüber lag, sagte er, das könnte er nicht tun, denn die Molkerei wäre klerikal; er hätte sie noch nie betreten und wage auch nicht, um Einlaß zu bitten, da man ihm solchen wohl untersagen würde.

1) Turmann, Les associations agricoles en Belgique, 1903.

Die landwirtschaftlichen Kreisvereine tagen jährlich wenigstens zweimal, ihre Geschäfte werden durch einen gewählten Ausschuß ehrenamtlich erledigt.

Die Delegierten der Kreisvereine bilden zusammen die provinzialen Landwirtschafts-Gesellschaften. Jeder Kreisverein entsendet seinen Präsidenten, dessen Stellvertreter und ein Mitglied zu der jährlich einmal stattfindenden Sitzung des landwirtschaftlichen Provinzialvereins. Dieser ernennt eine Kommission, die mit der Führung der laufenden Geschäfte betraut wird.

Als dritte Stufe in dieser Hierarchie bilden die Provinzialvereine durch Entsendung von je zwei Mitgliedern den Conseil supérieur de l'agriculture. Außer den 18 Delegierten der Provinzialvereine ernennt der König noch neun Vertreter der freien landwirtschaftlichen Berufsvereine und neun weitere Personen zu Mitgliedern dieses Landwirtschaftsrats, der dem Ministerium als beratende Berufsvertretung zu Dienst steht. Die größern Arbeiten dieses Landwirtschaftsrats aus letzter Zeit befaßten sich mit der Regelung der Pachtverhältnisse, dem landwirtschaftlichen Versicherungswesen, dem Jagdrecht, der Kultivierung der Ardennenmoore u. a.

Die Mitgliederzahl sowie Einnahmen und Ausgaben der Comices agricoles betrugen im Jahr 1905:

Provinz	Anzahl der Comices	Mitglieder-zahl	Einnahmen	Ausgaben
Antwerpen	19	2 825	26 951	22 216
Brabant	20	2 883	55 023	45 886
Westflandern	13	2 873	37 241	37 578
Ostflandern	28	5 067	52 478	44 816
Hennegau	14	2 752	41 358	28 028
Lüttich	14	4 607	35 895	24 819
Limburg	13	1 328	14 079	11 952
Luxemburg	20	6 821	54 044	43 576
Namur	17	2 538	52 504	41 004
Belgien	158	31 694	369 573	299 875

Berücksichtigt man, daß von den Mitgliedern der Comices nur ein Teil wirklich Landwirte sind und daß, wie obige Übersicht zeigt, viele Comices ihre Einnahmen gar nicht ausgeben, noch auszugeben wissen, so ersieht man, daß der praktische Einfluß dieser offiziellen Berufsvertretungen auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens kein sehr großer ist. Die einzige Gelegenheit, bei der sie mit einer größern Tätigkeit hervortreten, bietet sich bei Abhaltung der landwirtschaftlichen Ausstellungen. Sowohl die Kreisschauen, als auch die landwirtschaftlichen Provinzialausstellungen werden von den Comices bzw. den Provinzial-Landwirtschafts-Gesellschaften unternommen und stiften durch zweckmäßige Anlage und möglichst weitgehende Heranziehung der umwohnenden Landwirte viel Gutes. Im Lauf des Jahres 1905 wurden 77 Kreisschauen, 8 Bezirksschauen und eine große, mehrere Provinzen umfassende Ausstellung abgehalten.

Als halb offizielle landwirtschaftliche Interessenvertretung sind die Polderschaften und Wateringen zu erwähnen. Sie befassen sich mit der Eindeichung, Entwässerung und Trockenlegung feuchter Böden, und sorgen dafür, daß die dem Wasser abgerungenen Kulturböden nicht gefährdet werden. Diese aus alter Zeit her bestehenden Verbände der dabei interessierten Grundbesitzer haben Rechte wie öffentliche Körperschaften:

sie dürfen exproprüeren und Abgaben erheben, soviel sie für Ausführung ihrer Arbeiten nötig haben. Die größte Ausdehnung haben die Polderschaften in Westflandern, wo sie sich über etwa 100 000 ha erstrecken; in Ostflandern umfassen sie 41 000 ha. Man trifft sie auch in den andern Provinzen in geringerer Ausdehnung, namentlich im Südosten des Landes, wo sie heute zwecks Trockenlegung und Amelioration versumpfter Wiesen- und Moorländereien zahlreich neu entstehen.

Eine bei weitem größere Rolle als die offizielle Berufsvertretung spielen in der belgischen Landwirtschaft die freien Vereine, zu denen sich die Landwirte meist kleiner Bezirke zur Vertretung ihrer Interessen zusammengetan haben. Die meisten dieser Vereine erstrecken sich nur über ein Dorf, einige auch über größere Bezirke. Fast alle sind bei Zentralverbänden angeschlossen, deren die wichtigsten die folgenden sind:

der belgische Bauernverein in Löwen (Louvain),
der provinziale Bauernverein von Westflandern,
der Grundbesitzer- und Bauernverein von Brügge (Bruges),
der Bauernverein von Ostflandern,
der Bauernverein im Hennegau,
der Bauernverein der Provinz Lüttich (Liége),
der Bauernverein der Provinz Luxemburg,
der Bauernverein der Provinz Namur.

Der bedeutendste unter diesen Vereinen ist der belgische Bauernverein in Löwen, der im Jahr 1890 nach dem Vorbilde des rheinischen Bauernvereins gegründet wurde. Er umfaßt heute etwa 400 Dorfsvereine mit zusammen mehr als 25 000 Mitgliedern. Seine größte Verbreitung hat dieser Verein in den Provinzen Antwerpen, Brabant, und Limburg, besitzt aber auch in den andern Provinzen hier und da Mitglieder. Doch ist er vorwiegend ein flämischer Verein; seine Publikationen sowie die Wochenschrift „De Boer" erscheinen in flämischer Sprache, auf den Geschäftsbureaus wird vorwiegend flämisch gesprochen und korrespondiert, und die Geschäftsleiter und geistigen Führer des Vereins sind in der Regel Flämen. Der belgische Bauernverein ist ein katholischer Verein, dessen Hauptgeschäftsstelle und Mehrzahl der Zweigvereine von Geistlichen geleitet wird. In Löwen besitzt der Verein ein großes Geschäftshaus, von dem aus die gemeinschaftlichen Interessen aller angeschlossenen Dorfsvereine, wie z. B. der Einkauf landwirtschaftlicher Hilfsstoffe, die Abrechnung der Kredit- und Versicherungskassen u. a. besorgt werden.

Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen Berufsvereine und ihrer Mitglieder im Jahr 1905 ist in der Zusammenstellung auf der folgenden Seite enthalten.

Die praktische Betätigung der Vereine mit oder ohne Rechtspersönlichkeit ist völlig die gleiche. Die erstern haben sich ihrer ursprünglich rechtlosen Stellung dadurch entzogen, daß sie den Forderungen des Gesetzes vom 31. März 1898 gerecht geworden sind. Nach diesem Gesetze dürfen sie in eignem Interesse keine Handelsgeschäfte treiben, wohl aber für ihre Mitglieder gemeinschaftliche Ein- und Verkäufe vornehmen. Die Mindestzahl ihrer Mitglieder muß sieben betragen. Wie obige Angaben zeigen, haben die Dorfsvereine im Mittel 50—60 Mitglieder.

Die Tätigkeit der Dorfsvereine erstreckt sich im wesentlichen auf den Einkauf landwirtschaftlicher Hilfsstoffe, den Betrieb genossenschaftlicher Molkereien, die Einrichtung von Kredit- und Versicherungskassen u. dgl. m.

	Verein mit Rechtspersönlichkeit		Verein ohne Rechtspersönlichkeit	
	Anzahl der Vereine	Mitgliederzahl	Anzahl der Vereine	Mitgliederzahl
Antwerpen	5	390	90	9 210
Brabant	21	1 540	100	8 142
Westflandern	88	7 750	40	1 041
Ostflandern	31	1 958	15	1 324
Hennegau	28	1 090	30	1 590
Lüttich	39	1 010	25	1 445
Limburg	17	915	120	9 342
Luxemburg	217	5 920	8	614
Namur	70	2 345	29	712
Belgien	516	22 918	457	33 420

Außer den Bauernvereinen gibt es eine große Zahl von landwirtschaftlichen Verbänden mit Spezialzwecken. So z. B. die Bienenzüchtervereine, die große Verbreitung im Land haben. Man zählte deren etwa 262 mit 8812 Mitgliedern. Die meisten dieser Vereine sind an Zentralverbände angeschlossen, deren es zehn im Land gibt und die unter sich eine gemeinschaftliche Zentralstelle in Brüssel haben. Mit Unterstützung dieser Vereine werden Vorträge gehalten, Ausstellungen veranstaltet und Wege für vorteilhaften Absatz des Honigs geschaffen.

Zur Vertretung der Interessen des Gartenbaues bestehen 178 Vereine mit etwa 28 561 Mitgliedern, die zu acht Verbänden zusammengeschlossen sind und ihre Zentralstelle ebenfalls in Brüssel besitzen. Die Tätigkeit dieser Vereine erstreckt sich auf das Abhalten von Vorträgen, Veranstaltung von Ausstellungen, Verteilung von Saatgut und Gartengerätschaften an die Mitglieder u. dgl.

An Geflügelzüchtervereinen zählt man 79 im Land mit etwa 5523 Mitgliedern. Auch sie sind zu mehreren größern Verbänden vereinigt und wirken durch Vorträge, Ausstellungen, Verkaufseinrichtungen usw. auf die Förderung ihrer Interessen ein.

Um die Interessen der Viehzucht zu vertreten, besteht in Belgien eine Société nationale pour l'amélioration des races bovines en Belgique, die alle zwei Jahre eine große Landesviehschau in Brüssel veranstaltet. Neben ihr besteht für kleinere Bezirke eine Anzahl Herdbücher und Züchtervereine. Von kleinen, örtlich begrenzten Züchtervereinen gibt es etwa 338 mit zusammen 13 354 Mitgliedern und 41 584 eingetragenen Rindern.

Die Tätigkeit dieser kleinen Züchtervereine erstreckt sich meist nur über ein oder zwei Dörfer. Durch Eintragung des besten Viehes in ein Register und sorgfältige Fortkreuzung unter den gut geförten Tieren hofft man, zur Schaffung eines verbesserten, rationellen Viehstapels zu gelangen. Zur Förderung dieses Zweckes werden kleinere und größere Ausstellungen veranstaltet, Preise für beste Leistung ausgesetzt, Fütterungsweise und Stallhygiene verbessert u. dgl. m.

Die belgischen Pferdezüchter haben sich zu der Gesellschaft „Le cheval de trait belge" zusammengetan, deren Mitgliederzahl sich auf etwa 1200 beläuft. Über das Belgische Stutbuch sowie andre bedeutende Züchtervereine soll an andrer Stelle Genaueres mitgeteilt werden.

Auch unter den Schweinezüchtern sowie unter den Ziegen- und Kaninchenzüchtern Belgiens besteht eine Anzahl Vereine, welche die Verbesserung der Rassen und Hebung der betreffenden Zucht anstreben.

3. Genossenschaftswesen.

Die landwirtschaftlichen Berufsvereinigungen Belgiens bestehen unter vielerlei rechtlicher Gestalt:

1. als freier Verein ohne Rechtspersönlichkeit,
2. als Verein mit Rechtspersönlichkeit,
3. als Genossenschaft und
4. als Gesellschaft auf Gegenseitigkeit.

Die zu zweit genannten sind nach dem Gesetze vom 31. März 1898 geregelt, die Genossenschaften nach dem Gesetze vom 18. Mai 1873 und vom 22. Mai 1886 und die Gesellschaften auf Gegenseitigkeit nach dem Gesetze vom 23. Juni 1894 und vom 19. März 1898.

Die Abtrennung der einzelnen Rechtsformen ist mit Beziehung auf die Betätigung der landwirtschaftlichen Vereine Belgiens nicht sehr scharf. Die zu zweit genannten Vereine mit Rechtspersönlichkeit sollen keine Geschäfte im eignen Interesse, also keine Fabriken, Kassen u. dgl. führen. Sie sind daher meist die Form, in der Einkaufs- und Verkaufsvereine gegründet werden. Als Genossenschaft werden Molkereien, Raiffeisenkassen u. dgl. errichtet, und die vierte Form dient im allgemeinen den Versicherungen gegen Unfall und Alter, Viehsterben, Hagelschlag usw. als Grundlage.

Die bedeutendsten und wirksamsten unter all diesen Vereinen sind die Ein- und Verkaufsvereine deren man etwa 907 mit 53 000 Mitgliedern zählt. So gut wie alle Bauernvereine gehören hierzu, und es gibt fast kein Dorf in Belgien, wo solcher Einkaufsverein nicht bestände. Die Einkäufe erstrecken sich im wesentlichen auf Handelsdünger, Saatgut, Futterstoffe und landwirtschaftliche Maschinen. Ein Teil der Vereine besorgt diese Einkäufe selbständig, ein andrer ist zu Zentralstellen vereinigt, deren größte Geschäftsstelle die des belgischen Bauernvereins in Löwen ist. Manche von ihnen erledigen nur die Aufträge ihrer Mitglieder, andre kaufen größere Vorräte ein, die sie in einem ihnen gehörigen Lagerhaus aufbewahren und zur Verfügung ihrer Mitglieder halten. In größern Lagerhäusern befinden sich bisweilen Kuchenbrecher, Trieure und andre Maschinen, um die gemeinschaftlichen Einkäufe an Futterstoffen und Saatgut umzuarbeiten und auch sonst den Mitgliedern des Vereins von Dienst zu sein.

Der Gesamteinkauf dieser Vereine belief sich im Jahr 1905 auf etwa 23 Millionen Franken.

Wenn schon die statistischen Erhebungen über den Geschäftsumfang der Einkaufsvereine sehr schwierig und daher nicht als ganz zutreffend anzusehen sind, seien doch die Einkäufe des Jahres 1905, wie sie die Statistik aufführt, auf S. 160 angegeben, um ein Bild von dem riesenhaften Geschäftsumfang dieser Vereine zu geben.

An erster Stelle stehen unter den Einkäufen Futterstoffe und Düngemittel; demnächst folgen Maschinen und dann Saatgut. Es gibt eine ganze Anzahl Vereine, die größere Maschinen auf gemeinschaftliche Rechnung ihrer Mitglieder anschaffen und sie diesen abwechselnd zur Verfügung stellen; so namentlich Untergrundpflüge, Düngerstreuer, Sämaschinen, Heupressen, Getreidetrieure, Wieseneggen, Dreschmaschinen u. a.

Provinz	Zahl der Vereine	Mitgliederzahl	Saatgut Franken	Düngestoffe Franken	Futterstoffe Franken	Maschinen Franken	Andre Einkäufe Franken
Antwerpen	96	8 205	3 485	253 756	1 317 754	18 397	10 000
Brabant	114	7 510	41 625	737 467	1 371 090	1 110	11 248
Westflandern	110	6 108	65 294	2 133 824	1 937 990	63 820	20 911
Ostflandern	46	4 414	2 750	197 551	490 584	17 474	58 927
Hennegau	64	3 420	31 157	1 125 000	610 179	460 000	83 317
Lüttich	86	5 110	80 420	3 866 500	4 650 070	41 350	145 900
Limburg	136	8 104	63 152	779 185	778 462	20 105	30 630
Luxemburg	160	6 540	—	546 085	116 055	42 205	19 587
Namur	95	3 610	9 071	511 728	460 710	45 095	51 872
Belgien	907	53 016	296 954	10 151 096	11 732 894	669 556	432 392

Die Verkaufsvereine haben weniger große Bedeutung als die Einkaufsvereine. Sie bestehen für den Verkauf von Eiern, Früchten, Gemüse, Kartoffeln, Hopfen und Zuckerrüben. Außerdem gibt es mehrere Verkaufszentralen für Honig, Butter, Schweineschinken u. a. Interessant sind unter ihnen besonders die Vereine der Zuckerrübenproduzenten, die sich gebildet haben, um sich gegen die Übervorteilung durch die Zuckerfabrikanten beim Verkauf ihrer Rüben zu wehren. Sie nehmen Kontrollwägungen und Untersuchungen auf Zuckergehalt vor, und versuchen, durch Zusammenschluß der Produzenten eines größern Bezirks auch auf den Rübenpreis Einfluß zu gewinnen. Es gab im Jahr 1905 insgesamt 54 solcher Rübenbauernvereine mit 1869 Mitgliedern, die für 3,3 Millionen Franken Rüben verkauften.

Das landwirtschaftliche Vereinswesen hat unter der Form der Genossenschaft seine stärkste Ausbildung im Molkereiwesen gefunden. Im Jahr 1905 waren in Belgien 196 Genossenschaftsmolkereien in Tätigkeit mit zusammen 55 118 Bauern als Mitgliedern. Sie verarbeiteten die Milch von 146 674 Kühen und stellten als Hauptprodukt für 31 Millionen Franken Butter zum Verkauf.

Das Molkereiwesen ist in den einzelnen Teilen Belgiens sehr verschieden stark entwickelt: es gibt weite Ackerbaudistrikte, wo die Milchwirtschaft fast gar keine Rolle spielt. Am dichtesten liegen die Molkereien in der Campine und in Nieder-Luxemburg, zwei Gegenden mit vorwiegendem Kleinbauernbesitz auf Sandboden. Es liegen dort ähnliche Verhältnisse vor wie in den Sandprovinzen der benachbarten Niederlande, in denen das Molkereiwesen bekanntlich zu riesenhafter Entwicklung gekommen ist.

Der Bestand an Genossenschaftsmolkereien in Belgien ergibt sich aus der folgenden Zusammenstellung:

	Anzahl der Molkereien
Antwerpen	60
Brabant	59
Westflandern	15

Großbauernhof im Land von Herve.

Großbauernhof im Land von Herve.

	Anzahl der Molkereien
Ostflandern	62
Hennegau	27
Lüttich	34
Limburg	136
Luxemburg	91
Namur	13
Belgien	497

Unter diesen Molkereien finden sich alle Arten von Betrieben, kleine und große, Handkraftbetriebe und Dampfbetriebe, solche, die ausschließlich für ihre Mitglieder wirken und andre, die auch die Milch zahlreicher Nichtmitglieder verarbeiten; es gibt sowohl alleinstehende selbständige Betriebe, als auch Molkereizentralen mit Rahmstationen. Das letzte System ist vorwiegend in den Ardennen verbreitet.

Die Molkereien der Provinz Limburg sind zu einer Buttermijn in der Stadt Hasselt zusammengeschlossen, die zweimal wöchentlich einen öffentlichen Butterverkauf abhält.

Das belgische Molkereiwesen ist, wenn auch nicht vorbildlich, so doch interessant und lehrreich auch für den, der seine Schwächen erkennt; es sei an späterer Stelle darum noch Ausführlicheres darüber mitgeteilt.

Was von allen genossenschaftlichen Unternehmungen der belgischen Landwirtschaft zweifellos am meisten Nutzen gestiftet hat, ist das genossenschaftliche Kreditwesen. Ihm war in dem vorwiegend mit Kleingrundbesitzern besiedelten Belgien der Boden vortrefflich vorbereitet; der genossenschaftliche Kredit war dem kapitalschwachen Kleinbauernstand ein großes Bedürfnis, und die Art der Organisation dieses Kreditwesens sorgte dafür, daß es sich sehr schnell im Land ausbreiten konnte.

Von den anfänglich errichteten „Landwirtschaftlichen Comptoirs", die sich an ein Gesetz vom 18. April 1884 anlehnen, bestehen nur noch acht im Land; sie dienen meist dem großbäuerlichen Besitz, ihre Geldverleihungen betragen zum großen Teile Summen, die zwischen 1000 und 10 000 Franken liegen. Insgesamt liehen sie im Jahr 1905 370 Posten im Gesamtbetrag von 1 521 220 Franken aus.

Neben ihnen bestehen zwei Schulze-Delitzsch-Kassen, die landwirtschaftlichen Interessen dienen und im Jahr 1905 zusammen 1099 Posten im Betrag von 515 977 Franken ausliehen.

Die große Masse der ländlichen Kreditkassen sind Raiffeisenkassen, die in der Regel als Dorfkassen eingerichtet sind und den Bauern nur eines Dorfes als Spar- und Darlehnskasse dienen. Sie arbeiten vorwiegend für die Kleinbauern, wie sie denn auch in den kleinbäuerlichen Gebieten Belgiens die größte Verbreitung haben.

Wie bei all solchen ländlichen Banken gehen die Spareinlagen weit über das hinaus, was die Bank an Vorschüssen ausgibt. Die Spareinlagen des Jahres 1905 beliefen sich in den belgischen Raiffeisenbanken auf etwa 6,6 Millionen Franken, die ausgezahlten Vorschüsse desselben Jahres auf 2,8 Millionen Franken. Die Vorschüsse stellen meist kleine Summen dar, wie sie der Bauer zum Ankauf eines Stückes Vieh oder einer Maschine nötig hat.

1540	Darlehne	betrugen	weniger als 250 Franken,
938	„	„	250—500 Franken,
320	„	„	500—1000 Franken,
255	„	„	1000 Franken und mehr.

Die Raiffeisenkassen finden sich namentlich dort, wo die Bauernvereine ihren großen Einfluß besitzen. Sie sind meist von Geistlichen zustande gebracht und von ihnen geleitet. Die Bauern haben zu ihrem Dorfpfarrer oft mehr Vertrauen als zu irgend einem andern, und weihen ihn ohne Zurückhaltung in all ihre kleinen Verlegenheiten und Geldschwierigkeiten ein. Die Verwaltung der Kassen ist bei diesem Systeme stets in zuverlässigen und bisweilen ganz geschäftsgewandten Händen, und die ganze Einrichtung wäre ideal zu nennen, wenn nicht auch hier, wie im ganzen belgischen Genossenschaftswesen, die Leiter des Unternehmens ihre intellektuelle und moralische Machtstellung dazu benutzen würden, um dem Genossenschaftswesen einen monarchischen Charakter aufzudrücken und die wirtschaftlichen Interessen der Bauern mit den Interessen der Kirche zu verquicken.

Überall, wo das geschieht, fehlt dem Genossenschaftswesen seine innere Kraft und Entwicklungsfähigkeit. Die Zahl der ländlichen Genossenschaftsbanken nimmt in Belgien stärker zu als ihr Geschäftsbetrieb; im Jahr 1905 kamen 31 neue Banken hinzu, und so entsteht alle Jahre eine große Zahl neuer Kassen. Vergleicht man aber den Geschäftsbetrieb der belgischen Raiffeisenkassen mit den Kassen in Holland, so zeigt sich, daß im letzten Lande, wo die Raiffeisenkassen an Zahl nur ein Drittel von dem belgischen Bestand ausmachen, erheblich größere Summen im Lauf des Jahres umlaufen als in den belgischen Genossenschaftskassen.

Man zählte in Belgien im Jahr 1905:

	Anzahl der Kassen	Landwirte als Mitglieder	Nichtlandwirte als Mitglieder
Antwerpen	40	1 816	392
Brabant	73	3 836	592
Westflandern	49	2 881	1220
Ostflandern	21	785	206
Hennegau	50	1 072	526
Lüttich	36	807	197
Limburg	46	2 934	426
Luxemburg	106	1 851	278
Namur	7	97	56
Belgien	428	16 079	3893

Diese Kassen sind zu landwirtschaftlichen Zentralkassen vereinigt, deren man sechs hat: die größte in Löwen mit 215 Dorfkassen des belgischen Bauernvereins. Die andern Zentralkassen befinden sich in Lüttich, Enghien, Arlon, Brügge und Ermeton-sur-Biert.

Als letzte wichtige Einrichtung des Genossenschaftswesens ist das ländliche Versicherungswesen zu nennen. Für Versicherung von Tod und Unglücksfällen unter den Pferden bestehen 159 genossenschaftlich eingerichtete Versicherungen und 8 Rückversicherungs-Gesellschaften. Die ersten mit 34 351, die letzten mit 28 367 versicherten Pferden. Außerdem gibt es 6 Gesellschaften für Versicherung von Hengsten mit zusammen 687 versicherten Hengsten. Von dem Gesamtbestande der landwirtschaftlich genützten Pferde Belgiens ist das etwa $^1/_7$. Diese Pferdeversicherungen sind zum großen Teil erst in den letzten Jahren entstanden, sie sind praktisch eingerichtet und entsprechen einem sehr dringenden Bedürfnis in der Landwirtschaft. Sie haben infolge

dessen auch sehr gute Erfolge zu verzeichnen und nehmen alljährlich an Zahl und Arbeitstätigkeit stark zu.

Ähnlich eingerichtete Versicherungsgesellschaften wie für die Pferde bestehen für das Rindvieh; man zählt deren etwa 960 mit zusammen 249 273 versicherten Rindern; das ist etwa $^1/_7$ des Rindviehbestandes Belgiens.

Auch diese Viehversicherungen sind zu Rückversicherungsverbänden zusammengeschlossen, deren es zwölf im Land gibt.

Die Versicherungsgesellschaften sind zum größten Teil auf Veranlassung der Bauernvereine ins Leben gerufen, ebenso die Versicherungen für Ziegen und Schweine, die in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen sind. An Ziegenversicherungen zählt man etwa 191 mit zusammen 19 681 Ziegen. Sie liegen sämtlich in den beiden Provinzen Flandern und sind zu zwei Rückversicherungsverbänden vereinigt. An Schweineversicherungen zählte man im Jahr 1905 167 mit 25 832 versicherten Schweinen, vorwiegend in den flämischen Provinzen. Auch diese sind zu Rückversicherungsverbänden zusammengeschlossen, deren es drei im Land gibt.

All diese Versicherungsgesellschaften sind vorzüglich eingerichtet und namentlich in den Gegenden des kleinbäuerlichen Besitzes ganz und gar den Bedürfnissen des kleinen Mannes angepaßt. Über ihre Einrichtung und höchst segensreiche Tätigkeit wird an andrer Stelle noch Genaueres berichtet werden.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen Belgiens hat in kurzer Zeit eine außerordentlich große Ausdehnung gewonnen. Zahlreiche Einkaufsvereine, Molkereien, Bauernbanken und Versicherungsgesellschaften sind überall im Land entstanden und haben dem Landbewohner vieles erleichtert, was er früher nur durch Aufwand von großer Tüchtigkeit und Unternehmungskraft, und auch damit oft noch nicht einmal, erreichen konnte.

Der Zusammenschluß vieler Kleinunternehmer zu einem größern wirtschaftlichen Organismus findet in einem Lande mit vorwiegendem ländlichen Kleinbesitze, wie Belgien, den Platz, wo er recht eigentlich hingehört. Was der einzelne nicht vermochte, weil seine Leistungsfähigkeit und wirtschaftlichen Kenntnisse nicht ausreichten, das vermag sehr wohl durch das Zusammenarbeiten vieler erreicht werden. Ist dann noch die Geschäftsleitung solchen Unternehmens in geschickten Händen, an denen es ja unter den tätigen und unternehmungslustigen Belgiern nicht fehlt, so kann in kurzer Zeit ein glänzendes Resultat erreicht werden. Die außerordentlich blühenden Genossenschaftsunternehmungen in den belgischen Städten beweisen das; als einziges solches Beispiel sei die „Maison du peuple“ in Brüssel genannt, ein sozialistisches Unternehmen, das aus kleinen Anfängen zu einem Geschäftsbetrieb allerersten Ranges herangewachsen ist.

Wenn die der Zahl nach außerordentlich starken ländlichen Genossenschaften Belgiens bei genauerm Hinsehen nicht das leisten, was man wohl erwarten könnte, so liegt das an der Organisation dieser Genossenschaften, wie sie von den Führern des belgischen Genossenschaftswesens den meisten dieser Unternehmungen zugrunde gelegt ist.

Es ist in den Niederlanden seit langer Zeit eine brennende und auch heute noch nicht gelöste Frage, ob ein Verein, dem viele, zum Teil wirtschaftlich schwache Mitglieder einen Teil ihres Besitzes in dem Vertrauen übergeben, daß sie dadurch wirtschaftliche Vorteile erlangen werden, mit diesem Besitze schalten und walten dürfe, wie er wolle. Ist der Verein einer strengen Kontrolle unterworfen, wie jede nach Gesetzesvorschrift errichtete Genossenschaft, so liegt dagegen kein Bedenken vor; hat er aber

nur die Form eines „idealen Vereins", „zedelijk lichaam", so darf er keinen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb haben. Er soll nach dem Wortlaute des Gesetzes nichtwirtschaftliche Zwecke verfolgen, so z. B. das Abhalten von Versammlungen, Fördern von Fachinteressen, Erhöhen des sittlichen Lebensstandards seiner Mitglieder usw.: er trägt darum die Bezeichnung „Verein ohne wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb".

Solche Vereine bestehen in großer Zahl im ländlichen Genossenschaftswesen der Niederlande mit durchaus praktischen Zielen, und man hat lange herumgestritten, ob das wohl recht wäre oder nicht. Man hielt sich in diesem Streit an den Wortlaut des Gesetzes, ohne den tiefer liegenden Gedanken des Gesetzgebers zu erkennen, daß nämlich kein gesundes genossenschaftliches Zusammenarbeiten möglich sei, falls nicht auch die intellektuellen und moralischen Interessen der Mitglieder einer Genossenschaft gefördert würden. Natürlich ist der erste praktische Zweck jeder Genossenschaft und auch jedes ländlichen „zedelijk lichaam", wie sie in den Niederlanden bestehen, wirtschaftlicher Gewinn für die Mitglieder, aber der Charakter eines gesunden genossenschaftlichen Unternehmens ist nur dann vorhanden, wenn sich der praktische Geschäftsbetrieb auf einem ideellen und intellektuellen Zusammenschlusse der Mitglieder aufbaut und wenn mit den Geschäften der Genossenschaft auch der kameradschaftliche Geist, das Verantwortungsgefühl und die Einsicht der Mitglieder wachsen.

Das aber ist bei Einrichtung der belgischen Genossenschaften oft außer Augen gelassen worden. Sie sind meist ins Leben gerufen, um den Bauern durch die Größe des Unternehmens und die Selbstlosigkeit und Zuverlässigkeit seiner Leiter wirtschaftliche Vorteile zu bringen, nicht aber, damit die Bauern sich durch ihr eignes Zusammenarbeiten, aus eigner Kraft und mit wachsender eigner wirtschaftlicher Einsicht diese Vorteile erränge. Und das hat der genossenschaftlichen Bewegung den gesunden innern Antrieb genommen, der unter der Bauernschaft andrer Länder das Genossenschaftswesen so riesengroß und stark hat werden lassen.

Es sei nicht unerwähnt, daß die geistigen Führer der belgischen Bauernschaft für die genossenschaftliche Bewegung unter ihren Bauern vielfach harten, ja oft unüberwindlichen Widerstand finden. Da war es oft gar nicht möglich, eine Genossenschaft aufzurichten, ohne daß sich der Pfarrer mit seinem Einfluß ins Zeug legte. Er gründete die Genossenschaft und blieb als Vertrauensmann des ganzen Dorfes ihr mehr oder minder absoluter Herrscher. Die Bauern traten dem Unternehmen bei, weil es der Pfarrer empfahl und weil sie sahen, daß sie dabei wirtschaftliche Vorteile hatten. Ihre Stellung zur Genossenschaft war und blieb aber meist die eines Lieferanten oder Abnehmers zu einem reellen und für sie vorteilhaften Geschäftshause. Bei vielen belgischen Molkereien ist zwischen den Mitgliedern des Unternehmens und den Milchlieferanten, die nicht Mitglied sind, nicht der geringste Unterschied. Die Mitglieder erhalten den von der Molkerei festgesetzten Milchpreis und die andern Milchlieferanten erhalten ebenso viel, um sie an die Molkerei zu binden. Die Genossenschaftsmolkerei ist für die einen wie für die andern nichts als ein gut zahlender, zuverlässiger Abnehmer für die Milch.

Eine große Gefahr, die dies patriarchale System des Genossenschaftswesens in sich birgt und die, wenn auch nicht oft, so doch ab und zu einmal brennend werden kann, ist der durch Ungeschicklichkeit oder Unzuverlässigkeit der Geschäftsleiter verursachte Zusammenbruch solchen Unternehmens. Solche Fälle kommen von Zeit zu Zeit vor und erschüttern unter den Bauern, die sich mit vollem Vertrauen und ohne genaue

persönliche Geschäftskontrolle an dem Unternehmen beteiligt hatten, den Glauben an das Genossenschaftswesen.

Es ist keineswegs abzustreiten, daß im belgischen Genossenschaftswesen fleißig gearbeitet wird und daß mit ihm schon viel glänzende Resultate erzielt sind. Die Werke und Erfolge des belgischen Bauernvereins in Löwen, um nur eins zu nennen, sind einfach über jedes Lob erhaben.

Wenn trotzdem die genossenschaftliche Bewegung Belgiens bei weitem nicht das erreicht hat, was in Deutschland und den Niederlanden oder in Dänemark erreicht ist, so liegt das vornehmlich in der Organisation der belgischen Genossenschaften, die für den reisenden Staatswirt wohl ganz interessant und lehrreich ist, für unsre Praktiker daheim aber nichts enthält, was als „neu und beachtenswert" empfohlen werden könnte.

4. Landwirtschaftliche Versuchsstationen.

Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen Belgiens datieren vom Jahr 1871 her, in welchem Jahr eine Station agronomique in Gembloux gestiftet wurde. Im Jahr 1883 wurde diese sowie einige andre inzwischen entstandenen landwirtschaftlichen Laboratorien vom Staat übernommen.

Der Staat besitzt heut außer der genannten Station in Gembloux, deren Arbeiten mehr in wissenschaftlicher Forschung, als im Analysieren für das Publikum bestehen, sieben Versuchsstationen: in Antwerpen, Mons, Gembloux, Gent, Hasselt, Lüttich und Löwen.

Diese sieben Stationen sollen den Zweck verfolgen, der landwirtschaftlichen Praxis durch Kontrolle ihrer Einkäufe zu nützen. In der richtigen Erkenntnis, daß die Landwirte nur sehr schwer mit solchen Instituten in Fühlung zu bringen sind und sich besonders ablehnend verhalten, wenn die Versuchsstation weitab liegt, hat die belgische Regierung seit dem Jahr 1895 einer Anzahl Privatlaboratorien das Recht erteilt, unter denselben Bedingungen wie die staatlichen Versuchsstationen für die Landwirtschaft zu arbeiten. Diese Privatlaboratorien, deren es 18 über das ganze Land hin verteilt gibt, erhalten staatliche Subventionen.

Die im Jahr 1905 von den staatlichen Versuchsstationen gemachten Analysen betrugen 34 430 an Zahl. Fast die Hälfte davon, das sind 17 137 Analysen, waren Zuckergehaltsbestimmungen von Zuckerrüben.

Fast die ganze übrige Hälfte, das sind 14 881 Analysen, betrafen Handelsdüngestoffe. Nur 1132 Untersuchungen wurden von Futterstoffen und 780 von menschlichen Nahrungsmitteln vorgenommen. Die letzgenannten Zahlen sind überraschend klein, wenn man bedenkt, welche Unmengen von allerhand Futterstoffen, Kolonial- und Küchenwaren in einem so dicht bewohnten Lande wie Belgien verhandelt werden und wieviel Betrug dabei gerade auf dem platten Lande getrieben wird. Es gibt eben in Belgien, ebenso wie in andern Ländern, noch immer sehr viel Leute, die sich durch Analysieren ihrer Einkäufe vor Schaden bewahren könnten, es aber für praktischer halten, das Geld für die Analysen in der Tasche zu behalten, die Unbequemlichkeit des Einschickens von Proben zu sparen und auf guten Glauben anzunehmen, was ihnen der Händler verkauft. Die alljährlich durch die Versuchsstationen aufgedeckten groben Betrügereien sind lediglich Stichproben, die einen Rückschluß darauf zulassen, wieviel dieser vertrauensseligen Landwirte durch die Händler übers Ohr gehauen werden.

5. Landwirtschaftliches Unterrichtswesen.

Das landwirtschaftliche Unterrichtswesen Belgiens datiert aus dem Jahr 1849/50, zu welcher Zeit eine Anzahl praktischer und theoretischer Landwirtschaftsschulen gegründet wurde. Im Jahr 1860 übernahm der Staat die Sorge für das landwirtschaftliche Schulwesen und errichtete in Gembloux nach dem Vorbilde von Hohenheim und Grignon eine Landwirtschaftsschule.

Sie wurde in den weitläufigen Gebäuden einer frühern Abtei untergebracht und mit reichen Sammlungen ausgestattet. Der große Gebäudekomplex umfaßt eine Anzahl Häuser, in denen die Lehrsäle und Sammlungen untergebracht sind, ferner ein Haus für den Direktor der Schule, das Internat, eine eigne Kirche, schöne Höfe, einen großen Versuchsgarten, Ställe, Maschinenhäuser u. a. Außerdem besitzt die Schule einen eignen landwirtschaftlichen Betrieb von 58 ha Ausdehnung.

Für die Aufnahme in die Schule ist ein Mindestalter von 17 Jahren und die Ablegung einer Aufnahmeprüfung Vorschrift. Wer im Besitz eines Abgangszeugnisses einer höhern Vorbereitungsschule ist, kann von der Aufnahmeprüfung befreit werden. Ein Teil der Schüler ist in der Schule interniert; die Kosten für Aufnahme ins Internat einschließlich des Schulgeldes betragen für Belgier 800 Franken, für Ausländer 1200 Franken jährlich. Die Pension umfaßt Beköstigung, Wohnung und Bettwäsche. Wer nicht im Internat wohnt, muß sich in der Stadt einmieten und beköstigen. Das Schulgeld für die nicht internierten Schüler beträgt 300 Franken jährlich für Belgier und 400 Franken für Ausländer. Außerdem muß jeder Schüler am Anfang des Jahres 40 Franken als Garantiesumme für zerbrochene Gläser und andre Unkosten der Laboratorien bezahlen.

Wer nur als Zuhörer einzelne Vorlesungen besucht, bezahlt für einen Vorlesungskursus in der Chemie 100 Franken, für jeden andern 50 Franken.

Die Schülerzahl in Gembloux betrug im Jahr:

1861	11	Schüler
1870	61	„
1880	83	„
1890	117	„
1900	103	„
1905	157	„

Von letzten waren 70 im Internat untergebracht, 87 wohnten in der Stadt, und man zählte darunter 88 Belgier und 69 Ausländer.

Der großen Anzahl ausländischer Schüler rühmt sich die Schule in Gembloux mit besondrem Stolz; es gäbe kaum ein Land der Erde, außer Japan und China, heißt es in den Schulberichten, wo nicht frühere Schüler von Gembloux tätig wären. Spanien Polen, Griechenland, Bulgarien, Italien entsenden oftmals junge Landwirte nach Gembloux.

Der Lehrgang umfaßt drei Jahre, nach deren Abschluß ein Examen abgelegt wird, das zur Führung des Titels Ingénieur agricole Recht verleiht. Seit dem Jahr 1897 hat man an diesen Lehrgang noch ein viertes fakultatives Jahr angefügt, das in dreierlei Richtung zur Spezialisierung dienen soll: entweder zur Ausbildung in Wasserbautechnik und Forstwesen oder in Chemie und landwirtschaftlichen Industrien oder in Agronomie und Unterrichtswesen.

Der Schülerbestand in den verschiedenen Klassen betrug im Jahr 1905 in der ersten Klasse 64, in der zweiten 38, in der dritten 40, in der vierten Klasse 5 Schüler; dazu 8 freie Zuhörer.

Bei der Abschlußprüfung der dritten Klasse erhielten von 35 Kandidaten 27 das Diplom als Ingénieur agricole, in der vierten Klasse, Abteilung Wasserbautechnik und Forstwesen, wurde ein Schüler diplomiert, in Abteilung Chemie und landwirtschaftliche Industrien erhielten drei Schüler das Diplom, und in Abteilung Agronomie und Unterrichtswesen wurde ein Schüler diplomiert.

Die Mehrzahl dieser Diplomlandwirte geht nach Verlassen der Schule in die landwirtschaftlichen Industrien. Die folgende Übersicht zeigt die spätern Berufe der Schüler aus Gembloux vom Bestehen der Schule bis zum Jahr 1900.

Landwirtschaftliche und nichtlandwirtschaftliche Industrien, Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen und Düngestoffen	150
Grundbesitzer, Pächter, Verwalter	125
Unterrichtswesen, Forstwirtschaft	82
Landwirtschaftliche Versuchsstationen und Laboratorien	24
Verschiedene Berufe und Abgang	94
	475

Die Schule in Gembloux datiert aus einer Zeit, als die liberale Partei in Belgien am Ruder war, und hat ihren liberalen Charakter bis heutigestags mehr oder minder bewahrt. Als daher die klerikale Partei in Belgien die Oberherrschaft gewann, hielt sie es für nötig, ein neues landwirtschaftliches Institut für jene Schüler zu schaffen, deren Eltern Gembloux nicht klerikal genug war. Dies Institut wurde im Jahr 1878 der Universität in Löwen angegliedert. Auch hier dauert der reguläre Lehrgang drei Jahre, und es besteht die Möglichkeit, ein viertes fakultatives Jahr daran zu knüpfen. Das Lehrgeld beträgt 300 Franken jährlich und 60 bzw. 100 Franken für die Examina. Die Schüler wohnen in der Stadt, wie alle andern Studenten in Löwen. Seit der Gründung dieses Instituts bis zum Jahr 1905 erhielten 362 Schüler den Grad als Ingénieur agricole.

Die Tierarzneischule Belgiens besteht seit dem Jahr 1832 und befindet sich in Brüssel. Sie wurde im Jahr 1836 verstaatlicht und sollte anfänglich auch als Landwirtschaftsschule dienen. Doch gab man diese Absicht bald auf, bildete das Veterinärwesen weiter aus und stellte die Tierarzneikunde im Jahr 1890 auf dieselbe Stufe wie die übrige medizinische Wissenschaft. Von jedem Studenten wird vor Eintritt in den dreijährigen Kursus der Tierarzneischule ein zweijähriges Studium der Naturwissenschaften und nach Ablauf dieser vorbereitenden Studien die Ablegung eines abschließenden Examens verlangt.

Seit der Gründung der Schule bis zum Jahr 1901 haben 1218 Schüler das Diplom als Tierarzt erworben. Die Zahl der jährlich ausgebildeten Tierärzte schwankt in letzter Zeit zwischen 20 und 40.

Neben diesen drei Unterrichtsanstalten höhern Grades besitzt Belgien eine Menge Landwirtschafts- und Gartenbauschulen mittlern Grades. Staatlich sind davon freilich nur die Landwirtschaftsschule in Huy und die Gartenbauschule in Gent und Vilvorde. Die andern Schulen sind von Provinzial- oder Kommunalbehörden eingerichtet oder an andre bestehende Schuleinrichtungen angeschlossen.

Ein Teil von ihnen ist in Händen und unter Leitung von Priestern, alle jedoch mit reichlichen staatlichen Subsidien ausgestattet. Solche subsidierten Schulen gibt es 17 für Landwirte und 4 für Gärtner.

Der Zweck dieser Schulen ist, den Söhnen von Landwirten und Gärtnern eine gute praktische und theoretische Fachausbildung zu geben. Neben den Fächern des allgemeinen Schulunterrichts, wie namentlich Französisch, Mathematik u. dgl., treten die praktischen Fächer sehr in den Vordergrund. Der Lehrgang dauert zwei oder drei Jahre. Viele dieser Schulen sind mit Internaten verbunden und mit sehr reichen Unterrichtsmitteln, Gärten und Versuchswirtschaften ausgestattet. Eines besonders guten Rufes wegen ihrer reichen Lehrmittel erfreut sich die Landwirtschaftsschule Carlsbourg in den Ardennen. Die Schülerzahl der Landwirtschafts- und Gartenbauschulen schwankt zwischen 20 und 75.

In Huy hatte man im Jahr 1905 28 Schüler, in Gent 49 und in Vilvorde 68. Die 17 staatlich subventionierten Landwirtschaftsschulen hatten im Jahr 1905 zusammen 702 Schüler, die vier subventionierten Gartenbauschulen deren 106.

Außer diesen Fachschulen hat man auch in den Gymnasien und andern Unterrichtsanstalten mittlern Grades landwirtschaftliche Unterrichtskurse eingerichtet. Sie kommen zustande auf Antrag der Schule und bei Mindestbeteiligung von 15 Schülern; sie umfassen 35 Stunden und sollen die Landwirtssöhne schon auf der Schule auf ihren spätern Beruf vorbereiten. Im Jahr 1905 wurden an 78 zum Teil staatlichen, zum Teil privaten Schulen solche Unterrichtskurse abgehalten und von 2568 Schülern besucht. Der Unterricht wird entweder durch einen Staatsagronomen oder durch eine vom Staat bezahlte andre Lehrkraft erteilt.

Für Heranbildung der Bauerntöchter besitzt Belgien zehn ländliche Haushaltungsschulen, die von Privaten eingerichtet und vom Staat subsidiert sind. Das Bedürfnis nach solchen Schulen ist in Belgien auf dem Lande besonders groß deshalb, weil alle wohlhabendern Landwirte die Gewohnheit haben, ihre Töchter für ein oder zwei Jahre nach einer Pension zu schicken, und in diesen städtischen Pensionen oder klösterlichen Mädchenpensionaten in der Regel alles andre unterrichtet wird, als was die spätere Landwirtsfrau fürs Leben nötig hat.

Die ländlichen Haushaltungsschulen, deren Unterricht vorwiegend auf die praktische Seite des Landlebens gerichtet ist, dienen daher einem sehr nützlichen Zweck und tragen wesentlich dazu bei, der belgischen Landwirtschaft alljährlich eine Anzahl praktisch ausgebildeter Landwirtinnen heranzubilden.

Der Lehrgang dauert in der Regel ein Jahr; es gibt jedoch auch Schulen mit mehrjährigen Lehrkursen und mit einer Vorbereitungsklasse. Einige dieser Schulen legen den Bedürfnissen der Gegend entsprechend besonderes Gewicht auf den Unterricht in der Käserei; im allgemeinen sind sonst die Lehrpläne überall ziemlich dieselben. Religion, Rechnen, Naturgeschichte, Landwirtschaftslehre, Gemüse- und Blumenzucht, Tierkunde, Milchwirtschaft, Hauswirtschaft, Pädagogik, Hygiene u. a. bilden die wesentlichsten Unterrichtsfächer.

Die erste ländliche Haushaltungsschule wurde im Jahr 1891 in Virton gegründet; die Gesamtzahl der Schülerinnen in den zehn Haushaltungsschulen betrug im Jahr 1905 etwa 300.

Neben diesen Haushaltungsschulen, die meist mit einem Internate verbunden sind und somit von den jungen Mädchen wie eine Pension längere Zeit besucht werden,

gibt es auf niederer Stufe des Unterrichtswesens wandernde Haushaltungsschulen, und zwar in jeder Provinz eine. Sie werden dort aufgeschlagen, wo das größte Bedürfnis vorliegt, unterweisen ihre Schülerinnen drei bis vier Monate lang und werden dann nach einem andern Dorfe verlegt. Diese wandernden Haushaltungsschulen sind sehr einfach und mit wenig Lehrmitteln ausgestattet, verfolgen aber denselben Zweck wie die größern Haushaltungsschulen, nämlich ihre Schülerinnen zu tüchtigen Landwirtsfrauen heranzubilden. Die Schülerinnen sind zum großen Teil Arbeitertöchter oder Töchter kleiner Bauern. Insgesamt bildeten diese neun wandernden Haushaltungsschulen im Jahr 1905 etwa 170 Mädchen aus. Daß sie neben sehr viel guten Erfolgen auch oftmals das schlechte Resultat zeitigen, daß ihre im Betrieb der Gutsmeierei ausgebildeten Schülerinnen später der Entwicklung des Molkereiwesens entgegenstehen, darüber soll an andrer Stelle noch berichtet werden.

Der niedere Fachunterricht, dem in einem Lande mit vorwiegend kleinbäuerlichem Besitze wie Belgien der Hauptteil der Arbeit zufällt, liegt vorwiegend in Händen der Staats-Landwirtschaftslehrer, Staatsagronomen, wie sie in Belgien heißen. Es gibt deren 22 in Belgien, dazu einige Hilfsagronomen. Jeder hat ein abgegrenztes kleines Gebiet, in dem er durch Vorträge, Unterrichtskurse u. dgl. wirken soll. Eigentliche Winterschulen bestehen in Belgien nicht. Der niedere landwirtschaftliche Unterricht wird von diesen Wanderlehrern erteilt. Sie haben regelmäßig jede Woche in den Hauptplätzen ihres Bezirks feste Sprechstunden, meistens in einem Restaurant, wo sie den Landwirten mit ihrem Rate zur Verfügung stehen. Daß diese Konferenzen nicht viel praktische Resultate liefern, unterliegt für den, der sie kennt, gar keinem Zweifel. Nur wenige Landwirte finden sich dazu ein, und darunter sind vorwiegend die tüchtigen Landwirte des Bezirks. Jene, die den Landwirtschaftslehrer am nötigsten haben, sind auf den Konferenzen nie anzutreffen. Zwischen den regelmäßigen Besuchern der Konferenzen und den Landwirtschaftslehrern ist in kurzer Zeit so viel Fühlung genommen, daß der eine wie der andre, zufrieden, Bekannte zu sehen, seinen Schoppen Bier trinkt, über Wetter und Wirtschaft erzählt und ebenso klug, wie er vorher war, heimkehrt. Dem Landwirtschaftslehrer kosten diese Konferenzen, deren im Jahr 1905 insgesamt 797 abgehalten wurden, viel Zeit, und nützen tut er durch sie bitter wenig.

Eine andre Arbeitstätigkeit, welche die Zeit und Kraft der Wanderlehrer erschöpft, ohne praktische Resultate zu haben, ist die riesengroße Korrespondenz und Berichterstattung, letzte namentlich für die vorgesetzte Behörde. Ein ordentlicher Wanderlehrer sollte Montag früh aufs Land ausziehen und erst am Sonnabend abend wieder seinen Stock zu Haus in die Ecke stellen. Bei den belgischen Staatsagronomen ist die Sache aber vielfach so, daß sie die ganze Woche über Bureauarbeit verrichten, die sie nur durch die vorgeschriebenen Reisen nach den Konferenzen und zu Unterrichtsstunden unterbrechen. Viele von ihnen haben demgemäß auch trotz jahrelanger Tätigkeit in einem kleinen Bezirke so gut wie gar keine Fühlung mit ihren Landwirten.

Die persönlichen Eigenschaften des Agronomen spielen dabei natürlich auch eine große Rolle.

Den Staatsagronomen fällt schließlich auch die Aufgabe zu, ländliche Fortbildungskurse einzurichten und teilweise selbst abzuhalten. Die Zahl dieser Kurse ist erstaunlich groß. Im Jahr 1905 wurden abgehalten:

300	landwirtschaftliche Kurse für Erwachsene . . .	mit zusammen	14 731	Besuchern
210	Stunden für Bäuerinnen	„ „	61	„
87	Kurse für Soldaten	„ „	2 140	„
194	Obstbaukurse	„ „	9 942	„
132	Gemüsebaukurse	„ „	7 302	„
31	Blumenzuchtkurse	„ „	1 817	„
365	Stunden in der Bienenzucht			
329	Stunden in der Geflügelzucht			
22	Kurse für Hufbeschlag	„ „	700	„

Diese Kurse werden selbstverständlich nicht alle durch die Wanderlehrer persönlich abgehalten; für die Mehrzahl von ihnen hat man Hilfsagronomen oder andre geprüfte Lehrkräfte angeworben. Die Dauer der Kurse ist in der Regel sehr kurz. Man kommt nur dreimal, fünfmal oder achtmal im Winter zusammen, und der Lehrer trägt dann in ein oder zwei Stunden seinen Lehrstoff vor. Der Nutzeffekt dieser kurzen Lehrzeit ist denn auch vielfach kein sehr großer. Ein Gartenbaulehrer, der in einem Ardennendorfe jeden Winter einen Kursus von dreimal zwei Stunden abhielt, erzählte mir, daß er vor denselben Zuhörern zwei Winter hintereinander wörtlich dasselbe vortragen müsse, um überhaupt einen Erfolg seines Unterrichts zu sehen.

Die Staatsagronomen haben diese Kurse zu organisieren und zu überwachen, ebenso die auf Volksschulen eingerichteten landwirtschaftlichen Fortbildungsklassen, die in den Lehrplan der Volksschule hier und da aufgenommenen landwirtschaftlichen Unterrichtsstunden, die in ihrem Bezirk auf Veranlassung der landwirtschaftlichen Vereine eingerichteten Fütterungsversuche, Versuchsfelder u. dgl.

Für den Fachunterricht im Molkereiwesen bestehen in Belgien zwei Molkereischulen; außerdem dienen ihm sämtliche Haushaltungsschulen; und schließlich hat der Staat drei Damen als Ratgeberinnen im Molkereigewerbe angestellt, die auf Anfrage der Interessenten mit ihrem fachkundigen Rate zur Verfügung stehen.

Das landwirtschaftliche Unterrichtswesen Belgiens ist absichtlich in obiger Zusammenstellung kurz behandelt worden, da es nicht im Interesse der Leser dieses Buches liegen kann, Einrichtungen genau kennen zu lernen, die wir bei uns ebenso gut haben.

Der Zahl und dem Aufbau nach erscheint das ländliche Unterrichtswesen Belgiens außerordentlich großartig: wer es nicht aus eigner Anschauung kennt, pflegt nach Publikationen oder Mitteilungen auf internationalen Kongressen auch leicht zu der Annahme zu neigen, Belgien wäre das Musterland für landwirtschaftliches Unterrichtswesen. Wer jedoch durch die Statistiken hindurch mit den tatsächlichen Verhältnissen bekannt geworden ist, weiß, daß eine solche Annahme nicht zutrifft.

Da in Belgien allgemeine Schulpflicht nicht besteht, ist die Zahl der Analphabeten nicht unbeträchtlich, und das untere Volk steht in Belgien nicht auf der Höhe der Bildung wie in den Nachbarländern. Dabei ist der belgische Bauer aber ein praktisch eifriger und fröhlich genießender Mensch.

Ich will nicht soweit gehen wie ein Schulmann des Rheinlandes, der meinte, vom ländlichen Unterrichtswesen Belgiens sei für uns nichts zu lernen: man kann auch aus Einrichtungen lernen, deren Nachahmung man nicht empfehlen würde, und so bietet auch das landwirtschaftliche Unterrichtswesen Belgiens manches Interessante und Lehrreiche. Besonders um den Charakter des Volkes und den heutigen Stand der belgischen Landwirtschaft zu verstehen, muß man das Unterrichtswesen dieses Landes studiert haben.

Dritter Teil.

Betriebseinrichtung.

Betriebseinrichtung.

Belgien ist wie seit Jahrhunderten, so noch heute in Europa das Land, in dem auf technischem wie wirtschaftlichem Gebiet in der Landwirtschaft das höchste und vorbildlichste geleistet ist, was ein Kulturvolk bis heute zu schaffen in der Lage war. Die Technik und Organisation der weit vorgeschrittenen „höhern" Landwirtschaft Belgiens sind auch für den deutschen Landwirt heute noch vorbildlich.

Es gibt in Belgien keine extensiven, sondern nur intensive Betriebe, seien sie arbeits- oder kapitalintensiv; von beiden Produktionsfaktoren, Arbeit wie Kapital, wird überall in der belgischen Landwirtschaft der weitgehendste Gebrauch gemacht. Daß ein großer Teil der belgischen Wirtschaften mit einer wahren Verschwendung von menschlicher Arbeitskraft betrieben wird, ist verständlich, wenn man bedenkt, wie klein die meisten Betriebe sind und welch dichte Bevölkerung jenes Land aufweist. Daß bei einer so weitgehenden Aufteilung des Bodens, wie sie in Belgien erreicht ist, und bei Verwendung so vieler Arbeitskräfte, die oftmals mit nichts in Rechnung gesetzt werden, die Ackerkultur und Leistungsfähigkeit einer Landwirtschaft bis ins erstaunliche gesteigert werden kann, ist zu begreifen. Daß auch die größern belgischen Wirtschaften weit arbeitsintensiver getrieben werden können, als das in den Nachbarländern möglich ist, liegt in dem großen Arbeiterangebot und den billigen Arbeitslöhnen, die in der belgischen Landwirtschaft bezahlt werden. Und was die Heranziehung von Kapital angeht, so ist ein Mangel oder eine unzureichende Verwendung desselben in jenen Wirtschaften, in denen das Kapital für die Produktion eine größere Rolle als die Arbeitskraft spielt, in der belgischen Landwirtschaft unbekannt. Kein belgischer Pächter wird je einen Hof übernehmen, zu dessen intensiver Bewirtschaftung er nicht ausreichendes Kapital besäße.

Intensiv nennt man einen Wirtschaftsbetrieb, wenn im Verhältnis zum Wert des Grundkapitals das Betriebskapital hoch, extensiv dagegen, wenn das Betriebskapital niedrig ist. Der intensive Betrieb kann so eingerichtet werden, daß entweder mehr sachliches Betriebskapital, oder so, daß die Arbeitskräfte schärfer herangezogen werden; doch beruhen der kapitalintensive wie auch der arbeitsintensive Betrieb auf dem gleichen Prinzipe: denn bis zu einem gewissen Grade können sich das Betriebskapital und die menschliche Arbeit in dem Streben nach der Ertragssteigerung gegenseitig vertreten und ersetzen. In Belgien gibt es nur intensive Wirtschaften, extensive Betriebe, in denen man sucht, bei Verwendung von möglichst wenig Arbeit und Kapital zu einer mäßigen Rente zu kommen, sind in diesem Lande nicht anzutreffen.

„Die Kunst des höhern Ackerbaues", sagt Thaer, „besteht darin, dem Boden eine schnelle und starke Hervorbringung abzunötigen, ihm dann aber einen großen Teil des Hervorgebrachten, nachdem es zur Nahrung des Viehes gedient, wiederzugeben

und sogleich eine neue Produktion von ihm zu fordern. Je mehr diese Produktionen Schlag auf Schlag folgen, desto höher ist die Kunst bei einem Volke gestiegen, und dies findet sich wohl nirgends vollkommener als bei den Belgen, wo man nie ein leeres Feld sieht als das, auf welchem soeben der Pflug beschäftigt ist."

Ist auch nicht alles aus der belgischen Landwirtschaft in deutsche Verhältnisse übertragbar und nicht alles für Nachahmung empfehlenswert, so bietet doch die Technik und Organisation in den belgischen Wirtschaften so viel Lehrreiches und Vorbildliches, daß kein deutscher Landwirt es für überflüssig zu halten braucht, beim belgischen Nachbar in die Lehre zu gehen. Wer zu sehen, zu fragen und zu hören versteht, wird noch heute, wie Schwerz vor hundert Jahren, die tiefsten Geheimnisse und die feinsten Feinheiten der Landbaukunst in Belgien erfahren können.

Wie das bei einem Lande so alter Agrarkultur natürlich und nicht anders zu erwarten ist, kennt man in der belgischen Landwirtschaft keinerlei feste Wirtschaftssysteme. Je nach der augenblicklichen Marktlage richtet der Landwirt seine Acker- oder Viehwirtschaft ein und sucht dadurch zu dem denkbar größten Erfolge seiner Arbeit zu kommen. Daß er dabei nicht alle Regeln und Grenzen einer vernunftgemäßen Produktion überschreitet, ist selbstverständlich. Er wird auch bei seiner freien Wirtschaft überall und jederzeit von der Art seines Ackerbodens, von der Ausdehnung seiner Weideländereien, von der Größe seiner Wirtschaftsräume, von den Arbeiterverhältnissen, von Ortsgebräuchen u. a. mehr oder minder abhängig bleiben. Immerhin ist die belgische Landwirtschaft viel zu weit fortgeschritten, als daß man heute noch in ihr verschiedene Gegenden mit typischen Fruchtfolgen oder einer feststehenden Form der Nutzviehhaltung antreffen könnte.

Schon zu Schwerz' Zeit banden sich die belgischen Landwirte an keine festen Fruchtfolgen mehr. Alle Fruchtfolgen bei einem Volke beschreiben wollen, sagt er, das freie Wirtschaft treibt, wäre ein ebenso weitläufiges wie überflüssiges Unternehmen: denn die Wirtschaft wär nicht frei, wenn man nicht triebe, was man wollte.

„Hast du Überfluß an Dünger und scheust keine Arbeit, keine Kosten, so treibe freie Wirtschaft, das ist: säe, was du willst und so oft du willst, jedoch mit bescheidener Rücksicht auf die Natur deines Bodens."

Für eine Übersicht über die belgische Landwirtschaft ist ein Anklammern an gewisse Ackersysteme nicht möglich; sie würde zu keiner klaren oder zu falschen Vorstellungen von der Betriebsweise der dortigen Wirtschaften führen.

Eine Einteilung der belgischen Landwirtschaft in mehrere verschiedenartige Regionen ist jedoch dadurch erleichtert, daß die für die Betriebsverhältnisse sehr ausschlaggebenden Bodenverhältnisse in Belgien charakteristische Unterschiede aufweisen und daß die einzelnen Bodenarten meist zusammenhängende Gebiete bilden, die sich mehr oder minder scharf voneinander trennen lassen.

Im Anschluß an die Bodenverhältnisse sollen im nachfolgenden nacheinander behandelt werden: Die Betriebsverhältnisse

1. in den Dünen,
2. in den Poldern,
3. in der Campine,
4. auf den flämischen Sandböden,
5. auf den sandigen Lehmböden Flanderns,
6. in Mittelbelgien,
7. im Land von Herve,
8. im Condroz,
9. in den Ardennen,
10. in Niederluxemburg.

1. Die Betriebsverhältnisse in den Dünen.

Der Dünensand ist für Kulturzwecke mit der undankbarste Grund, den man in Belgien antreffen kann; er kommt gleich hinter dem nackten Gestein der Ardennen zu stehen. Die Ausdehnung des belgischen Dünengürtels ist nicht groß; er umfaßt etwa 3740 ha. Auch in diesen unfruchtbaren Boden hat der Fleiß der Bewohner jenes Landes Kultur gebracht. Alles, was etwas unter Wind liegt, geschützt durch die gegen das Meer vorgelagerte erste Dünenkette, wird zu Kulturzwecken in Angriff genommen. Man wäre auf falscher Fährte, wenn man sich ein armseliges Volk in jenen Dünen hausen dächte, das im Schweiß seines Angesichts etwas magern Roggen und wenige Kartoffeln dem Boden abzuringen sucht. Die Dünen sind ganz im Gegenteil in hoher Kultur und, soweit sie bebaut werden, zum großen Teil in hochintensiver Gartenkultur. Von Ackerfrüchten werden nur Roggen, Hafer und Kartoffeln in den Dünen gebaut. Der Kartoffelbau geht aber meist schon in die eigentlich gärtnerische Nutzung über, indem man in sehr sorgfältig vorbereiteten Feldern schmackhafte Frühkartoffeln baut, die man so früh wie möglich auf den Markt bringt und als feine Speisekartoffeln zu hohen Preisen verkauft.

Die Entwicklung der Dünenkultur ist gekommen mit dem Aufblühen der belgischen Badeorte, die heute den ganzen Nordseestrand in kurzen Abständen voneinander umkränzen. Die Zeit ist noch nicht so lange her, daß viele dieser Bäder gar nicht bestanden und daß die Wege längs der Küste und durch die Dünen nur mühsam passierbar waren. In jener Zeit lebten in jenen Dünendörfern, die heute in hoher Gartenkultur stehen, Fischersleute und arme Dünenbäuerlein. Bei einem Gärtner in Middelkerke habe ich auf dem Solder noch die Netze sehen können, mit denen der Großvater seinerzeit auf Fischfang und Krabbenfang auszog. Der Enkel ist heute ein wohlsituierter Handelsgärtner, der diese Netze als historische Reliquie aufbewahrt, um seinen Kindern und Kindeskindern zeigen und erzählen zu können, welch gewaltige Veränderung in das Leben ihres Heimatdorfs in wenigen Jahrzehnten gekommen ist. Er hatte noch die ganze Entwicklung mitgemacht und wußte von der Zeit zu erzählen, in der Ostende zur Blüte gelangte und der dortige Markt anfing, immer mehr Gemüse und andre Nahrungsmittel zu fordern. Da hatte man mit dem Gemüsebau in den Dünen angefangen, und alle Woche waren die Leute aus seinem Dorf und von noch weiter her mit Gemüse beladenen Eseln auf ausgetretenen Fußpfaden durch die Dünen nach Ostende zum Markt gezogen. Langsam dehnte sich der Gartenbau weiter aus, und dann kamen Straßen und gepflasterte Wege, die Eisenbahn, der steinerne Deich, die elektrische Bahn, und ein Badeort entstand neben dem andern. Heute sind die Dünenbewohner fast alle Gärtner, groß und klein, und verdienen im Sommer, wenn die Juli- und Augustsonne das Leben am Strand erweckt, durch den Absatz ihrer Gemüse an die großen Hotels und vielen Restaurants, an Badegäste und alles sonstige Volk, das im Sommer zur Küste kommt, viel Geld.

Die meisten dieser Dünengärtnereien sind ganz kleine Betriebe von einigen Aren bis zu 3—4 ha; in der Regel kann man sich darum ohne fremde Arbeitskräfte behelfen. Man produziert von allen Sorten Gemüsen etwas, so wie der Markt es verlangt. Auch der große Gärtner, der vielleicht 3 ha in Kultur hat, muß sich nach den eigentümlichen Marktverhältnissen richten. Er kann nicht große Tomatenplantagen oder Gurkenbau im großen als Spezialität treiben, sondern muß jedesmal, wenn er zu Markt

fährt, sein Wägelchen volladen mit Kartoffeln und Salat, Petersilie und Möhren, Erbsen und Bohnen, Kohl und Endivien, Sellerie, Spinat, Radies, Zwiebeln und was in der Küche noch sonst verlangt wird. Die Gärtner sehen in diesen eigentümlichen Marktverhältnissen, denen sie auf der einen Seite ja ihre Einnahmen zu verdanken haben, anderseits eine große Schattenseite ihres Berufs, da sehr leicht Überproduktion an dem einen oder andern Artikel entstehen kann, und dann die Preise schnell fallen.

Der Gemüsebau in den Dünen dehnt sich heute stark aus, und der Markt in Ostende ist immer sehr stark beschickt. Da kann es leicht vorkommen, daß an einem Gemüse ganz zufällig solch großes Angebot ist, daß die Gärtner gezwungen sind, es zu jedem annehmbaren Preise loszuschlagen, um es nicht verderben zu lassen. Für Produktion im großen zum Verkauf nach weiterabliegenden Orten ist die Dünengärtnerei nicht geeignet; das liegt in der eigenartigen Art des Marktes, der, wie gesagt, jederzeit von jeder Sorte Gemüse etwas haben will und die Gärtner zwingt, ihr Land in viele kleine Teile zu teilen und eine Unmenge verschiedener Gemüse nebeneinander zu bauen. Spinat und Sauerampfer, Radieschen, Rüben, Möhren, große Kartoffelpflanzen und Kohlköpfe stehen in regelmäßigen Beeten nebeneinader, und auf der schwarzen Düngererde grünen ihre Blätterbüschel. Wie Soldaten bei der Parade stehen die Reihen von Salat, Zwiebel, Lauch, Sellerie, in gerader Linie mit der Richtschnur abgesteckt, und junge Erbsen und Bohnen ranken sich am trocknen Reisig in die Höhe, um sich im Sommer in einen buschigen Wald zu verwandeln. Nirgends sieht man ein Unkräutchen. Die Gemüsegärten sind wie große Teppiche mit regelmäßigen Mustern, die an jedem Tag sorgfältig ausgebürstet werden.

Der Hauptgartenbau liegt zwischen Ostende und Nieuport, doch auch weiterab findet man noch viel Dünenland in Kultur, so namentlich bei La Panne an der französischen Grenze, wo man sehr starken Anbau von Frühkartoffeln treibt.

All diese Gärtner halten ein oder zwei Kühe, Ziegen und Schweine, und wo das Geld dazu reicht, einen Maulesel oder ein Pony, um damit zu Markt zu fahren. Wer weniger reich gebettet ist, fährt mit der Hundekarre.

Alles in allem ein merkwürdiges Stück belgischer Bodenkultur, wo der Fleiß der Küstenbewohner hier im sterilen Dünensand und ewig wehenden Nordseewind auf der Scheide von Meer und Land ein feines und reiches Gartenland geschaffen hat.

2. Die Betriebsverhältnisse in den Poldern.

Gleich hinter dem Dünengürtel liegt das Polderland, der von Natur fruchtbarste Boden Belgiens. Auch die Polderregion umfaßt im Verhältnis zur Landesoberfläche nur ein kleines Gebiet (etwa 97 400 ha), das in seinem Charakter aus dem Bilde, das die belgischen Kulturböden insgesamt darbieten, etwas heraustritt. Es ist ein abgeschlossen für sich liegender Streifen Landes, der weder mit den Dünen auf der einen Seite, noch mit den flämischen Sandböden auf der andern Seite die geringste Ähnlichkeit aufweist. Wer mit der Eisenbahn Belgien durchquert, wird, sobald der Zug aus Brügge herausfährt, in der Richtung nach Ostende zu bald hinter Brügge den Polderboden wahrnehmen, einen schweren, grauen, klumpigen Ackerboden.

Die Wirtschaften sind im Mittel 30—40 ha groß: es gibt kleinere von 10—20 und auch einzelne größere von 50—60 ha; Parzellenbesitz ist hier nicht anzutreffen, da die Beackerung des schweren Bodens reichliches Ackergerät und Angespann voraussetzt,

wie es nur der größere Bauer zu halten in der Lage ist. Die Mächtigkeit des Marschbodens schwankt zwischen 30 cm und 2 m; darunter liegt vielfach Moor oder Sand.

Der Boden der Polderregion ist zum Teil in Ackernutzung, zum Teil dient er als Fettweide; letzte findet sich namentlich in sehr ausgedehnten Flächen im Land von Veurne-(Furnes-)Ambacht, das ist das Land, das sich vom Städtchen Veurne (Furnes) nach Dixmude zu erstreckt und wie ein vorgeschobener Zipfel der Polderregion in die flämischn Sandböden hineinreicht.

Der landwirtschaftliche Betrieb in den Polderwirtschaften ist äußerst vielseitig; man treibt intensiven Ackerbau, daneben Milchviehhaltung mit Meierei, Viehzucht, Pferdezucht, Schweinezucht, und wo die Weiden ausreichen, Fettgräserei. Man verkauft dementsprechend sowohl Produkte der Ackerwirtschaft, als der Viehhaltung und arbeitet im allgemeinen mit großen, umlaufenden Kapitalien.

Als Typus einer Wirtschaft mit verhältnismäßig wenig Fettweiden, im Osten der Polderregion, sei ein Hof von 40 ha genannt. Die Verteilung des Landes ist folgende: 10 ha Weide, 3 ha Heuland, 3 ha Roggen, 4 ha Gerste, 5 ha Weizen, 4 ha Hafer, 3 ha Pferdebohnen, 1 ha Flachs, 1 ha Futterrüben, 2 ha Kartoffeln, 2 ha Klee, 2 ha Brache.

Von diesen Früchten kommen auf den Markt: Die gesamte Gerste, zwei Fünftel des Weizens, die Hälfte des Hafers, der gesamte Flachs und etwa ein Viertel der Kartoffelernte; der große Rest wird verfüttert. Der Flachs wird gewöhnlich auf dem Felde verkauft, vom Käufer gezogen und zur Weiterbearbeitung forttransportiert.

Die meisten Polderwirtschaften treiben auch etwas Zuckerrübenbau, was hier wegen zu großer Entfernung der Eisenbahn nicht geschah.

Der Viehbestand umfaßte 10 Milchkühe, 2 Stiere, 10 Jährlinge, 10 Kälber, 10 Fettochsen oder -Kühe, 4 erwachsene Pferde, 2 achtzehn Monate alte Pferde, 2 Füllen und 6 Sauen; dazu eine ziemlich große Zahl Geflügel. Die Rindviehhaltung macht sich gut bezahlt, da man die jungen Tiere mit 1½ und 2 Jahren leicht und zu guten Preisen an die Milchbauern in andern Provinzen und das Fettvieh jederzeit glatt nach den belgischen Städten verkaufen kann. Ebenso geht der Absatz von drei bis vier Monat alten Ferkeln glatt nach andern Provinzen, und junge Pferde mit 1½ Jahren werden von den kleinen flämischen Sandbauern aufgekauft, die mit ihnen bei sich die Feldarbeit verrichten. Also jede Art von Viehzucht findet in den Poldern dankbaren Boden, da die Nachfrage nach jungen Tieren überall groß ist und die Polderweiden Raum genug bieten, um Jungvieh zu halten.

Die Ställe, vielfach nach friesischem Modell gebaut, bieten genügend Raum, um das viele Jungvieh auch über Winter unterbringen zu können.

Die Einnahmen und Ausgaben dieser Wirtschaft zeigten folgendes Bild:

12 000 kg Gerste (100 kg = 13,60 ℳ)	1 632 ℳ
7 000 „ Hafer (100 kg = 12,00 ℳ)	840 „
6 000 „ Weizen (100 kg = 12,00 ℳ)	720 „
8 500 „ Kartoffeln	400 „
1 ha Flachs	720 „
Milch (10 Kühe zu je 288 ℳ jährlichen Bruttoertrag) . .	2 880 „
10 Stück Fettvieh	2 800 „
2 fette Stiere	640 „
Übertrag . . .	10 632 ℳ

Übertrag . . .	10 632 ℳ
2 Pferde, 18 Monate alt	1 200 „
80 Ferkel zu je 16 ℳ	1 280 „
Eier	400 „
zusammen Verkauf . . .	13 512 ℳ

Pacht, 40 ha zu je 80 ℳ	3 200 ℳ
Arbeitslohn an fünf Arbeiter je 400 ℳ	2 000 „
100 Tage Sommerarbeit zu je 3,20 ℳ	320 „
10 000 kg Superphosphat (100 kg = 4 ℳ)	400 „
3 000 „ Chilesalpeter (100 kg = 22 ℳ)	660 „
2 000 „ Leinkuchen (100 kg = 16 ℳ)	320 „
Geräte, Neuanschaffung, Reparatur	800 „
Haushalt	2 400 „
zusammen Einkauf . . .	10 100 ℳ

Diese von einem Landwirte mitgeteilten Zahlen können natürlich nur ein ungefähres Bild von den Einnahmen und Ausgaben einer dortigen Wirtschaft geben; sie sind aber insofern sehr interessant, als sie den Typus der dortigen Wirtschaften sehr gut wiedergeben und auch einen Einblick in die landesüblichen Preissätze gewähren.

Nun noch ein Betrieb aus Veurne-Ambacht, in dem Ackerbau und Fettgräserei gleich starke Bedeutung nebeneinander haben. Eigentliche Fettweider, die nichts als dies eine Geschäft betreiben, gibt es in Veurne-Ambacht außer einigen Rentiers, die es aus Liebhaberei treiben, nicht. Die Fettweiden gehören zum überwiegenden Teile zu Wirtschaftshöfen, die oft stundenweit davon entfernt liegen. Der Bauer setzt sein Vieh in diese Weiden hinein, bittet den benachbarten Herberghalter an der Landstraße, von Zeit zu Zeit danach zu sehen, und kommt selbst alle Woche, um sich nach dem Befinden seines Fettviehs umzusehen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht den ganzen Sommer über im Freien. Man rechnet, etwa zwei Stück Großvieh auf 1 ha fettmästen zu können. Die Butterbereitung geschieht in den Poldern stets auf den Bauernhöfen. Für Molkereien besteht nach Ansicht der Bauern hier kein Bedürfnis, da sich der Verkauf der Butter stets glatt an eine gut zahlende Privatkundschaft vollzieht. Viel üblich ist es auch, Butter im Sommer einzulegen, um sie im Winter zur Zeit der hohen Preise zu verkaufen.

Dieser Betrieb bei Veurne umfaßte: 24 ha Weide, 3 ha Heuland, 10 ha Hafer, 9 ha Weizen, 2 ha Flachs, 2 ha Klee, 1 ha Kartoffeln, 3 ha Pferdebohnen, 5 ha Futterrüben, 2 ha Erbsen, zusammen 61 ha.

Wie man sieht, tritt hier der Anbau von Futterpflanzen zur Unterhaltung des Viehbestandes noch mehr hervor als in der oben beschriebenen Polderwirtschaft. Verkauft wurden vom Acker etwa die Hälfte des Hafers, die Hälfte des Weizens und der Flachs; alles übrige wurde in der Wirtschaft verbraucht. Die Bearbeitung und Düngung des Bodens sind sehr intensiv. Die Zeiten, in denen man dank der natürlichen Bodenfruchtbarkeit des Schwemmlandes mit Dünger sparen konnte, sind für diese mehrere hundert Jahre alten Polder längst vorüber. Heute wird überall stark mit Stalldung und Handelsdünger gearbeitet. Man benutzt in den Poldern viel Maschinen, wozu der ebene, steinlose Boden ebenso einlädt, wie die schlechten Arbeiterverhältnisse jener Gegend dazu zwingen. Man sät und mäht mit Maschinen, drischt mit Dampf und benutzt

zum Schälen der Acker Dreischarpflüge, die man komischerweise mit dem Namen „Rudsack" belegt hat, nach der Aufschrift des deutschen Fabrikanten Rud. Sack.

Der Landwirt auf oben genanntem Hofe von 61 ha trieb eine äußerst intensive Viehhaltung; er hielt 16—18 Milchkühe, 20 Stück Jungvieh, 20 Kälber, 2 Stiere, 28 fette Rinder, 5 Pferde, 3 Jährlinge, 4 Füllen, 3—4 Sauen, wovon er 40—50 Ferkel zog, außerdem 200 Hennen und eine Anzahl Bienenkörbe.

Die Einnahmen dieser Wirtschaft setzten sich etwa folgendermaßen zusammen:

16 000 kg Hafer	2 048 ℳ
12 000 „ Weizen	1 632 „
2 ha Flachs	1 440 „
17 Kühe zu je 3500 kg Milch (= 130 kg Butter zu je 2,16 ℳ)	4 774 „
28 fette Rinder zu je 400 ℳ	11 200 „
3 junge Pferde zu je 720 ℳ	2 160 „
40 Ferkel zu je 17,60 ℳ	704 „
Hühner und Eier	2 400 „
Honig	160 „
zusammen Einnahmen	26 518 ℳ

Das Ausgabenkonto buchte folgende Beträge:

3 feste Arbeiter zu je 480 ℳ	1 440 ℳ
1 Knecht zu 192 ℳ + Kost 292 ℳ	484 „
2 Mägde zu je 173 ℳ + Kost zu je 292 ℳ	930 „
Sommerarbeit	832 „
zusammen Arbeitslöhne	3 686 ℳ
Pacht von 50 ha Acker und gewöhnlicher Weide zu je 88 ℳ und von 11 ha Fettweide zu je 176 ℳ	6336 ℳ
Polder- und Deichabgaben	80 „
40 000 kg Thomasschlacke	1 440 „
10 000 „ Chilesalpeter	1 840 „
20 000 „ Mais	2 240 „
15 000 Leinkuchen	2 040 „
5 Kälber zu je 44 ℳ	220 „
4 Jährlinge zu je 320 ℳ	1 280 „
Geräte, Neuanschaffung, Unterhalt	640 „
Haushalt	1 600 „
Gemeindesteuern	240 „
Staatssteuern	320 „
Verschiedene Unkosten	800 „
zusammen Ausgaben	22 762 ℳ

Diese Zahlen bieten ein vorzügliches Bild einer typischen belgischen Polderwirtschaft. Man kann sich nach ihnen eine sehr gute Vorstellung von dem Umfange der einzelnen Wirtschaftszweige und von ihrem Verhältnisse zueinander machen. Für weitergehende Berechnungen, etwa für die Feststellung der Rentabilität eines solchen Betriebs, sind sie kaum verwertbar. Die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben ist durch-

aus willkürlich angenommen, viele Angaben sind schätzungsweise gewonnen, manches vielleicht zu hoch angegeben und andres ganz vergessen.

Im allgemeinen gilt für die Polderwirtschaften heute als Regel, daß sie sich gut rentieren, wenn sie sich die guten Konjunkturen im Vieh-, Pferde- und Schweinehandel zunutze zu machen wissen. Auf dem Gebiete liegt für den belgischen Polderbauern die Aussicht, vorwärts zu kommen. Die Ackerwirtschaft trägt ihm im allgemeinen keine goldnen Früchte; dafür fehlt es vor allem zu sehr an Arbeitern, und auch das Interesse und die Kenntnisse der dortigen Landwirte reichen im Ackerbau entfernt nicht an das heran, was in andern gleich großen belgischen Betrieben, also z. B. in den Ackerwirtschaften Mittelbelgiens, durch die Landwirte geleistet wird. Der schwerfällige Charakter des Polderbauern kann sich eben doch nirgends verleugnen; wie jeder Mensch ein Kind seiner Scholle ist und jeder Bauer den seinem Boden entsprechenden Charakter trägt, so ist der Polderbauer schwer und zäh, wie der Boden, den er bebaut.

3. Die Betriebsverhältnisse in der Campine.

Was man Campine nennt, ist die Nordostecke Belgiens, und zwar die ganze Provinz Antwerpen sowie von der Provinz Limburg die nördliche Hälfte. Diese Landschaft setzt sich nördlich der niederländischen Grenze fort, doch trägt sie hier nicht mehr den Namen Campine. Man spricht in niederländisch Nordbrabant von der „Peel" und nennt „Kempen", was südlich der Landesgrenze liegt.

Das Wort Kempen bezeichnet ein unbebautes Land, worauf das Vieh der Einwohner zusammen auf die Weide getrieben wird. Die Grenze der Campine wird im Westen durch die Schelde, im Osten durch die Maas, im Norden durch die holländische Grenze und im Süden durch die Linie Bilsen, Hasselt, Diest, Aerschot, Mecheln (Malines) und Antwerpen (Anvers) gebildet.

Die Campine ist vor Jahrhunderten, ja selbst noch vor einigen Jahrzehnten eine Landschaft gewesen, die zu den sterilsten und wertlosesten Gegenden Europas gezählt wurde; eine weite Ebene, die nur hier und da durch Sümpfe und kleine, dünenähnliche Sandhügel unterbrochen wurde; ein weit ausgedehntes ödes Heideland, auf welchem sich nur in großen Abständen Dörfer erhoben, die von bebauten Feldern umgeben sind. Etwa den vierten Teil nahmen unbebaute Ländereien ein, auf deren magerm Kieselboden nicht einmal Fichten oder Wacholderbäume von selbst gediehen. Das vorherrschende Gewächs war neben einigen Ginsterarten das Heidekraut. So sah es früher in der Campine aus. Die letzten Jahrzehnte haben das Aussehen der Campine völlig verändert. Auch heute noch liegt dort viel unkultivierter Boden, nach den Angaben von 1895 in der Provinz Antwerpen 38 065 ha = 16 %, und in Limburg 39 388 ha = 18 % der Provinzoberfläche. Aber 50 Jahre früher waren es in Antwerpen 56 762 und in Limburg 68 807 ha; man sieht daraus, in welchem schnellen Schritte die Entwicklung der Bodenkultur in der Campine erfolgt ist.

Wer heute die Campine betritt, wird verwundert sein, was ihm über jenes Land bekannt geworden ist, so gar nicht bewahrheitet zu finden.

Der Norden der Provinz Brabant, namentlich die Gegend von Diest, Aerschot und Mecheln, steht in hoher Kultur, alles Land ist bebaut, vielfach in gärtnerischer Nutzung. Längs der kleinen Flüsse Demer und Nethe, die die Provinz Antwerpen durchströmen, sieht man ausgestreckte, fruchtbare Weiden; weiter im Norden am Maas-

Scheldekanal große Flächen mit Kunstwiesenbau und Pappeln; im Nordosten der Provinz Antwerpen viel Teich und Moraſt und im Norden Kiefernwald und Heide. Ebenso in Limburg, überall, wohin man kommt, Acker, Wiesen und Wälder; selbst auf den unfruchtbaren Böden nördlich Hasselt viel junge Aufforstungen und im Norden der Provinz, gegen die holländische Grenze hin, mitten in der Heide ausgestreckte Rieselwiesen, wie z. B. im Trappistenkloster bei Achel.

Jene Zeiten, aus denen berichtet wird, die Campine wäre eine große Sandwüste, in der die Dörfer wie Oasen liegen, sind vorüber. Heute führt der Weg von Dorf zu Dorf durch Roggen- und Haferfelder, an Wiesen und Tannenwaldungen vorbei, und wo einst der Weg von Dorf zu Dorf eine Stunde und länger dauerte, ohne daß man menschliche Wohnstätten unterwegs antraf, da haben sich heute langausgedehnte Ortschaften entwickelt, und mitten im Land, außerhalb der Dörfer, hat sich bald hier, bald dort ein junger Bauer sein Haus gebaut, einen Garten gepflanzt und mit Weib und Kind, Knecht und Vieh Leben in die ländliche Einsamkeit gebracht. Viele Teile der Campine nehmen heute mehr und mehr den Charakter des benachbarten Flanderns mit seiner altehrwürdigen Kultur an; und ist der Kampf ums Dasein in der Campine auch härter noch als in Flandern, da der Boden und das Klima ungünstiger und die Abgelegenheit vom Markt und den großen Verkehrsstraßen und Städten größer ist, so sind doch auch die Menschen hier von besonderer Zähigkeit, Anspruchslosigkeit und Ausdauer, um diesen Kampf aufzunehmen.

Die Campine ist jener Teil Belgiens, in dem das rein landwirtschaftliche Element in der Bevölkerung und im Wirtschaftsleben mehr hervortritt als in allen andern Teilen Belgiens. Es gibt auch hier Industrien und Städte, aber im Vergleich zu den andern belgischen Provinzen sind diese wenig entwickelt und vermögen der Nordostecke des Landes den Charakter eines vorwiegend agrarischen Landesteils nicht zu nehmen.

Wie lange noch? Wer kann das sagen? Man hat kürzlich Kohlenlager in der Campine entdeckt. Die Kohlen sitzen tief, aber anscheinend doch nicht zu tief, um dazu gelangen zu können. Wenn der Eisenbahnzug heute durch die friedlichen ländlichen Fluren jenes Landes dahinrollt, sehen die Reisenden mit neugierigen Blicken zum Fenster hinaus, wo Baracken und Bohranlagen auftauchen, und vor ihrem innern Auge entsteht ein Land mit Kohlenzechen und Arbeiterdörfern, mit Fördermaschinen und Fabrikschornsteinen, da, wo heute noch alles die Ruhe und den Frieden ländlicher Beschaulichkeit atmet.

Die landwirtschaftlichen Betriebe der Campine sind in ganz überwiegender Zahl kleinbäuerliche Betriebe und Zwergbetriebe und meist in Bewirtschaftung durch ihre Eigentümer. Was man dort eine mittelgroße Wirtschaft nennt, besteht meistens aus 6—7 ha Acker und 3—4 ha Weideland, wozu oft noch einige Hektar Unland hinzukommen. Große Höfe, wie man deren einen oder einige in jedem Dorf antrifft, sind etwa 15—25 ha groß; in der Antwerpenschen Campine findet man in vielen Dörfern noch größere Höfe, bis zu 40 ha Ausdehnung, die durch Pächter bewirtschaftet werden. Sie gehören in der Regel zu einem in der Gegend seit alter Zeit liegenden Adelsbesitz oder zu einem der dortigen Klöster. In der limburgischen Campine findet man diese großen Pachthöfe seltener; wo dort ein größerer Hof liegt, gehört dieser meist einem wohlgestellten Bauern und besteht zur Hälfte und mehr aus Kiefernwaldungen. Die große Masse der Höfe in der Campine sind Zwergbetriebe von 3—4 ha und weniger. Sie werden durch den Bauern und dessen Angehörige mit Aufwendung vieler Arbeit

unterhalten, aber sind, zumal wo viel Kinder zu ernähren sind, oft zu klein, um die nötige Lebensnotdurft und Nahrung zu liefern. Man ist dann gezwungen, einen Teil des Lebensunterhalts außerhalb der eignen Wirtschaft hinzuzuverdienen, indem man beim Nachbar oder fernerab auf Arbeit geht. Diese intensiven Kleinbetriebe der kempischen Arbeiterbauern haben fast dasselbe Aussehen wie die große Zahl der Zwergbetriebe im alten Flandern.

Die Höfe liegen in der Campine über das Land hin verstreut, als Einzelhöfe oder auch um einen Dorfsmittelpunkt gruppiert: nie jedoch längs der Dorfstraße, Hof bei Hof, wie im Süden des Landes. Wohnhaus, Stall und Scheune bilden gewöhnlich ein Gebäude, das meist mit Stroh gedeckt ist. Die Türen zur Wohnung, zum Stall und die Einfahrt auf die Diele liegen auf der einen Längsseite des Hauses nebeneinander; über der Tür zur Diele ist das Strohdach etwas angehoben, daß ein volles Fuder hindurchfahren kann. Vor der Türe steht der Brunnen mit seinem langen Hebebaum und der Backofen. Kleinere Gebäude sind vielfach aus Holz und Lehm aufgebaut, größere Höfe ganz aus Steinen errichtet und mit einem Pfannendache gedeckt.

Macht man die Tür zur Wohnung auf, so steht man vor einem großen Raume, der als Küche, Speise- und Wohnraum dient. Über einem offnen Feuer hängt an eiserner Kette der Wasserkessel oder der große Kessel, in dem das Viehfutter warm gemacht wird. Mittels eines großen hölzernen Drehbaums, der in einer Ecke des Raumes steht, wird dieser Kessel vom Feuer fort und durch eine Tür in der Wand bis in den daneben liegenden Stall gebracht, wenn es Zeit zum Füttern ist. Auf neuern Höfen ist der ungeschlachte hölzerne Drehbaum durch eine eiserne Schiene ersetzt, auf der ein Rad läuft, das die Kette des Kessels trägt und diesen durch die Wand hin in den Stall rollt.

Die Zimmereinrichtung ist denkbar einfach: außer einem Tisch und ein paar Stühlen sieht man nichts als ein kleines Kruzifix und einige Zinn- oder Irdenteller über dem Herd und einige Bilder mit biblischen Darstellungen an den Wänden. Neben der Küche hat man in der Regel einen Platz zum Waschen und Buttern und ein oder zwei Schlafräume, die an Sauberkeit meist viel zu wünschen übriglassen.

Neben der Küche liegt in allen kempischen Bauernhäusern der Stall, in dem das Vieh Winter und Sommer über eingeschlossen bleibt. Da die Kuh für den Sandbauer der Campine nicht nur viel Milch, sondern auch viel Dünger produzieren muß, sind die Ställe als Tiefställe eingerichtet, in denen mit Stroh, Heidekraut, Tannennadeln, Erde und Blättern eingestreut wird. In vielen Wirtschaften wird die Stalltür Sommer und Winter zugehalten, im Winter wegen der Kälte, im Sommer wegen der Fliegen, was weder für das Vieh, noch für die dicht daneben wohnenden Bauersleute sehr gesundheitsförderlich ist. Das wird den Bauer der Campine aber nicht abhalten, seiner althergebrachten Wirtschaftsart treu zu bleiben; denn für ihn ist die Herstellung von vielem und gutem Stalldünger eins der ersten Erfordernisse seiner Wirtschaft.

Das Herbeischaffen der Einstreu geschieht zu einer Zeit, in welcher der Bauer keine andre wichtigere Arbeit in der Wirtschaft vorhat. Die Bauernhöfe in der Campine haben vielfach ein zum Hof gehöriges Stück Unland mehr oder weniger weit vom Hof entfernt oder einen Teil des unkultivierten Gemeindegrundes in der Nähe, von wo der Bauer im Sommer und Herbst Plaggen und Soden holt, die er zu Haus in einem Schuppen oder in freistehenden Haufen aufbewahrt. Solch ungepflasterter Tiefstall, wie er sich in allen dortigen Wirtschaften findet, erfordert sehr große Mengen trockner

Streu, wenn er sich nicht in kurzer Zeit in einen grundlosen Sumpf verwandeln soll. Um einen derartigen Tiefstall jahrüber trocken zu halten, reicht das Stroh vieler der kleinen Sandwirtschaften nicht aus, zumal mancher Bauer in der Campine einen Teil seines Strohes verkauft, und dann muß andre Einstreu herhalten.

Der Dünger aus solchem Tiefstall ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Das auf der Streu herumtretende Vieh arbeitet Stroh und Plaggen und Exkremente so durcheinander, daß die flüssigen Stoffe aufgesogen und die festen Exkremente mit der Streu gut durchmischt werden.

„Die Vorzüge der belgischen Behandlung des Mistes", schreibt Schwerz,[1]) „da, wo er in den Ställen aufbewahrt wird, sind unverkennbar. Hier, wo kein Regen etwas wegschwemmt, wo kein Strohhalm ist, der nicht fault, kein Kuhfladen, der verloren geht, kein Pferdeapfel, der an der Sonne dorrt, wo der Dünger in seinem vollen Fette reift, bis er im Stall selbst aufgeladen und unmittelbar und ohne Verlust eines Tropfens auf das Feld übergeht — — — So was, glaube ich, kann man wohl einen wahren Dünger nennen; und ihm schreibe ich hauptsächlich die Wunder zu, die ich bei den Belgen gesehen habe."

Die Herstellung des Stalldüngers und sparsame Aufhäufung aller tierischen Auswurfstoffe, wie sie in der Campine üblich sind, bieten ein Vorbild, wie ein fleißiger und haushälterischer Sandbauer Mittel und Wege finden kann, um für seinen schalen Sandacker die nötigen Düngestoffe in seiner Wirtschaft zu erzeugen. Es ist aber das System der kempischen Stalldüngerbereitung, wie noch manches andre in der belgischen Landwirtschaft, mehr beachtens- als nachahmenswert. Wo es sich um Erzeugung gesunden Viehes, reiner Milch und guter Butter und um ökonomische Verwendung der menschlichen Arbeitskraft handelt, wird man die kempische Stalldüngererzeugung nicht nachahmen dürfen; „sie paßt nur noch unter Verhältnisse und nach Gegenden, wo man", wie Thaer sich ausdrückte, „nichts als Himmel und Heide sieht, und wo die Menschen wissen, daß sie ohne diese Arbeit kein Brot zu essen hätten. Leben auf solchem Boden und unter solchen Verhältnissen einmal Menschen, nun, so ist es gut, daß sie von ihrem Fleiße leben können; und man muß sie nicht abschrecken dadurch, daß man ihnen zeigt, wie der Boden und ihre Arbeit schlecht lohnen, bevor man ihnen nicht einen Gegenstand oder eine Methode anweisen kann, wodurch sie mehr Vorteil erzielen können."

Was den Hauptteil der Campine-Wirtschaften ausmacht, ist die Stallwirtschaft. Der Stall erfordert die meiste Arbeit und Mühe, aus ihm kommt auch der Hauptteil, wenn nicht das Total der Wirtschaftseinnahmen. Auf 100 ha Kulturland zählte man in der Provinz Antwerpen 89, in Limburg 79 Stück Hornvieh. Rindvieh- und Schweinehaltung sind die beiden wichtigsten Zweige der Wirtschaft; die Ackerwirtschaft dient nur, um für die Ställe Futter und Streu zu beschaffen.

Die Sandwirtschaften der Campine haben somit einige Ähnlichkeit mit den kleinen Sandwirtschaften in den Niederlanden, in denen ebenfalls die Wirtschaftsregel gilt: „Gut Stall, gut überall", und wo alle Einnahmen aus der Stallwirtschaft gezogen werden. Und doch besteht ein Unterschied zwischen den niederländischen und den belgischen Sandhöfen, der sich selbst unter genau denselben Naturbedingungen, wie sie die Campine nördlich und südlich der Landesgrenze bietet, wie ein dicker Strich zwischen beiden Ländern

1) Schwerz a. a. O.

kenntlich macht. Die Mehrzahl der niederländischen Sandwirtschaften liefert die Milch des Kuhstalls an eine Genossenschaftsmolkerei und macht mit der zurückerhaltenen Magermilch Schweine fett. Das ist in großen Zügen der Charakter der niederländischen Sandwirtschaften. In Belgien kommen solche Wirtschaften wohl auch vor; sie bilden aber nicht den vorherrschenden Typus. Gutsmeierei, Viehzucht und vor allem Kälbermast geben den belgischen Sandwirtschaften ein völlig apartes, den Wirtschaften des Nachbarlandes unähnliches Gepräge. Es liegt auf der Hand, daß die Wirtschaftsbedingungen Belgiens, die von denen Hollands sehr abweichend sind, auf diese Eigenart der Campinehöfe sehr großen Einfluß haben: man denke nur an den großen Bedarf Antwerpens und Brüssels an erstklassigem Kalbfleisch u. a. Auch allerhand andre Faktoren tragen zur Herausbildung der Wirtschaftsart in den belgischen Sandwirtschaften, wie wir noch sehen werden, wesentlich bei.

Um die Größe des Viehstapels zu bezeichnen, sei eine Wirtschaft mit 6 ha Acker- und 4 ha Weideland im Osten der Provinz Antwerpen genannt, einer Gegend, in der viel Kälber fettgemacht und verkauft werden; dort hält man zehn Kühe, drei bis vier Mastkälber, die drei Monat alt verkauft werden, ein Kalb zur Aufzucht, zwei bis drei Schweine zum Schlachten und zwei bis drei für den Verkauf.

Ein Hof mit 12 ha Acker und 8 ha Weide bei Gheel (Provinz Antwerpen) besaß 12 Kühe, 4 Mastkälber, 1 Pferd mit Füllen und 4 Schweine. Auf einem andern Hofe bei Rethy (Provinz Antwerpen) mit 9 ha Acker und 4 ha Weide wurden gehalten 12 Kühe, 2 Stück Jungvieh, 1 Pferd, 3 Schweine und 3—4 Mastkälber, deren man im Lauf des Jahres etwa 20 fett machte.

Im Norden der limburgischen Campine, wo man an Stelle von Kälbermast Viehaufzucht treibt, hielt ein Bauer bei Peer auf 15 ha Acker und Weide 8 Milchkühe, 6 tragende Färsen, 7 junge Färsen, 1 jungen Stier, 5 Kälber zur Aufzucht, 1 Pferd und 3 Schweine. Ein andrer bei Petit-Brogel auf 14 ha Acker und Weide 6 Kühe, 2 junge Stiere, 4 Kälber, 10 Stück Jungvieh, 1 Pferd mit Füllen und 2 Schweine. Bei Neeroeteren hielt ein Bauer auf 20 ha Acker und Weide 10—12 Kühe, 8 Stück Jungvieh, 8 Kälber, 2 Pferde, 2 Sauen, 3—4 Schweine zum Fettmachen, 3 Schafe und 3 Ziegen. Ein kleiner Bauer bei Zonhoven auf 3 ha Acker und 2 ha Weide 4 Kühe, 3—4 junge Rinder, 1 Arbeitsochsen und 5—6 Schweine; bei Genck ein Bauer auf 15 ha Acker 1 Pferd, 11 Kühe, 8 tragende Färsen, 7 Kälber, 2 Schweine und 150 Schafe.

Es versteht sich, daß, um diesen großen Viehbestand satt zu machen, die Ackerproduktion äußerst stark angezogen und noch viel Futtermittel hinzugekauft werden müssen. Alles, was der Sandacker aufbringt, Roggen, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Rüben, Klee, Gras und im Herbst Stoppelrüben und Spergel, wird verfüttert. Je größer die Felderträge, um so mehr Vieh kann gehalten werden, und um so mehr Dünger gewinnt der Bauer, um seine Acker zu düngen. Es ist ein unausgesetzter Kreislauf vom Feld in den Stall, vom Stall ins Feld, und was an Pflanzennährstoffen in Form von tierischen Produkten aus der Wirtschaft herausgeht, muß durch Zukauf von Handelsdünge- und -Futtermitteln wieder ersetzt werden.

Die Verpflegung des Viehes erfordert viel Arbeit: dreimal täglich erhalten die Kühe warmes Futter, eine Suppe aus Wasser, Roggenmehl, Leinmehl oder anderm Kraftfutter und Rüben. In jeder Campinewirtschaft wird ein Teil des Ackers im Herbst mit Stoppelrüben und Spergel angesät, um über Winter Futter zu liefern. Wo das natürliche Grasland nicht zureicht, wie es meistens der Fall ist, um genug Grünfutter

im Sommer zu gewinnen, da läßt man um alle Äcker einen breiten Grasrain stehen, füttert mit Klee und Rübenblättern und sucht, sich so das nötige Futter fürs Vieh zu beschaffen.

Außerdem wird viel Futter hinzugekauft. „Früher war es eine Schande, Futter zu kaufen", sagte ein Bauer, „heute ist es eine Ehre."

Ein Bauer auf 15 ha kaufte im Jahr etwa 4000 kg Roggenmehl und Kleie, 1000 kg Baumwollsaatmehl und 300 kg Mais; ein andrer auf 14 ha 800 kg Leinmehl und 5000 kg Roggen- und Weizenkleie und Mais; ein dritter auf 20 ha 8000 kg Weizenkleie, 2000 kg Gerstenmehl und 1500 kg Mais. Das Roggenmehl und Gerstenschrot bekommen die Mastschweine, die Kleie sowie zugekaufte Kraftfuttermittel die Milchkühe, und der Mais ist für die Hühner bestimmt. Den Hafer gibt man oft ungedroschen und zu Häcksel zerschnitten an das Pferd; hier und da wird auch etwas Hafer verkauft, doch selten. Die wichtigsten Markterzeugnisse der Stallwirtschaft in der Campine sind Butter, Mastkälber, tragende Färsen und Schweine.

Das Molkereiwesen ist in der Campine stärker entwickelt als im ganzen übrigen Belgien, reicht aber doch an das, was in den benachbarten Provinzen der Niederlande auf diesem Gebiet erreicht ist, nicht entfernt heran. Im Osten der limburgischen Campine findet sich eine Unzahl kleiner Molkereien; weiter im Westen der Provinz und in der Provinz Antwerpen ist das Molkereiwesen weniger stark entwickelt. Man zählte im Jahr 1904 in Limburg 136, in Antwerpen 60 Molkereien, die zusammen mehr als zwei Fünftel der Molkereien des ganzen Landes ausmachen. Wo sich das Molkereiwesen stark entwickelt hat, ist es auch mit den Bauern im allgemeinen rasch vorwärtsgegangen; sie haben ihre Geldwirtschaft moderner eingerichtet, sind vom Krämerkredit frei geworden und haben ihre Wirtschaften neuzeitlich umgestalten können. Aber nicht überall hat das Molkereiwesen gleiche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Im allgemeinen kann man beobachten, daß die Molkereien in den Gegenden mit starker Kälbermast wenig Fortschritte gemacht haben. Die Magermilch der Molkereien eignet sich wohl zum Schweinemästen, aber zum Kälbertränken gilt sie im allgemeinen nicht als geeignet. Seit einigen Jahren ist die Rentabilität der Kälbermast gesunken, da das Angebot von Mastkälbern zu groß geworden ist; aber die Bauern in der Campine halten doch fest an ihrem alten Systeme: sie mästen Kälber und halten sich den Molkereien fern. Vielleicht wär es für viele Dörfer vorteilhafter, Molkereien zu gründen und mit der Magermilch an Stelle von Kälbern Schweine zu mästen; doch hält der konservative Sinn unter den Bauern sowie das Mißtrauen gegen die Unternehmer von genossenschaftlichen oder privaten Molkereien die Entwicklung des Molkereiwesens und damit den Fortschritt zu einer modernern, industriellen Landwirtschaft auf. Ein andrer Faktor, der dem Molkereiwesen stark hindernd in den Weg tritt, ist die große Verbreitung der Handzentrifugen auf den Bauernhöfen. Ein Bauer, der einmal die Ausgabe für solche Zentrifuge gemacht hat, ist sehr schwer dazu zu bewegen, die Maschine stillstehen zu lassen und seine Milch an eine Molkerei zu liefern. Man kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Verbreitung der Handzentrifugen machen. In Gheel beispielsweise zählte man im Jahr 1902 neben drei Genossenschaftsmolkereien 360 Handzentrifugen auf den umliegenden Bauernhöfen. Die Handzentrifuge gehört in vielen Gegenden des nördlichen Belgiens heute zu dem notwendigen Wirtschaftsgerät einer ordentlichen Wirtschaft. Man betrachtet die Zentrifuge als einen Beweis für den Wohlstand und die Intelligenz des Bauern, und mir ist ein Fall aus der Ant-

werpenschen Campine bekannt geworden, wo ein Bauer seine Tochter nicht heiraten lassen wollte, weil der Bräutigam noch keine Zentrifuge besaß.

Für die Leistungsfähigkeit der belgischen Zentrifugenfabriken und für die Redefertigkeit ihrer Geschäftsreisenden liefert die weite Verbreitung der Zentrifugen ein besseres Zeugnis, als für die Intelligenz der belgischen Sandbauern, denn für viele von ihnen wäre es zweifellos besser, sie lieferten ihre Milch an eine Molkerei oder sie wären bei ihrem alten System des Aufrahmens geblieben. Ich habe Zentrifugen in Wirtschaften antreffen können, die nicht mehr als vier Kühe im Stall hatten, wo also die Verwendung einer Zentrifuge der reinste Unsinn war.

Ob aus Molkereien oder aus Gutsmeiereien mit Zentrifuge und Schwingbutterfaß, in jedem Falle kommt aus der Campine ein großer Teil der belgischen Butter auf den Markt, und der Heimatsstolz des kempischen Dichters ist nicht unbegründet, wenn er ausruft:

Lang leev' en groeye en bloey 't gezegend Kempenland,
Daar vette boter geeft het schraal en mager land.

Die Kälbermast spielt in vielen großen und kleinen Wirtschaften der Antwerpenschen Campine sowie nordöstlich von Löwen, im sogenannten Hageland, eine sehr große Rolle in den Wirtschaftsbetrieben. Man mästet alles, was sich von der eignen Nachzucht dazu eignet, und kauft im übrigen nach Bedarf Kälber von acht Tagen zum Preis von 35—40 ℳ hinzu. Ein Bauer auf 12 ha Acker und Weide machte 20, ein andrer auf 4 ha Acker und Weide 10 Kälber im Jahr fett. Es gibt auch Ortschaften, wo die Kälbermast noch stärker betrieben wird und wo man gar keine Butter macht, sondern alle Milch an die Kälber gibt. Gewöhnlich bekommen die Kälber halbabgerahmte Milch, bisweilen auch Vollmilch. Viele Bauern lassen sie dreimal im Tag saufen, andre behaupten, man dürfe ihnen nur zweimal ihre Milch geben, weil sie dann mehr Hunger hätten und mit mehr Vergnügen söffen. Man gibt ihnen nichts als Milch, jedesmal 7—8 l, und gegen Ende der Mastsaison, die in drei Monaten abläuft, 10—14 l. Eier bekommen sie nur auf besondern Wunsch, wenn der Schlächter beispielsweise ein besonders schönes Osterkalb bestellt hat, das er mit 1,15—1,20 ℳ für 1 kg Lebendgewicht zu bezahlen bereit ist. In solchem Falle gibt man dem Kalbe vier Eier auf den Tag.

Die Kälber werden in kleinen, dunklen Ställen gehalten, in denen sie sich nicht umdrehen und nicht herumspringen können. Ruhe im Stall ist die Hauptsache beim Kälbermästen; an Licht und Luft läßt man es den Kälbern meist nicht fehlen. Ich erinnere mich allerdings auch eines Bauern bei Molenbeek im Hageland, der mir mit der größten Bereitwilligkeit Haus und Hof gezeigt und alle gewünschten Auskünfte gegeben hatte und der auf meine Frage, wo denn die Mastkälber wären, erklärte: Ja, die könnte er nicht sehen lassen. Warum? Weil beim unvorsichtigen Hereintreten in den Stall Licht hineindringen und das Fleisch der Kälber rot machen könnte! Das wollte ich natürlich nicht auf meine Verantwortung nehmen und ließ seine Kälber ungestört. Oft bindet man den Kälbern einen Maulkorb vor, um zu verhindern, daß sie sich gegenseitig lecken und dadurch den Magen voll Haare bekommen. Verluste durch Sterben kommen natürlich vor, aber doch nicht so häufig, daß sie das Mästen unrentabel machten.

Der Durchschnittspreis für drei Monat alte Mastkälber ist 100—120—135 ℳ, für Doppellender 120—140 ℳ; für 1 kg Lebendgewicht wird etwa 0,95—1,20 ℳ

bezahlt, und das Gewicht der Kälber beträgt 130—150 kg. Die Kosten für die Mästung sind recht erhebliche, und ich habe manchem Bauern ausrechnen können, daß er beim Kälbermästen Geld zusetze. Aber solche Berechnungen lassen den Bauern der Campine völlig kalt. Sein Betrieb ist nun einmal auf Kälbermast eingerichtet, eine Molkerei gibt es nicht in erreichbarer Nähe, und bei dem vielen Buttermachen und Schweinemästen kommt, wie er sagt, auch nicht viel heraus, und es macht sehr viel mehr Arbeit.

Wer kennt sie nicht, all diese Bauernweisheiten, die in vielen, vielen Fällen nichts als leere Worte sind! Ich fragte einmal einen alten Dorfeingesessenen, mit dem ich einen Kälbermäster besucht hatte, der uns all seine Gründe für und wider die Kälbermast auseinandergesetzt hatte, ob er glaube, daß dieser Bauer fest von dem überzeugt sei, was er uns erzählt hatte, worauf mein Begleiter entgegnete: „Seien Sie überzeugt, daß dieser Mann heute zum erstenmal in seinem Leben ernsthaft über sein Geschäft nachgedacht hat."

Man muß den Bauern kennen, um zu wissen, wie sehr er an seinen dicken Kälbern hängt und wie schwer es ihm sein würde, sich von dieser größten Freude und Augenweide seines Lebens zu trennen.

Die Milchviehhaltung ist, wie schon gesagt wurde, einer der wichtigsten Wirtschaftszweige der Campine. Milch und Butter bringen Geld ins Haus. Die Viehzucht spielt eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Das liegt in der Natur der Sache. Diese kleinen Sandwirtschaften mit ihren Tiefställen, worin das Vieh Winter und Sommer verbleibt, bieten kein günstiges Terrain für die Viehzucht. Viel Vieh wird von Holland importiert, um als Abmelkvieh aufgestellt zu werden; der größte Teil des Viehes in der Campine wird jedoch dortselbst erzeugt. Die einheimischen Kühe sind leicht gebaut und knochig, die Stiere mit drei Jahren ungeheuer massig und für die Mehrzahl der Kühe viel zu schwer. Man bedient sich darum oft jüngerer Stiere, die ihr Geschäft noch nicht ordentlich verstehen; die Kühe werden nicht immer trächtig, so daß man gezwungen ist, mit derselben Kuh öfters zum Stier zu gehen. Das ist für die Aufzucht wenig förderlich. In der limburgischen Campine, wo sich eher noch als in der Provinz Antwerpen Gelegenheit findet, das Jungvieh zeitweilig weiden zu lassen, werden hier und da tragende Färsen für den Handel herangezogen und für 240—300 ℳ das Stück verkauft.

Die Ziegenhaltung ist in der Campine gering; von Pferdezucht ist in den meisten Wirtschaften keine Rede. Man hält ein Pony oder ein billiges Arbeitspferd, wie man es beim Pferdehändler kaufen kann, treibt aber keine Zucht. Ganz fehlen tut es an Pferdezüchtern in der Campine jedoch nicht. Schweine züchten oder mästen die Bauern dort alle. Die Schweinehaltung ist ja so recht das eigentliche Geschäft des kleinen Sandbauern. Größere Ausdehnung nimmt die Schweinehaltung jedoch nur dort, wo sich das Molkereiwesen stark entwickelt hat. Wer Kälber mästet, hält sich Schweine meist nur für eignen Bedarf. Die Geflügelhaltung spielt in allen Wirtschaften der Campine eine beigeordnete, aber oft recht lukrative Rolle; hier und da beschäftigen sich die Bauern auch mit Imkerei.

Die Ackerwirtschaft wird in der Campine sehr intensiv getrieben, besonders auf die Düngung wird viel Sorgfalt verwandt, denn von ihr hängt auf den magern Sandböden der Erfolg der Wirtschaft ab. Als Ackerfrüchte kommen Roggen, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Klee, Futterpflanzen, Spergel und Stoppelrüben in Betracht. In der limburgischen Campine wird an Stelle von Hafer vielfach Sandhafer (Avena

strigosa), Evie, wie man ihn dort nennt, angebaut. Die Frucht war mir vorher auf Feldern noch nicht begegnet, und wie ich zum erstenmal durch Limburg reiste, war ich doch etwas entsetzt über das Aussehen der dortigen Haferfelder, in denen sich die magern bräunlichen Rispen auf grasfeinen Halmen wiegten, bis mir ein Limburger die Sache erklärte zugleich mit der Bemerkung, daß auf sehr trocknen und unfruchtbaren Böden, für welche der Stalldünger nicht zureicht, der Evie nachgewiesenermaßen bessere Erträge liefere als der Hafer.

Gut unterhaltene Äcker erhalten alle Jahre Stalldüngung, vielfach sogar zweimal im selben Jahre: die Fruchtfolgen sind der geringen Zahl der Ackerfrüchte entsprechend denkbar einfach. Man sät Roggen, im Jahr darauf Hafer oder Evie, danach Buchweizen und fängt dann wieder mit Roggen an; oder man sät Roggen, nach Roggen Hafer oder Kartoffeln und dann wieder Roggen.

Im Herbst kommen hinter die abgeerntete Winterfrucht Stoppelrüben, Möhren oder Spergel. Klee und Futterrüben werden auf kleinern Stücken nach Gutdünken in die Fruchtfolge eingeschoben. Die Ackerbestellung erfolgt so, daß der Acker gedüngt und gepflügt Roggen trägt: nach Aberntung des Roggens wird sofort nochmals Stalldünger aufs Land gebracht, untergepflügt und das Land mit Stoppelrüben bestellt. Sind diese abgeerntet, also etwa im Dezember, wird das Land noch vor dem Winter gepflügt. Im Frühjahr pflügt man nochmals, bringt wieder Stalldung herauf, pflügt, eggt und sät Hafer. Für die Kornfrüchte gibt man starke, für die Nachfrucht halbe Düngung. Das Pflügen des Ackers geschieht stets auf geringe Tiefe.

Wer diese Art der Ackerbestellung sich vergegenwärtigt, wird über den Arbeits- und Kostenaufwand, über die sogenannte Intensität der Feldbestellung, wohl verwundert sein: die Bauern in der Campine leisten in der Tat viel im Ackerbau, und doch sei gleich bemerkt, daß im Vergleich mit dem alten flämischen Landbau der kempische nur eine Vorstufe des höhern Ackerbaues genannt werden kann.

Schön ist es, solchen Ackerbau zu bewundern und sicherlich interessant, ihm zuzusehen; ob man ihn nachahmen soll, ist eine andre Frage. Es wird in Deutschland verhältnismäßig wenig Gegenden geben, wo man die Entwicklung der Ackerbaukunst in solch arbeitsintensiver Richtung wird befürworten können, wie sie die belgischen Landwirtschaften eingeschlagen haben.

Man glaube aber nicht, daß die Bauern der Campine nichts täten, als der Väter Ackerwirtschaft routiniert fortzusetzen. Ebenso wie der Ankauf von Kraftfuttermitteln ist der Handelsdüngerverbrauch in der Campine außerordentlich stark. Ein Bauer in der limburgischen Campine verwandte auf 15 ha Acker und Weide 2000 kg Thomasschlacke, 1250 kg Kainit und 150—200 kg Chilesalpeter; ein andrer gebrauchte auf 14 ha 2000 kg Thomasschlacke, 1500 kg Kainit und 100 kg Chilesalpeter im Jahr; ein kleinerer Besitzer auf 5 ha verwandte jährlich 750 kg Thomasschlacke, 750 kg Kainit und 50 kg Chilesalpeter.

Was die Einteilung der Felder angeht, so seien einige typische Wirtschaften als Beispiel angeführt. Ein Bauer bei Rethy (Antwerpen) hatte 3 ha Roggen, danach Stoppelrüben und Spergel, 3 ha Hafer, 3 ha Kartoffeln und Klee, 3—4 ha Weide und Wiese, 2 ha Gehölz, 16 ha Heide.

Von seinen Ackerfrüchten verkaufte er nichts als etwas Hafer; alles übrige wurde in der Wirtschaft verbraucht.

Ein andrer Besitzer bei Peer (Limburg) hatte $3\frac{1}{2}$ ha Roggen, danach $1\frac{1}{2}$ ha

Stoppelrüben und 2 ha Spergel, 2 ha Hafer, 1½ ha Evie, ½ ha Buchweizen, 1 ha Klee, ½ ha Kartoffeln, ½ ha Futterrüben, 5 ha Grasland, wovon er 3 ha zweimal mäht und 2 ha weidet, 20—25 ha Heide und Wald. Aus dieser Ackerwirtschaft wurde nichts verkauft.

Ein Bauer auf 14 ha in Limburg kultivierte 4 ha Roggen, danach 1½ ha Stoppelrüben, 2 ha Spergel, ½ ha Möhren, 1 ha Kartoffeln, 1 ha Hafer, 1½ ha Evie, ½ ha Buchweizen, ½ ha Spergel, 5 ha Grasland, wovon die Hälfte gemäht, die Hälfte geweidet wurde. Für Kleebau reichte sein Boden nicht aus, er mußte darum Spergel schon im Frühjahr säen, um Grünfutter für sein Vieh zu haben.

Ein andrer Bauer in Limburg hatte 5 ha Roggen, danach Stoppelrüben, Möhren und Spergel, 5 ha Hafer, darin Klee eingesät, ½ ha Kartoffeln, 1½ ha Klee, 20 a Futterrüben, 10 a Möhren, 10 a Raps, 7 ha Grasland, wovon 4 ha gemäht wurden, um Heu zu gewinnen.

Er verkaufte einen Teil seines Hafers und etwas Kleesaat. Von seinen 1½ ha Rotklee, die er um den 20. Juni herum zum erstenmal mähte, ließ er auf ½ ha den zweiten Schnitt bis Ende August oder Anfang September stehen und mähte ihn dann, um ihn zu trocknen und auszudreschen. Der Kleesaatbau in solch ganz kleinem Maßstab ist ein Betriebszweig, aus dem viele der kleinen belgischen Wirtschaften etwas Geld machen.

Schließlich sei noch ein kleiner Betrieb angeführt, der 220 a mit Roggen und Nachfrucht, 50 a mit Kartoffeln, 25 a mit Evie und Hafer, 5 a mit Rüben anbaute: außerdem gehörten dazu 200 a Wiesen, die zweimal gemäht wurden.

All diese Wirtschaften bauen außerdem im Garten Erbsen, Bohnen, Hanf, Gemüse und dergleichen für den eignen Gebrauch an; in allem, was Ackerkultur angeht, eine Vorstufe des alten flämischen Landbaues. Es erscheint auch ziemlich zweifellos, daß, wenn die Böden in der Campine einige hundert Jahre länger in Kultur sein werden und wenn der Boden dort ebenso zerstückelt und dicht bewohnt sein wird, wie in Flandern, die Landwirtschaft in der Campine dann mehr und mehr den Charakter des berühmten flämischen Ackerbaues angenommen haben wird.

Schon heute sind viele Ansätze dazu vorhanden, und ein intelligenter Bauer der Campine wirtschaftet fast ebenso wie der Bauer in Flandern. Er zeigt mit Verachtung auf seinen rückständigen Nachbarn, der seit Menschengedenken seinen Saatroggen nicht verändert, sondern immer eigne Frucht gesät hätte; er ackert fleißig, düngt stark, baut soviel wie möglich Stoppelfrüchte, vermehrt die Zahl der Kleinkulturen in seinem Garten, alles, wie es beim flämischen Landwirte schon seit hundert und mehr Jahren alter Brauch ist. Daß er von dem, was in den höchstkultivierten Teilen Flanderns in der Ackerbaukunst erreicht, dabei doch noch weit entfernt ist, ist bei den ungünstigern Natur- und Wirtschaftsbedingungen seines Landes nicht verwunderlich; auf die Unterschiede zwischen der Kultur hier und dort wird später noch hingewiesen werden.

Um das Bild der Campine nicht unvollständig zu lassen, sei noch auf zwei Spezialzweige landwirtschaftlicher Produktion hingewiesen, die etwas außerhalb des gewöhnlichen Bauernbetriebs stehen, das ist der Wiesenbau und die Forstkultur. Es ist bekannt, daß die Campine von Natur ein äußerst unwirtliches Land war, das erst durch den Fleiß seiner Bewohner in den Kulturzustand versetzt wurde, in dem wir es heute sehen. Auch heute noch haben die unkultivierten Böden in der Campine, nächst der Provinz Luxemburg im Süden des Landes, eine so starke Ausdehnung wie sonst nirgends in Belgien.

Nicht überall konnte der Landmann mit Spaten und Pflug den Boden in Kultur bringen, und so sind, dank den Bemühungen von seiten der Regierung, der Gemeinden, der Klöster und von andern Grundeigentümern, viel Heideflächen in letzter Zeit in Weide angelegt oder aufgeforstet worden.

Das Anlegen von Rieselwiesen ist in der Campine seit alter Zeit bekannt, hat aber besondere Fortschritte erst seit der Mitte vorigen Jahrhunderts gemacht, als ein Gesetz vom 25. März 1847 das Kultivieren der Ödländereien den Eigentümern zur Pflicht machte. Soweit Wasser in erreichbarer Nähe war, wurden Kunstwiesen angelegt; das brachte viel Geld ins Land. Entweder wurden die Wiesen durch die Eigentümer geheut und das Heu verkauft, oder das Land wurde in Parzellen an die umwohnenden Bauern für die Heumahd verpachtet. Auch die Pappeln, die überall längs der Grabenkanten in diesen Wiesen angepflanzt wurden, bringen große Erträge. Wo die Wiesen Gemeindeeigentum sind, hat man vielfach den Gemeindeeingesessenen das Recht der Nachweide gelassen. Das Gras wird dort nur einmal gemäht, und danach wird das Vieh des Dorfes darauf getrieben. Selbst auf Wiesenterrains, die aus Händen der Gemeinde in die von Privatleuten übergegangen sind, findet man bisweilen den alten Brauch des gemeinsamen Weiderechts im Herbst aufrecht erhalten.

Das Volk hält viel von den Gemeindeweiden; sie erleichtern die Haltung und Ernährung des Rindviehs erheblich. Man kann den Unterschied zwischen Dörfern mit Gemeindeweiden und andern ohne solche sehr wohl in den Ställen der kleinen Bauern und Arbeiter bemerken.

Anderseits sind aber erhebliche Schattenseiten der gemeinsamen Weide nicht zu leugnen. Viele Leute treiben eine Kuh auf die Weide, für die sie in der andern Jahreszeit, wenn sie auf die Weide nicht herauf dürfen, kein Futter haben. Da muß dann Futter „beigeholt", d. h. gestohlen werden. Die Landpolizei bedeutet in der Campine eben so wenig wie in andern Gegenden Belgiens, und so kommt es nicht selten vor, daß mitten im Acker des einen oder andern Bauern junger Hafer oder junger Roggen abgeschnitten wird, um als Viehfutter zu dienen.

Auch können Seuchen durch die gemeinschaftliche Weide leicht verbreitet werden, und schließlich erfordert das Zusammenweiden eine Menge Kinder, die tagsüber dabei bleiben müssen, die Schule versäumen und nichts als dumme Streiche ausbecken. Doch ist die Verwendung von Kindern zu allerhand geistloser Beschäftigung so verbreitet in Belgien, daß man schon kaum mehr Anstoß daran nimmt, und all diese so gut wie beschäftigungslosen Kinder auf dem Lande, die am Grabenrand sitzen oder in der Weide liegen und in den Himmel starren, schließlich ja nicht mehr als etwas Ungewöhnliches betrachtet.

Schließlich noch ein Wort über die Forstkultur, soweit sie einen Teil des landwirtschaftlichen Gewerbes ausmacht. Der größte Teil der Waldungen in der Campine gehört dem Staate, den Gemeinden und Grundeigentümern; nur ein kleiner Teil ist in Händen der Bauern; immerhin gibt es Gegenden, namentlich in der limburgischen Campine, wo jeder Bauer auch Forstmann ist. Je nach seinem Reichtume hat er bald mehr, bald weniger Waldbesitz. Ein reicher Bauer hat manchmal doppelt soviel Wald wie Kulturland; die weniger gut situierten haben weniger, die armen Bauern gar keinen Wald. Alles sind Kiefernwälder, die mit etwa 30 Jahren geschlagen und zu Grubenholz verarbeitet und verkauft werden. Die Bauern verstehen in dortiger Gegend alle etwas von Forstkultur und halten ihre Waldungen gut im Stande. Was man durch

Dünnen herausholt, gilt als Rente und Rückerstattung der Anlagekosten, der Verkaufspreis des Holzes als Reingewinn. Man rechnet auf 1450—1600 ℳ Ertrag von 1 ha bei Verkauf des Holzes, das Schlagen und Bearbeiten des Holzes ist Sache des Käufers.

In einigen Gegenden der Campine, beispielsweise bei Genck in Limburg, ist es üblich, das Land durch Ackerbestellung für die Aufforstung vorzubereiten. Man ackert zwei bis drei Jahre, bevor man mit Aufforsten beginnt, um dadurch den Boden zu verbessern und für die nachfolgende Forstkultur in einen recht guten Stand zu bringen. Man sät z. B. Roggen, Roggen, danach Hafer oder Evie, düngt alle Jahre mit Handelsdünger, das erste Jahr auch mit Stalldünger, und beginnt dann im Frühjahr des vierten Jahres mit der Aufforstung des Bodens.

Im Süden und Südwesten der Campine, wo der Boden anfängt schwerer zu werden, bekommt die Landschaft ein andres Aussehen. Den Übergang nach dem Hesbegau bilden die ausgestreckten Obstgärten des Landes um St. Truijen (St. Trond), den Abschluß nach Südwesten und Westen bildet die Gemüsekultur zwischen Antwerpen, Mecheln (Malines) und Löwen (Louvain), die nach den Böden intensiver flämischer Kleinkultur hinüberleitet. Im Nordwesten schließlich tritt man nach Überschreiten der Scheldeniederungen in das Land von Waes, den östlichen Ausläufer der Sandböden Flanderns, wo der Ackerbau schon vor Jahrhunderten zu höchster Entwicklung gelangt war.

4. Die Betriebsverhältnisse auf den flämischen Sandböden.

Der Unterschied zwischen der Campine und Flandern macht sich schon äußerlich sofort bemerkbar. Kommt man nach Flandern, so hören die unkultivierten Böden auf; Heiden und kulturlose Sandflächen gibt es hier nicht, alles ist bebaut, und das Land ist fast dreimal so dicht bevölkert, wie die Campine.

In der Campine zählt man im Arrondissement Tongern (Tongres) 144, Hasselt 119, Turnhout 107 und Maesyck 64 Menschen auf 1 qkm; auf den flämischen Sandböden, von denen hier die Rede ist, im Arrondissement Gent (Gand) 440, Dendermonde (Termonde) 383, St. Nikolas 336, Thielt 239, Eecloo 195 Einwohner auf 1 qkm. Dies ist das Land, von dem Schwerz sagte: Je mehr fleißige Menschen die Erde bebauen, um so mehr bringt sie hervor, und da, wo die Erde am meisten hervorbringt, finden sich auch die meisten Menschen.

Die Region der flämischen Sandböden umfaßt die nördliche Hälfte der Provinz Ostflandern, sowie jenen Teil von Westflandern, der im Norden und Westen durch die Polder, im Süden durch die flämischen Lehmböden, die um Courtrai und Ypern (Ypres) herum liegen, begrenzt wird. Um eine ungefähre Abgrenzung dieses Gebiets auf der Landkarte zu finden, ziehe man eine Linie von Dendermonde nach Roussellaere (Roulers), von da nach Dixmude, von da nach Brügge (Bruges), von da längs der holländischen Grenze bis gegen Antwerpen (Anvers), und von da nach Dendermonde; den Mittelpunkt dieses Gebiets bildet die Stadt Gent (Gand).

Über den Boden dieses Landes sagte Schwerz: Man irrt, wenn man den Boden der bestkultivierten belgischen Provinzen von Natur für fruchtbar hält. Er ist im Gegenteil so beschaffen, daß er nur durch eine sehr lange Reihe mehr oder weniger beschwerlicher und kostspieliger Operationen fruchtbar hat gemacht werden können.

Es ist ein Sandboden, der seine ganze Kraft und all seinen Reichtum der jahrhundertelangen fleißigen Arbeit seiner Bebauer zu danken hat; auf dem man, wie

Schwerz berichtet, Catos Lehre beherzigt hat: Quid est primum? agrum bene colere. — Quid secundum? bene arare. — Quid tertium? stercorare. Was ist das erste? Den Acker gut bearbeiten. — Das zweite? ihn pflügen. — Das dritte? ihn düngen. Ich muß gestehen, fährt er fort, daß, wenn die Belgen die ersten Grundsätze ihres Ackerbaues den Römern zu verdanken haben, nie Schüler die Lehren ihrer Meister besser befolgt und getreuer beibehalten haben; denn noch bis auf diese Stunde sind Arbeit, Pflug und Mist die mächtigen Talismane, womit die Belgen auf dem Felde Wunder wirken.

So ist hier in Flandern auf einem ursprünglich magern Sandboden eine landwirtschaftliche Kultur geschaffen worden, die ihresgleichen in der Welt schwer antreffen dürfte. Das Land ist wie ein großer, gesegneter Gottesgarten, alles grünt und wächst und trägt Frucht und nährt unzählige Menschen. Man kann nach Flandern kommen, in welcher Jahreszeit man will, immer sieht man Menschen draußen bei der Arbeit, immer sieht man den Acker mit Frucht besetzt oder zu neuer Saat in Vorbereitung; und wen sein Weg im Monat Juli durch Flandern führt, der müßte blind durch die Welt laufen und allen Sinn für Gottes schöne Erde verloren haben, wenn er nicht mit einem Gefühl ehrerbietigen Staunens und mit frohem Herzen und leuchtenden Augen in all diesen Gottessegen hineinschauen täte. Ich bin viel mit der Eisenbahn gefahren und habe mich oft auf der Fahrt langweilen müssen, die Fahrten durch Flandern sind mir, so oft ich sie auch habe machen müssen, stets die größte Annehmlichkeit und Freude gewesen; denn dort wird man nimmer müde, zum Fenster hinauszuschauen, um festzustellen, was all die Menschen dort in den Feldern für Arbeiten verrichten und welch mannigfache Kulturen und Früchte man am Fenster vorüberfliegen sieht. Ich kann mir für einen Landwirt nichts Interessanteres denken, als durch die flämischen Fluren zur Sommerszeit zu fahren. Es wird ja nicht jeder deutsche Landwirt den Weg von Brüssel nach Ostende zurückzulegen Gelegenheit haben: wenn er aber dazu kommt, so mag er doch nicht vergessen, den ganzen Weg entlang mit gespannter Aufmerksamkeit aus dem Fenster zu blicken; er wird dort in einer Stunde mehr sehen, als meine jahrelange Arbeit ihm über jenes Wunderland erzählen kann.

Der erste Eindruck, den jenes Land auf jeden Fremden macht, äußert sich gewöhnlich in den Worten: Was steht hier viel Holz im Land!

Damit sind aber nicht größere Wälder gemeint, sondern die Unmenge an Wegen, Gräben und Ackerscheiden stehender Büsche, Hecken, Bäume und Sträucher. Die Ackerparzellen sind klein und vielfach mit Gehölz umgeben, kleine Wiesengelände oft mit Pappeln oder Weiden bepflanzt. Dazwischen liegt hier und dort der Park eines Schlosses oder eine kleine Schonung, die sich ein Jäger für seine Jagd angelegt hat. Jedes Bauernhaus ist umgeben von einem Garten, und da sich in Flandern Dorf an Dorf, und Gehöft an Gehöft reiht, bietet das Gesamtbild naturgemäß den Eindruck eines ungeheuren Holzreichtums. Dabei ist die Produktion von Holz wohlverstanden durchaus kein jenem Lande charakteristisches Gewerbe: im Gegenteil besitzt keine belgische Provinz weniger Waldungen als Ostflandern. Nur die schlechtesten Böden, die im Norden und Nordosten nach der holländischen Grenze zu liegen, tragen Kiefernwaldungen, wie die aufgeforsteten Heideböden der Campine.

Der Ackerboden, in kleine Parzellen verteilt, trägt stets Frucht, es sei denn, daß der Bauer gerade mit neuer Bestellung beschäftigt sei. Roggen, Kartoffeln und Hafer sind die vornehmlichsten Früchte, die das Auge erblickt; daneben Klee, Rüben,

Mutterstuten mit Fohlen im Hennegau.

Junges belgisches Pferd in Flandern.

LIBRARY OF THE MUSEUM OF COMPARATIVE ZOOLOGY

Möhren, hier und da Gerste, Weizen und Flachs, auf magern Böden Buchweizen, und überall im Spätsommer und Herbst Stoppelrüben und Spergel. Um die Häuser herum, im Hof und Garten wird außerdem noch eine Unmenge andrer Kulturen getrieben: hier zieht man die Saat für Futterrüben, Möhren, Stoppelrüben und Zichorie, man baut Flachs und Hanf, Raps und Tabak, Weidenruten und alle Sorten Obst, Gemüse und Blumen, soviel nur immer wachsen will; es ist ein ordentliches Studium nötig, um sich durch all die Kulturen auf solch kleinem flämischen Hofe hindurchzufinden und ihren Zweck zu verstehen.

Die Mehrzahl der flämischen Gehöfte liegt lose aneinander gereiht an der Dorfstraße oder in der Umgebung des Dorfes. Viel freies, unbewohntes Land gibt es aber auch außerhalb der Dörfer nicht, denn in kurzem Abstande reiht sich eins an das andre. All diese Dörfer machen mit ihrem reichen Baumwuchs und den jedes Haus umgebenden Gärten einen freundlichen Eindruck; einsame, altertümliche Bauernhöfe, aus Holz und Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt in traumverlorener Stille, wie in der Campine, findet man in Flandern ebensowenig, wie jene langen Reihen aneinanderschließender Steinhäuser der Ardennendörfer. Alle Häuser sind aus Ziegeln neu aufgebaut, in der Regel mit Pfannen gedeckt und auch äußerlich gut unterhalten.

Ein kleiner Fußweg führt von der Straße auf eine Holztür zu, die in einer Hecke den kleinen Vorgarten abschließt. Auf der Dornhecke dieses Vorgartens sieht man oft mit viel Sorgfalt aus grünenden Heckenzweigen geschnittene Figuren, wie z. B. kleine, kugelrund frisierte Bäumchen, oder Vögel mit deutlich erkennbaren Flügeln, Schwanz, Kopf und Schnabel. Der Vorgarten ist mit Blumen bepflanzt und liegt vor der Front des einstöckigen Wohnhauses. Die Tür zur Wohnung ist in der Mitte, rechts und links davon sieht man die Stubenfenster, mit saubern Gardinen und Blumentöpfen auf dem Fensterbrette verziert. Das Wohnhaus hat gewöhnlich drei oder vier Räume; einen Raum, der als Küche und Wohnraum dient, einen andern, der zum Waschen und Buttern benutzt wird, und einen oder zwei Schlafräume. In etwas reichlicher ausgestatteten Häusern findet man häufig auch einen Eingangsflur und eine gute Stube. Überall herrscht peinlichste Sauberkeit. Die alten Möbel und Schränke, die Uhr in ihrem langen Kasten, die strohbeflochtenen Stühle, der mit einer Wachsdecke bekleidete Tisch, alles ist nett und sauber unterhalten. Außer dem genannten Inventar findet man in jeder Bauernstube auf dem Ofensims unter Glasglocken stehende Figuren von St. Joseph, St. Isidorus und St. Maria, oder andre Heiligen, aus Ton geformt und in hellen bunten Farben mit viel Goldverzierung gemalt. An den Wänden hängen große Bilder aus der biblischen Geschichte, vor allem häufig das Herz Jesu und das Bild der heiligen Jungfrau. Gewöhnlich sieht man noch einige kleine Photographien von Familienangehörigen, ein eingerahmtes Schulzeugnis oder Diplom oder andre Erinnerungsblätter an den sauber gemalten oder tapezierten Stubenwänden. Der Fußboden besteht vielfach aus Ziegelsteinen, ist stets sauber gefegt und mit Sand bedeckt, der in zierlichen Arabesken und Blumenstücken ausgestreut ist. Manche Bäuerinnen haben darin eine ganz erstaunliche Geschicklichkeit, den Sand zu allerhand solchen Figuren, vor allem den sehr beliebten, voll Reben hängenden Weinranken zu legen.

Die Wirtschaftsgebäude stehen gewöhnlich in zwei getrennten Häusern rechts und links vom Wohnhaus, so daß sie mit diesem zusammen einen kleinen Hof umgrenzen, der gewöhnlich mit Gras bewachsen und mit Obstbäumen bestanden ist. Der

Hauptplatz in den Wirtschaftsgebäuden ist den Kühen zugeteilt, die auf gepflastertem Boden und in reichlicher Streu stehen. Die Schweineställe sind meist wenig komfortabel: sie haben Aus- und Eingang an der Außenseite des Stalles durch eine niedrige Tür, durch die man nur in gebückter Stellung eintreten kann. Die Schweine sind gewöhnlich einzeln oder zu zweien in solchem Hock eingesperrt. Der Scheunenraum ist meist nicht groß und nicht ausreichend, um die Ernte zu bergen: bei jedem flämischen Hof sieht man darum einige kleine Getreidemieten, sehr sorgfältig aufgesetzt und sauber mit Stroh gedeckt neben dem Hof im Freien stehen. Die Wirtschaftsgeräte, Pflüge, Eggen und Wagen sind stets ordentlich an ihren Platz gebracht, und der Düngerhaufen sowie die Jauchelöcher sind gut unterhalten.

Man kann auf den flämischen Sandböden kleine Höfe von 2—8 ha, mittelgroße Höfe von 8—18 ha und einzelne größere von mehr als 18 ha antreffen. Die überwiegend große Zahl ist jedoch 2 ha und darunter. Wo die Grenze einer noch selbständig zu nennenden Landwirtschaft liegt, ist schwer zu sagen: bei günstiger Marktlage kann ein kleiner und sehr anspruchsloser Haushalt schon auf weniger als 2 ha Land geführt werden: viele dieser Zwergbesitzer sind aber gezwungen, einen Teil ihres Lebensunterhalts durch Lohnarbeit hinzuzuverdienen. Fast alle Wirtschaften auf dem flämischen Sandboden werden ohne Arbeiter geführt. Der Bauer verrichtet mit Frau und Kindern die sämtlichen Arbeiten der Wirtschaft selber. Bei dem großen Fleiße, mit dem sie alle an die Arbeit gehen, kann viel erreicht werden. Als typischer Fall nimmt man an, daß ein Bauer mit seiner Frau, zwei arbeitsfähigen Söhnen und zwei flinken Töchtern einen Hof von 10 ha bewirtschaften kann.

Für eine Wirtschaft in andern Ländern würde die Verwendung von sechs Arbeitskräften auf 10 ha Land eine ganz unerhörte Verschwendung von Arbeitskraft bedeuten; hier in Flandern muß ein jeder von diesen Sechsen recht ordentlich mit anfassen, wenn die Familie an ihr Brot kommen will.

Der Aufwand von unendlich viel menschlicher Arbeit auf kleinen Flächen, also die sogenannte Arbeitsintensität, ist, wie auch noch weiterhin gezeigt werden soll, der Hauptcharakter der flämischen Landwirtschaft. Er war es schon zu Schwerz' Zeit, er war es schon, wie Schwerz feststellte, 100 Jahre vor seiner Zeit, er ist es immer gewesen, der der flämischen Ackerbaukunst vor der aller andern Länder eine Vorzugstellung gab, und er wird Flandern auch stets von allen Ländern unterscheiden, die keine gleich dicht bevölkerten Ackerbaudistrikte von gleich alter Kultur aufzuweisen haben.

Um nun zunächst eine Vorstellung über die Einrichtung der dortigen Wirtschaften zu geben, seien drei typische Wirtschaften kurz beschrieben.

Die erste liegt bei Heusden in der Nähe von Gent und hat etwa 8 ha Land: davon sind 100 a Weide, 74 a Obstgarten mit Weide, 18 a Weizen, 201 a Roggen, 68 a Hafer, 76 a Gerste, 75 a Kartoffeln, 67 a Klee, 36 a Spergel und 120 a Ackerrain und Grabenkante.

Alle Früchte erhalten Stalldüngung; der Roggenacker wird sofort nach Aberntung der Frucht nochmals gedüngt, gepflügt und in den ersten Tagen des August mit Stoppelrüben bestellt. Man düngt zu den Stoppelrüben mit Jauche und Chilesalpeter, weil die ordnungsgemäße Stalldüngung zu lange dauert und man keinen Tag verlieren will, um so schnell wie möglich zu säen. Auch hält der flämische Bauer es für besser, die Stoppel sofort nach Abmähen des Roggens zu pflügen und mit

Rübensaat zu bestellen, als sie für Bedeckung mit Stalldünger noch einen Tag der Sonnenhitze auszusetzen. Seiner Erfahrung nach geht die erste Entwicklung der Stoppelrüben in sofort umgebrochener Stoppel schneller vonstatten; und darauf kommt es vor allem andern bei der Stoppelfrucht an. Als Regel gilt, daß die Stoppelrüben vor dem 10. August gesät sein müssen, doch sät man oft schon Ende Juli. Alle Stoppelrübenfelder werden behandelt wie andre Rübenfelder; d. h. die Stoppelrüben werden verhackt und verzogen und dauernd von Unkraut rein gehalten. Diese Bearbeitung ist, wie gleich hier bemerkt sei, einer der kennzeichnendsten Unterschiede zwischen dem Ackerbau in Flandern und auf andern intensiv bebauten Sandböden Nordwesteuropas. Der Stoppelrübenbau beschränkt sich nicht nur auf Flandern, sondern ist auch auf den Sandböden des übrigen Belgiens, der Niederlande, in Nordwestdeutschland und Nordfrankreich bekannt. In all jenen Ländern sät man die Rüben nach Aberntung des Roggens recht dicht übers Land und läßt sie dann wachsen, wie sie wollen und können, in dem Gedanken, daß man für alles, was der Acker zu so vorgerückter Jahreszeit noch hergeben wolle, dankbar sein müsse. Die Wurzeln bekommen dabei die Größe von Kartoffeln, das Laub entwickelt sich bei gutem Stande bis zu Handgröße und bedeckt den Acker mit einem dichten, grünen Teppiche. Sobald die Winterstallfütterung beginnt, wird täglich mit einer Karre oder einem Wägelchen ins Rübenland gefahren, der nötige Bedarf ausgerupft und die Erde abgeklopft; dem Vieh werden dann Kraut und Rüben vorgeworfen. In der Campine haben mir die Bauern auf meine Frage, warum sie die Stoppelrüben nicht hackten, geantwortet, man dürfe nicht darin rühren; denn jedes Arbeiten im Rübenacker brächte eine Unterbrechung in die Vegetation, man rührte an den Wurzeln, beschädigte die Blätter, und das könnten die Stoppelrüben in der vorgerückten Jahreszeit nicht vertragen. Sowohl in der Campine, wie auf den niederländischen Sandböden, wo man Stoppelrüben baut, ist jedwede Bearbeitung derselben unbekannt. Geht man in Belgien weiter westwärts in die von Schwerz bereisten Gegenden zwischen Brüssel und Antwerpen, da ist noch heute wie damals Brauch, den Acker nach dem Auflaufen der Rübenpflänzchen scharf zu eggen, wobei der Boden gelockert und ein Teil der jungen Pflanzen herausgerissen wird, um den andern mehr Luft zu verschaffen. „Wer Rüben eggt, muß nicht hinter sich sehen", sagt die Bauernregel.

Auf den Böden alter flämischer Kultur dagegen werden die Stoppelrüben ganz ordnungsgemäß gedüngt, gehackt und in allem genau so behandelt wie Zuckerrüben. Sie bilden Wurzeln und Blätter fast so groß wie andre, im Frühjahr gesäte Futterrüben. Freilich müssen die Stoppelrüben frühzeitig gesät werden, wenn man bei dieser sorgfältigen Behandlung auf seine Kosten kommen will. Wenn auch vielleicht das Klima etwas dazu beitragen mag, um diese Betriebstechnik in Flandern am Platz, in andern Gegenden mit späterer Roggenernte und kälterm Herbstwetter aber unrationell erscheinen zu lassen, so liegt meines Erachtens der Hauptfaktor für diese echt flämische Kultur doch hauptsächlich darin, daß in Flandern, wie auf alle Verrichtungen, so auch auf den Stoppelrübenbau sehr viel mehr Arbeit verwandt wird als in andern Gegenden. Es ist wie in der ganzen Organisation der flämischen Wirtschaften, so auch im Stoppelrübenbau, die Arbeitsintensität, die dem Lande zu seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit verholfen hat.

Eine andre sehr kennzeichnende Eigentümlichkeit der kleinen flämischen Sandwirtschaften ist, daß mangels genügenden Wiesen- und Weidelandes um jedes Ackerstück

herum eine 1—1½ m breite Grasbante stehen gelassen wird. Man denke sich das nicht als eine Unkrautplantage, die wie ein breiter Grabenrand in den Acker hineingewachsen wäre, es ist vielmehr eine saubere, gut unterhaltene Grasfläche, die in genau abgemessenem Abstande vom Grabenrande aufhört und mit dem Spaten in sauberer schnurgerader Furche gegen das Ackerland hin abgestochen ist. Die Bauern nennen diese Grasflächen, die ihre Acker einrahmen, die „hemelsche breedte"; man benutzt sie in der Regel so, daß man das Vieh des Abends daran entlang führt, um die Gräser und Kräuter darauf abweiden zu lassen. Daß die hemelsche breedte einen recht erheblichen Teil des Areals auf den kleinen Höfen einnimmt, beweist der oben genannte Betrieb, worin sie mehr als ein Achtel des Landes einnahm. Den Ackerfrüchten kommt dieser Grasstreifen insofern zustatten, als sie dadurch weiter vom Grabenrand ab und aus dem Schatten der dort stehenden Bäume und Hecken herausgerückt werden.

Von den sämtlichen Ackerfrüchten wird nichts verkauft, sondern alles bleibt in der Wirtschaft. Die Einnahmen liefert die Stallwirtschaft. In der Regel sind Haltung von Milchkühen und von Schweinen die Hauptzweige der Nutzviehhaltung. Auf dem genannten Hofe wirtschaftete jedoch ein junger Bauer mit einer jungen Frau, die nicht recht gesund war und infolgedessen wenig Arbeit verrichten konnte. Melker anzunehmen war ihm zu teuer, und so hatte er seine Milchwirtschaft abschaffen und sich auf Mästerei legen müssen. Er hielt außer 1 Pferd und 3 Milchkühen 7 Stück Jungvieh, die er im Stall fett machte; außerdem 3 Mastschweine und 110 Hühner mit 55 Küken.

Ein andrer Bauer bei Zedelghem, im Süden von Brügge, wirtschaftete auf 12 ha, wovon 3 ha Roggen, 2 ha Hafer, 2 ha Kartoffeln, 2 ha Klee und andre Futtergewächse und 3 ha Grasland trugen.

Das Grasland war für seine Viehhaltung nicht ausreichend, er hatte darum, wie alle Bauern seiner Gegend, noch etwas Grasland in den drei Stunden abliegenden Poldern gepachtet, worin er sein Jungvieh weiden ließ.

Von seinen Ackerfrüchten verkaufte er wenig, aber doch etwas: nämlich für etwa 120 ℳ Hafer, für 320 ℳ Kartoffeln und bisweilen etwas Stroh. Alles übrige wurde verfüttert. Er hatte 1 Pferd, 7 Kühe, 5 Färsen, 7 Kälber und 4 Zuchtsauen und trieb Vieh- und Schweinezucht, um Jungvieh und Ferkel zu verkaufen. Die Milch lieferte er an eine Molkerei und verfütterte die zurückerhaltene Magermilch an seine Schweine und Kälber.

Um auf seinem kleinen Hofe mit seinem großen Viehbestande durchzukommen, mußte er die Fütterung sehr ökonomisch einrichten. Im Sommer bekamen die Kühe frisch gemähten Klee mit Timothee, Gras, gepflückte Rübenblätter im Stall und wurden abends für einige Stunden ins Grasland gejagt oder an den Grabenkanten geweidet. Im Herbst, wenn die andern Futterpflanzen und Weiden kein Futter mehr hergaben, fütterte er Spergel, der auf dem Roggenacker als Nachfrucht gewachsen war. War auch dieser Vorrat erschöpft, so kamen die Stoppelrüben an die Reihe, die bis etwa zum Monat März vorhielten; als Rauhfutter gab er dazu Haferstroh. Im Monat März, wenn die Stoppelrüben zu Ende gingen, hatte er noch eine Miete mit Futterrüben in Reserve, mit denen er das Vieh bis zum Frühjahr fütterte. Als Beifutter bekamen sie das ganze Jahr hindurch Leinkuchen. Sein Pferd fütterte er mit Hafer und Kleeheu, da Grasheu überhaupt nicht geerntet wurde; die Schweine erhielten Magermilch und Kartoffeln.

Über das Abpflücken der Rübenblätter hatte ich mit diesem Bauern eine interessante Unterhaltung. Ich fragte ihn, ob er denn nicht wüßte, daß das Abpflücken von Rübenblättern höchst unrentabel sei, weil es die Entwicklung der Rüben hindere, worauf er erwiderte, das letzte wisse er sehr wohl, das erste bezweifle er aber. In seinem Betriebe hielte er das Abpflücken und Verfüttern der Rübenblätter ganz am rechten Platz, auch wenn alle Landwirtschaftslehrer das Gegenteil behaupten wollten. Die Arbeit des Pflückens brauche er mit nichts in Rechnung zu setzen, denn die tue er selbst, was natürlich ganz etwas andres bedeute, als wenn man einen Lohnarbeiter damit beauftragen wollte, der diese Arbeit nicht nur für einen zu teuern Lohn, sondern auch noch vielleicht mit großem Ungeschick ausführen würde. Außerdem könnte er die Rübenblätter zu einer Zeit gewinnen, wo äußerster Futtermangel in seiner Wirtschaft herrsche, nämlich in der Zeit, wo der Klee verfüttert, Spergel und Stoppelrüben aber noch nicht weit genug vorgeschritten wären, um davon zu füttern. Und das macht, meinte er, dies System für mich durchaus zweckmäßig, auch wenn möglichenfalls meine Rüben etwas weniger groß werden sollten. Ich baue die Rüben sozusagen viel mehr der Blätter wegen, als wegen der Rüben, denn von meinen Blättern kann ich wochenlang füttern, während die Rüben in kurzer Zeit verzehrt sind.

Das Wirtschaftskonto dieses Betriebs zeigte etwa folgendes Bild:

Einnahmen.

Milch von 7 Kühen zu je etwa 3000 kg zu 8 Pf. . .	1600 ℳ
4 Färsen zu je 160 ℳ und 4 Kälber zu je 20 ℳ . .	720 „
40—50 Ferkel zu je 16—20 ℳ	800 „
Hafer und Kartoffeln	440 „
Eier	400 „
	3960 ℳ

Ausgaben.

Pacht (56—60 ℳ für 1 ha)	800 ℳ
Handelsdünger	1040 „
Futtermittel	560 „
Arbeitslöhne für eine Frau und einen Jungen jahrüber und für einige Erntearbeiter	640 „
Verschiedenes	800 „
	3840 ℳ

Wie man aus dieser Aufstellung ersieht, sind die umlaufenden Geldsummen in den flämischen Sandwirtschaften gar nicht so groß; die einzige größere Ausgabe, die gemacht wird, ist der Ankauf von Futter und Düngemitteln, der ja allerdings enorm hohe Beträge darstellt. Anderseits aber sind die Ausgaben für Arbeitslohn, für das Maschineninventar, für Saatgut. u. dgl. sehr klein, oftmals gleich Null, so daß der Gesamteindruck des Betriebs doch nicht der eines kapitalintensiven Betriebs ist. Auch die Einnahmen setzen sich aus Posten zusammen, die durchaus kein ungewöhnliches Aussehen haben; man verkauft die Produkte der sehr stark betriebenen Nutzviehhaltung zu mäßigen Preisen und deckt dadurch gerade so die für die Wirtschaft gemachten Ausgaben. Diese Erscheinung ist auch gar nicht verwunderlich, sondern bestätigt nur das, was schon von den flämischen Wirtschaften gesagt wurde, daß sie

arbeits-, aber nicht kapitalintensiv betrieben würden. Nicht der Aufwand von viel Kapital, sondern von unendlich viel Arbeit charakterisiert die flämische Landwirtschaft. Wollte man eine theoretische Berechnung aufstellen, und all die Arbeit mit Geldwerten in Rechnung setzen, die der Bauer mit seinen Angehörigen auf seiner Scholle verrichtet, so würde man dabei zu erstaunlichen Summen kommen. Diese Umrechnung von Arbeitsleistung in Geld tut der flämische Bauer aber nie. Wozu auch? Dadurch würde seine Arbeit doch nicht leichter, nicht lukrativer und sein Leben nicht besser oder glücklicher werden.

Und daß sich der Lohn für seinen großen Arbeitsaufwand nicht in großen Summen seines Einnahmekontos ausdrückt, auch das ist ganz charakteristisch für jenes Land. Nichts wird dort so schlecht bezahlt wie menschliche Arbeit, und die der Bauern hat noch einen viel geringern Preis, als die des kümmerlich bezahlten Lohnarbeiters, der sich in der flämischen Landwirtschaft bisweilen schon mit 0,50 ℳ Tagelohn im Sommer und 0,30 ℳ im Winter außer Beköstigung und Logis begnügen muß.

Warum arbeiten sie denn aber vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wenn sich all ihr Fleiß und ihre Arbeit so wenig bezahlt macht? Weil sie sehr wohl wissen, daß sie ohne ihre Arbeit kein Brot zu essen hätten. Es ist, wie ein französischer Schriftsteller unsrer Tage[1]) gesagt hat, das Schicksal Flanderns und seiner Bewohner, daß alles, was sie hervorbringen wollen, mit unendlich viel Schweiß und Sorgen bezahlt werden muß, und daß trotz allem Bemühen Flandern doch nie mehr aufbringen kann, als um eine unzureichend bezahlte Bevölkerung zu ernähren.

Zu dritt sei noch eine Wirtschaft von 13 ha bei Capryke im Norden von Eecloo genannt. Auch hier ist das ganze Land bebaut wie ein großer Garten, Dorf schließt sich an Dorf, Gehöft an Gehöft. Selbst auf den schlechtesten Sandböden werden Roggen und Buchweizen gebaut, welch letzter große Ernten bringt. Hätte Onkel Bräsig die dortigen Buchweizenfelder gesehen, er hätte wohl nicht die Leiter hineinstellen und den Buchweizen mit dem Handbeil abästeln brauchen, aber er hätte doch sicher gesagt, daß er nicht geglaubt habe, daß Buchweizen eine Frucht von so vorzüglichem Stand und so großem Ertrage sein könne.

Dieser Bauer auf 13 ha hatte 2 ha Grasland als Weide, 4 ha Roggen mit darauf folgender Stoppelfrucht, 1,5 ha Hafer, 1 ha Kartoffeln, 0,5 ha Klee, 1 ha Rüben und Möhren, 0,5 ha Gerste, 1 ha Weizen, 1,5 ha Mais, Garten, Hof und kleine Kulturen. Zu den letzten gehören Raps, Flachs, Hanf, Tabak, Korbweiden, allerhand Saat, Gemüse und Obst; alles für den Bedarf der eignen Wirtschaft. Er hielt 1 Arbeitsstute, 1 jungen Hengst, 1 Füllen, 6 Milchkühe, 2 Färsen, 6 Kälber, 4 Zuchtsauen und 100 Hühner.

Sein Einkaufskonto wurde, wie überall, vornehmlich durch die Ausgaben für Futter- und Düngemittel belastet. Er kaufte jährlich für seine kleine Wirtschaft 1500 kg Chilesalpeter, 2500 kg Thomasschlacke, 500 kg Kainit, 500 kg schwefelsaures Ammoniak und 4000—6000 kg Futtermittel, d. h. Mais, Kleie, Leinmehl, Erdnußkuchen, Kokuskuchen und Baumwollsaatmehl.

Die Ausgaben für den Handelsdünger beliefen sich auf etwa 556 ℳ, für Futtermittel auf 692 ℳ, zusammen 1248 ℳ. Die Ackerwirtschaft wurde äußerst intensiv betrieben, um recht große Ernten und damit recht viel Futter dem Land abzu-

1) Blanchard, La Flandre.

gewinnen. Für jede Frucht erhielt der Acker Düngung und ordentliche Beackerung, und wurde dadurch instand gesetzt, reiche Ernten zu tragen.

Man wird nun wohl fragen, ja worin liegt denn eigentlich das Geheimnis der flämischen Ackerbaukunst; welches sind denn die Manipulationen, die den Sandboden jenes Landes zur Hervorbringung der reichen Ernten bringen? Ich habe dieser Frage lange nachgespürt und bin immer wieder nach Flandern zurückgekehrt, habe immer noch neue Wirtschaften besucht, um festzustellen, ob ich auch wirklich nichts übersehen hätte, worin die Auflösung des Rätsels liege. Und schließlich bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß die flämische Ackerbaukunst durchaus nichts Besonderes, Neues oder Geheimnisvolles sei, sondern daß sie aus ganz genau denselben Arbeiten sich zusammensetze, wie jede andre Landwirtschaft auch.

Der Unterschied liegt nicht in der Arbeit selbst, sondern in der Art, wie diese hier oder dort verrichtet wird. Man lese, was Schwerz vor 100 Jahren darüber schrieb:

„Ein alter Pächter meiner Gegend sagte gewöhnlich, wenn er mit der Bestellung seines Feldes zu Ende war: Ich habe gesät, nun mag es wachsen; und hierin war dieser Mann, ohne es zu wissen, das Organ nicht allein seiner Gegend, sondern auch aller Schlendrianer, die den Pflug in irgend einem Teile der Welt entehren. Wenn mein Pächter denn gar ein paar krumme Schneckenfurchen ohne Sinn und Überlegung durch seine Saat gezogen, mehr um Wasser darin zurückzuhalten, als von dem Feld abzuleiten; wenn er im Frühjahr einige Disteln in seinem Wintergetreide ausgestochen hatte, sich wenig um die bekümmernd, die am Rande seiner Äcker wuchsen und später ihren beflügelten Samen von neuem über sein Feld abschüttelten, dann glaubte der große Mann alle herkulischen Arbeiten erschöpft zu haben.

Wenn mein alter Schlendrianer zu seiner Saat sprach: Nun magst du wachsen, so spricht der Belge zu ihr: Nun will ich sorgen, daß du auch wachsen und gedeihen kannst. Ist es Wintergetreide, so besucht er es oft, um zu sehen, ob das Wasser überall seinen gehörigen Ablauf habe, ob Mäuse, Maulwürfe, Schnecken es nicht beschädigen, räumt die verfallenen Rigolen mit dem Spaten auf, gräbt die verlorenen Ecken um, pflanzt oder sät noch was hinein, reinigt den Rand seiner Felder usw. Im folgenden Frühjahre, sobald das Unkraut etwas herangewachsen ist, geht's erst recht auf die Arbeit los. Weiber, Kinder und Männer, alles, was abkommen kann, liegt dann auf dem Felde, geschäftig, das Unkraut aus dem Getreide zu ziehen."

Man denke sich, daß diese flämischen Wirtschaften seit hunderten und hunderten von Jahren mit solch ungeheurem Aufwande von Fleiß und Arbeit bestellt werden, und man wird es verstehen, wie der flämische Landbau das Höchste zu erreichen imstande war, was in der Landwirtschaft aller Länder erreicht ist.

Auf allen, auch den größern Bauernhöfen Flanderns ist die Ackerbestellung eine so sorgfältige, wie Schwerz das in der oben wiedergegebenen Schilderung angibt. Als allgemeine Regel gilt, daß alle Ackerfurchen nicht nur mit dem Spaten ausgeworfen werden, sondern die ausgeworfene Erde auch sofort planiert wird. In den kleinen Betrieben, die ohne Gespannarbeit geführt werden — und das ist die große Mehrzahl in Flandern —, wird der ganze Acker mit dem Spaten bestellt. Man fahre nur einmal mit der Eisenbahn von Brüssel nach Ostende und achte auf die vielen Arbeiten, die man längs der Strecke tun sieht, man wird die grabenden Bäuerlein überall auf ihren Äckern erblicken können. Ist der Acker umgegraben, so wird die hölzerne Egge geholt, zwei feste Leinen daran befestigt, und Vater und Sohn nehmen jeder ein Ende über

die Schultern, und in flottem Schritt die bloßen Füße vorwärtssetzend, ziehen sie die Egge hinter sich her, bis der Boden fein geeggt in Kraft dampfender Gare daliegt, um die neue Saat zu empfangen.

Es machte mir viel Spaß, als ich einst einen alten Eingesessenen eines flämischen Dorfes besuchte und dieser mir erzählte, in seiner Jugend, also vor etwa 50 Jahren, seien auch schon Deutsche nach seiner Gegend gekommen, um dort den Ackerbau zu sehen und zu lernen. Ein junger Ostfriese sei darunter gewesen — der Name ließ sich nicht mehr feststellen —, der alles, was er sah, aufgeschrieben hatte, um es seinen deutschen Landsleuten mitzuteilen, damit sie eben so ackern lernten wie die Flämen: nur das Eggen über der Schulter hätte er nicht nach Deutschland hinübernehmen wollen: das sei eine Arbeit für Sklaven oder Türken, wie er sich ausgedrückt hatte.

Furcht vor der Arbeit kennen die Flämen nicht; sie sind ernsthaft und mit eisernem Willen begabt: vor keiner Arbeit schrecken sie zurück, wenn es darauf ankommt, für ihr eignes Bestehen und ihre Familie Brot zu schaffen. Von Jugend auf sind sie an ein mäßiges Leben gewöhnt und zur Sparsamkeit und Arbeitsamkeit erzogen: sie besitzen Ausdauer und unermüdliche Geduld, wodurch sie die größten Schwierigkeiten überwinden: sie lassen keine Gelegenheit zum Gewinn unbenutzt vorbeigehen, und so träge und schwerfällig ihr ganzes Äußere erscheint, so ist doch niemand aufmerksamer als sie, sobald ihr Interesse ins Spiel kommt. Sie hängen fest an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen, doch sind ihre Wirtschaftsgrundsätze durch eine jahrhundertelange Erfahrung der natürlichen Beschaffenheit des Bodens angepaßt. Ihr Ackerbau ist durchaus keine blinde, bloß angewöhnte Tätigkeit, sondern eine wohl erwogene, durch eigne Erfahrung geprüfte, nach Zeit und Umständen modifizierte Nachahmung der bewährten Kulturmethoden.

Es ist eine alte Streitfrage, die schon zu Schwerz' Zeit bestand und noch heute unter den Kennern jenes Landes erörtert wird, ob sich die Landwirtschaft jenes Landes seit den Zeiten Philipps des Zweiten, also seit etwa 350 Jahren, geändert hätte, oder ob die Bauern noch heute genau in derselben Routine weiter arbeiteten wie ihre Ahnen und Urahnen.

Von einem völligen Stagnieren der Landwirtschaft ist in Flandern natürlich keine Rede, wie schon Schwerz das aus seiner Zeit bemerkte. Sowohl Ackerbau wie Viehzucht haben sich ständig weiter entwickelt und modernere Formen angenommen: man hält mehr und bessere Nutztiere als früher und gewinnt infolge Verwendung bessern Saatguts und reichlicherer Düngung größere Ernten als früher. Das ist ganz ohne Zweifel. Was man in Flandern allerdings nicht oder nur in geringem Maße beobachten kann, ist der riesenhafte Aufschwung, den die Technik andrer Gegenden im Lauf der letzten zwanzig Jahre genommen hat. Das kann in der Tat auf den ersten Blick den Eindruck einer stagnierenden, routinemäßigen Technik machen, erklärt sich aber bei genauerm Hinsehen doch auf sehr natürliche Weise.

Der Aufschwung der landwirtschaftlichen Technik in den letzten zwei oder drei Dezennien ist gekommen mit der sogenannten Modernisierung der Wirtschaftsbetriebe: d. h. mit Anpassung an all das, was die Produktionskosten der Landwirtschaft herab und die Menge der Erzeugnisse heraufzusetzen Neues gefunden wurde, vor allem also die Einführung von Handelsdünger und Kraftfutterstoffen, von neuen landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, von bessern Saatgut u. dergl. Diese für die Mehrzahl der ackerbautreibenden Länder neuen Errungenschaften bedeuteten für die

flämische Landwirtschaft sozusagen nichts Neues; sie konnten daher auch keine großen Veränderungen in die Technik der dortigen Betriebe bringen. Die Modernisierung des Wirtschaftsbetriebs, die andre Länder in den letzten paar Dezennien erreicht haben, ist in Flandern durch eine langsam fortschreitende Veränderung der Technik erreicht, deren Anfänge schon 100 Jahre und mehr zurückliegen. Was die Größe des Handelsdüngerverbrauchs angeht, so dürfte Flandern darin zurzeit wohl an der Spitze aller Ackerbaugegenden marschieren; nichtsdestoweniger ist gar nicht abzuleugnen, daß die Flämen bei Führung ihrer Wirtschaft oft routinemäßig verfahren, auch gerade bei Verwendung des Handelsdüngers. „Die einen kaufen ausschließlich Chilesalpeter," heißt es in der Agrarenquete von 1900, „während andre Salpeter, Superphosphat, Thomasschlacke und Kainit gleichzeitig kaufen." Man kann hinzufügen, daß es wieder andre gibt, deren Zahl sich jedoch verringert, die ausschließlich Guano benutzen oder nur zusammengesetzte Handelsdünger verwenden, was einen ganz unleugbaren Beweis dafür liefert, daß sie ihre Äcker nach alter Routine, aber ohne Verständnis für den Gehalt und die Wirkung ihrer Düngemittel düngen. Ob man nur mit Guano düngt, oder nur Chilesalpeter kauft, ob man allen Kalk fortläßt, dafür aber zusammengesetzte Düngesalze kauft, das mögen für die Landwirte mancher andern Gegenden ja Fragen einer erst kommenden neuen Zeit sein, für die flämischen Landwirte sind das Fragen rückständiger Routiniers, die noch heute so arbeiten, wie ihre Väter und Großväter, ohne sich unterrichtet zu haben, was seit jener Zeit im Düngewesen neues gekommen ist.

Ebenso wie mit dem Handelsdünger steht es mit der Verwendung von Handelsfutterstoffen. Die flämische Wirtschaft ist — genau alles wie beim Ackerbau — noch heute wie vor Hunderten von Jahren, auch was die Futtermittel angeht, basiert auf die selbst hervorgebrachten Erzeugnisse, d. h. auf ihre Ackerfrüchte. Der Zukauf von Futterstoffen ist nur so weit erforderlich, als die selbsterzeugte Futtermenge nicht ausreicht, und erstreckt sich zunächst immer auf Zukauf gleicher und ähnlicher Produkte, wie man sie selbst herstellt: Roggen, Gerste, Kleie, Mais und dergl. Auch die Ölkuchen waren für die flämischen Landwirte nichts, was ihnen wie eine niegekannte Gabe vom Himmel herab in den Schoß fiel, sondern durch den in frühern Zeiten in Flandern sehr verbreiteten Anbau von Ölfrüchten, die zum Teil gleich auf den Bauernhöfen verarbeitet wurden, altbekannte Beifutterstoffe. Daß deren Verwendung im Lauf der Jahre stark anstieg, lag nicht nur in der allgemeinen Vorwärtsbewegung der flämischen Landwirtschaft, sondern wurde durch die in den letzten Jahren erheblich vermehrte Viehhaltung noch besonders stark beeinflußt, so daß die belgische Landwirtschaft heute für 100 ha Kulturfläche nicht weniger als 13 000 kg Futterstoffe zukauft. In Westflandern sind es ungefähr 10 300 kg, in Ostflandern 17 000 kg für 100 ha Kulturfläche, oder für ein Stück Hornvieh 1318 kg in Belgien, 680 kg in Westflandern und 1050 kg in Ostflandern für das Jahr. Also auch in der Futterwirtschaft, insgesamt beschaut, eine enorm weitgehende Anpassung an die modernen Wirtschaftslehren und doch auch hier in der überwiegenden Mehrzahl der Höfe ein steifes und routinehaftes Weiterwursteln nach der Väter Wirtschaftseinsichten.

Auch auf dem Gebiete der Saatauswahl und Saatreinigung sind große Fortschritte zu bemerken, ebenso in der Auswahl und Zucht aller Arten Haustiere, vom Pferd angefangen bis zum Huhn hinab. Das Gebiet landwirtschaftlicher Technik, auf dem die neuere Zeit mit ihren Erfindungen und Wirtschaftserleichterungen die wenigsten Spuren in Flandern zurückgelassen hat, ist das Maschinenwesen. Abgesehen von den

Milchzentrifugen, mit denen das Land in den letzten zwanzig Jahren überschwemmt wurde, hat sich in der Verwendung von Maschinen und Geräten wenig geändert. Auch das ist erklärlich, ohne daß man den Flämen einen rückständigen Routinier zu nennen brauchte. Welche der neuen Maschinen sollten in diesen Kleinbetrieben wohl Eingang finden? Für die Verwendung von Dresch- und Mäh-, Düngerstreu- und Sämaschinen, für Heuwender und all die andern größern Maschinen sind die meisten Betriebe zu klein. Die meiste Arbeit in der flämischen Wirtschaft wird mit der Hand verrichtet; das Säen und Mähen, Unkrautwieden und Dreschen, Futterzubereiten und Häcksel schneiden, für all diese Arbeiten sind Hände genug da, die es besser — und bei der Ökonomie der dortigen Landwirtschaft — billiger verrichten, als Maschinenarbeit. Und mit seinen übrigen Ackergeräten, wie Pflügen, Eggen, Walzen, Wagen und dergl., war der Bauer vollständig zufrieden, er konnte mit ihnen alle nötigen Arbeiten gut verrichten; warum sich neue kaufen? Man wirft in einer ordentlich geführten Landwirtschaft einen guten Pflug nicht beiseite, nur weil er aus Holz gefertigt ist und weil der Maschinenhändler neue eiserne Pflüge empfiehlt; und wenn man sich für wenig Geld bei Winterszeit eine hölzerne Egge selbst herstellen oder herstellen lassen kann, so ist es wirtschaftlicher, sie zu benutzen, als die eiserne Egge, für die man teures Geld bezahlen müßte. So ist die Ökonomie flämischer Wirtschaften, und ich kann in der verhältnismäßig geringen Verwendung moderner landwirtschaftlicher Maschinen in jenen Kleinbetrieben auch gar keinen Beweis für deren Rückständigkeit erblicken. Ja, was sich tun ließe, wäre, daß man gemeinschaftlich, auf genossenschaftlichem Wege Maschinen anschaffte und daß mehrere Landwirte zusammen mit einer Maschine arbeiteten. Aber man muß die Flämen kennen, um zu wissen, daß sie davon noch sehr weit ab sind.

Auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Technik sind Fortschritte vorhanden, und die Weiterentwicklung ist überall, hier mehr, dort minder stark im Gang. Daß die Anpassung an neuere Wirtschaftserfordernisse auch auf wirtschaftlichem Gebiete nicht ausbleiben konnte, ist selbstverständlich. Die Bauern müßten ja völlig unsinnig sein, wenn sie nicht merken sollten, wann es Zeit ist, mit einer Produktion aufzuhören und mit einer andern zu beginnen. So haben sie manche Kulturen, wie Raps, Leindotter, Krapp und andre, aufgeben müssen, als deren Preise zu sinken begannen, und haben den Anbau der Futterpflanzen vermehrt, als die Viehhaltung mehr Vorteile brachte. Der Verkauf von Ackerfrüchten ist eingeschränkt, und der Verkauf von Stallprodukten hat zugenommen; das ist eine wirtschaftliche Umgestaltung der letzten Dezennien, der sich die flämischen Kleinbauern ebenso wie die andrer Länder angeschlossen haben.

Und doch, trotz aller Fortschritte haftet der flämischen Landwirtschaft etwas Routinehaftes an, was nicht darin liegt, daß die dortige Landwirtschaft schon seit langer Zeit moderne Formen besitzt und bei deren Nachahmung modern und trotzdem nach Großvaters Art wirtschaftet, sondern was in der Person des flämischen Bauern selbst seinen Grund hat. Nicht nur in der sinnlosen Verwendung der modernen Hilfsstoffe, die, wie schon gesagt, sehr viel vorkommt, sieht man diesen konservativen Charakter des Flämen, mehr noch in der geringen Entwicklung, die Genossenschaftswesen, Vereinswesen, landwirtschaftliches Schulwesen, Verbreitung von Versuchsfeldern und dergl. dort gefunden haben. Von all dem findet man auch in Flandern gar

manches; was aber fehlt, ist die freudige Entwicklung, die in andern Ländern seit zwei Jahrzehnten die Bauern zu regem geistigen Leben geführt hat.

Der Grund dafür liegt in der mangelhaften intellektuellen Bildung des flämischen Volkes, die seit Jahrhunderten vernachlässigt ist, und die im Lauf der Zeit zu einer mehr oder minder starken allgemeinen Verdummung des Volkes geführt hat. Die Kinder erhalten keine ordentliche Schulbildung, sie kommen später in ihren Beruf unfähig, geistige Anregungen in sich aufzunehmen, oft genug überhaupt unfähig, eine Zeitung zu lesen, und so bleibt ihnen natürlich auch das Verständnis für den tiefern Sinn all der Arbeiten verschlossen, die sie in Stall und Feld verrichten. Und darin hat es seinen Grund, daß der Fläme trotz seiner gewaltig hoch stehenden Ackerbaukunst und Stallwirtschaft doch eigentlich nichts anders als ein gut unterrichteter Routinier ist, dem wohl nicht aller Fortschritt in seinem Gewerbe abgeht, bei dem sich aber alle neuen Wirtschaftseinsichten außerordentlich langsam Bahn brechen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Kleinbauern auf den niederländischen Sandböden gut kennen zu lernen, und habe über deren Betriebsweise und über die gewaltige neuzeitliche Modernisierung und Intensivierung ihrer Wirtschaften seinerzeit Ausführliches berichtet. Ich habe jene Wirtschaften oft mit den flämischen Betrieben verglichen und nach dem charakteristischen Unterschied in der weitern Entwicklung beider geforscht, und ich glaube, sie nicht besser charakterisieren zu können, als wenn ich sie mit zwei Rennpferden vergleiche. Das eine, „Flandern" geheißen, ist ein erhebliches Stück auf der Bahn voraus; das andre, „Niederland", ist bis vor kurzem in ruhigem Tempo hinterher gekommen, ohne die geringste Aussicht, „Flandern" jemals einzuholen. Plötzlich aber hat es alle seine bisher unsichtbaren Kräfte zusammengenommen und stürmt nun mächtig vor. „Flandern" geht in wackerm Schritt unermüdet weiter, aber das Tempo, in dem „Niederland" jetzt hinterher kommt, ist ein so viel schnelleres, daß es nicht lange dauern wird, und „Niederland" hat den Vorsprung.

Ich möchte fast glauben, daß in mancher niederländischen Sandwirtschaft schon heute dieser Vorsprung erreicht ist, wenn man nicht die höchstmögliche Produktion, sondern das wirtschaftlich und geistig glücklichste Leben als Zweck von Menschenarbeit betrachten will, doch darüber später.

Wie aus allem, was über die flämischen Sandwirtschaften gesagt wurde, hervorgeht, haben sie den Verkauf von Ackerfrüchten sehr eingeschränkt oder ganz aufgegeben und ziehen ihre Einnahmen aus der Stallwirtschaft. Von den vielen Industriepflanzen, die noch zu Schwerz' Zeiten auf diesen Böden stark angebaut wurden, findet man heute fast nichts mehr. Als letzten Rest davon trifft man hier und da noch etwas Flachsbau an.

„Vor 25 Jahren", berichtet die Agrarenquete vom Jahr 1900, „spielte der Flachsbau noch eine erhebliche Rolle auf den flämischen Sandböden, aber seit jener Zeit ist er ständig zurückgegangen, ja in manchen Gegenden ganz verschwunden. Er hält sich heute noch im Waeslande und im Süden der flämischen Provinzen, ist aber auch hier stark vermindert."

Zum Teil wird der Flachs vom Feld fort an Industrielle verkauft, zum Teil, besonders wo er weniger gut geraten ist, durch die Bauern selbst in Gruben geröstet, im Winter bearbeitet und als Schwinglein auf den Markt gebracht. Der von Schwerz verherrlichte flämische Flachsbau, der zu seiner Zeit auf den flämischen Sandböden, besonders im Waeslande eine solche große Rolle spielte, daß er ihn „den

ernährenden Vater der Provinz Flandern" nennen konnte, ist heute zu einem wenig bedeutenden Nebenbetriebe der flämischen Landwirtschaften herabgesunken.

Als eine Erinnerung an jene Zeiten des intensiven Handelsgewächsbaues, ja noch weiter zurück an die Zeiten der alten Hauswirtschaft haben die flämischen Bauern den Anbau vieler Kulturpflanzen im kleinen beibehalten, um den notwendigsten Wirtschaftsbedarf daraus zu decken. Man baut ein paar Quadratmeter Tabak, um ihn zu trocknen und in die Pfeife zu stopfen, man bepflanzt eine Ecke des Gartens mit Hanf, den man röstet und schwingelt, um sich Seile daraus zu drehen. Man pflanzt Korbweiden, um mit den Ruten die Zäune und Hecken nachbessern zu können, man zieht Stoppelrüben- und Möhrensaat, um die Ausgaben dafür zu sparen; ja es gibt noch heute Bauern, die Raps bauen, um sich selbst das nötige Öl herzustellen; alles Überbleibsel lang vergangener Zeiten, die als rentebringende Wirtschaftszweige heute nicht mehr am Platz wären, denen der flämische Bauer aber dank der in seiner Wirtschaft disponiblen großen Arbeitskraft in echter Bauernsparsamkeit treu geblieben ist.

Die Stallwirtschaft bringt die Einnahmen: an jedem Stück Vieh muß verdient werden. Die Pferde werden mit 18 Monaten gekauft, zur Arbeit angelernt, ein oder $1\frac{1}{2}$ Jahr lang gehalten und dann als marktreife Ware zu gutem Preise weiterverkauft — ein Geschäft, das mit dem Aufblühen der belgischen Pferdezucht und der Entwicklung des belgischen Pferdehandels in ganz Flandern große Verbreitung gefunden hat. Für die Beackerung des leichten Sandbodens sind die jungen Pferde stark genug, das Anlernen zur Arbeit macht beim belgischen Pferde keine Schwierigkeiten und die Haltung und Fütterung sind, wie in allen kleinen Wirtschaften, gut, so daß man beim spätern Verkauf ein gutes Geschäft machen kann und in der Zeit, die zwischen Ein- und Verkauf liegt, die Gespannarbeit noch gratis dazu bekommt.

Wer genug Grasland und Stallraum hat, treibt Viehzucht und kann magere Kälber oder tragende Sterken leicht an den Markt bringen und gute Preise dafür erzielen. Kälbermast findet man nur vereinzelt im Osten dieser Region: sie ist kein charakteristischer Wirtschaftszweig auf den Sandböden Flanderns. Milch und Butter müssen das Geld bringen. Man verkauft die Milch zum Konsum oder an Molkereien, oder man macht selbst Butter. Die meisten Bäuerinnen haben eine Handzentrifuge und ein Butterfaß, das letzte mit Antrieb durch ein Hundetretrad. Auch der Hofhund muß seine Pflicht tun, um sein Brot zu verdienen. Die Magermilch bekommen die Schweine, sei es, daß man Ferkel zieht oder Mastschweine hält; beides gibt gute Einnahmen. Überall werden viel Hühner gehalten, um Eier zu verkaufen, und schließlich fehlen in fast keiner flämischen Landwirtschaft die Kaninchen, die von den Kindern gefüttert und groß gezogen werden, um auf den Markt gebracht zu werden und ein paar Groschen einzubringen.

Die Marktlage ist für die flämischen Bauern äußerst günstig: das Land ist sehr dicht bevölkert und eine Menge großer Städte in unmittelbarer Nähe, wo vieles direkt an den Konsumenten abgesetzt werden kann; und sind die Einnahmen bei jedesmaligem Verkauf auch nicht groß, bringen die Kaninchen heute nur 3 ℳ, die Butter morgen 10 ℳ, das Kalb 15 und die Ferkel 60 ℳ, es reicht doch, um bei größter Sparsamkeit die Pacht und Wirtschaftsausgaben zu bezahlen und um das Leben fristen zu können. Die Bedingung aber, die dem zugrunde liegt, ist, daß ein jeder hart arbeiten muß, und je mehr Hände im kleinen Betriebe zufassen, um so besser. Der Mann muß morgens früh ins Feld und bis Sonnenuntergang hinter seinem Geschäfte her sein,

die Frau muß buttern, das Füttern besorgen, den Garten unterhalten, viel auf dem Felde mithelfen, und hat sie noch ein paar freie Stunden über, so muß sie sich hinsetzen und Spitzen klöppeln, die an den Aufkäufer und durch dessen Hand nach Brüssel oder andern reichen Städten gehen. Die Kinder müssen von frühester Jugend die Hände regen und lieber die Schule versäumen, als ein paar Pfennige, die sie in der Zeit verdienen könnten, unverdient lassen. So ist das Leben in diesen Distrikten uralter flämischer Bodenkultur ein ewiger, mühevoller Kampf ums Dasein — bezahlt durch das tägliche Essen und Trinken und die den Menschen dank ihrer Arbeit und auch dank ihrer vernachlässigten geistigen Entwicklung bleibende seelische Zufriedenheit. Ihr Leben spielt sich so ab, wie ein flämischer Dichter es in dem folgenden Liede sagt:

Wij boeren en boerinnen,
Wij wercken dagh en nacht,
Wij ploeghen en wij spinnen
En wij zingen uter macht:
Geef, lieve Heer, ons cost en cleer,
Het Hemelrijk en dan niets meer.

5. Die Betriebsverhältnisse auf den sandigen Lehmböden Flanderns.

Geht man vom flämischen Sandboden in südlicher Richtung nach der französischen Grenze zu, so werden die Böden schwerer, das Terrain, das bisher ganz eben war, wird hügelig, und die Art der landwirtschaftlichen Betriebe wird eine andre. Die Grenze zwischen diesen beiden Regionen ist nicht sehr scharf, weder mit bezug auf die Bodenverhältnisse, noch auf die Betriebseinrichtung; man findet sehr viele der Charaktere des flämischen Sandbodens auch in den weiter südlich gelegenen Wirtschaften, und anderseits kann man Kulturen, die im folgenden als typisch für diese Region genannt werden sollen, auch auf den flämischen Sandböden im Norden von Gent antreffen; so z. B. den Hopfen, den man vorwiegend im Süden der beiden Flandern antrifft, der aber auch in Ertvelde, einem Dorfe zwischen Gent und der holländischen Grenze, kultiviert wird.

Trotz der vielfachen Übereinstimmung der Kultur in der südlichen und nördlichen Hälfte der beiden Flandern, kann man doch eine Grenze ziehen, südlich welcher der Durchschnittstypus der Wirtschaftsbetriebe ein andrer ist als auf den flämischen Sandböden. Ohne mich an die Art des Bodens fest anzuklammern, bezeichne ich diese Region als die der sandigen Lehmböden Flanderns und ziehe ihre Grenzen so, daß sie sich im Norden an das Polderland von Veurne-Ambacht und an die flämischen Sandböden anlehnt und weiterhin nach Osten und Süden durch eine Linie begrenzt wird, die etwa die Orte Dendermonde, Antwerpen, Mecheln und Brüssel verbindet, südlich von Grammont auf die Grenze der Provinz Ostflandern stößt und mit dieser und weiterhin mit der Grenze Westflanderns zusammenläuft, also die südliche Hälfte der beiden Flandern mit der Südwestecke der Provinz Antwerpen und der Nordwestecke der Provinz Brabant umfaßt.

Es gibt in dieser Region Dörfer, die auf sandigem Boden gelegen sind und mehr oder minder genau denselben Charakter tragen wie die flämischen Sandböden im Norden; von diesen Ortschaften sehe ich ab und verteile den übrigen großen Rest der Region in zwei Arten von landwirtschaftlich genutzten Böden, erstens Gebiete mit

mittelgroßen Ackerwirtschaften und zweitens Gegenden der Kleinkultur und des Handelsgewächsbaues. Sie sollen nacheinander im folgenden besprochen werden.

Obgleich der Boden in Flandern nach Süden zu schwerer wird und die Größe der landwirtschaftlichen Betriebe im allgemeinen ansteigt, je südlicher man kommt, so ist dennoch die oben näher umschriebene Region noch dichter bevölkert als die flämischen Sandböden. Man zählte im Arrondissement Ypern 208, Thielt 239, Oudenarde 276, Roussellaere 367, Mecheln 379, Tendermonde 383, Alost 413 und Courtrai 463 Menschen auf den Quadratkilometer. Es ist dies Gebiet eine der am dichtesten bewohnten Gegenden der Erde, und wohl gemerkt, nicht wegen der darin liegenden großen Städte und Industrien mit ihren Menschenanhäufungen, sondern infolge der dort dicht gedrängt sitzenden Landbevölkerung. Zwischen die Bauerngüter dieser Gegend eingelagert liegen große Dörfer mit einer sehr starken ländlichen Proletarierbevölkerung; Zwergbesitzer, Arbeiterbauern, Landarbeiter und Stadt- und Industriearbeiter mit etwas Grundbesitz. Jeder treibt auf einem kleinen Fleckchen Erde etwas Landwirtschaft und zieht in der frischen, freien Gottesnatur eine große Familie heran. Trotz Landflucht und Auswanderung, trotz Elend und Übervölkerung wächst die Bevölkerung in diesen Teilen Belgiens mit großer Schnelligkeit ständig weiter an.

Auch dieser südliche Teil Flanderns kann auf eine ebenso alte und glänzende Kultur zurückblicken wie die flämischen Sandböden. Ypern und Courtrai sind schon vor Hunderten von Jahren Zentralpunkte eines blühenden Wirtschaftslebens gewesen, und die Textilindustrie, für die das umliegende Land den Rohstoff lieferte, bildete schon in alter Zeit den Ruhm dieses Landes. Auch der Anbau andrer Handelsgewächse, wie Hopfen, Tabak und Zichorien, hatte hier schon seit alter Zeit festen Fuß gefaßt und sich zu vollendeter Technik entwickelt. Dank der unendlich dichten Besiedlung des Landes und der für den Handelsgewächsbau günstigen Bodenverhältnisse hat der Süden Flanderns an diesen Kulturen festhalten können bis in unsre Zeit, und noch heutigestags kann man in diesem Land in verhältnismäßig kurzen Abständen eine große Zahl von Kulturen antreffen, die wie die Bilder eines landwirtschaftlichen Stereoskops am Auge des Reisenden vorüberziehen und ihn immer neue Kulturen bis zur höchsten Kunst entwickelt kennen lehren.

Vor Eintritt jedoch in die Beschreibung des dortigen Handelsgewächsbaues, der sich der historischen Entwicklung folgend lokalisiert hat und mehr oder minder scharf abgegrenzte kleinere Gebiete des Landes auszeichnet, sei erwähnt, daß auf den dortigen Böden über die ganze Region hin Landwirtschaftsbetriebe anzutreffen sind, in denen der Handelsgewächsbau, wenn auch meistens nicht ganz fehlt, so doch keine vorherrschende Stellung einnimmt.

Es sind Wirtschaften, in denen Ackerbau und Viehzucht getrieben wird, wie auf den flämischen Sandböden, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier die Höfe meist größer sind, infolgedessen mehr Ackerfrüchte zu Markt geschickt werden können, und daß außerdem wegen der lehmigen Struktur des Bodens die Zahl der Kulturen um einige vermehrt ist, die man auf den flämischen Sandböden wenig antrifft, vornehmlich Weizen und Gerste.

Die Verteilung des Areals in solchem Betrieb, auf sandigem Lehmboden bei Courtrai, ist etwa folgende: 16 ha Wiese und Weide, wovon 5 ha geheut werden, 1 ha Hofraum, 3 ha Weizen, 3 ha Wintergerste, 7½ ha Roggen, 7½ ha Hafer, 7 ha Kartoffeln, 4 ha Flachs, 2 ha Futterrüben, 1 ha Klee, 1 ha Zichorie, zusammen 53 ha.

Zu den mannigfachen Ackerfrüchten dieses Betriebs zählen auch zwei Handelsgewächse, der Flachs und die Zichorie. Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß alle südflämischen Wirtschaften etwas Handelsgewächsbau treiben, auch wenn dieser keinen vorwiegenden Zweig des Betriebs darstellt, ein wesentlicher Unterschied zu den nordflämischen Sandwirtschaften, in denen der Anbau von Spezialkulturen gar nicht oder doch nur gartenbaumäßig für eignen Gebrauch getrieben wird.

Die Ackerwirtschaft ist auch hier überall eine äußerst intensive, wenn auch von Spatenarbeit in diesen größern Wirtschaften natürlich nicht jener weitgehende Gebrauch gemacht wird, wie in den kleinen flämischen Sandwirtschaften.

Die jährlich angekauften Düngemittel beliefen sich in dieser Wirtschaft bei Courtrai auf 10 000 kg Thomasschlacke, 10 000 kg Superphosphat, 10 000 kg Kainit und 10 000 kg Chilesalpeter.

Auch hier wurden, wie auf den flämischen Sandböden, viel Stoppelrüben gebaut, und zwar nach Roggen und nach Flachs. Diese Rüben wurden gedrillt, verhackt und verzogen wie Zuckerrüben. Als Düngung gab man ihnen, da sie schon eine Vorfrucht mit starker Stalldüngung hatten, 400—500 kg Superphosphat und 300—500 kg Chilesalpeter auf den Hektar. Ich bitte meinen deutschen Leser, über diese Zahlen nicht hinwegzulesen, sondern festzuhalten, daß die flämischen Landwirte auf eine zweite Frucht, von der sie keinen Pfennig durch Verkauf gewinnen, einen Doppelzentner Superphosphat und einen Doppelzentner Chilesalpeter auf den preußischen Morgen ausstreuen! Nach Aberntung der Stoppelrüben wird bisweilen noch Roggen gesät. Das Feld ist dann also zum drittenmal während desselben Jahres mit einer andern Frucht bestanden.

In diesen Wirtschaften wird ein Teil der Ackerfrüchte verkauft, erheblich mehr als in den kleinen Sandwirtschaften; doch ist aber auch hier der Ackerbau hauptsächlich Mittel zum Zweck. Der Hauptteil des bebauten Areals dient zur Hervorbringung von Futterstoffen, um intensive Stallwirtschaft treiben und viel Produkte der Nutzviehhaltung zu Markt bringen zu können. Als solche zählen voran überall die Butter, neben ihr selbstgezogene Rinder und Pferde und fettgemachte Schweine. Der oben genannte Betrieb hielt 6 Arbeitsstuten, 3—4 Jährlinge, 3 Füllen, 18 Milchkühe, 4 junge Stiere, 25 Färsen, 15 Kälber und 6—8 Schweine. Der Einkauf von Futterstoffen erstreckte sich auf 14 000 kg Leinkuchen jährlich.

In einer andern Wirtschaft an der Südostgrenze der Provinz Westflandern, nahe der Schelde, wurden auf schwerem Lehmboden angebaut: 8 ha Weizen, 4 ha Wintergerste, 3 ha Roggen, 9 ha Hafer, 7 ha Zuckerrüben, 4 ha Flachs, 8 ha Zichorie, 2 ha Futterrüben, 3 ha Klee, 2 ha Kartoffeln, 5 ha Weide, 9 ha Heuland an der Schelde, zusammen 64 ha.

In dieser Wirtschaft kamen von den Ackerfrüchten zum Verkauf: die Zuckerrüben, der Flachs, die Zichorie, die Gerste, zwei Drittel des Hafers, drei Viertel des Weizens, die Hälfte der Kartoffeln und der größte Teil des auf den Scheldewiesen gewonnenen Heues. Hier tritt also der Verkauf von Ackerfrüchten noch mehr als bisher in den Vordergrund, und das hauptsächlich wegen starken Anbaues von Handels- und Industriegewächsen, die mehr als ein Drittel des Areals einnehmen.

Die Bearbeitung und Düngung der Acker ist äußerst intensiv; der Handelsdüngerverbrauch dieser Wirtschaft belief sich jährlich auf 20 000 kg Chilesalpeter, 25 000 kg Superphosphat, 10 000 kg Thomasschlacke, 10 000 kg Kainit, 2500 kg schwefelsaures

Ammoniak und 2500 kg schwefelsaures Kali; das macht auf den Hektar Acker oder Weide 1275 kg, einem Geldwerte von etwa 130 ℳ entsprechend.

Der Aufwand für künstliche Düngestoffe und das Verständnis für deren Anwendung ist in diesen intensivsten Ackerwirtschaften Südflanderns erheblich größer als auf den flämischen Sandböden; in dieser Hinsicht bilden die Betriebe dieser Region den Übergang zu den intensiven Ackerbaugegenden Mittelbelgiens, über die im nächsten Abschnitt Näheres mitgeteilt werden wird.

Daß sich ein so ausgedehnter Anbau von Flachs und Zichorie, wie er in dieser Wirtschaft getrieben wird, bezahlt macht, ist nur durch die sehr reichlichen und billigen Arbeitskräfte jenes Landes zu erklären. Obgleich auch die Landwirte der dortigen Gegend darüber klagen, daß es mit den Arbeitern nicht mehr wie früher wäre, so ist doch von einer Arbeiterkalamität dort keine Rede. Im Gegenteil sind die dortigen Landwirte dermaßen gut mit Arbeitern versehen, wie man das kaum noch in andern Gegenden antreffen kann. Dieser Großbauer hielt auf seinen 64 ha einen festen Bestand von zwölf Arbeitern, außerdem eine Magd. Die Männer verdienten 0,80 ℳ, die Frauen 0,50 ℳ und Beköstigung im Sommer und Winter. Dazu wurden nach Bedarf Sommerarbeiter angenommen, Männer, Frauen oder Kinder: er konnte aus seinem dichtbevölkerten Dorfe zu jeder Zeit so viel haben, wie er nur wollte, und zu sehr mäßigen Lohnsätzen.

Das sind natürlich ganz absonderlich günstige Verhältnisse, wie man sie in Deutschland kaum noch antreffen dürfte. Sie geben die Erklärung dafür, warum die belgischen Landwirte so außerordentlich große Aufwendungen für landwirtschaftliche Hilfsstoffe machen und ihre Betriebe so hochintensiv betreiben können. Was an Arbeitslohn weniger ausgegeben zu werden braucht, kann natürlich mit viel Erfolg zur weitern Intensivierung des Ackerbaues aufgewandt werden: wo die Produktionskosten schon durch die Arbeitslöhne dermaßen belastet sind, daß der Landwirt jeden weitern Pfennig erst dreimal umdrehen muß, bevor er ihn ausgibt, um nicht am Reinertrag zu verlieren, da wird er solch enorme Mengen Handelsdünger dem Acker nicht anvertrauen dürfen, da es doch sehr fraglich ist, ob er sie in dem gesteigerten Ertrage zurückerhält.

Die vorzüglichen Arbeiterverhältnisse des südlichen Flanderns geben der Landwirtschaft jenes Landes eine solche Vorzugsstellung, daß vieles, was in den dortigen Betrieben geleistet wird, in andern Ländern ganz einfach deshalb nicht nachgeahmt werden kann, weil man in ihnen solche hervorragenden Arbeiterverhältnisse nicht kennt. Es ist oben schon wiederholt bei Besprechung der belgischen Wirtschaften darauf hingewiesen, daß sich vieles in ihnen findet, was man wohl bewundern, aber nicht zur Nachahmung empfehlen kann, und hier sind wir wieder an solchem Punkt angelangt: der sehr starke Verbrauch von Handelsdünger setzt den Anbau hochwertiger Kulturen voraus, und dieser verlangt viele Arbeitskräfte und, um rentabel zu sein, billige Arbeitslöhne, wie sie sich im Süden der flämischen Provinzen bieten.

Zur Vervollständigung des Bildes von obengenannter Wirtschaft sei noch angeführt, daß sich der Viehstapel, aus 12—15 Milchkühen, 6 jungen Stieren, 30 Stück Jungvieh, 7 Arbeitspferden, 1 Jährling, 2 Füllen und 4—6 Mastschweinen zusammensetzte. Hiervon kamen jährlich zu Markt etwa 15 Stück Jungvieh, ein junges Pferd und die Butter von etwa zwölf Kühen, die auf dem Hofe selbst hergestellt wurde.

Damit sei über den Typus der südflandrischen Wirtschaften, bei denen der Handelsgewächsbau mehr zurücktritt, genug gesagt. Den Bodenverhältnissen entsprechend,

sind sie auf den leichtern Böden im allgemeinen kleiner, auf den schwerern größer an Ausdehnung; auf den leichtern Böden baut man weniger verschiedene Früchte, verkauft sehr wenig davon und legt sich mit voller Kraft auf die Erzeugung von Stallprodukten; auf den schwerern Böden nimmt die Zahl der Ackerfrüchte zu, und man bringt mehr davon zu Markt. Die ersten stellen also ganz naturgemäß nicht nur geographisch, sondern auch betriebswirtschaftlich den Übergang dar zu den flämischen Sandböden im Norden von Flandern, die letzten zu den Lehmböden Mittelbelgiens mit ihren hochintensiven großen Ackerwirtschaften.

Wie schon gesagt, treiben alle südflämischen Wirtschaften etwas Handelsgewächsbau, bald mehr, bald minder; es gibt aber Gegenden, deren Wirtschaftsverhältnisse durch den Anbau der einen oder andern Spezialkultur einen besondern Charakter erhalten. Diese Gebiete intensiven Handelsgewächsbaues liegen in die hier beschriebene Region eingebettet, meist stark lokalisiert mit einem Kulturmittelpunkt, um den herum man in allen Wirtschaften dieselbe Kultur antreffen kann. Solcher Kulturen gibt es sechs, die sich eine an die andre anschließen, und zwar:

1. der Tabaksbau bei Werwicq,
2. der Zichorienbau bei Roussellaere,
3. der Flachsbau bei Courtrai und St. Nikolas,
4. der Hopfenbau bei Alost und Poperinghe,
5. der Kleinobstbau im Westen von Brüssel und
6. der Kartoffel- und Gemüsebau bei Mecheln.

a) Wirtschaften mit Tabaksbau.

Der Tabaksbau war in Flandern schon vor Jahrhunderten zu Haus; er fand sein Hauptanbaugebiet auf der Südgrenze Westflanderns, namentlich im Südosten der Stadt Ypern. Auch in Ostflandern wurde der Tabak bei Ninove und Grammont in ziemlich starker Ausdehnung angebaut, und fand sich im übrigen als Gartenpflanze, gewöhnlich nur für den eignen Bedarf gepflanzt, durch ganz Flandern hin und ebenso in Brabant und den übrigen südlichen Provinzen Belgiens.

Von dem gesamten Tabaksbau Belgiens findet sich in den beiden Flandern mehr als drei Fünftel. Im Jahr 1905 betrug die Gesamtausdehnung des belgischen Tabaksbaues 3105 ha, wovon 1759 ha zu West- und 356 ha zu Ostflandern gehörten.

Wie schon gesagt, ist der industrielle Anbau des Tabaks auch in diesen Provinzen lokalisiert, und zwar in Westflandern vorwiegend auf die Kantone: Werwicq mit 587 ha, Messine mit 553 ha, Ypern mit 181 ha; in Ostflandern vorwiegend auf die Kantone: Ninove mit 71 ha und Grammont mit 68 ha.

Der Tabak wird meist in kleinen Betrieben kultiviert, wo der Bauer selbst alle für seine Pflege und Ernte nötigen Arbeiten verrichten kann; im Süden von Ypern kultiviert man ihn jedoch auch in größern Betrieben, in denen er als regelmäßige Ackerfrucht in die Fruchtfolge eingeführt ist. Was an Düngung und Arbeitsaufwand für den Tabaksbau verwandt wird, ist so groß, daß es unter normalen Wirtschaftsverhältnissen nie einen entsprechenden Entgelt finden könnte.

In den genannten Gegenden Flanderns befinden sich die Bauern aber in der angenehmen Lage, viele billige Arbeitskräfte jederzeit heranziehen zu können, so daß sie ihrem Tabake sehr viel Pflege zuteil werden lassen und in den gesteigerten Ernten

doch noch ihre Rechnung finden können. „Wo man den Tabak gut versorgt, schreibt Laveleye, rechnet man auf einen Ertrag von 2080 ℳ von dem Hektar und die Ausgaben auf 1760 ℳ, wovon 1200 ℳ für Düngestoffe und 560 ℳ für Arbeit und Abgaben zu rechnen sind. Man begreift, daß eine Kultur, die solche Kosten verlangt, nur in Gegenden möglich ist, in denen eine sehr zahlreiche Bevölkerung lebt, wo stets viel Arbeitskräfte zur Hand sind, und wo man daran gewöhnt ist, große Kapitalien in den Boden zu stecken."

Ein solcher Betrieb im Südosten von Ypern umfaßte 56 ha, wovon 12 ha Weide, 9 ha Weizen, 6 ha Roggen, $9^1/_2$ ha Hafer, 4 ha Zuckerrüben, 5 ha Tabak, 2 ha Futterrüben, $2^1/_2$ ha Klee, 3 ha Erbsen, $2^1/_2$ ha Kartoffeln und $^1/_2$ ha Raigras waren.

Von diesen Ackerfrüchten kamen nur die Zuckerrüben und der Tabak zum Verkauf, das übrige blieb in der Wirtschaft, um den großen Viehbestand zu unterhalten.

Der Bauer hielt auf diesem Hofe 6 Arbeitsstuten, 6 zweijährige Pferde, 3 Füllen, 20 Kühe, 15 Färsen, 3 junge Stiere, 8 Kälber, 4 Zuchtsauen und 30 Ferkel, die er mit sechs Wochen verkaufen wollte. Außerdem machte er jährlich 6—7 Stück von seinem Vieh fett und verkaufte ein paar junge Pferde und die Butter, die auf dem Hofe hergestellt wurde.

Die Wirtschaft hat also ganz das Aussehen der gewöhnlichen südflämischen Betriebe: intensive Ackerwirtschaft, Verkauf von verhältnismäßig wenig Ackerfrüchten und starke Nutzviehhaltung, welche die Geldeinnahmen in die Wirtschaft bringen mußte. Der Tabaksbau ging als Spezialkultur nebenher und war für den Bauer deshalb besonders rentabel, weil die dafür erforderliche Arbeit nicht viel Geld kostete; er hatte nämlich zwölf erwachsene oder halberwachsene Kinder, die ihm bei der Arbeit halfen.

Die Tabakssaat wird gequollen und Anfang März in Beete ausgesät. Der Acker wird vor und nach dem Winter gut bearbeitet und stark gedüngt. Hauptdüngung ist die Stalldüngung, mit der nicht gespart wird; man gibt 40 000—50 000 kg Stalldünger auf den Hektar. Außerdem erhält der Tabak stets Beigabe von Handelsdünger, dem Zustande des Ackers und Ortsgebrauch entsprechend. Bei intensiver Düngung gibt man außer dem Stalldünger noch 1000—1200 kg Superphosphat, 300—500 kg schwefelsaures Kali, 1000—1500 kg in Jauche aufgeweichte Rapskuchen, 500—700 kg schwefelsaures Ammoniak und 500—700 kg Chilesalpeter auf den Hektar.

Die Ernte findet Mitte September statt. In Ostflandern, sowie überall in den Kleinbetrieben, die nur geringe Mengen Tabak produzieren, pflückt man die ganzen Pflanzen ab und hängt sie an der Mauer des Hauses zum Trocknen auf. Bei Werwica, im Zentrum des Tabaksbaues, pflegt man ihn blätterweise zu pflücken, die Blätter auf lange Bindfäden zu ziehen und diese Bindfäden auf einem 2 oder 3 m hohen Gestell an einem Draht aufzuhängen. Je nach dem Wetter und dem Stadium der Trocknung werden die in langer Reihe herabhängenden Bindfäden bald näher zusammengeschoben, bald weiter voneinander gerückt; bei Regenwetter wird das ganze, im Freien stehende Gerüst mit Strohmatten zugedeckt. Die Trocknung dauert etwa 40—60 Tage und erfordert viel Arbeit und Sachkenntnis. Die Erträge an getrockneten Blättern belaufen sich auf 2500—3000 kg; die Preise sind nicht sehr hoch, man bezahlte im Jahr 1900 etwa 29,50 ℳ für 50 kg.

Die Kultur ist demgemäß nur dort rentabel, wo man mit möglichst wenig Arbeitsunkosten sehr hohe Ernten gewinnen kann, wie das in jenen Gegenden möglich ist.

b) Wirtschaften mit Zichorienbau.

Der Anbau der Zichorienwurzel hat sein Kulturzentrum in der Gegend von Roussellaere in Westflandern. Man baut Zichorien wohl auch im übrigen Flandern, in Brabant und Hennegau, doch nirgends in größerer Ausdehnung; nur in einigen Gegenden Westflanderns spielt der Zichorienbau eine größere Rolle und gibt der dortigen Landwirtschaft ihr besonderes Gepräge.

Von der Gesamtanbaufläche der Zichorienwurzel in Belgien, die im Jahr 1905 8678 ha umfaßte, befanden sich in Westflandern 6759 ha, also der bei weitem größte Teil. Die Kantone, in denen die Zichorienkultur am stärksten betrieben wurde, waren:

Ypern mit	727 ha
Courtrai mit	652 „
Plasschendaele mit	652 „
Thourout mit	469 „
Hooglede mit	432 „
Moorseele mit	418 „
Roussellaere mit	412 „

Zum überwiegenden Teile liegt der Zichorienbau in Händen ganz kleiner Besitzer, die ½—1 ha Land kultivieren und davon die Hälfte mit Zichorien anbauen. Die Ausdehnung der Kultur auf den größern Bauernhöfen hängt vornehmlich ab von der Anzahl verfügbarer Arbeitskräfte; ein kleiner Bauer auf 5 ha baute ½ ha, ein andrer auf 14 ha Land baute etwa 1 ha Zichorie. Wirtschaften, wie jene oben genannte an der Südgrenze der Provinz, wo von 64 ha 8 ha mit Zichorie bebaut werden, gehören zur Ausnahme.

Die Kultur ist genau dieselbe, wie die der Zuckerrüben, erfordert nur, da die Wurzeln kleiner, etwa von der Größe der Pferdemöhren sind, entsprechend mehr Arbeit. Der Boden wird gut vorbereitet, in den kleinen Betrieben mit dem Spaten; man düngt mit Stalldünger und Handelsdüngestoffen, worunter der Guano eine ziemlich große Rolle spielt, und sät zwischen dem 15. April und 15. Mai. In größern Wirtschaften werden die Zichorien gedrillt. Die Ernte findet Ende September oder Anfang Oktober statt. Das Laub gilt als ungeeignet für die Fütterung und die Wurzeln werden verkauft.

Die Kleinbetriebe, aus denen die große Masse der Zichorien geliefert wird, verkaufen ihre Zichorien gewöhnlich vom Feld direkt an einen Händler, der im Dorf seine Trockenhäuser hat und nebenher meist Händler in Dünge- und Futtermitteln, in Kleiderstoffen und andern Artikeln ist, womit er den Bauern für seine Zichorien bezahlt.

Die größern Bauern besitzen in der Regel selbst eine Trockeneinrichtung, die entweder wie ein kleines Backhaus in der Nähe des Hauses steht, oder in der Scheune untergebracht ist. Sie besteht aus der Feuerung, in der mit Kohlen geheizt wird, und zwei darüber gelegenen Trockenböden. Die zu Würfeln geschnittenen Zichorien kommen sofort nach der Ernte erst 12 Stunden auf den obern und dann 12 Stunden auf den untern Trockenboden und sind dann marktfähig.

Die vom Feld kommenden Zichorien werden in „bak“ zu 50 kg verkauft und mit etwa 1 ℳ für 50 kg bezahlt; die gedarrten Zichorien kommen zu 100 kg in den Handel und kosten etwa 10 ℳ. Die Erträge schwanken von 27 000—35 000 kg von dem Hektar.

Die Zichorienkultur hat viele Schwierigkeiten durch schlechte Marktlage, ausländische Konkurrenz u. a. durchmachen müssen: wenn sie in den letzten Jahren wieder etwas Fortschritte macht, so liegt das daran, daß die Preise für Weizen und Zuckerrüben niedrig stehen und damit für den kleinern Landwirt, zumal bei größerm Abstande von der Zuckerfabrik, der Zichorienbau rentabler scheint, als die Kultur von Weizen und Zuckerrüben. Daß die Kultur der Zichorien überhaupt rentiert, ist im wesentlichen, ebenso wie beim Tabak durch den billigen Preis menschlicher Arbeit in jenen flämischen Dörfern zu erklären.

c) Wirtschaften mit Flachsbau.[1])

Die Kultur des Flachses ist es zweifellos mehr als alles andre gewesen, was dem belgischen Ackerbau zu seinem vornehmen Platz in der Kulturgeschichte verholfen hat. Schon seit den Zeiten der germanischen Besiedlung dieses Landes ist der Flachsbau dort getrieben und hat als Grundlage einer über das ganze Land hin verbreiteten Hausindustrie schon frühzeitig eine wichtige Rolle in den dortigen Ackerwirtschaften gespielt.

Den Höhepunkt erreichte die Flachskultur im Anfang vorigen Jahrhunderts, als Schwerz sagen konnte: der Flachs ist der nährende Vater der Provinz Flandern. In St. Nikolas, schreibt er, rechnet man, daß von vier Personen sich ihrer drei in jedem Haus vom Flachs ernähren. Die rastlose Arbeitsamkeit, die ansehnliche Bevölkerung, das Beispiel und der Wetteifer fordern stets Beschäftigung, um die langen Winterabende auszufüllen und die vielen Freistunden des Sommers, die durch Frühaufstehen und Spätschlafengehen erübrigt werden, zu benutzen.

Der Flachsbau war zu jener Zeit über das ganze Land hin anzutreffen, auf leichten und schweren Böden, in kleinen und großen Wirtschaften; ein jeder baute Flachs, den er röstete und bearbeitete, um selbst zu spinnen und für den eignen Bedarf Stoffe zu weben, oder um den geschwingelten Flachs, Gespinst und Gewebe zu Markt zu tragen. Die flämische Flachsindustrie hatte einen so guten Ruf auf dem Weltmarkte, daß ihre Erzeugnisse nach aller Herren Länder verkauft und mit hohen Preisen bezahlt wurden.

Der Untergang dieser alten Flachsherrlichkeit kam gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als aus England Spinnmaschinen und mechanische Webstühle nach dem Kontinent herübergebracht wurden. Die ziemlich rasch eintretende Folge war, daß in einigen Jahren sämtliche Spindeln auf den Bauernhöfen und ein großer Teil der bäuerlichen Webstühle zur Ruhe gekommen waren.

In ganz kurzer Zeit hatte sich als unleugbare Tatsache herausgestellt, daß die Hausindustrie gegen die Fabrikindustrie nicht konkurrieren konnte, denn letzte lieferte bessere und dabei billigere Erzeugnisse, als sie auf dem Bauernhofe hergestellt werden konnten. Der Tiefpunkt dieser Krisis war erreicht, als die Hausspinnerei völlig verschwunden, die Hausweberei stark eingeschränkt und der belgische Flachsbau ums Jahr 1850 auf etwa 30 000 ha zurückgegangen war. Während sich die Hausindustrie nicht mehr erholte, nahm der Flachsbau in den 60er Jahren wieder eine fröhlichere Entwicklung an. Aus jener Zeit berichtet E. de Laveleye:

1) Vgl. Dr. J. Frost, Flachsbau und Flachsindustrie in Holland, Belgien und Frankreich. (Berichte über Landwirtschaft, herausgegeben im Reichsamt des Innern. Heft 9.) Berlin 1909.

„Seit die Maschinenspinnerei das Spinnrad hat stillstehen lassen, wird ein Teil der einst landwirtschaftlichen Arbeit in den Städten und in der Fremde ausgeführt. Immerhin verschafft das Rösten, Schwingeln und Weben der Landbevölkerung noch eine Menge Tagesverdienst. Die Ausfuhr von Leinwand ist stark vermindert. Seit jedoch England und Frankreich den feinen Flachs kaufen kommen, der in der Leye geröstet wird, und die Spinnereien in Gent ihren Ausfuhrhandel ausgedehnt haben, ist die Flachskultur wieder langsam in die Höhe gekommen und erstreckt sich heute ebenso weit wie früher."

In wenigen Jahren hatte sich also, wie aus Laveleyes Mitteilungen ersichtlich ist, die Flachsindustrie umgestaltet und den neuen Verhältnissen angepaßt. Die Hausleinenindustrie war zum großen Teile verschwunden, die Deckung des eignen Bedarfs durch selbstgefertigte Leinen hatte so gut wie aufgehört, und der Leinenexport war stark zurückgegangen. Dafür entwickelte sich mehr und mehr die Erzeugung von Qualitätsflachsen, die im Welthandel eine Rolle zu spielen begannen. Die Folge dieses neuen Aufschwungs in der Flachsindustrie war, daß in den 60er Jahren der Flachsbau eine Ausdehnung annahm, wie er sie seit lange nicht mehr gehabt hatte; Belgien baute im Jahr 1866 mehr als 57 000 ha Flachs.

Doch nach dieser kurzen Zeit der Blüte kam ein neuer Rückschlag, und zwar aus denselben Gründen, die auch in allen andern Ländern zur Einschränkung des Flachsbaues führten.

Die Spinnereien und Webereien stellten aus Baumwolle und aus Lein- und Baumwollabfällen Stoffe her, die sich in fast keiner Hinsicht mehr von echter Leinwand unterschieden und um vieles billiger als diese waren. Der Flachsbau wurde vielerorts unrentabel und durch andre Kulturen, namentlich durch den Zuckerrübenbau, ersetzt.

Hatte das Aufhören der Hausindustrie ihn schon von vielen weniger geeigneten Böden vertrieben, so wurde er jetzt auch dort eingeschränkt, wo er bisher als intensiv gebaute Handelskultur üblich gewesen war, und beschränkte sich mehr und mehr auf Gegenden, die ihren Natur- und Wirtschaftsverhältnissen nach die allerbesten Bedingungen für Herstellung von Qualitätsflachsen boten.

Die schon zu Laveleyes Zeit einsetzende Spezialisierung in Flachsbau- und Flachsindustrie schritt weiter fort, bis schließlich das erreicht wurde, was heute die belgische Flachskultur charakterisiert: eine außerordentlich weitgehende und das ganze Flachsgewerbe umfassende Arbeitsteilung. Heute gibt es Spezialisten, die Flachs kultivieren; es gibt andre, die ihn ernten und zu sich nach Hause nehmen, um ihn zu bearbeiten; wieder andre kaufen Flachs, um ihn zu schwingeln und zu hecheln, wieder andre, um ihn zu rösten. Die ganze Textilindustrie ist umgestaltet, der Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen des Gewerbes gelöst.

Durch die bis in alle einzelnen Teile der Flachskultur und -Industrie gehende Arbeitsteilung ist es den Belgiern gelungen, ihrem Flachsgewerbe einen Teil seines einstigen Glanzes, wenn auch in ganz andrer Wirtschaftsform, zurückzugewinnen.

Der historischen Entwicklung entsprechend, ist der Flachsbau in Belgien heute stark lokalisiert, d. h. es gibt Gegenden, in denen dank der dortigen Natur- und Wirtschaftsbedingungen der Flachsbau intensiv betrieben wird und gute Erfolge liefert, und außerhalb dieser Gebiete trifft man ihn in der Regel nicht an, auch nicht als Anhängsel der Wirtschaft auf kleiner Fläche für eignen Bedarf, wie das beim Tabak häufig der Fall ist.

Von der Gesamtanbaufläche von 20 213 ha entfällt fast die Hälfte, d. h. 8978 ha auf Westflandern; Ostflandern baut 7031 ha, Hennegau 2263 ha und Brabant 1139 ha Flachs; in den übrigen fünf Provinzen spielt der Flachsbau keinerlei Rolle. Auch in den genannten Flachsprovinzen finden sich nur einige Bezirke, wo heute noch viel Flachs gebaut wird, das ist in Westflandern das Gebiet um Courtrai herum (Courtrai 996, Thourout 644, Ghistelles 450, Plasschendaele 392, Hooglede 397 ha) und in Ostflandern der Westen des Waeslandes um St. Nikolas herum, also die von Schwerz bereiste und durch ihn bei uns bekannt gewordene Gegend Flanderns (St. Gilles-Waes 817, Tamise 463, St. Nikolas 445, Lokeren 424 ha).

Bei den kleinen Bauern findet man heut in der Regel wenig Flachsbau; um ein lohnendes Geschäft mit dieser Kultur zu machen, muß man eine Fläche von mindestens $^1/_2$—1 ha anbauen können, und das setzt bei regelmäßigem Anbau und einer acht- bis zehnjährigen Wiederkehr des Flachses in der Fruchtfolge schon immer ein Areal von 5—10 ha voraus. Auch ist die Mehrzahl der kleinen flämischen Wirtschaften heute so organisiert, daß jede Handbreit des Ackerlandes Futterstoffe für die Stallwirtschaft liefern muß und somit kein Platz für einen ausgedehnteren Handelsgewächsbau übrig bleibt.

Um sich vor Schaden zu bewahren, den sie bei zu häufigem Anbau von Flachs erfahren haben, dehnen viele Bauern die Zeitspannen zwischen zwei Flachsernten, die sie auf demselben Acker ziehen, noch weiter aus als 8—10 Jahre. Ich habe Großbauern im Süden von Flandern getroffen, die 12—15 Jahre warteten, ehe sie ihn auf dasselbe Ackerstück zu bringen wagten. Vorfrucht ist gewöhnlich ein stark gedüngtes Wintergetreide oder Hafer. Nach der Aberntung dieses wird das Land gepflügt und im Frühjahr gewöhnlich noch mit dem Federzinkenkultivator bearbeitet: man fährt alsdann Jauche darauf und stampft oder walzt den Boden fest an. Zwischen Mitte März und Mitte April wird gesät. Nach der Saat wird der Boden nochmals schwach gelockert und danach wieder festgedrückt: im Waeslande vielfach mit der Hacke und mit einer hölzernen Stampfe.

Sind die Pflänzchen 3 oder 4 cm hoch, so beginnt das Unkrautjäten. Ist der Flachs etwas größer, so wird gewöhnlich noch ein zweites Mal gejätet. Je mehr Unkraut, um so teurer stellt sich das Jäten und um so schlechter wird gleichzeitig auch der Flachs, denn vielgejäteter Flachs ist stets ungleich und minderwertig von Qualität. Die Ernte fällt in die letzten Tage des Monats Juni oder in die ersten 14 Tage des Monats Juli.

Die Verwertung des Flachses ist äußerst verschiedenartig. Die erhebliche Mehrzahl der in Flandern gebauten Flächse wird vom Feld verkauft, sei es, daß der Käufer, sei es, daß der Verkäufer das Ziehen besorgt. Dieser Verkauf geschieht in der zweiten Hälfte des Monats Juni und pflegt bis zum St. Peterstage, am 29. Juni, beendigt zu sein. In dieser Zeit ist das ganze Land überschwemmt mit Flachsreisenden; man sieht sie mit ihren Flachsproben in der Hand auf jedem Bahnhof, in jeder Herberge, und die Tage sind nicht selten, an denen zehn oder zwölf Flachshändler beim Bauern vorsprechen, um sich seinen Flachs anzusehen und ihr Gebot zu machen. Alle Bauern sind über den Stand der Preise und deren Bewegung orientiert und eilen sich darum mit dem Verkaufe gar nicht, sondern warten das höchste Gebot ab, das sie für ihren Flachs erzielen können. Für die Prüfung und Wertbestimmung des zu Felde stehenden Flachses gehört natürlich Sachkenntnis; aber daran fehlt es keinem der dortigen

Bauern, dafür sind sie ja seit Jahren Flachsbauern, haben ihr Gewerbe gelernt und kennen den Wert ihrer Erzeugnisse. Gewöhnlich zieht der Händler eine Handvoll Flachses mitten aus dem Felde, prüft die Gleichmäßigkeit der Stengel in Dicke und Länge und mißt dann ab, wieviel Handbreit der Flachs lang ist. Das ist im Augenblick geschehen, er fragt nach der Größe des Areals und macht sein Gebot. Ist der Flachs verkauft, so wird ein Baumast an der Ecke des Feldstücks in den Boden gesteckt, um später kommenden Kaufleuten anzuzeigen, daß sie sich wegen des bezeichneten Feldstücks nicht mehr zu bemühen brauchten. Der Flachs steht zu dieser Zeit gerade in der Blüte.

Meistens zieht und trocknet der Bauer den Flachs und bringt ihn zur nächsten Eisenbahnstation. Die für den Hektar bezahlten Preise für den so verkauften Flachs schwanken zwischen 480 und 1000 ℳ für den Hektar, bei einigermaßen guter Ernte rechnet man auf 550—700 ℳ, doch gibt es auch Jahre, wo infolge ungünstiger Witterung und Mißratens der Ernte nur 250—300 ℳ für den Hektar bezahlt werden; das sind dann Jahre, in denen beim Flachsbau Geld zugesetzt wird, und mit diesem Risiko müssen die Flachsbauern immer rechnen.

Die Aufkäufer des Flachses sind zum größten Teil Agenten oder Flachsröster, die von der Leye herkommen und das Land nach den besten Flächsen abreisen, um sie nach der Leye zu bringen und dort in fließendem Wasser zu rösten. Alle erstklassigen Flächse werden dorthin verkauft. Die Flächse zweiter Qualität werden häufig durch kleine Bauern gekauft, die sich aus der Bearbeitung des Flachses ein besonderer Gewerbe machen. Die größern Bauern bauen den Flachs, und die kleinen, die auf ihrem Fleckchen Grund nicht das Sattessen finden können, kaufen diesen Flachs und bearbeiten ihn, eine Arbeit, mit der sie während des Winters die Kost verdienen und zu der der große Bauer meist nicht Zeit genug hat. Diese Bearbeitung aufgekauften Flachses ist gewöhnlich lokalisiert; man findet Dörfer, wo fast jeder Bauer sich an diesem Geschäfte beteiligt; oft müssen sie stundenlang fahren, um den gekauften Flachs nach Haus zu holen. Er wird dann vor dem Haus in einen Haufen gesetzt und je nach Ortsgebrauch im Tau oder in Gruben geröstet und im Winter weiter verarbeitet.

Außer diesen Kleinbauern, die sich aus der Flachsbearbeitung ein Spezialgeschäft machen, gibt es schließlich noch andre, die ihren selbst gezogenen Flachs auch selbst bearbeiten; vor allem auf den flämischen Sandböden ist das noch viel verbreitet. Wohl gemerkt, handelt es sich dabei immer nur um Flachs zweiter Güte, da alle erstklassigen Flächse nach der Leye hin verkauft werden.

Das übliche System des Röstens ist in diesen Wirtschaften die Grubenröste. Wer Flandern zur Sommerszeit durchreist, wird die Bauern dort oft bei dieser wenig appetitlichen Arbeit angetroffen haben, wenn sie bis zum Bauch in dem Wasserloch stehen und den moderbedeckten Flachs herausholen, der eine Luft verbreitet, daß jeder gern das Weite sucht, der nicht mit dabei zu sein braucht.

Die Flachsbearbeitung an der Leye ist nicht Bauernarbeit, sondern ist ein Gewerbe für sich, und soll absonderlich an späterer Stelle besprochen werden.

Als Erträge von dem Hektar rechnet man 400—600 kg Saat, 5000—6000 kg Stroh oder 900 kg geschwingelten Bast. Der Preis für 100 kg Leinsaat beträgt etwa 20—28 ℳ, für 100 kg Stroh 12—15 ℳ und für 1 kg Bast 0,80—1,60 ℳ.

Was den Flachsbau in Belgien rentabel macht und seine Anbaufläche heute wieder zunehmen läßt, sind nicht Klima oder Boden, sondern die sehr weitgehende Arbeits-

teilung und Spezialisierung, die in der belgischen Flachsindustrie durchgeführt sind. Es kommt dazu, daß die Technik bei Landwirten und Arbeitern eine altgewohnte ist und sich auf jahrelange Erfahrungen stützen kann, daß die Arbeitslöhne niedrig und die Absatzverhältnisse leicht sind. Letztes ist aber wiederum als ein Resultat der fabelhaften Spezialisierung des Gewerbes anzusehen, denn wenn sich die Belgier nicht auf den Bau feinster Flächse verlegt hätten, für die sie nur beste Flachsböden benutzen und denen sie sehr viel Sorgfalt zuwenden, so hätten sich auch wohl die Absatzwege des Flachses nicht so günstig gestaltet, wie das der Fall ist. Es sei auch nicht vergessen, daß die Leye, dieser „gold-river", viel dazu beigetragen hat, um die Herstellung der feinen belgischen Flächse zu ermöglichen, und den belgischen Flachszüchtern einen vorzüglichen Absatzplatz geboten hat, der den belgischen Flachs zum berühmten Artikel des Weltmarkts gemacht hat und Ströme Goldes ins Land gezogen hat, die sich über alle am Flachsgewerbe beteiligten Interessenten verteilt haben.

d) Wirtschaften mit Hopfenbau.

Der Hopfen gehört ebenso wie der Tabak zu den seit Jahrhunderten in Belgien angebauten Kulturpflanzen und stellt in der Landwirtschaft Flanderns eine sehr beachtenswerte Kultur dar. Wenn Schwerz schreibt: „Ich übergehe den Wau und Tabak, deren Kultur ich nicht hinreichend kenne, und den Hopfen, weil er nicht zu der Ackerwirtschaft, sondern zur Gärtnerei gehört", so macht er sich die Sache doch etwas sehr leicht, und seine Meinung über den Hopfenbau ist auch nur als bedingt richtig anzusehen. Die Grenze zwischen Bauer und Gärtner ist bei den flämischen Kleinbetrieben nicht ganz leicht zu ziehen, besonders wenn man sich in die Nähe von Brüssel begibt, wo der Anbau von Gemüsen und Früchten der Bodenkultur einen durchaus gartenmäßigen Charakter verleiht. Die Bearbeitung des Landes mit dem Spaten kann man noch nicht als Unterscheidungsmerkmal gärtnerischer und landwirtschaftlicher Betriebe ansehen; anders müßte ein großer Teil der flämischen Landwirtschaften, die Roggen, Hafer, Kartoffeln und Futterpflanzen im Feld bauen und Schweine, Milch und Butter zu Markte bringen, Gartenwirtschaften genannt werden, und das wäre doch töricht.

Eine Unterscheidung zwischen Gartenbau- und Landwirtschaft, die in praktischer Hinsicht natürlich nicht viel zur Sache tut, könnte man allein so machen, daß man diejenigen dieser Kleinbetriebe, die vorwiegend die kostbaren Früchte ihres Stückchen Bodens zu Markt bringen und gar keine oder doch nur nebenher einige Stallprodukte verkaufen, Gartenwirtschaften nennt, die andern, in denen die Stallwirtschaft eine mehr gleichberechtigte oder gar überwiegende Rolle spielt, als landwirtschaftliche Betriebe bezeichnet. Nach dieser Unterscheidung müßte man all die Hopfenbauern in der Hopfenkleinkultur bei Alost unter die Landwirte rechnen, ganz abgesehen von der Hopfengroßkultur bei Poperinghe in Westflandern, die in rein landwirtschaftlichen Betrieben zu Haus ist.

Daß der Hopfenbau in Flandern stark lokalisiert ist, liegt an den aus alter Zeit übernommenen Gebräuchen der betreffenden Gegenden und an dem in ihnen sich reichlich findenden Arbeiterangebot. Klima und Boden bilden keinen Grund, daß sich die Hopfenkultur nicht auch nach andern Gegenden Flanderns verpflanzen könnte: da die Kultur aber sehr kostspielig ist und die Erträge sehr großen Schwankungen

unterworfen sind, bleibt der Hopfenbau auf einzelne Dörfer beschränkt und nimmt keine weitere Ausdehnung an.

Die Gesamtanbaufläche des Hopfens beträgt in Belgien 2575 ha, die sich zum überwiegenden Teil in zwei Gegenden konzentriert finden: die eine auf der Grenze von Ostflandern und Brabant, die andre in der Südwestecke von Westflandern. Die erstgenannte Region, die man auf der Fahrt von Brüssel nach Ostende durchfährt, ist die Gegend der sogenannten Hopfenkleinkultur und erstreckt sich vornehmlich über die Kantone Assche mit 565 ha, Lennick-St. Quentin mit 319 und Alost mit 182 ha. Die sogenannte Hopfengroßkultur konzentriert sich um Poperinghe in Westflandern mit 728 ha, Ronsbrugge mit 314 und Ypern mit 263 ha.

Die Hopfengegend bei Alost bietet dem Reisenden eins der anmutigsten Bilder des regen flämischen Landlebens. Kommt man mit der Eisenbahn in die Gegend von Denderleeuw, so tauchen zu beiden Seiten der Bahnlinie kleine Hopfengärten auf, die nach Alost zu ständig zunehmen und hinter Alost aufhören, um den Reisenden in die Gebiete der altberühmten flämischen Ackerkultur hineinblicken zu lassen.

Das Land ist dort in eine Unmenge kleiner landwirtschaftlicher Betriebe aufgeteilt, in denen der Hopfen überall auf ganz kleinen Flächen angebaut wird. Wie zerstückelt der Boden ist und wie klein die Landwirtschaftsbetriebe sind, beweist, daß man Pferde zur Ackerarbeit in jenen Dörfern fast gar nicht gebraucht. In Teralphene, einem der hauptsächlichsten Hopfendörfer, zählt man deren vier. In diesem Dorf erlebte ich eine Geschichte, die wert ist, mitgeteilt zu werden, weil sie nicht nur die Kleinheit der dortigen Betriebe charakterisiert, sondern auch für die geistige Entwicklung der Dorfbewohner spricht. Auf dem Wege vom Bahnhof zum Pfarrer, von dem mir gesagt war, daß er der beste Kenner des Dorfes und der beste Führer zu den Hopfenbauern sei, traf ich den Gemeindeboten des Dorfes, der gleichzeitig auch die Ortspolizei verkörperte, und schloß mich ihm an. Der Mann war sehr freundlich und redselig und erzählte mir auf meine Fragen tausenderlei über sein Dorf und dessen Bewohner und über die Hopfenkultur, die das Wirtschaftsleben der Gemeinde beherrschte. Er war über alles sehr unterrichtet, so daß ich ihn schließlich fragte, wieviel Hektar Land die Bauern im Durchschnitt bewirtschafteten. — Es sei nebenbei bemerkt, daß der Hektar in Belgien das allgemein übliche Flächenmaß ist, nur wenige Gegenden messen noch nach Gemet, doch wissen sie alle mit dem neuen Maße Bescheid; nun gar ein Gemeindebote, der jährlich das Material für die Statistik zu sammeln hat. — Auf diese Frage sah mich mein Begleiter ganz erschrocken an, und, vermutlich in dem Glauben, daß ich von einer Art schrecklicher Ungetüme sprach, versicherte er mehrmals hintereinander mit feierlichem Ernste: „Neen, Mijnheere, hektaren, dat hebben wij hier niet“. Der Ausdruck war ihm völlig unbekannt, da die Größe der einzelnen Betriebe seines Dorfes nach ortsüblichem Gebrauche nach der Anzahl Hopfenstangen gemessen wurde.

Die Hopfenkultur verlangt viel Arbeitskräfte. Das Pflücken eines einzigen Hektars Hopfen beschäftigt fünf Wochen lang etwa zehn Leute, das ist das Personal eines gewöhnlichen Betriebs dieser Gegend von 50 ha. Wer nicht mit seiner eignen Familie die Arbeit im Hopfen verrichten kann, muß darum lieber die Hände davon lassen, denn Arbeiter dafür anzunehmen, ist zu teuer und auch deswegen noch besonders schwierig, weil die Hopfenernte mit andern großen landwirtschaftlichen Arbeiten zusammenfällt, nämlich mit der Ernte von Zuckerrüben und Kartoffeln und mit der Herbstbestellung. Arbeitet man aber mit den Familienangehörigen, so kann man die Arbeiten

leichter besorgen; am Tag wird im Feld geschafft und am Abend, selbst in der Nacht noch im Haus. Man bricht die ganzen Hopfenpflanzen ab und trägt sie in die Stube und pflückt dort die Früchte ab.

Diese kleinen Hopfenzüchter besitzen 1—3 ha Land, bisweilen auch noch weniger, und pflanzen 8 bis höchstens 60 a mit Hopfen. Auf ihren andern Ländereien bauen sie Weizen, Roggen, Kartoffeln und Rüben, die sie an ihr Vieh verfüttern. Sie halten ein bis zwei Kühe, deren Milch sie an die Molkerei verkaufen, mästen zwei Schweine, eins für den eignen Haushalt, das andre zum Verkaufen und haben eine Anzahl Hühner, deren Eier sie zu Markt bringen. Die Viehhaltung ist für sie alle ein sehr wesentlicher Betriebszweig, da es die aus ihr kommenden Einnahmen sind, mit denen sie sich über Wasser halten. Sehr notwendig ist die Stallwirtschaft auch deshalb, weil in ihr der viele Stalldünger gewonnen wird, den man dem Acker, namentlich dem Hopfenlande zugute kommen läßt.

Anspruch auf guten Boden macht der Hopfen nicht; man pflanzt ihn oft auf den schlechtesten Ackerstücken, die mit dem Spaten umgearbeitet und mit Stalldünger gedüngt sind. Die jungen Pflanzen werden im Garten oder auch im freien Felde gezogen und im Frühjahr im Hopfenland ausgepflanzt. Man setzt 2500 Pflanzen auf 1 ha, verwendet dazu im ersten Jahre kürzere und vom zweiten Jahr ab 6—10 m lange Hopfenstangen, die senkrecht oder etwas schräg geneigt im Frühjahr ins Land gesteckt werden. Diese Stangen stellen ein für den kleinen Hopfenbauern recht erhebliches Kapital dar. Sie kosten das Stück 0,60—0,80 ℳ, so daß für 10 a ein Anlagekapital von 150—200 ℳ notwendig ist, eine für die kleinen Besitzer recht erhebliche Summe. In etwa sechs Jahren sind die Hopfenstangen aufgebraucht, und man muß neue anschaffen. Während des Sommers wird ständig im Hopfen gearbeitet, gehackt, gekratzt und flüssiger Dünger auf die Wurzeln gegossen. Jeder Bauer hat eine Tonne, die er auf einer Schubkarre in sein Land fährt und aus der er Pflanze für Pflanze mit Jauche und wasserverdünntem Dünger begießt; diese Arbeit wird fast ununterbrochen den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt. Haben die Pflanzen annähernd die Stange erklommen, so pflücken viele Bauern die untern Blätter bis auf $1\frac{1}{2}$ m überm Erdboden fort, weil diese oft viel Ungeziefer tragen, das bösen Schaden anrichten kann. Das Blätterabpflücken ist nicht allgemein üblich und wird auch nicht alle Jahre gleichviel getan, weil man weiß, daß damit der Pflanze auch geschadet werden kann. Ende August oder Anfang September beginnt das Hopfenpflücken, das etwa zwei Monate dauert. Man schneidet die Ranken $1\frac{1}{2}$ m überm Erdboden durch, zieht die Hopfenstange heraus, legt sie auf die Erde und beginnt mit dem Pflücken. Im ersten Jahre rechnet man auf eine halbe Ernte, im zweiten auf eine kleine und im dritten Jahr auf eine volle Ernte. Im achten Jahre wird das Land umgegraben und für eine andre Ackerfrucht vorbereitet. Der Umlauf ist gewöhnlich so eingerichtet, daß auch beim kleinsten Hopfenbauern alle Jahre ein kleiner Teil der Hopfenplantage erneuert wird, so daß man stets jungen und auch stets volltragenden Hopfen hat.

Ist der Hopfen gepflückt, so geht es ans Trocknen. Jeder hat in seiner Scheune eine Kohlenfeuerung, darüber einen Wärmeschacht und darüber die Trockenkammer, wo der Hopfen 20 cm hoch aufgeschüttet wird, um 10—12 Stunden in der Hitze zu trocknen. Oft sind diese Trockeneinrichtungen noch so primitiv, daß der Rauch des Kohlenfeuers durch den Hopfen hinzieht; das dabei erhaltene Produkt trägt dann mit Recht den Namen „stinkender Hopfen". In moderner eingerichteten Trockenkammern zieht

der Rauch durch ein Rohr ab. Der Ertrag an getrocknetem Hopfen beträgt 1500—1700 kg von dem Hektar, doch oft auch viel weniger, da der Hopfen eine Kultur ist, die unter schlechter Witterung und den damit meist zusammmen auftretenden Pflanzenkrankheiten sehr zu leiden hat. Die Hopfenpreise sind sehr schwankend; sie betragen etwa 16—24 ℳ für 50 kg, steigen bisweilen auf 80 ℳ und haben ausnahmsweise schon die Höhe von 300 ℳ erreicht. Der Aufkauf des Hopfens geschieht meistens durch Händler, die zu den Bauern ins Haus kommen, jedoch bestehen fast überall auch Dorfsyndikate für gemeinschaftlichen Verkauf des Hopfens, die auf die Preisbildungen einen recht günstigen Einfluß ausüben. Auf dem Hopfenmarkte sind Spekulationen so an der Tagesordnung, daß mit irgend welchen festen Preisen nie zu rechnen ist und die Kultur für den kleinen Hopfenzüchter darum äußerst viel Risiko hat. Da aber der größte Aufwand, den er für seinen Hopfen macht, in seiner Hände Arbeit besteht, die er mit nichts in Rechnung zu setzen gewohnt ist, so wird er auch bei völligem Mißraten der Ernte und bei sehr starkem Sinken der Preise dadurch nicht ruiniert, sondern baut im nächsten Jahr wieder Hopfen in der Hoffnung, daß die Preise sich bessern werden. Immerhin ist der Hopfenbau bei Alost stark im Rückgang; in einigen Gemeinden in den letzten 25 Jahren sogar bis auf die Hälfte zurückgegangen. Gemüsebau und Kleinobstkultur sind an seine Stelle getreten.

Insgesamt beschaut zeigt der Hopfenbau bei den kleinen Bauern um Alost ein Bild ziemlich rückständiger Kultur. Mit Aufwand von unendlich viel Arbeit, Graben und Düngen versorgen diese kleinen Besitzer ihr Hopfenland, wie es seit Hunderten von Jahren in ihren Dörfern schon getan ist, und stehen allen Unbillen der Natur und des Marktes heute noch ebenso ratlos gegenüber, wie Anno dazumal; schlechte Jahre sind für sie Schicksalsschläge, gegen die man sich nicht wehren kann. Verwendung von Handelsdünger ist unbekannt; daß man die teuren Hopfenstangen durch Draht ersetzen kann, ist ihnen ebenso fremd. Die Bekämpfung der Hopfenkrankheiten, die ja eigentlich für die Rentabilität der Kultur vor allem andern ausschlaggebend ist, befindet sich in den allerersten Anfängen. Nur auf langes und gutes Zureden des Pfarrers, der noch am ersten Einfluß auf die Leute hat, entschließen sich die intelligentesten Bauern, ihren Hopfen mit Seifen- und Tabakslaugen zu spritzen. Ich bin selbst dabei gewesen und habe zugehört, wie der Pfarrer den Bauern anriet, nicht einmal, sondern ständig zu spritzen. Das Jahr 1906 war ein schlechtes Jahr, viel Hopfen war durch Blattläuse und durch Meltau völlig verdorben, die Blätter waren schwarz geworden und die Pflanzen in ihrer Entwicklung stehen geblieben. Hier und da hatte ein Bauer eine Handspritze gekauft und seinen Hopfen mit einer Abkochung von 100 kg Wasser, 2 kg Tabak und 1 kg Seife gespritzt, und der Erfolg war deutlich sichtbar. Aber trotz des Beispiels dachte die große Masse nicht daran, gleiches zu tun; sie spritzten gar nicht oder nur einmal, und ihr Hopfen sah jämmerlich aus. Auch das Hopfentrocknen geschieht vielfach, wie schon gesagt, auf höchst unzweckmäßige, altmodische Manier, und im Handel sind die meisten Bauern heute noch ebenso von ihrem Käufer abhängig, wie vor Jahrhunderten. Man tut wohl viel, um durch Unterricht und Syndikate neues, regeres Leben unter die Bauern zu bringen und der Hopfenkultur etwas modernere Formen zu geben, doch ist das bei Alost im Vergleich zu den andern Hopfenbaugegenden Flanderns bisher noch am wenigsten geglückt.

Bei Poperinghe in Westflandern findet sich das Gebiet der belgischen Hopfengroßkultur, d. h. groß im Vergleich zu dem gartenmäßigen Anbau bei Alost. Der Unter-

schied beider Gebiete ist einfach der, daß bei Alost der Hopfenbau in die kleine flämische Sandwirtschaft und bei Poperinghe in die größern südflämischen Wirtschaften eingepaßt ist. Ein weiterer bemerkenswerter Unterschied ist ferner noch der, daß die Hopfenkultur bei Poperinghe sehr viel moderner und intensiver betrieben wird als bei Alost.

Um zunächst einmal festzustellen, wie man sich den Poperinghe Hopfenbau zu denken hat, sei die Wirtschaft des größten dortigen Hopfenzüchters kurz skizziert. Er bebaut 32 ha Land, und zwar: 9 ha mit Weide, 3,5 ha mit Hopfen, 1 ha mit Flachs, 2 ha mit Futterrüben, 1 ha mit Klee, 1 ha mit Mais, 1 ha mit Erbsen, 5 ha mit Weizen, 1 ha mit Kartoffeln, 3 ha mit Hafer, 1,5 ha mit Roggen und Stoppelfrüchten und 3 ha mit Zuckerrüben.

Also eine Ackerwirtschaft, die viel Handelsgewächse produziert; der dritte Teil des Ackerlandes ist ihnen eingeräumt und davon die Hälfte dem Hopfen. Die andern Ackerfrüchte dienen zum überwiegenden Teile zum Betrieb einer sehr intensiven Stallwirtschaft, die aus einer selbstbetriebenen Meierei ihre Haupteinnahmen bezieht. Die Hopfenplantage war aus eisernen Trägern und Eisendrähten konstruiert und zur Düngung wurde neben Stalldünger und Jauche auch Handelsdünger verwandt. Die Kosten für die erforderlichen eisernen Träger und Eisendrähte sind für den Hektar nicht höher als für hölzerne Hopfenstangen, doch setzt die Anwendung dieses neuen Systems eine größere Fläche voraus und läßt sich schwerlich nach Betrieben übertragen, die nur 5 oder 10 a Hopfen anbauen. Auch bei Poperinghe ziehen nur die größern Besitzer ihren Hopfen auf Draht; die kleinern Besitzer benutzen auch hier hölzerne Stangen. Zur Ernte benutzte der genannte Großbetrieb 40—50 Arbeiter, die er aus dem Dorf oder der nächsten Umgebung zu mäßigen Tagelöhnen bekommen konnte. Man rechnet in diesen modern betriebenen Hopfenanlagen bei Poperinghe auf Erträge, die zwischen 1700 und 1800 kg getrockneten Hopfens von dem Hektar schwanken. Man hat auch hier viel gegen Pflanzenschädlinge anzukämpfen; namentlich ein weißer Schimmelpilz, Sphaerotheca Castagnei, verursacht viel Schaden und wird durch Verstäuben von Schwefelblume bekämpft. Auch wird das Spritzen von Laugen gegen Blattläuse und Meltau nicht vernachlässigt. Was dem Poperinghe Hopfen, der schon in alter Zeit einen guten Ruf hatte, noch erheblich vorwärts geholfen hat, ist die Gründung eines großen Hopfenverkaufssyndikats, das in zwei Ortschaften Pressen aufgestellt hat, mit denen der Hopfen der umwohnenden Züchter zu Ballen gepreßt wird, um so unter der Poperinghe Handelsmarke zum Verkauf zu gelangen.

Der Hopfenbau in Ertvelde, nördlich von Gent, hat bisher keine große Ausdehnung genommen; er bedeckt nur einige Hektar, wird aber sehr intensiv betrieben. Das System der Poperinghe Eisengestelle fand ich dort noch weiter modernisiert, dadurch daß ein intelligenter Züchter seinen Hopfen nicht senkrecht zum quer gespannten Draht hinaufranken ließ, sondern alle Pflanzen in schwachem Winkel geneigt wachsen ließ, wodurch er, nach angestellten Vergleichen, zu größern Erträgen gelangte, als bei senkrechter Stellung der Hopfenpflanzen. Für die Ernte werden die Hopfenstangen vom obern Querdraht losgemacht und auf der Erde zum Abpflücken ausgebreitet.

Die kleine Nebeneinnahme, die aus dem Verkaufe von jungen Hopfensprossen als Gemüse kommt, ist von wenig Bedeutung. Man findet diese Sprößlinge im Frühjahr in der Erde, schneidet sie ab und bereitet sie gleich dem Spargel, um ein schmackhaftes Gemüse daraus herzustellen, wie das schon Schwerz mitteilt.

Ob man jedoch den Hopfenextrakt noch als Mittel gegen das Podagra nach Schwerzschem Rezepte benutzt, ist mir nicht bekannt geworden.

e) Wirtschaften mit Kleinobstkultur.[1])

Der Bezirk, der Brüssel während des Sommers mit Früchten versorgt, liegt im Westen der Stadt, zwischen Ninove und Brüssel; der Hauptsitz der Kleinobstkultur sind die Dörfer Schepdael, Etterbeek und Dilbeek. Alle Wirtschaften dort sind Kleinbetriebe, die Mehrzahl von 1—2, die größten von 6—7 ha. Der Anbau der Früchte und Gemüse wird durchaus gartenmäßig betrieben, doch kann man die meisten Betriebe eigentlich nicht Gärtnereien nennen, da sie nur einen Teil ihres Areals mit feinen Früchten, den andern mit Getreide und Futterpflanzen bebauen und stets eine intensive Stallwirtschaft nebenher betreiben.

Um eine klare Vorstellung davon zu geben, in welcher Weise der Gartenbau in die dortigen Wirtschaften eingepaßt ist, sei der Betrieb des größten Dilbecker Kleinobstproduzenten beschrieben. Dieser bewirtschaftet 6 ha Land, wovon 100 a mit Früchten, 100 a mit Weide, 60 a mit Heuland, 40 a mit Grasland, 40 a mit Klee, 60 a mit Futterrüben, 100 a mit Roggen, 70 a mit Kartoffeln und 30 a mit Hafer bebaut sind.

Auf dem Hektar, den er mit Früchten bebaut, nimmt die Erdbeere, wie überall in dieser Gegend, die Hauptstelle ein, für sie sind etwa 30 a reserviert. Außer Erdbeeren zieht er Stachel-, Johannis- und Himbeeren, feine Gemüse und im Garten am Haus Frühkirschen. Von dem übrigen Lande verkauft er noch Frühkartoffeln. Alles übrige wird verfuttert. Er hält 1 Pferd, 4 Kühe und 2 Stück Jungvieh; als Erträge des Viehstalles gewinnt er vor allem die Milch, die er nach Brüssel schickt, und den Stalldünger, den er für sein Land nötig hat.

Pferd und Wagen haben von zehn Bauern noch keine vier; da man sich für die Feldarbeit auch ohne sie behelfen und zum Weg nach dem Markte den Dampftram benutzen kann, der Ninove mit Brüssel verbindet.

Die Hauptkultur dieser Dörfer ist die Erdbeere, die überall als lukrativste Frucht angebaut wird, aber in allen Gärtnereien nur wenige Are einnimmt, da sie viel Arbeit verlangt und die Verwendung von bezahlten Arbeitern wegen der hohen Löhne unrationell sein würde. Jeder arbeitet mit seinen Familienangehörigen und kommt nur dadurch auf seine Rechnung, daß er diese Arbeitskräfte so gut wie kostenlos hat. Mit Tagelöhnern Erdbeeren im großen zu kultivieren, wäre ganz unrentabel, zumal die Löhne hier nahe bei Brüssel recht hoch sind. Man hat es einmal versucht und 2 ha Erdbeeren angelegt, das Ende war jedoch ein völliges Fehlschlagen des Versuchs.

Man pflanzt die Erdbeeren im Monat August in stark gedüngtes Land auf 25 · 75 cm Abstand. Die drei meist gezogenen Varietäten sind Laxtons Noble, Cherples und Triomphe de Gand, die eine nach der andern zur Reife gelangen. Im Frühjahr wird das Land mit Jauche gedüngt und Stalldünger zwischen die Reihen gelegt. Man läßt die Pflanzen drei Jahre im Boden, pflanzt danach Stoppelrüben und im Jahr darauf Kartoffeln oder eine andre Ackerfrucht. Kleinbauern lassen auch Erdbeeren auf Erdbeeren folgen.

Die Ernte dauert etwa drei Wochen, während der jeden Tag gepflückt werden muß. Die Erdbeeren werden in zwei Größen für den Markt sortiert und in kleine Körbe und Kistchen verpackt. Die erste Qualität kostet 3,40 ℳ, die zweite 2,40 ℳ für 6½ kg, das marktübliche Gewicht. Als mittleren Preis für 1 kg Erdbeeren kann man 0,50

1) Appelmans, Au pays des fruits et du houblon.

bis 0,60 ℳ annehmen. Während der Hochsaison bewährte der oben genannte Gartenbauer, von seinen 30 a im Durchschnitt täglich für 120 ℳ Erdbeeren zu verkaufen. Das sind ganz enorm hohe Erträge, die man in gewöhnlichen Jahren auf 2400 ℳ, in guten Jahren auf 5000—6000 ℳ für den Hektar schätzen kann. Die ganze Gegend lebt dort sozusagen von den Erdbeeren, aber sie verwendet auf diese Kultur auch ein unendlich großes Maß von Arbeit.

Die Stachelbeer- und Johannisbeerplantagen sind sehr viel weniger lukrativ, machen aber auch sehr viel weniger Arbeit. Man pflanzt die Sträucher auf 1,25 m Abstand und düngt zweimal im Jahr mit Jauche oder wasserverdünntem Stalldünger. Im Herbst wird der Boden zwischen den Sträuchern mit dem Spaten umgegraben. Im allgemeinen läßt man die Sträucher 15—16 Jahre stehen, um sie dann durch neue zu ersetzen. Von zwei Sträuchern pflückt man etwa einen Korb mit reifen Stachelbeeren, der 8—9 kg wiegt und mit 1,20—1,40 ℳ für das Kilogramm in Brüssel bezahlt wird. Das ergibt einen Ertrag von 385—450 ℳ für den Hektar. Die Pacht beträgt einschließlich der Abgaben 210 ℳ, so daß man immerhin noch zu einem ganz guten Geschäfte dabei gelangt.

Man kann sich kaum einen Begriff machen, welche Geschäftigkeit in diesen Dörfern westlich von Brüssel während der Hochsaison im Monat Juni und Juli herrscht. Der Markt in Brüssel beginnt morgens früh um 4 Uhr. Wer mit eignem Wagen zur Stadt will, muß etwa um ½2 Uhr aufstehen und sein Pferd einspannen. Der Dampftram für die Marktgänger geht aus Ninove um Mitternacht. Von Kilometer zu Kilometer hält er still, um immer neue Reisende, die mit Kisten und Körben beladen am Wege warten, aufzunehmen. Eine Rückfahrkarte gibt das Recht auf 50 kg Freigepäck an Früchten. Um 2 Uhr morgens sind die Gärtner zu Hunderten mit einer Unmenge von Körben und Packen in Brüssel an der Porte de Ninove angelangt. Viele gehen auch mit Handkarren oder mit großen Körben am Arm zur Stadt, und schließlich gibt es für den Transport noch eine Menge Privatfrachtfahrer, die morgens die Fruchtkörbe in den Dörfern aufladen und im langen Zuge vor Sonnenaufgang in Brüssel anlangen. Im Vorort Molenbeek staut sich der Zug, denn vor 3 Uhr dürfen sie die dortige Kanalbrücke nicht passieren, um nach der Stadt hereinzufahren.

Die Chaussee nach Ninove, die Straßen in der Nachbarschaft, die Place de la Duchesse sind vollgestopft mit einer Menge Fuhrwerke aller Art. Das Gedränge erreicht seinen Höhepunkt mit der Ankunft der Trambahn. Alles drängt und schiebt vorwärts nach dem Marché aux Grains, jeder will als erster dort sein, um einen guten Platz zu finden. Durchaus nicht alle Stände sind gleich gut; es gibt besondere Teile des Marktes, wo die guten Käufer, Hoteliers und Luxusladenbesitzer, einkaufen, die das Beste kaufen, um schöne Fensterauslagen machen zu können. Viele finden auf dem Markte selbst keinen Platz mehr und müssen mit ihren Früchten in den Seitenstraßen bleiben. Durch das dichteste Gedränge hindurch zwingt sich Wagen hinter Wagen: die Peitschen knallen, die Hunde bellen, die Wagen rattern, daß der Boden und die Häuser rund herum zittern. Aus den Seitenstraßen kommen immer neue Wagen. Ungeduldig, länger zu warten, durchkreuzt ein Wagen die lange Reihe der aus der andern Straße auffahrenden Gefährte. Die Wagen krachen aneinander, die Kutscher schimpfen von ihren Böcken herunter, und dies allgemeine Durcheinander benutzen andre wieder, um mit ihren kleinen Hunde- und Handkarren zwischendurch schneller vorwärts zu gelangen. Mancher Bauer hat sich auch durch einen Brüsseler Straßen

bummler einen Platz im voraus reservieren lassen; dieser hat die Nacht bis 12 Uhr in der Kneipe verbracht und sich dann auf dem Markt einen alten Plan ausgebreitet und sich darauf schlafen gelegt. Wenn die ersten Fuhrwerke anlangen, tritt er gegen Bezahlung seine Schlafstelle an den Meistbietenden ab.

Schon vor Sonnenaufgang ist die große Maße der Früchte verkauft, wird auf andre Wagen und Karren übergeladen und nach den verschiedenen Teilen der Stadt transportiert. Zwischen 6 und 8 Uhr treten die Landleute den Heimweg an. Zu Haus angelangt, geht es gleich wieder ans Pflücken. Während einiger Wochen kommen die Leute dort sozusagen überhaupt nicht zum Schlafen, bis Dunkelwerden wird gepflückt, abends bei Laternenschein auf der Diele das Obst verpackt, was noch viel Sorgfalt und Sauberkeit erfordert und in aller Herrgottsfrühe vor Tagesanbruch geht es Tag für Tag zum Markt nach Brüssel. Auch am Sonntag ist Markt und sogar besonders günstiger Markt, da viele Brüsseler Einwohner, besonders Arbeiter mit ihrem Wochenlohn in der Tasche, morgens früh für sich selbst auf den Markt einkaufen kommen.

Nach Beendigung der Erdbeerernte hört die schwerste Arbeitszeit auf; man kommt dann mit Stachel- und Johannisbeeren, Kirschen, Pfirsichen, Äpfeln und Birnen, Gurken u. dgl. zu Markt, und die Arbeit draußen läßt sich besser verteilen, da diese Produkte nicht so empfindlich sind, wie die Erdbeeren.

Man hat den Versuch gemacht, den Obsthandel zu organisieren und Obstversteigerungen einzurichten, die bei der leicht entstehenden Überproduktion ja eventuell auch den Weg nach ausländischen Absatzgebieten ebnen würden. Aber ohne jeden Erfolg. Die Bauern sind so an ihren alten Marktverkehr gewöhnt, daß sie nicht mehr davon abgehen. Dort können sie nach Herzenslust schwatzen, ihre Freunde und Nachbarn begrüßen, ein Glas zusammen trinken, die Früchte der andern Marktgänger betrachten, und das alles gehört bei ihnen mit zum Geschäft. Sie haben mir selbst erzählt, daß sie manchmal besonders schöne Erdbeeren auf einem Wagen sehen und, um in den Besitz derselben Sorte zu kommen, in der Nacht den Weg zu dem betreffenden Nachbarn machen, um ihm ein paar Stauden auszugraben.

Was die Erwerbung ausländischer Märkte außerdem noch erschweren würde, ist, daß sich die Gartenbauer jener Gegend nicht entschließen können, einheitliche Ware zu liefern. Das Gute kommt stets obenauf, das Schlechtere darunter; es würde ihnen geradezu gegen das Herz gehen, anders zu handeln und nicht jeden Erdbeerkorb mit einer obersten Schicht Riesenprachtexemplare zuzudecken.

Nach allem, was gesagt ist, kann man die Ökonomie dieser Kleinbetriebe wohl verstehen. Sie in Zahlen auszudrücken, wäre nicht möglich. Wer viele Hände zur Arbeit hat, ein fleißiger Bauer und geschickter Geschäftsmann ist, kommt gut vorwärts, so, wie mein Gewährsmann in Dillbeek, von dessen verhältnismäßig großer Gartenanlage ich oben berichtet, und dem es augenscheinlich sehr gut ging; er hatte nämlich das in Flandern ja nicht seltene Glück, mit elf erwachsenen und halberwachsenen Kindern zu arbeiten. So lief seine Wirtschaft natürlich wie am Schnürchen; die jüngern Geschwister pflückten Beeren, die großen Burschen trugen die vollen Körbe fort, die erwachsenen Mädchen machten sie versandfertig; morgens fuhren zwei von den Söhnen nach Brüssel und die andern fingen mit Sonnenaufgang schon wieder mit Pflücken an. Es ist sicher, daß, wenn dieser Mann ein paar Jahre mit Erfolg gearbeitet hat, er sein Schäflein ins Trockene gebracht haben wird und jedem seiner Kinder zu einen ihm anständigen Platz im Leben wird verhelfen können.

f) Wirtschaften mit Kartoffel- und Gemüsebau.

Das Zentrum der Gemüse- und Frühkartoffelproduktion Belgiens liegt nördlich von Brüssel und erstreckt sich über die Kantons Contich, Heyst-op-den-Berg, Lierre, Duffel, Mecheln und seit einiger Zeit auch über die Umgegend von Assche im Nordwesten von Brüssel. Auf der Eisenbahnfahrt von Brüssel nach Antwerpen sieht man zu beiden Seiten der Bahnlinie das Land in viele kleine Äcker aufgeteilt, von denen ein großer Teil im Frühsommer mit Kartoffeln bestanden ist.

Auch hier wieder sind, wie bei allen bisher genannten Kulturen, die Produzenten kleine Bauern mit 2—10 ha Land, von dem sie nur einen Teil mit Kartoffeln und Gemüsen bestellen, den andern für Erzeugung von Futter für ihr Vieh benutzen. Alle haben ein oder zwei Kühe, deren Milch sie nach Molkereien bringen, und mästen ein oder zwei Schweine für ihren eignen Haushalt. Ein Pferd besitzen nur die größern Bauern.

Der Anteil, den die Kartoffeln am bebauten Areale haben, ist nicht überall gleich stark, am stärksten in der Umgegend von Mecheln. Ein größerer Hof mit weniger stark betriebenem Kartoffelbau hatte 5 ha Weide, 2,5 ha Roggen und Stoppelfrüchte, 1,5 ha Kartoffeln, 0,5 ha Mäheklee und 0,5 ha Futterrüben.

Darauf wurden gehalten 1 Pferd, 5—6 Milchkühe, 3 Stück Jungvieh und 3 Mastschweine für den Haushalt. Man machte hier selbst Butter, Gemüse baute dieser Mann überhaupt nicht, wie denn überhaupt intensiver Anbau von Frühkartoffeln und intensiver Gemüsebau in Wirtschaften von solcher Größe fast nie gleichzeitig getrieben wird. Das kann man nur in kleinern Wirtschaften antreffen.

Ein Hof mit starkem Kartoffelbau in der Nähe von Mecheln betrieb 4 ha Weide, 4 ha Kartoffeln, 2 ha Roggen, hinter Kartoffeln und Roggen Stoppelrüben, Spergel und Möhren, dann 0,5 ha Hafer.

Heu gab es in dieser Wirtschaft überhaupt nicht, man fütterte im Winter Stroh und Rüben. Der Bauer hielt 5 Kühe, 2 Stück Jungvieh und 2 Mastschweine für den eignen Bedarf.

Der Fruchtwechsel ist Kartoffeln, Roggen, Kartoffeln, Roggen, und alle Früchte stehen in Stalldünger, man baut bei Mecheln aber auch Kartoffeln auf Kartoffeln mit Stoppelfrucht im Herbst; ich habe Äcker gesehen, auf denen man in dieser Weise schon 34 Jahre Kartoffeln hintereinander gebaut hatte.

Das Kartoffelland wird in der Regel mit dem Spaten vorbereitet und in Beete von 1,5 m Breite gelegt, um die Abtrocknung im Frühjahr zu beschleunigen. Als Dünger benutzt man Stalldünger, Jauche und Handelsdünger, unter letztem viel Guano und zusammengesetzten Dünger; d. h. ein vom Händler für diese Gegend zurechtgemachtes Mischprodukt verschiedener Handelsdünger. Der wesentlichste Düngestoff ist die Jauche, die im Kahn von Antwerpen, Löwen und selbst von Rotterdam her bezogen wird. Ist solch Kahn angekommen, so fahren die Bauern mit ihren zweirädrigen Karren, auf denen sich ein rechteckiger, auch nach oben hin verschlossener Kasten befindet, zur Anlegestelle am Kanal und mittels eines drehbaren Ziehbaums wird die Jauche eimerweise aus dem Innern des Kahnes in die Karren geschöpft. Man bezahlt für den Hektoliter 0,52 ℳ für Antwerpener, 0,80 ℳ für Rotterdamer Jauche ab Kahn. Mit der Jauche fahren die Bauern nach Haus und bewahren ihren eingekauften Vorrat in Zisternen auf, die sie auf dem Hof oder im Feld dafür angelegt haben.

Belgischer Hengst im Hesbegau.

Belgischer Hengst im Condroz.

Diese Jauchezisternen im freien Felde sind für jene Gegend Spezialität; ich habe sie sonst noch nirgends angetroffen. Sie sind etwa 1,5 m tief, mit Zement nach allen Seiten abgeschlossen und enthalten Raum für etwa 500 hl Jauche. Das schräg aufgesetzte Dach ragt über den Erdboden etwas heraus und ist, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, mit Erdplaggen bedeckt. Der Preis solcher Zisterne beträgt etwa 400 ℳ. Je nach ihrem Bedarf und nach Reichtum haben die Bauern eine oder mehrere solcher Zisternen in ihren Feldern. Die Düngung zu den Kartoffeln geschieht meist so, daß man nach der Bestellung des Landes 150 hl Jauche auf den Hektar ausgießt, kurz vor dem Auslegen der Knollen den Stalldünger in die Erde bringt und beim Erscheinen der ersten grünen Blättchen nochmals 100—150 hl Jauche aufs Land bringt.

Das Auslegen der Kartoffeln geschieht vom 15. Februar bis 15. März. Alle Saatkartoffeln sind vorher angekeimt. Man hat sie für diesen Zweck einige Wochen vor der Saat aus der Miete genommen und in dünner Schicht auf dem Stallboden ausgebreitet. Die Keime beginnen sich dort in der wärmern Luft zu entwickeln, so daß man die Knollen mit jungen Keimen besetzt ins Land legen kann.

Die Entwicklung der Pflanzen schreitet schnell vorwärts, und vom 20. Juni ab beginnt die Ernte. Die Erntemengen schwanken zwischen 20 000 und 25 000 kg von dem Hektar. Der Preis ist anfangs sehr hoch und im Verlauf der Ernte etwa 4—6,50 ℳ für 100 kg.

Der überwiegend größte Teil der Frühkartoffeln wird aus jener Gegend nach Deutschland exportiert.

Der intensive Gemüsebau der Mechelner Gegend findet sich meist bei den ganz kleinen Landwirten auf 2—3 ha. Das wichtigste Gemüse ist die Erbse. Außer ihr baut man Spargel, Spinat, Karotten, Bohnen, Sellerie, Brüsselsches Laub (Zichorie) u. a. Die Erbsen sind aber überall die Hauptsache. Sie werden bei dem einzelnen Bauern stets nur in einer Ausdehnung weniger Are angetroffen, da man stets alle Arbeit selbst verrichtet und bei zu viel Erbsenbau nicht mit dem Pflücken fertig werden würde.

Man sät die Erbsen sehr früh, schon im Monat Februar und März. Die Ernte beginnt Mitte Juni. Mann, Frau und Kinder, alles geht dann Erbsen pflücken. Morgens um 3 Uhr wird angefangen und abends um ½9 Uhr aufgehört. Mit einem kurzen Messer gehen sie durch die 2—3 m hohen Erbsenwälder, schneiden die Erbsen mit kurzem Stengel ab und sammeln sie in ihrer Schürze; danach werden sie in Säcke verpackt und nach dem Markte gebracht. Die Ernte dauert nur etwa zehn Tage, an denen ununterbrochen in den Erbsen gearbeitet wird. Man rechnet, daß ein guter Arbeiter täglich 80—100 kg Erbsen schneiden kann.

Die ersten Erbsen werden in den belgischen Städten zu hohen Preisen verkauft; namentlich die Stadt Mecheln als Zentrum dieser Kultur hat einen sehr stark beschickten Erbsenmarkt, der in der Hauptsaison zweimal täglich abgehalten wird. Die große Masse der Erbsen jener Gegend geht nach Gemüsekonservenfabriken, deren man in kurzem Abstand etwa 15 zählt. Ihre Hauptfabrikation ist die Herstellung von Erbsenkonserven in Büchsen, doch verarbeiten sie auch andre Früchte und Gemüse. Während der Erbsenzeit fährt ein Bauernwagen hinter dem andern bei der Fabrik vor, um seine Erbsen abzuladen und mit Erbsenhülsen beladen heimzukehren. Man gibt diesen Abfall der Konservenfabriken ans Vieh und an die Schweine. Die belgische Gemüsekonservenfabrikation ist sehr bedeutend. Solche Fabrik verarbeitet in der Hochsaison 70 000—100 000 kg grüne Erbsen; der größte Teil der Konserven geht ins Ausland.

Der Erbsenpreis, wie ihn die Fabriken bezahlen, schwankt zwischen 8 und 26 Pf. für 1 kg. Sind die Preise hoch, d. h. etwa 15—25 Pf. für 1 kg, und die Ernte gut, so verdienen die Bauern jener Gegend viel Geld mit dem Erbsenbau.

6. Die Betriebsverhältnisse in Mittelbelgien.

Die Flämen sind als Meister der Ackerbaukunst seit Jahrhunderten bekannt; ihr Ruhm ist durch Agrarschriftsteller aller Länder verbreitet, bei uns durch die prachtvollen Überlieferungen von Schwerz' bekannt geworden. Von der übrigen belgischen Landwirtschaft hat man bisher in Deutschland nicht viel vernommen; kein Wunder auch, denn zu Schwerz' Zeit war wenig Rühmliches über jene andern Teile Belgiens mitzuteilen, und seit der Zeit ist kein Deutscher mehr wie Schwerz in Belgien von Dorf zu Dorf gereist, um die Landwirtschaft zu studieren.

Das Bild, das im folgenden entrollt werden soll, ist darum für die meisten deutschen Landwirte völlig neu, denn es zeigt die Landwirtschaft Mittelbelgiens, eines Landes, über das in Deutschland wenig mehr bekannt ist, als daß es die wundervollen schweren belgischen Pferde hervorbringt. Die Bekanntschaft mit diesem Teile Belgiens wird für den deutschen Landwirt darum noch besonders interessant, weil dort der belgische Großbetrieb anzutreffen ist, d. h. Ackerwirtschaften von 50—300 ha, deren Einrichtung und Produktion direkt mit vielen deutschen Verhältnissen vergleichbar ist und darum lehrreicher sein kann, als der flämische Zwergbetrieb mit seinem massenhaften Arbeitsaufwande, dessen Leistungen man wohl bewundern, aber doch schwer nachahmen kann.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Schwerz konnte des Lobes und der Anerkennung für alles, was er in Flandern antraf, nicht genug finden. Er kaufte flämische Ackergeräte und schickte sie nach Deutschland; er übertrug flämische Fruchtfolgen dorthin und forderte seine Landsleute auf, ihr Vieh zu füttern, ihre Äcker zu düngen, ihre Felder zu pflegen, wie er es in Flandern gesehen hatte. Ihm schien es als Ideal, all jene durch Jahrhunderte bewährten Manipulationen und Kulturarbeiten nach seiner Heimat zu verpflanzen; er sah nur die Ackerbaukunst in Flandern, sie bewunderte er und wollte sie nach Deutschland übertragen; daß in der Landwirtschaft die Ökonomie eine für den einzelnen und für die Gesamtheit wichtigere Rolle einnimmt als die Technik, daß die wirtschaftliche Vollkommenheit einer Landwirtschaft auch der vollendetsten Produktionskunst voranzustellen sei, daß übersah Schwerz.

Was er einst nach Deutschland hinübernehmen wollte, die Landwirtschaft Flanderns, kann uns heute nicht mehr als ein begehrenswertes Ziel erscheinen; wenn wir auch vieles heute noch beim flämischen Landwirte lernen können, und wenn wir die Produktion seines Landes auch stets als etwas unerreicht Vollkommenes bewundern werden, so werden wir anderseits doch den Wunsch offen auszusprechen nicht unterdrücken können, daß wir einen Wirtschaftsorganismus, wie die flämische Landwirtschaft, nie in Deutschland haben möchten: Jenes Land, das unglaubliche Mengen Nahrung produzieren muß, um seine Bewohner zu ernähren, und ein Volk, das immer mehr Menschen erzeugen und immer neue Arbeitskräfte aus sich heraus gebären muß, um dem Boden die Nahrung zu entreißen, und die dabei doch immer ein armes Land und ein ungenügend ernährtes Volk bleiben.

Wie haben sich die Zeiten und wie unsre Anschauungen geändert! Wir suchen heute andre Vorbilder als vor 100 Jahren und finden sie an Orten, an denen unsre

Vorfahren achtlos vorbeigingen. Mögen die Flämen immerhin den Ehrentitel der Meister der Ackerbaukunst behalten; die Meister der rationellen Landwirtschaft in Belgien, die unsern deutschen Landwirten viele gute Lehren geben können, um ihr Gewerbe rationeller zu gestalten, das sind die Landwirte Mittelbelgiens.

Ganz abgesehen von einigen Spezialzweigen der landwirtschaftlichen Produktion, wie namentlich die Zucht des schweren Pferdes, in denen die belgischen Landwirte, wie allgemein anerkannt wird, Lehrer der deutschen Landwirtschaft sein können, erscheint die Landwirtschaft Mittelbelgiens als das Vornehmste und Beachtenswerteste, das ein deutscher Landwirt in Belgien antreffen kann. Dies ist in heutiger Zeit der Teil Belgiens, auf den der deutsche Landwirt seine Aufmerksamkeit richten muß, in dem der Studienreisende lehrreiche Eindrücke sammeln kann.

Ich habe, ehe ich Belgien kannte, vom Ruhm des flämischen Landbaues angelockt, in Flandern meine Reisen begonnen, doch als ich die reichen Fluren Mittelbelgiens und ihre vorzügliche Landwirtschaft kennen gelernt hatte, habe ich auf diesen Teil des Landes meine Hauptarbeit verlegt, da ich mir sagte, daß hier für die deutschen Landwirte mehr zu lernen sei, als im ganzen übrigen Belgien; ich habe Mittelbelgien in allen Richtungen durchwandert, dort Hunderte von Landwirten besucht und ausgefragt und glaube, in den hier folgenden Aufzeichnungen dem deutschen Leser das Beste und Wichtigste zu geben, was ich auf landwirtschaftlichem Gebiet in Belgien angetroffen habe.

Der Bezirk, den man für die Beschreibung eines annähernd einheitlichen Wirtschaftstypus unter dem Namen Mittelbelgien zusammenfassen kann, stellt die größte der landwirtschaftlich getrennten Regionen Belgiens dar. Er lehnt sich im Norden an die Campine und an Flandern, wird im Westen durch die französische Grenze und im Süden durch eine Linie abgegrenzt, die etwa bei Beaumont an der französischen Grenze beginnt, zwischen Dinant und Namur die Maas durchschneidet und von da in nordöstlicher Richtung nach Lüttich und Maestricht hinaufgeht. Er umfaßt also Teile der Provinzen Limburg, Brabant, Hennegau, Namur und Lüttich.

Der landschaftliche Charakter dieses ganzen Gebiets ist der eines Hügellandes mit vielen ausgestreckten Plateaus, und bietet keinerlei landschaftliche Reize, wie sie ein Vergnügungsreisender in fremden Ländern aufzusuchen pflegt. Ausgedehnte Rüben- und Getreidefelder sind der gewöhnliche Anblick, den dies Land gewährt. Wo das Terrain etwas hügeliger wird, wie in der Mitte der Region, im Süden der Provinz Brabant, wird das ewige Einerlei der Felder durch bewaldete Hänge und Wiesentäler häufiger unterbrochen. Eine Abwechslung bietet das Landschaftsbild dort, wo sich westlich von Namur über Charleroi und Mons nach der französischen Grenze zu der breite Gürtel der belgischen Industrien und Kohlenzechen hin erstreckt und Fabrikschornsteine, Riesenetablissements und Arbeiterdörfer sich aneinander schließen und mit ihrem Rauch und Qualm, ihrem Hasten und Treiben die Ruhe und den Frieden des agrarischen Landes in einem breiten und langgestreckten Landstreifen unterbrechen. Passiert man die Südgrenze der oben umschriebenen Region, so kommt man in die steinigen, vielfach bergigen Terrains der Vorardennen und des Condroz, wo die Landwirtschaft ein völlig andres Bild annimmt.

Die Bodenverhältnisse Mittelbelgiens sind für die landwirtschaftliche Produktion von vorzüglichster Beschaffenheit. Fruchtbarer, tiefgründiger Lehm, oftmals in metertiefer Lage, bedeckt das Land. Überall gedeihen Weizen und Zuckerrüben, und fast überall sind Wiesen und Weiden von vorzüglichster Beschaffenheit vorhanden. Nach

Norden zu, sowohl nach der Campine, als nach Flandern zu, wird der Lehmboden leichter und der Anbau der Zuckerrübe etwas geringer.

Die Wirtschaftseinrichtung in der Landwirtschaft hat über die ganze Region hin infolge der Gleichartigkeit des Bodens sehr viel Übereinstimmung. Man produziert überall in sehr intensiver Ackerwirtschaft reiche Ernten an Weizen, Rüben, Hafer und andern Getreiden und treibt nebenbei eine sehr starke Nutztierhaltung, Pferdezucht, Viehzucht oder Ochsenmast.

Die starke Produktion von Pferden und Vieh ist es vornehmlich, die den Hauptunterschied zwischen der Landwirtschaft Mittelbelgiens und Nordfrankreichs bildet, Länder, die im übrigen in landwirtschaftlicher Hinsicht als ein zusammengehöriges Ganzes von Brüssel bis Orleans hin betrachtet werden können.

Will man, ohne eine scharfe Abgrenzung in den landwirtschaftlichen Betriebsverhältnissen Mittelbelgiens zu machen, der leichtern Übersicht halber eine Differenzierung des sehr vielseitigen Bildes vornehmen, so kann man die östliche Hälfte Mittelbelgiens durch eine Verbindungslinie von Tirlemont und Namur abtrennen und als Gegend vorwiegenden Ackerbaues bezeichnen, den westlich davon gelegenen, mehr welligen Teil des Landes als Gebiet vorwiegender Pferde- und Rinderzucht; schließlich kann man die nordwestliche Ecke, das Land von Tournay, als einen Ackerbaudistrikt mit einem an das angrenzende Südflandern erinnernden Charakter abtrennen und die Südwestecke, das Land von Thuin, als Gegend intensivsten Zuckerrübenbaues mit großen Industriewirtschaften bezeichnen. In dieser Reihenfolge soll das Land im nachfolgenden beschrieben werden, wohlgemerkt unter der Voraussetzung, daß man diese Abteilung einzelner Regionen nicht zu scharf faßt und sich wohl bewußt bleibt, daß im allgemeinen der Charakter des ganzen Gebiets ziemlich einheitlich ist und man oft mitten unter ausgesprochenen Ackerwirtschaften einen Züchter antrifft und umgekehrt. Auch die Abgrenzung von Pferdezucht, Rinderzucht und Mastwirtschaft läßt sich in keiner Weise scharf regional feststellen: das Vorwiegen des einen oder andern Betriebszweigs hängt, wie man sehen wird, meist von ganz lokalen Verhältnissen ab.

Beginnen wir also unsre Wanderung im äußersten Nordosten der mittelbelgischen Region. Dort liegen nördlich von Lüttich viel schwere Böden im Tal der Maas, auf denen man intensiven Zuckerrübenbau treibt. Die Stadt Visé mit ihrer Zuckerfabrik ist der Mittelpunkt dieser Gegend. Die Höfe haben alle reichlich Weideland, so daß der Betrieb auf Acker- und Viehproduktion gleichzeitig basiert ist, was man dort einen gemischten Betrieb nennt. Ein Landwirt auf 82 ha hatte 20 ha Weide, wovon 4 ha gehegt wurden, 10 ha Klee und Luzerne, 14 ha Zuckerrüben, 7 ha Weizen, 24 ha Hafer, 3 ha Kartoffeln, 1 ha Wicken.

Von diesen Früchten werden die Zuckerrüben sowie ein Teil des Weizens und Hafers verkauft. Die Viehhaltung ist sehr stark. Man hielt 34 Milchkühe, 22 Stück Jungvieh, 20 Kälber, 2 Stiere, 14 Pferde, Hengste und Stuten und 12 Zuchtsauen: also dreierlei Zucht gleichzeitig.

Aus der Stallhaltung kamen alljährlich zu Markt für 7500—8500 ℳ Butter, die auf dem Hofe hergestellt und an Privatkundschaft abgesetzt wurde. Die Magermilch erhielten die Kälber und Schweine, und wenn die Kälber etwas größer geworden waren und die Schweine nicht alle Milch verwerten konnten, so wurde nach der Art des benachbarten Landes von Herve Limburger Magerkäse gemacht. Außer der Butter wurden junge Pferde, tragende Sterken und Ferkel zu Markt gebracht. Die Weiden

sind, wie im Land von Herve, meist mit Obstbäumen bestanden, so daß auch aus dem Obstverkaufe noch einiger Verdienst gezogen wurde.

Für die Reichhaltigkeit der dortigen Produktion, die ein großes Betriebskapital, viel Sachkenntnis und gutes Handelsverständnis bei den Landwirten voraussetzt, gibt dieser Betrieb ein interessantes Beispiel; im allgemeinen stehen aber die Wirtschaften der Maasniederung auf keiner sehr hohen Stufe, weder in der Ackernutzung, noch in der Viehhaltung, was zweifellos in dem Schlage des dort ansässigen Bauernstandes seinen Grund hat.

Ein ähnlicher Betrieb sei aus der Gegend von Glons genannt, jenem Dörfchen, das einst großen Ruf als Mittelpunkt der Strohflechtindustrie genoß.

Der dort wirtschaftende Pächter hatte auf 80 ha 19 ha Weiden, 6 ha Weizen, 19 ha Zuckerrüben, 9 ha Roggen, 3 ha Gerste, 14 ha Hafer, 2 ha Kartoffeln, 8 ha Klee und hielt darauf 14 Arbeitspferde, meist Stuten, 1 Hengst, 4 junge Pferde und Füllen, 2 Stiere, 18 Kühe, 24 Stück Jungvieh, 21 Kälber, 3 Sauen mit Ferkeln, die er teilweise mästete, und 160 Schafe, die er auf seiner Bergweide fettgräste.

Also auch hier sehr vielseitige Produktion, die nicht nur viel Betriebskapital, sondern, wie in jener Gegend üblich, auch eine große Familie des Bauern voraussetzt. „Wer nicht viel Kinder hat, kann hier nicht bestehen", sagte der Bauer; doch auch trotz seiner vielen Kinder schien es dem Manne gar nicht blühend zu gehen. Solch übertrieben vielseitigen Betriebe haben das große Risiko, daß, wenn nicht alles gut abläuft, d. h. das Vieh gesund bleibt und der Markt gut ist, ständig große Verluste erlitten werden können. Heute verwirft eine Stute, morgen wird ein Stück Vieh krank, den dritten Tag gibt es Malheur im Schweinestall; das macht den Bauer schließlich unlustig, und sein Geschäft geht nicht vorwärts, sondern rückwärts.

Diese größern Wirtschaften auf gutem Boden mit starker Zuchtwirtschaft, die eine Unmenge persönlicher Arbeit der Bauersleute voraussetzen, haben mir selten gefallen; sie laufen in den seltensten Fällen gut ab; sie verlangen viel Arbeit und viel Kapital, und der Bauer hat ganz recht, wenn er sagt, daß ihm die Heranziehung von bezahlten Arbeitskräften zu teuer ist.

Eine amüsante Illustration zu dieser Erfahrung gab die Erzählung eines Schweinezüchters jener Gegend. Eine Sau hatte bei ihm geferkelt; gewöhnlich ging alles gut, aber diesmal war der Wurf sehr groß, und er entschloß sich, eine Magd über Nacht im Stall zu lassen, damit kein Ferkel von der unbeholfenen Sau erdrückt würde. Morgens früh um 2 Uhr steht er vom Bett auf, geht mit der Laterne nach dem Stall, und was findet er? Sau mit Ferkeln in friedlichem Schlafe, daneben liegend, ebenfalls in tiefem Schlafe, die Magd, und unter ihr, wie er sie aufweckt — ein totgedrücktes Ferkel.

Geht man von Glons westwärts, so kommt man zwischen Tongeren (Tongres), Looz und St. Truiden (St. Trond) in das Land der Apfelbäume. Das Ackerland nimmt ab, die Weiden an Ausdehnung zu, und alle grünen Weideflächen sind mit Obstbäumen bestanden. Die Produktion an Obst ist dort ganz gewaltig groß, so daß eine Anzahl Fabriken entstanden ist, die Fruchtsirup und Marmeladen herstellen. Doch reicht ihr Bedarf lange noch nicht aus, um alles Obst jener Gegend aufzukaufen; fast $^9/_{10}$ der Obsternte wird exportiert, namentlich nach Deutschland.

Im Norden dieses Obstlandes erstreckt sich die Campine, im Süden einer der fruchtbarsten und schönsten Ackerbaudistrikte Belgiens, der Hesbegau. Dies Land, berühmt durch seine Bodenfruchtbarkeit, ist eins der landschaftlich reizlosesten des ganzen

Belgiens. Der Boden liegt in großen, wenig gewellten Flächen da, mit Getreide und Rübenfeldern bedeckt. Die Gehöfte bestehen aus großen Gebäuden, die um einen rechteckigen Hofe herumliegen, der meist durch Mauer und Tor nach allen Seiten hin abgeschlossen ist. Beim Haus liegt ein Gemüse- und Obstgarten, bei wohlhabendern Bauern auch wohl ein kleiner Ziergarten, und dahinter erstreckt sich rundherum das Feld. Die Weiden im Hesbegau, die namentlich nach der limburgischen Grenze zu ziemliche Ausdehnung haben, sind gewöhnlich mit Obstbäumen bepflanzt.

Was man als Hesbegau im weitern Sinne bezeichnet, ist die Landschaft, die sich zwischen den Städten Löwen, Tirlemont, Lüttich, Huy und Namur ausstreckt. Das ganze Land ist fruchtbarer Kulturboden und mit einer Unzahl Dörfer bedeckt. In jedem Dorfe findet man zwei bis drei Großbetriebe mit etwa 80—200 ha Land, daneben eine Anzahl Mittelbetriebe von 15—80 ha und sehr viele Kleinbetriebe von 4—5 ha, die sich zum Teil in Händen von Bürgersleuten befinden, zum Teil von Arbeiterbauern betrieben werden.

Um nun gleich vorweg eine Vorstellung von dem Besten zu geben, was der Hesbegau auf landwirtschaftlichem Gebiete leistet, sei ein Pachthof von 135 ha beschrieben, der zu den schönsten Ackerwirtschaften jenes Landes gehört. Der Pächter war ein alter Herr, der seine fünf Söhne, einen nach dem andern für drei Jahre zur landwirtschaftlichen Hochschule geschickt hatte und drei bereits selbständig gemacht hatte. Die beiden jüngsten arbeiteten bei ihm in der Wirtschaft mit.

Das Areal war folgendermaßen verteilt: 22 ha Weide mit Obstbäumen, 4 ha Heuwiesen, 35 ha Zuckerrüben, 35 ha Hafer, 20 ha Weizen, Roggen und Wintergerste, 2 ha Kartoffeln, 17 ha Klee.

Eine feste Fruchtfolge wurde nicht eingehalten, doch richtete man die Ackerwirtschaft gewöhnlich so ein, daß die Zuckerrüben in starke Stalldüngung (40 000—60 000 kg auf den Hektar) kamen, wozu noch 400 kg Chilesalpeter, 500 kg Superphosphat und 350 kg Kainit gegeben wurden. Im Jahr darauf kam Hafer ins selbe Land ungedüngt. Als dritte Frucht stand entweder Wintergerste in Stalldünger oder Weizen bzw. Roggen ohne Stalldünger, aber mit starker Gabe von Handelsdünger: man gab etwa 400 bis 500 kg Superphosphat, 250 kg Kainit und 150 kg schwefelsaures Ammoniak.

Die Ackerarbeit war eine geradezu mustergültige. Ich bin mit dem Besitzer an einem Tage durchs Land gegangen, als die Rübenpflänzchen gerade aufgelaufen waren und es Zeit war, den Boden leicht anzuwalzen. Er ging die Reihen entlang und trat bald längs, bald quer auf die Pflänzchen, um dadurch festzustellen, in welcher Richtung die Walze gehen müsse, ohne die jungen Pflänzchen zu sehr mit Erde zuzudecken und ihnen so das Sonnenlicht zu nehmen. Man mußte Respekt vor dem Manne haben, wieviel Interesse, Verständnis und liebevolle Sorgfalt er für seine schönen Acker hatte.

Es war eine ausgesprochene Ackerwirtschaft, die auf den Verkauf von Ackerfrüchten basiert war. Die Felder waren schön bestanden, wurden gut unterhalten und trugen große Ernten. Man rechnet als mittleren Ertrag 35 000—40 000 kg Zuckerrüben, 3700—3800 kg Hafer, 3000—3500 kg Weizen, Roggen und Gerste von dem Hektar.

Zum Verkauf kamen:

Obst für etwa	1 600 ℳ
35 ha Zuckerrüben zu je 35 000—40 000 kg . .	19 680—22 400 ℳ
$^3/_4$ der Haferernte	11 655—11 970 „
20 ha Wintergetreide	7 500— 8 750 „
zusammen . . .	40 435—44 720 ℳ

Das ist viel Geld; es ist ungefähr das Dreifache der Pacht, die der Besitzer zu zahlen hat, und die für den Hektar 120—130 ℳ beträgt.

Aber um zu diesen Erträgen zu kommen, wird auch an Kapitalaufwand nicht gespart. Anspann, Ackergeräte und Maschinen sind reichlich und in bester und modernster Art vorhanden; und an Handelsdünger wird nicht gespart. Der jährliche Einkauf davon belief sich auf etwa 30 000 kg Superphosphat, 15 000—20 000 kg Chilesalpeter, 15 000—20 000 kg Thomasschlacke, 20000 kg Kainit, 10 000 kg schwefelsaures Ammoniak, die zusammen einen Geldwert von 8000—9000 ℳ verkörperten.

An festem Arbeitspersonale hatte diese Wirtschaft 2 Knechte, 2 Mägde, 17 Arbeiter und 7 Frauen; dazu im Sommer 25 Saisonarbeiter. Die Löhne sind verhältnismäßig niedrig. Die Knechte verdienen 34—40 ℳ, die Mägde 20—24 ℳ monatlich, außer Kost und Wohnung, und die festen Arbeiter 1,20—1,60 ℳ, die Frauen 0,95—1,20 ℳ Tagelohn ohne Verpflegung. Die Sommerarbeiter arbeiten stets auf Akkord und zu verhältnismäßig billigen Sätzen.

Die erste Bearbeitung des Ackers ist in den belgischen Musterwirtschaften durchaus nicht übertrieben intensiv. Man pflügt im Herbst, möglichst nach vorangegangenem Schälen der Stoppel, läßt das Land den Winter über in rauher Furche liegen und arbeitet es im Frühjahr mit dem Federzinkenkultivator durch, eggt und sät mit der Drillmaschine. Sehr sorgfältig ist danach die Behandlung der aufgegangenen Saat, die im richtigen Zeitpunkte gewalzt wird, um die Unebenheiten zu schlichten, die letzten Kluten zu zerdrücken und die Wurzeln der jungen Pflänzchen fest mit Erde zu umgeben. Rübenfelder werden meist noch vorsichtig übergeeggt, um die Kapillarröhren im Boden zu zerstören und damit die Feuchtigkeit besser im Boden festzuhalten. Die Sauberkeit der Felder erreicht man durch dichten Stand der Feldgewächse und durch intensives Arbeiten in den Hackfrüchten. Getreide zu hacken, ist in Belgien nicht üblich. Der dichte Stand des Getreides wird erreicht durch sehr starke Düngungen, ein für die ganze belgische Landwirtschaft höchst charakteristischer und bemerkenswerter Faktor. Das Sauberhalten der Rübenfelder erreicht man durch fleißige Hackarbeit bei gleichzeitig sehr ökonomischer Verwendung der menschlichen Arbeitskraft.

Alle Wirtschaften Mittelbelgiens sind mehr oder minder stark industrialisiert, d. h. ihre Ackerwirtschaft ist eingerichtet auf eine größtmögliche Produktion der rentabelsten Früchte bei dem erreichbar geringsten Arbeits- und Kostenaufwand; auf diese einseitige Produktion ist das ganze Schwergewicht der Wirtschaft verlegt, auf sie ist der ganze Betrieb eingerichtet, alle übrigen Teile der Wirtschaft sind entweder Mittel zu diesem Hauptzweck, oder sie bedeuten eine Nebensache im Betrieb.

Daß die größtmögliche Produktion an Ackerfrüchten allein durch gute Vorbereitung des Ackers, richtige Düngung, bestes Saatgut und ordentliche Behandlung der Felder erreicht werden kann, ist jedem belgischen Landwirte von Jugend her bekannt. Er hört und lernt das nicht allein, sondern er handelt auch danach und sucht seine technischen Kenntnisse fortgesetzt noch zu vermehren und zu modernisieren.

Was den industrialisierten Ackerwirtschaften den charakteristischen Hauptstempel verleiht, ist nicht ihre stark angezogene Produktionstätigkeit, sondern die ökonomische Verwendung der Arbeitskraft. Wenn die wirklich ganz hervorragend ausgebildete Ökonomie und Organisation jener Wirtschaften zum Teil zweifelsohne auf die wirtschaftliche Tätigkeit der dortigen Landwirte zurückgeführt werden mag, so ist anderseits doch auch nicht zu vergessen, daß die große Arbeiternot, der man schon seit Jahren in

jenen Gegenden vielerorts ausgesetzt ist, ein sehr stark wirkender Faktor war, um zu jener glänzend durchgeführten Industrialisierung der Wirtschaften zu gelangen. Durch Not gezwungen, haben die belgischen Großlandwirte sich so einrichten müssen, daß ihr Betrieb auch ohne einen größern Bestand fester Arbeiter zu führen geht: sie haben gelernt, nicht nur mit jedem Pfennig Lohnes, den sie bezahlen, zu rechnen, sondern auch, was wichtiger ist, jede Arbeitsverrichtung in ihrer Wirtschaft daraufhin zu prüfen, ob sie nicht vereinfacht, verbilligt oder eventuell ganz fortgelassen werden kann: und das ist ihren Wirtschaften sehr zugute gekommen. Mir scheint, als ob der gute Erfolg, den fast alle diese Landwirte heute aus ihrem Gewerbe ziehen, zum großen Teil auf die vorzügliche Organisation ihrer Wirtschaften zurückzuführen sei.

Was die sparsamere Verwendung von Arbeitskräften angeht, so wird diese zunächst dadurch erreicht, daß man für die ständigen Arbeiten im Winter und Sommer eine denkbar kleine Zahl von festen Arbeitern hält, wie Pferdeknechte, Viehfütterer, Melker u. dgl. Mit diesem kleinen Bestande sucht man, durch richtige Zeiteinteilung die kleinern laufenden Arbeiten während des ganzen Jahres zu verrichten. Für die großen Sommerarbeiten nimmt man Saisonarbeiter an, und zwar auch hier nur die denkbar kleinste Anzahl und für die möglichst kürzeste Zeit. Der Saisonarbeiter wird nur für die großen Feldarbeiten angenommen, er hat mit den andern Arbeiten in der Wirtschaft nichts zu tun; er kommt zum Rübenhacken, Getreidemähen und Rübenroden und tut, soweit wie möglich, nur diese eine Arbeit, aber das mit Anspannung all seiner Kräfte und meist auf Akkord.

In dieser einseitigen Verwendung der Saisonarbeiter liegt ein ebenfalls der Industrie nachgeahmtes System, nämlich das der größtmöglichen Ausnutzung der Arbeitskraft durch Arbeitsteilung.

Für die Wirtschaften Mittelbelgiens kommen nur drei größere Sommerarbeiten in Frage, das Rübenhacken, die Getreideernte und das Rübenroden. Das sind gewissermaßen drei Saisons nacheinander, für welche die aus Flandern kommenden Saisonarbeiter in vielen Wirtschaften jedesmal neu angenommen werden, und nach deren Beendigung sie gewöhnlich weiter auf andre Arbeit oder nach Haus zurückziehen.

Der belgische Landwirt bestellt seine Flämen also Anfang Juni zum Rübenhacken, Mitte Juli zum Getreidemähen und Ende September zum Rübenroden. Diese Arbeiten überläßt er den Flämen völlig, und für alle übrigen Arbeiten in der Wirtschaft sucht er sich mit seinem kleinen Bestande von festen Arbeitern zu behelfen. Wie ökonomisch auch bei Verwendung der Saisonarbeiter verfahren wird, kann die Beschreibung der einzelnen Arbeitsverrichtungen lehren.

Die Rübenbearbeitung beginnt in allen belgischen Wirtschaften damit, daß die Hackmaschine zwischen den Reihen der frisch aufgelaufenen Pflänzchen hindurchfährt. Die Rübenhackmaschine ist, nebenbei bemerkt, für die belgischen Landwirte nicht mehr ein Luxus- oder Ausstellungsinstrument, sondern ein Gerät, das man in jeder kleinsten Rübenwirtschaft antreffen kann. Die meist verwandten Maschinen bearbeiten drei Reihen und werden von einem Pferd oder Ochsen gezogen: größere Maschinen sind selten; dagegen kann man vielfach kleinere Geräte für 1 Reihe antreffen. Man findet diese kleinen Maschinen bei Bauern mit 2—3 ha Rüben: sie werden von zwei Personen gezogen bzw. geruckt und arbeiten natürlich langsamer als die Hackmaschinen mit Anspann. Dennoch hält sie auch der kleine Bauer für ökonomischer als die Handhacke.

Sind die Rüben etwas stärker geworden, so wird zum erstenmal mit der Hand

„verhackt"; bisweilen kommen gleich Kinder hinterher, die die stehen gebliebenen Pflänzchen „verziehen", d. h. die kleinern fortziehen und nur die größte Pflanze stehen lassen; doch gilt das Hinzuziehen von Kindern nicht als Regel. Ist das Verhacken einige Tage im Gang, so fährt man wieder mit der Hackmaschine durchs Feld, und sind die Arbeiter mit dem Verhacken fertig, so fangen sie gewöhnlich gleich hinterher mit dem Verziehen an. Bei dieser Arbeit gehen sie ein zweites Mal mit der Hacke durchs Feld. Nach dem Verziehen folgt wieder die Hackmaschine, und ist das Wetter günstig, so daß die Vegetation rasch fortschreitet, so können die Arbeiter nach dem Verziehen sogleich die dritte Handhacke, das „Behacken", folgen lassen. Damit ist alle Handarbeit getan. Manche Landwirte lassen die Hackmaschine dann noch ein viertes Mal durch die Rüben fahren oder in Jahren mit viel Unkraut einige Zeit später die größten Unkräuter mit der Hand ausziehen. Mehr als die genannten drei Handarbeiten werden in keiner belgischen Rübenwirtschaft ausgeführt, und die Rübenfelder sehen überall vorzüglich aus und geben sehr große Erträge. Man glaube auch nicht, daß Boden und Klima in Belgien weniger Unkraut wachsen ließen, als in andern Ländern, und daß darum die Rübenfelder leichter rein zu halten wären. Daran liegt es nicht, wohl aber an der guten Instandhaltung aller Äcker, an der ordnungsmäßigen Beackerung und an der zeitgemäßen Aufeinanderfolge von Hackmaschine und Handhacke.

Man vergleiche mit dieser ökonomischen Einteilung der Rübenarbeit das bei uns heute noch meist übliche System. „Hacken, hacken, hacken", heißt es da, „man muß immer hacken, und zwar mit der Hand hacken, und ist eine Hacke beendigt, so muß die nächste folgen; kann man dreimal alle Felder hacken, verziehen gar nicht mitgerechnet, so ist es gut, doch besser, wenn man viermal mit der Hacke durchgeht. Der Zucker muß in die Rübe hineingehackt werden!" Schon gut, nur mögen unsre Landwirte nicht vergessen, mit dem Hacken in dem Augenblicke Halt zu machen, wo sie beginnen, auch den ganzen Reinverdienst in ihre Rüben mit hineinzuhacken.

Ein Vergleich der Löhne und Arbeitspreise liefert denn auch deutlich die Probe aufs Exempel, daß die Rübenbearbeitung in den industrialisierten Wirtschaften Belgiens weniger Geld kostet als in Deutschland, ganz abgesehen davon, daß sie in kürzerer Zeit und mit weniger Arbeitern besorgt werden kann.

Das Getreidemähen wird überall, soweit wie möglich, mit der Maschine besorgt, und zwar stets mit Selbstbindemähmaschinen. In Jahren, wo das Getreide nicht ins Lager geht und darum mit der Maschine gemäht werden kann, wird viel Handarbeit gespart. Als ganz allgemeine Regel gilt, daß alles gemähte und gebundene Getreide am Abend vor Beendigung der Arbeit aufgestellt wird, eine Arbeit, die nicht viel Hände erfordert und schnell getan ist. Ist das Getreide in Stiegen aufgestellt, so ist es so gut wie halb geborgen, sagt der belgische Landwirt.

Der Roggen wird in den belgischen Wirtschaften nie mit der Maschine gemäht, da er für die Maschine zu lang im Stroh ist. Gewöhnlicher flämischer Roggen mißt 1,80—2,50 m Halmlänge, und darauf sind die amerikanischen Mähmaschinen nicht eingerichtet. Alle andern Getreide können mit der Maschine gemäht werden. Jahre, in denen man das meiste Getreide mit der Maschine mähen kann, sind verhältnismäßig selten, in der Regel muß ein größerer Teil, in schlechten Jahren mit viel Lagerfrucht, fast alles mit der Hand gemäht werden.

Zum Mähen bedient sich der flämische Sommerarbeiter der Picke, eines Instruments, das aus zwei Teilen besteht, deren einer, ein Holzstiel mit eisernem Haken,

zum Aufheben der Halme, der andre, ein Mittelding zwischen Sense und Sichel, zum Abschneiden derselben dient.

Man benutzt die Picke in ganz Flandern und überall, wo Flämen arbeiten, also in den intensiven Ackerwirtschaften Mittelbelgiens und in den nördlichen Departements in Frankreich. Auch in Deutschland ist die Picke in einigen Teilen Westfalens und des Rheinlandes unter der einheimischen Landbevölkerung bekannt. Die Sense, deren Handhabung den Flämen wohl bekannt ist, dient nur zum Mähen von Gras und Futterpflanzen.

Daß die Flämen der Picke für das Getreidemähen den Vorzug geben, ist nichts als Gewohnheitssache. Sie behaupten, in durcheinander liegendem Getreide schneller damit vorwärts zu kommen. Um die Arbeitsleistung beider Geräte zu vergleichen, hat man Konkurrenzmähen veranstaltet und festgestellt, daß die Flämen, Mähen, Binden und Aufsetzen zusammengenommen, bei Handhabung ihrer Picke schneller vorwärts kommen, als mit der Sense.

Im allgemeinen ist es üblich, daß alle Mäher zusammen ans Mähen gehen und, wenn ein größeres Stück ab ist, die Picke fortlegen und mit Binden und Aufsetzen beginnen. Hat man Frauen und Kinder zur Verfügung, so läßt man diese den Mähern folgen, um das Getreide aufzubinden.

Man kann rechnen, daß eine Sense in zwei Tagen, eine Picke in drei Tagen 1 ha Getreide abmäht, daß aber für jede Sense eine Frau zum Ordnen und Binden des Getreides notwendig ist, während beim Picken eine Frau für zwei Picken genügt.

Die Felder sind in diesen intensiven belgischen Ackerwirtschaften infolge sehr sorgfältiger Bestellung und reichlicher Düngung überall sehr gut bestanden; man soll darum aber doch nicht glauben, daß der Stand der Feldgewächse dermaßen stark wäre, daß man mit der Sense nicht vorwärts kommen könnte und darum die Picke benutzen müßte.

Die auf die Getreidemahd folgende größere Arbeit ist das Einfahren des Getreides, wozu bei großem Mangel an festem Arbeitspersonale manche belgischen Landwirte ebenfalls Saisonarbeiter heranzuziehen gezwungen sind. Wenn irgend möglich, sucht man sich aber ohne diese teuren Arbeitskräfte zu behelfen. Durch zweckmäßige Bergung des Getreides in Feldscheunen oder kleinern, in der Nähe des Hofes zusammenliegenden Mieten kann dabei viel Arbeit gespart werden. In einer intensiv betriebenen belgischen Ackerwirtschaft von 65 ha mit sehr schlechten Arbeitsverhältnissen verfuhr man beim Einfahren des Getreides so, daß der Sohn des Landwirts zum Aufstaken im Feld blieb und dort den Knecht erwartete, der mit dem leeren Wagen vom Hof kam, das Fuder vollud, zurückfuhr und mit einem andern leeren Wagen wiederkehrte. Auf dem Hofe war der Landwirt selber mit seinen andern Kindern und Arbeitern beim Abladen beschäftigt. Ja, das sind heiße Arbeitstage; aber in welcher Landwirtschaft gibt es die schließlich nicht?

Die letzte große Feldarbeit, die den flämischen Saisonarbeitern in Belgien zufällt, ist die Rübenernte. Das Vorarbeiten in den Rübenfeldern mit Rübenhebemaschinen ist in Belgien nicht üblich. Die Flämen übernehmen die sämtlichen Arbeiten, Roden, Köpfen, auf Haufen zusammenwerfen und auf Wagen laden. Alle Rüben werden sofort vom Feld abgefahren; das Anlegen von Rübenmieten ist unbekannt und das Aufsammeln der Rübenblätter eine nicht den Flämen zufallende Arbeit. Ist die letzte Rübe aus der Erde gezogen, so verläßt der flämische Arbeiter seinen Arbeitsplatz und kehrt endgültig nach Haus zurück.

Zum Abfahren der Rüben spannt man sechs Ochsen oder fünf Pferde vor die Wagen; ist der Weg steil und durch den Herbstregen aufgeweicht, so muß man noch mehr Anspann nehmen, eine in allen Rübenwirtschaften bekannte Zeit unangenehmer und teurer Gespannarbeit.

Zur Vervollständigung des Betriebs der obengenannten Wirtschaft sei erwähnt, daß der Betrieb 24 Arbeitspferde, darunter 14 Stuten, 10 junge Pferde, 1 Hengst und 2 Wagenpferde hielt; außerdem 15 Arbeitsochsen, 6—7 Milchkühe, 6—7 Kälber, 10 Stück Jungvieh und 5—6 Mastschweine; ferner wurden jährlich 100—200 Stück Vieh im Stall fett gemacht.

Die Stallwirtschaft lieferte also für den Verkauf nichts als ein paar junge Pferde, und das Mastvieh, und letztes wurde als durchaus unzuverlässige Einnahmequelle betrachtet, da bei hohen Preisen für Magervieh nichts damit zu verdienen war. Der Pächter rechnete sich einen Gewinn aus der Mästerei allein dann, wenn er das Magervieh etwa 300 kg schwer für 0,67 ℳ für 1 kg einkaufen und 500 kg schwer 1 kg zu 0,78 ℳ verkaufen konnte, was aber selten zutraf. Meist war die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis geringer, und man mußte dann den Stalldünger als wesentlichste Rente aus der Mastwirtschaft betrachten.

Der Ankauf von Futtermitteln belief sich in dieser Wirtschaft auf: 7000 kg Baumwollsaatmehl, 25 000 kg Mais, 10 000 kg Maismehl, 15 000 kg Gerstenmehl und 20 000 kg Reismelasse.

Diese großen Futtermengen sind notwendig, da die Mastviehhaltung viel Futter verlangt und auch die Pferde mit zugekauften Futtermitteln ernährt werden. Der Hafer wird in dieser Wirtschaft zu drei Vierteln verkauft und der Pferdebestand mit gequetschtem Mais, Weizenkleie, Gerstenschrot und etwas gequetschtem Hafer unterhalten. Andre Landwirte ziehen es vor, ihren Hafer zu verfüttern; die Ansichten, was richtiger ist, sind in Belgien sehr geteilt, da der Hafer das rentabelste Ackerprodukt und das Pferd das rentabelste Stallprodukt ist. Je nachdem der Landwirt mehr das eine oder mehr das andre zu Markt bringt, richtet er sich mit seiner Pferdefütterung ein. Das Mastvieh erhält außer dem Kraftfutter Sommer und Winter hindurch die eingemieteten Rübenschnitzel und -blätter. Es gilt als Regel, alle Rübenblätter mit einzumieten.

Die Mästerei ist neben dem Ackerbau der charakteristische Teil der Stallwirtschaft im Hesbegau.

Man kauft junge und ältere Rinder, darunter viel Ochsen und ausrangierte Kühe, überall her, woher man sie bekommen kann: aus allen Teilen Belgiens, aus Holland und aus Frankreich. Die Einfuhr von Magervieh aus dem Ausland ist wohl verboten, doch läßt sich das so arrangieren, daß das Magervieh als sogenanntes Milch- und Zuchtvieh die Grenze passiert und dann im Hesbegau zur Mast aufgestellt wird. Den Beweis, daß dies System weit verbreitet ist, liefert die Tatsache, daß man viel von dem kleinen weißen Nivernaisvieh, aus dem französischen Departement Nièvre, überall in Belgien zur Mast aufgestellt sieht.

Die Regel ist, daß nur auf dem Stalle gemästet wird; in seltenen Fällen läßt man das Fettvieh vorher etwas weiden. Das schlachtreife Vieh wird an einen Händler oder Schlächter abgesetzt. Bisweilen findet man als Abweichung von diesem Systeme noch eine weitere Arbeitsteilung derart, daß der Landwirt die Rinder nur einige Monate vormästet und sie dann an einen eigentlichen Mäster verkauft, der sie in etwa zwei

Monaten schlachtreif mästet. Diese einseitigen Mäster sind in der Regel Bierbrauer, Brenner oder Zuckerfabrikanten.

Eine intensive Ackerwirtschaft mit sehr starker Mastviehhaltung, wie man solche in der Nähe von Zuckerfabriken im Hesbegau antrifft, ist folgendermaßen eingerichtet. Von 72 ha Gesamtareal sind 14 ha Weide, 8 ha Mähekee, 15 ha Zuckerrüben, 15 ha Hafer, 13 ha Weizen, 5 ha Roggen und 2 ha Kartoffeln.

Die Weide wird jährlich mit Jauche, Thomasschlacke und Kainit gedüngt, der Klee zweimal gemäht und dann vom Leutevieh abgeweidet. Als mittlere Erträge von den Ackerfrüchten wurden geerntet: 37 000 kg Zuckerrüben, 3200 kg Hafer, 3500 kg Wintergerste, 3000 kg Weizenkorn, 5000 kg Weizenstroh, 2800 kg Roggenkorn, 8000 kg Roggenstroh und 18 000 kg Kartoffeln.

Davon wurden verkauft die sämtlichen Zuckerrüben, die Haferernte bis auf etwa 10 000 kg, die als Pferdefutter zurückbehalten wurden, der Weizen ausschließlich des Saatguts, ein Teil des Roggens und des Roggenstrohs und 20 000 kg Kartoffeln; soviel wie irgend möglich wurde also zu Geld gemacht, denn so allein konnte die Wirtschaft rentieren.

Der Ankauf von Handelsdünger war entsprechend der stärkern Mastviehhaltung und stärkern Stalldüngerproduktion hier geringer als in der erstgenannten Ackerwirtschaft, immerhin noch sehr reichlich: man verbrauchte für das Jahr 15 000 kg Superphosphat, 5000 kg Thomasschlacke, 10 000 kg Kainit und 7500 kg Chilesalpeter.

Die Fruchtfolge war dieselbe wie in der andern genannten Wirtschaft: wo man nach Wintergetreide Klee baute, wurde das danach folgende Jahr der Acker für die Zuckerrüben nur mit halber Stalldüngung (etwa 25 000 kg auf den Hektar) versehen.

Die Nutzviehhaltung war hier folgendermaßen eingerichtet: Man hielt 8 Arbeitspferde, die dreijährig gekauft und vierjährig mit Gewinn wieder verkauft wurden; 14 Zugochsen im Alter von 3—5 Jahren, die etwa ein Jahr arbeiteten und dann auf Mast gestellt wurden; 1—2 Milchkühe für den Haushalt und 6—7 Mastschweine, teils für die eigne Küche, teils zum Verkauf.

Schließlich hielt man 70 Ochsen oder Nivernaiskühe zur Stallmast. Alles Magervieh war jungen Alters, 3—4 Jahre im Durchschnitt; es blieb drei Monate bei intensiver Stallmast und ging dann an den Schlächter. Sobald ein Teil verkauft war, rückte ein neuer Trupp Magervieh an dessen Stelle ein, so daß für das Jahr etwa 200 Stück Fettvieh zum Verkauf kamen.

Die Futterrationen für das Mastvieh (für 500 kg Lebendgewicht) waren folgendermaßen zusammengestellt:

I. Periode: 20—25 kg Rübenschnitzel, 8,5 kg Stroh und Kaff, 3 kg Baumwollsaatmehl, 1 kg Torfmehlmelasse. — II. Periode: 20—25 kg Rübenschnitzel, 8,5 kg Stroh und Kaff, 5 kg Baumwollsaatmehl, 1,5 kg Torfmehlmelasse, 2 kg Gersten- und Maismehl. — III. Periode: 20—25 kg Rübenschnitzel, 7 kg Stroh und Kaff, 2 kg Baumwollsaatmehl, 3 kg Gersten- und Maismehl, 2 kg Torfmehlmelasse.

Auch bei großem Verständnisse des Großlandwirts für das Mastgeschäft bleibt es doch immer eine Sache, deren Erfolg keineswegs sicher ist. Es gehört viel Glück, ein guter Markt und viel Handelsverständnis dazu, um dabei auf seine Rechnung zu kommen. Der Einkauf des Magerviehs sowie der Transport und Verkauf des Mastviehs auf dem Brüsseler Markte geschieht durch einen Kommissionär; selbst auf Viehhandel gehen die belgischen Großlandwirte nicht. Das erscheint auch ganz zweckmäßig, denn der Vieh-

händler, der ständig in seinen Geschäften auf Reisen ist, hat viel mehr Gelegenheit, Vieh zu sehen und sich über die Preise zu erkundigen, als ein an seinen Hof gebundener Landwirt. Er reist heute im Condroz und trifft dort zufällig bei einem Bauern ein Stück Magervieh, das er billig kaufen kann, morgen ist er auf einem Markt an der französischen Grenze und fängt dort einen Trupp Nivernaiskühe ab, und so stellt er, die Aufträge seiner Hesbegauschen Landwirte in der Tasche, für jeden zusammen, was er haben will: für den einen Magerochsen, für den andern Magerkühe, für diesen hübsche, für jenen recht billige Rinder, und jeder kommt zu dem, was er sich wünscht. Daß der Kommissionär dabei recht anständig verdient, ist selbstverständlich; daß er aber den Landwirten das Fell über die Ohren zieht, ist doch nicht Landessitte, denn diese Viehkommissionäre sind meist gute Bekannte und Freunde der Landwirte, die, wenn sie in Geschäften auf den Hof kommen, mit bei Tisch essen; und aus diesem freundschaftlichen Verkehr ergeben sich auch für den Handel ganz konvenable Formen, bei denen keiner von beiden, weder Landwirt, noch Händler, zu kurz kommt.

Daß solche Wirtschaft, wie die jetzt beschriebene, auf der Mastwirtschaft basierte, kann man eigentlich nicht sagen, denn dafür ist das Mastgeschäft zu unsicher. Der Ertrag muß aus beiden Teilen der Wirtschaft kommen, Ackerbau und Mastviehverkauf; bald wird an einem mehr, bald am andern mehr verdient; es gibt auch Jahre, wo bei hohen Preisen für Magervieh oder schlechten Preisen für Zuckerrüben hier oder da Geld zugesetzt wird; aber diese Wirtschaften sind so organisiert, daß beide Teile der Wirtschaft fest ineinandergreifen. Keine Ackerfrüchte ohne viel Stalldünger, keine richtige Rübenverwertung ohne Mastvieh.

Pferdehandel treiben die Landwirte im Hesbegau alle, wie es denn überhaupt heute keine Gegend in Belgien gibt, die nicht in irgend einer Form an dem glänzenden Pferdegeschäft, auf dem ein großer Teil der belgischen Landwirtschaft basiert, Anteil nähme.

Ein für die Wirtschaften des Hesbegau charakteristisches Pferdegeschäft ist der Ankauf dreijähriger Pferde, die schon etwa ein Jahr lang in Flandern auf dem leichten Boden gearbeitet haben. Diese Pferde bleiben ein Jahr lang im Hesbegau, arbeiten ständig mit, werden aber nicht überanstrengt. Für die schwersten Arbeiten, wie Rübenfahren u. dgl., hat man Zugochsen. Mit vier Jahren sind die Pferde reif für den Exporthandel und werden entweder direkt an einen Händler verkauft oder passieren vor dem Exporte noch eine mehrwöchige Station bei einem Unternehmer, Bauern oder Händler, der sich ein Geschäft daraus macht, diese Pferde etwas anzumästen, bevor er sie nach dem Auslande verkauft.

Wer Glück hat, kann bei diesem Pferdehandel gut verdienen; er gewinnt beim Verkauf des Vierjährigen und hat ihn außerdem noch ein Jahr lang in der Wirtschaft verwenden können.

Pferdezucht wird im Hesbegau auch getrieben, doch lange nicht in dem Maße, wie weiter westlich in Brabant und Hennegau. Das liegt wohl teilweise daran, daß die Wirtschaften im Hesbegau nicht über so viel Weideland verfügen, wie die Nachbarn im Westen, zum Teil auch an der Art des Bodens, der sich weniger zur Produktion des erstklassigen schweren Belgiers eignet, vor allem aber wohl daran, daß die Landwirte hier mehr oder minder einseitige Ackerwirte sind, d. h. sich mit all ihrer Arbeit, ihrer Intelligenz und ihrem Kapital auf eine hochintensive Ackerwirtschaft legen und darum die Pferdezucht mehr als Nebenzweig ihres Betriebs zu betrachten gewohnt sind.

Wo man im Hesbegau eine größere Pferdezucht antrifft, d. h. einen Betrieb, der jährlich seine 6—10 Fohlen einstellt und außer guten Mutterstuten 2 oder 3 erstklassige Hengste und insgesamt 15—20 junge Pferde hält, kann man gewiß sein, daß man es mit einem reichen Bauern zu tun hat, der aus Liebhaberei sein Kapital in die Pferdezucht gesteckt hat. Das umlaufende Kapital ist in solcher Wirtschaft sehr groß und das Risiko nicht unerheblich; es gehört also schon viel Verständnis und ein gewisser Wohlstand dazu, um solch große Pferdezucht und nebenbei noch intensive Ackerwirtschaft treiben zu können. Man findet beides hier und da in größern Wirtschaften des Hesbegau an, und wenn die dortige Pferdezucht auch nicht mit der des Brabanter Stammlandes konkurrieren kann, was die Menge erstklassiger Tiere angeht, so bringt doch auch der Hesbegau manch schönes Pferd hervor, das mit hohem Preise bezahlt wird.

Die Rindviehhaltung im Hesbegau beschränkt sich nicht, wie bisher gesagt, auf Mast und Haltung einiger Kühe für den Hausbedarf, es gibt auch Wirtschaften, in denen man Viehzucht treibt. Der Hesbegau und die Provinz Brabant sowie einige Gegenden des südlich gelegenen Condroz züchten ihre besondere Rasse, die „Race bleue", ein Vieh, das anscheinend im Lauf der letzten 50 Jahre durch Kreuzung des einheimischen Viehes mit Shorthornvieh entstanden ist. Es sind große schwere Tiere, die sich sehr gut zur Mästerei eignen, was in Belgien mit seinem großen Bedarf an Fleisch und speziell hier auf den Zuckerrübenböden mit ihren reichlichen Mengen Mastfutter sehr gut zupaß kommt.

Die Wirtschaften im Hesbegau, die Vieh züchten, könnten ebensogut auch Pferde züchten, denn sie setzen wie jene reichliche Weidegelegenheit, große Stallräume, ein großes Kapital und Verständnis beim Bauern für Zucht und Handel voraus. Im allgemeinen wird sich der belgische Großbauer, der das alles besitzt, heute lieber der Pferde-, als der Viehzucht zuwenden, weil erste mehr Chancen bietet und auch als vornehmeres Geschäft betrachtet wird. Wo Viehzucht in größerm Maßstabe getrieben wird, liegen daher meistenteils gewisse besonders günstige Verhältnisse für den Betrieb vor. Vor allem ist eine sehr tüchtige Bäuerin nötig, die sich selbst um alles kümmert, die das Melken, das Geschirreinigen, Buttern und Kälbertränken beaufsichtigt. Alsdann muß genügend Melkpersonal zu haben sein, und auch beim Bauern müssen gewisse Eigenschaften vorhanden sein, die ihn für Viehzucht und Viehhandel befähigen. Er muß von Jugend an in diesem Geschäft aufgewachsen sein und ein Herz dafür haben. Alle Erfolge gründen sich immer auf gute Kenntnisse. Wer heute Pferdezucht und morgen Viehzucht treiben wollte, wird selten mit seinem Geschäft Erfolg haben: er kann auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen keinen Erfolg erwarten; sondern muß ihn vom glücklichen Zufall erhoffen; und wenn der ausbleibt, ist seine Zuchtwirtschaft ein teurer Spaß.

In den größern Wirtschaften Belgiens, die ein nennenswertes Kapital in ihrem Viehstapel stecken haben, ist darum fast überall strenge Arbeitsteilung durchgeführt: entweder große Viehzucht oder große Pferdezucht, entweder Viehhandel oder Pferdehandel. Gerade das Verständnis für den Handel mit dem einen oder andern Tier ist für die Spezialisierung sehr maßgebend, da ein Landwirt selten beides gleich gut versteht.

Um eine Vorstellung eines großen Viehzuchtbetriebs im Hesbegau zu geben, sei eine der vornehmsten Wirtschaften genannt, die den Ruf hat, mit das beste Vieh der „Race bleue" zu produzieren.

Die Wirtschaft liegt zwischen Lüttich und Tirlemont und umfaßt 77 ha, und zwar 12 ha Wiese und Weide, wovon nichts gemäht wird, 15,5 ha Weizen, 15,5 ha Hafer, 14 ha Zuckerrüben, 4 ha Wintergerste, 3 ha Kartoffeln, 2,5 ha Roggen, 10,5 ha Klee und Luzerne.

Wie überall im Hesbegau, so ist auch hier die Ackerwirtschaft ein sehr wesentlicher Teil des Betriebs und liefert die solide Grundlage für das jährliche Einnahmekonto des Landwirts. Er verkauft allen Weizen und fast alle Zuckerrüben; ein kleiner Teil von diesen, etwa die Ernte eines Hektars, wird verfüttert. Von den Kartoffeln wird die Hälfte, von Gerste und Roggen etwa ein Drittel verkauft; der Hafer wird verfüttert.

Mastvieh und Arbeitsochsen findet man in diesem Betriebe nicht, daher eine ziemlich große Zahl Arbeitspferde, von denen ein Teil zur Zucht verwandt wird. Man hält 1 Hengst, 15 Arbeitspferde, worunter 10 Stuten und 5 Wallache, sowie 6 junge Pferde. Die Pferdezucht wurde aber als Nebensache betrieben und schien auch keine sehr glänzenden Erfolge zu liefern. Ganz anders die Viehzucht; man hielt 3 Stiere, 15 Milchkühe, 13 Färsen, 6 junge Ochsen und 13 Kälber.

Die Milch wurde auf dem Hofe zu Butter verarbeitet und diese an einen Händler verkauft. Der ganze Viehbestand war erstklassig und gab durch den Verkauf von jungen Zuchttieren große Einnahmen. Das Jungvieh blieb während des Sommers immer auf der Weide, die Kühe wurden nachts und während der heißen Mittagszeit in den Stall gebracht. Morgens und nachmittags weideten sie angetüdert im Rotklee oder Inkarnatklee.

Inkarnatklee sieht man im Frühsommer viel im Hesbegau und stets in kleinen Parzellen. Es ist eine Frucht, die besonders von kleinen Bauern gern gebaut wird, die ein kleines Stück Land damit besäen, den Klee grün verfüttern und danach noch Hafer säen, den sie ebenfalls grün ernten. Das kostet viel Arbeit, gibt aber mehr Futter als zwei Schnitt Rotklee.

Die Besorgung des Viehes geschah in dieser Zuchtwirtschaft mit unendlich viel Liebe und Sorgfalt; die Bauersleute, sowohl Mann wie Frau, widmeten sich ganz dieser Arbeit. Interessant war, daß die Bäuerin unter ihren Kühen der Race bleue stets eine Jerseykuh haben wollte; das gab nach ihren Erfahrungen der Butter eine bessere Farbe und beschleunigte das Aufrahmen sowie die Arbeit des Buttermachens. Bei einem Umschauen auf den Viehmärkten des Landes war es auch nicht schwer, solche Kuh von Zeit zu Zeit zu finden und für diese Wirtschaft anzukaufen.

Daß dieser große Betrieb über die Arbeitskraft einer tüchtigen Frau beschickte, bewies auch der Umstand, daß man hier im Gegensatz zur Regel eine Zuchtsau hielt, deren Ferkel man selbst groß zog, um sie mager zu verkaufen oder fett zu machen und dann auf den Markt zu bringen oder selbst zu verbrauchen.

Es war ersichtlich, daß dieser Landwirt seine großen Gewinne aus dem Verkaufe seines Jungviehs, vornehmlich tragender Sterken, zog. Er war ein geriebener Handelsmann und betrieb neben seiner Viehzucht noch ein Viehhandelsgeschäft, derart, daß er gute Tiere in der Umgegend aufkaufte, bei sich einige Zeit einstellte und dann bei Gelegenheit wieder losschlug.

Der Handel in Vieh oder Pferden ist es überhaupt, der allen mittelbelgischen Wirtschaften die großen Gewinne einbringt. Wer damit Glück hat, kann heute viel Geld verdienen. Reichliches Betriebskapital und viel Handelsverständnis sind freilich dafür erforderlich. Wirtschaften, die allein auf Ackerwirtschaft und auf Viehmast ein-

gerichtet sind, entbehren der Chance, große Geschäfte zu machen. Sie können bei intensivem Betriebe wohl rentieren, doch ist sowohl die Ackerwirtschaft, als die Mästerei kein sehr sicheres Geschäft: nur wo beide gut ineinandergreifen und beide sehr viel leisten, geht die Wirtschaft gut, und ohne daß man sagen könnte, aus welchem beider Wirtschaftszweige die Einnahmen kommen, wirft der Betrieb meist Rente ab. Große Prisen liefert er nicht, die zieht der mittelbelgische Landwirt aus dem spekulativen Geschäft mit Pferden oder Vieh.

Es sei, um das Bild von der Landwirtschaft im Hesbegau nicht unvollständig zu lassen, mitgeteilt, daß neben vielen hoch modernen und intelligenten Wirtschaften dort auch eine ganze Anzahl rückständig und schlecht geleiteter Betriebe zu finden ist. Nicht alle Landwirte haben Geld genug, um intensiv zu wirtschaften, und nicht alle sind unterrichtet und fleißig genug, um ihre Wirtschaft so in Ordnung zu halten, wie das doch im allgemeinen dort als Regel gilt. Ich erlebte es eines Tages, daß ich beim Durchschreiten der Feldmark auf ein blühendes Roggenfeld stieß, worin mitten drin eine ganze Drillbreite zu säen vergessen war. Der Streifen war weder nachgesät, noch mit Kartoffeln bepflanzt, sondern trug ein lieblich duftendes Kleid von Kamillenblüten — augenscheinlich hatte der Besitzer dieses Feldes bis zur Zeit der Roggenblüte noch niemals seinen Fuß auf dies Feld gesetzt und dort den Schaden bemerkt. Solche große Nachlässigkeit kann also auch in dem reichen wohlgepflegten Hesbegau vorkommen, ist aber doch immerhin als große Ausnahme für jenes Land anzusehen.

Abgesehen vom Land um Thuin herum, im Hennegau, wo der Boden noch besser, die Landwirte reicher und die Ackerbaukunst vielleicht noch vollkommener ist als hier, ist der Hesbegau heute das Beste, Interessanteste und Lehrreichste, was die belgische Landwirtschaft aufzuweisen hat.

Geht man vom Hesbegau in südwestlicher Richtung weiter nach Brabant hinein, so kommt man in ein mehr okkupiertes Terrain, als es der Hesbegau ist. Obgleich die ausgestreckten Rüben- und Weizenfelder auch hier überall vorwiegen, macht sich doch der Charakter des Hügellandes durch häufigeres Vorkommen von Wäldern und Wiesen bemerkbar. Hat man Brabant durchquert und kommt weiter nach Südwesten nach dem Hennegau hinein, so stößt man auf den breiten Gürtel des belgischen Industrielandes, der sich zwischen Charleroi und Mons hin erstreckt, ein Gebiet, das fast völlig von den Industrien und der Industriebevölkerung beschlagnahmt ist und der landwirtschaftlichen Kultur wenig Spielraum überläßt. Nach Überschreiten dieses Industriegürtels gelangt man in das Land von Thuin, die Perle belgischer Agrikultur.

Das ganze Gebiet, vom Hesbegau an bis zum Land von Thuin, kann als Heimat des weltbekannten Brabanter Pferdes betrachtet werden: dies ist der Boden, auf dem die belgische Landwirtschaft ihre kostbarsten Produkte, die schweren Pferde, erzeugt.

Neben der Pferdezucht spielt auch die Viehzucht in dem größten Teile dieser Region eine wichtigere Rolle, als im Hesbegau; sie ist, da die Bodenverhältnisse sich gut für sie eignen, fast überall ein organisches Glied der Wirtschaftseinrichtung. Gemeinsam mit dem Hesbegau haben diese südwestlich gelegenen Teile Mittelbelgiens den intensiven Ackerbau. Ist auch das Interesse des Landwirts hier nicht so einseitig dem Ackerbau zugewandt, wie vielfach im Hesbegau, so sind doch auch in Brabant und im Hennegau die gutgeführten Wirtschaften — und das ist die große Mehrzahl — als Musterwirtschaften rationellen Ackerbaues anzusehen.

Wir haben unsre Wanderung durch Mittelbelgien im Nordosten begonnen; laß

uns nun die Grenzen des Hesbegau überschreiten und eine Wirtschaft zwischen Wavre und Tirlemont ansehen, die neben intensivem Ackerbau schon stärker ausgedehnte Zucht betreibt, als das im Hesbegau im allgemeinen üblich ist.

Das Areal umfaßt 53 ha, wovon 7 ha Weide, die nie gemäht wird, 4 ha Rotklee, der zweimal gemäht und dann umgepflügt wird, 10,5 ha Zuckerrüben, 9 ha Weizen, 10 ha Hafer, 5 ha Pferdebohnen, 3,5 ha Flachs, 2 ha Kartoffeln, 2 ha Roggen.

Die Zuckerrüben, deren Ertrag man auf 33 000—40 000 kg von dem Hektar rechnet, werden sämtlich verkauft, ebenso der ganze Weizen, von dem man 3000 bis 3500 kg von dem Hektar erntet, und der gesamte Flachs, der auf dem Felde verkauft wird und von dem Hektar 550—750 ℳ aufbringt. Bisweilen wird noch ein Teil des Hafers verkauft. Alles übrige wird verfüttert, die Pferdebohnen werden ungedroschen zu Häcksel geschnitten und den Pferden vorgeworfen.

Eine feste Fruchtfolge haben alle diese Wirtschaften nicht, doch hat jeder Landwirt auf Grund seiner Erfahrungen seine erprobte Art und Weise, wie er die einzelnen Früchte auf seinen Feldern zu placieren pflegt. Er baut beispielsweise Weizen in der Kleestoppel und gibt eine starke Stalldüngung dazu, läßt dann Zuckerrüben ohne Stalldüngung folgen, gibt ihnen aber 400 kg Chilesalpeter in zwei Gaben zu je 200 kg auf den Hektar und 600—700 kg Superphosphat. Auf diese Zuckerrüben läßt er wieder Weizen folgen ohne Handelsdünger, aber mit starker Stalldüngung. Hafer folgt als nächste Frucht und wird ohne Stalldüngung, aber mit 200 kg Superphosphat und 200 kg Chilesalpeter auf den Hektar bestellt, und darauf folgt Flachs mit einer Gabe von 500—600 kg zusammengesetzten Handelsdüngers (enthaltend 4 % Stickstoff, 4 % Kali und 8 % Phosphorsäure). Wo Bohnen auf Hafer folgen, gibt man Stalldünger dazu. Der jährliche Handelsdüngerbedarf dieser Wirtschaft betrug 7000 kg Chilesalpeter, 8000—10 000 kg Superphosphat, 1000 kg schwefelsaures Kali und 2000 kg zusammengesetzten Handelsdünger.

Wie schon aus den obigen Angaben zu ersehen ist, verkauft diese Wirtschaft verhältnismäßig weniger Ackerfrüchte als die Ackerwirtschaften des Hesbegau, und das, weil hier eine recht große Stallwirtschaft betrieben wird, die viel Futterstoffe verlangt.

Man hielt 1 Hengst, 10 Stuten und 6 Füllen, die mit 1½ Jahren verkauft wurden. Gelegentlich wird auch einmal ein Pferd länger gehalten und in reiferm Alter verkauft. So war z. B. einer der besten Hengste des Wickrather Gestüts im Rheinland in dieser Wirtschaft groß gezogen und fünfjährig für etwa 10 000 ℳ dorthin verkauft worden

Neben der Pferdezucht betrieb der Besitzer dieses Hofes auch Viehzucht; er hielt 10 Kühe, 3 Färsen, 7 junge Stiere und 5 Kälber.

Einen ähnlichen größern Betrieb finden wir weiter südwestlich bei dem alten Schlachtorte Fleurus. Er umfaßt 85 ha, wovon 20 ha Weide, 3 ha Heuland, 10,5 ha Zuckerrüben, 15 ha Weizen, 14 ha Hafer und Klee, 7 ha Wintergerste, 5 ha Roggen mit Klee, 8 ha Klee, 1 ha Luzerne, 1 ha Futterrüben, 0,5 ha Kartoffeln.

Man bemerkt sofort den Unterschied mit den Ackerwirtschaften des Hesbegau in dem reichlichern Vorhandensein von Weiden und starkem Anbau von Futterpflanzen, beides Mittel, die eine stärkere Pferde- und Rinderhaltung ermöglichen. Verkauft werden von den Ackerfrüchten die Zuckerrüben, der Weizen, die Gerste und etwa zwei Drittel des Roggens; insgesamt also Früchte von etwa 35 ha bei einem Gesamtareale von 85 ha. Im Hesbegau produzierten auf der oben zuerst genannten Ackerwirtschaft

39 ha von insgesamt 72 ha, auf der zu zweit genannten 82 ha von 135 ha Gesamtareal Ackerfrüchte für den Verkauf. Der Unterschied ist deutlich.

Die wesentlichste Ursache für diese Verschiedenheit bildet die Bodenbeschaffenheit. Die brabantischen Teile Mittelbelgiens besitzen weniger geborene Ackerböden als der Hesbegau und das später zu nennende Land von Thuin. Im Hesbegau und im Land von Thuin macht man Kleeschläge und tüdert das Vieh oder die Pferde darin an; in dem zwischen diesen beiden Kornkammern Belgiens liegenden Gebiete dagegen ist es vorteilhafter, Weiden anzulegen; das liegt in der Bodenbeschaffenheit, von der ja doch jeder Landwirt, auch der mit allen Mitteln der Kunst arbeitende, jederzeit abhängig bleibt. Die reichlichere Weidegelegenheit ist die Grundlage für eine stärker betriebene Pferde- und Viehzucht, in der diese Gegenden mehr leisten als der Hesbegau und das Land von Thuin. Es kommt noch ein andrer Faktor hinzu, der die Landwirte hier mehr zur Zucht als zum Ackerbau hinneigen läßt, das ist der große Mangel an ständigem Arbeitspersonale. Je mehr Weidewirtschaft und je mehr Viehzucht getrieben wird, um so weniger Arbeiter hat der Landwirt nötig. In unmittelbarer Nähe des Industrielandes von Charleroi und Mons, wo alles Landvolk nach den Industrien abwandert, sind die Landwirte gezwungen, den Ackerbau wegen Mangels an Arbeitern besonders stark einzuschränken und sich mehr auf Zuchtwirtschaft zu legen. Immerhin spielt in all diesen Wirtschaften der Ackerbau eine sehr große Rolle und wird äußerst intensiv betrieben. Von einer Einschränkung der Intensität infolge der Arbeiterkalamität ist hier nirgends die Rede, denn wenn auch das ständige Arbeiterpersonal sehr schwer zu bekommen und sehr teuer ist, so stehen doch allen belgischen Landwirten ungezählte billige Sommerarbeiter zur Verfügung, die sie sich aus Flandern kommen lassen können, und mit denen sie bei zweckmäßiger Arbeitsteilung ihre intensive Ackerwirtschaft ganz gut unterhalten können. Ausnahme bildet allein die später zu nennende Region an der belgisch-französischen Grenze.

Es schien eine interessante Frage, wie es möglich ist, daß die Viehzucht und Pferdezucht auf diesem teuren Boden und in den dortigen großen Betrieben rentiert. Die Pferdezucht vorweg genommen rentiert in Belgien eigentlich immer. Wer nicht geradezu unsinnige Kapitalien in sein Pferdematerial steckt und damit das Risiko zu hoch steigert, und einigermaßen sein Fach versteht und Erfolg hat, dem gelingt es auch fast immer, mit seiner Pferdezucht von Zeit zu Zeit ein großes Los zu ziehen, d. h. ein Pferd sehr teuer zu verkaufen, und dann sind Anlagekapital, Rente und Gewinn reichlich eingebracht.

Anders steht es mit der Viehzucht. Sowohl die Landwirte im Hesbegau und im Land von Thuin, als auch die Mehrzahl im Land von Herve, dem schönen Weideland im Nordosten Belgiens, erklären die Viehzucht für unrentabel, da ihre Böden zu teuer wären, um ein Jungvieh zu produzieren, das mit dem aus den kleinen Condroz- und Ardennen-Wirtschaften kommenden billigen Jungvieh konkurrieren könnte. Der Condroz und die Ardennen besitzen viel natürliches Weideland, worauf man Viehzucht treiben kann. Die Böden sind dort billiger und die Wirtschaften kleiner; das sind die Gründe, weshalb von dorther Färsen und junge Ochsen für 120—150 ℳ auf den Markt gebracht werden können, Preise, die in Mittelbelgien die Aufzucht völlig unrentabel machen würden. Wo im Land von Herve und im Hesbegau Viehzucht getrieben wird, sind die Züchter stets bekannte Autoritäten in ihrem Fache, deren Name genügt, um ihrem Jungvieh dreifache Preise zu verschaffen. Ein gewöhnlicher Be-

trieb aber im Hesbegau, im Land von Herve und im Land von Thuin darf sich mit Viehzucht nicht befassen, weil er dabei nicht auf seine Kosten kommen würde.

Wenn in den hier skizzierten Teilen von Brabant und Hennegau dennoch die Viehzucht eine recht hervorragende Rolle in den Betrieben spielt, so findet das zunächst einmal seine Erklärung in den obengenannten Gründen, Bodenbeschaffenheit und Arbeitsmangel, welche die Landwirte zur Zuchtwirtschaft hindrängen. Um gegen die Konkurrenz des billigen Gebirgsviehs ankämpfen zu können, liefert ihr besserer Boden hier schwerere und edlere Tiere, die von vornherein schon ihres höhern Wertes wegen besser bezahlt werden, als das Condroz- und Ardennenvieh. Es versteht sich, daß für wertvolleres Jungvieh in Belgien reichliche Nachfrage besteht, und daß es Gegenden gibt, in denen die Qualität des Bergviehs nicht ausreicht, so daß hier die mittelbelgischen Viehzüchter mit ihrem Jungvieh Absatzgelegenheit finden können. Namentlich schweres Vieh, das sowohl zur Milch-, als zur Mastnutzung verwandt werden kann, wird in diesen Wirtschaften Mittelbelgiens besser produziert, als im südlichen Gebirgsland und im Land von Herve. Schließlich sei auch nicht vergessen, daß die Viehzuchten in Brabant und im Hennegau vorzügliche Gelegenheit haben, Milch, Butter und Käse zu hohen Preisen unter der umwohnenden Industriebevölkerung abzusetzen, was erheblich mithilft, um ihre starke Rindviehhaltung rentabel zu machen.

Das sind, soweit mir bekannt, die Gründe, die in einem Teile der mittelbelgischen Wirtschaften den Charakter der einseitig intensiven Ackerwirtschaft zu einem aus Ackerbau und Viehzucht gemengten Betriebe verändert haben.

In dieser Wirtschaft bei Fleurus wurden gehalten 2 junge Hengste, 10 Stuten, darunter eine 23jährige Stute mit Fohlen, 3 Zweijährige, 9 Jährlinge und 3 Füllen. Das Alter, in dem die Pferde gewöhnlich zu Markt kommen, ist zwei Jahre.

Der Rindviehstall enthielt 4 Stiere, 15 Kühe, 6 zweijährige Sterken, 15 Jährlinge und 13 Kälber. Man verkauft Färsen und Ochsen im Alter von $1\frac{1}{2}$—2 Jahren. Die Aufzucht geschieht derart, daß die jungen Kälber im Sommer über in der Weide bleiben; im darauffolgenden Winter erhalten sie Rübenschnitzel und Strohhäcksel als Hauptfutter, morgens Heu und 1 kg Kleie. Im zweiten Sommer gehen sie wieder in die Weide; die jungen Sterken werden dann mit $1\frac{1}{2}$ Jahren gedeckt. Im zweiten Winter bekommen sie dasselbe Futter wie im ersten und werden im Frühjahr hochtragend verkauft. Der Preis beträgt 200—400 ℳ für gute hochtragende Sterken, für junge Ochsen 250 ℳ.

Außer der Pferde- und Rindviehzucht betrieb der Bauer auch Zucht mit drei Sauen, deren Ferkel er mit 6 Wochen verkaufte. Alles in allem ein Betrieb, der sehr viel Arbeit und Sorgfalt von seiten der Bauersleute erforderte und für die große Hofarbeit, die durch die Milchwirtschaft, Meierei, Kälber- und Ferkelaufzucht entsteht, eine sehr tüchtige Bäuerin nötig hatte. Wie sehr gerade von solchen Fragen die Einrichtung eines landwirtschaftlichen Betriebs abhängt, dafür lieferte diese Wirtschaft einen markanten Beweis. Der Besitzer hatte das Unglück gehabt, einige Zeit vor meinem Besuche seinen einzigen erwachsenen Sohn durch einen Unglücksfall zu verlieren, und seit der Zeit ging, wie er das auch selber zugab, seine Pferdezucht rückwärts. „Der Junge kannte die Pferde besser als ich", sagte der alte Bauer, „er hatte an jedem einzelnen Tiere seine Freude. Seit er nicht mehr da ist, kümmert sich

niemand mehr recht um die Pferde; auch ich selber habe die Lust daran verloren, denn alles, was ich früher für meine Pferde tat, tat ich doch nur dem Jungen zuliebe."

Es war dies ein besonders trauriger Fall, der doch aber zur Genüge beweist, wie groß das persönliche Interesse der Bauersleute für ihre Haustiere ist, und wieviel von ihm für das Glücken einer Zucht abhängen kann.

Die Ackerwirtschaft, die in dem hier skizzierten Betriebe schon ziemlich zurückgedrängt war, kann noch weiter hinter der Zuchtwirtschaft zurücktreten: nebenbei bemerkt überall unter Wahrung ihres sehr intensiven Charakters und sehr rationellen Betriebs. So z. B. in einer Wirtschaft bei Pont de Loup, östlich von Charleroi. Die Wirtschaft umfaßt 75 ha, und zwar: 9 ha Grasland, wovon zwei Drittel einmal und ein Drittel zweimal gemäht werden, 9 ha Weide, 8,5 ha Zuckerrüben, 15 ha Weizen, 6 ha Wintergerste, 2 ha Roggen, 15 ha Hafer, 1 ha Pferdebohnen, 0,5 ha Roggen mit Linsen, 2 ha Kartoffeln, 5 ha Klee, 2 ha Luzerne.

Davon lieferten ihre Produkte zum Verkauf 8 ha Zuckerrüben, 13 ha Weizen und 6 ha Gerste, zusammen 27 ha, also wenig über ein Drittel des Areals der Wirtschaft; alles übrige wurde verfüttert.

Die übliche Fruchtfolge in dieser Wirtschaft war folgendermaßen: 1. Zuckerrüben in starker Stalldüngung (40 000 kg auf den Hektar), die vor dem Winter eingepflügt wurde. Bei der Bestellung wurden außerdem noch 1000 kg Superphosphat und 150 kg schwefelsaures Kali gegeben, alsdann vor der ersten Hacke 200 kg und nach dem Verziehen ebenfalls 200 kg Chilesalpeter auf den Hektar. Die Ernte ergab 30 000—35 000 kg Rüben vom Hektar. Die Blätter wurden untergepflügt, eine in den belgischen Rübenwirtschaften sehr ausnahmsweise vorkommende Manipulation, die durch den großen Arbeitermangel in dieser Wirtschaft geboten schien. Im allgemeinen betrachten die belgischen Landwirte die Rübenblätter als ein höchst wertvolles Produkt und mieten sie auch in großen Wirtschaften von 300 ha sämtlich ein, um sie im Winter zu verfüttern. Ich habe selbst eine Wirtschaft im Hesbegau angetroffen, in der die ganze Arbeit der Rübenernte durch die Rübenblätter bezahlt wurde; das kam daher, daß im benachbarten Dorfe viel Ackerbürger und kleine Parzellenbauern wohnten, die zur Fütterung ihrer Kuh für den Winter auf die Rübenblätter des Großlandwirts stark reflektieren. Und so kam dieser in die angenehme Lage, die Erntearbeit gegen Bezahlung mit Rübenblättern vergeben zu können: jeder Arbeiter konnte die Blätter des von ihm gerodeten Stückes Rübenland mit nach Haus nehmen. Ein gutes Geschäft für den Landwirt; und wie er erzählte, prügelten sich die Leute darum, ein Stück seines Rübenackers roden zu dürfen. Wenn es doch überall so in der Landwirtschaft zuginge!

2. Auf die Zuckerrüben folgte Weizen ohne Düngung; man erntete im Durchschnitt 3000 kg, in besonders günstigen Jahren bis 4500 kg vom Hektar.

3. Als dritte Frucht stand Wintergerste, die vor dem Winter 500 kg Superphosphat und im Frühjahr 150 kg Chilesalpeter erhielt. Die Ernteerträge beliefen sich auf 3000—3500 kg vom Hektar.

Darauf folgte Hafer ohne Dünger; zur Aufmunterung gab man ihm bisweilen etwas gemischten Handelsdünger oder etwas Chilesalpeter. In den Hafer wurde Klee eingesät, so daß 5. im fünften Felde Klee stand, der einmal gemäht und dann zur Weizenbestellung untergepflügt wurde. Auf den Weizen folgten wieder Zuckerrüben.

Der jährliche Handelsdüngerbedarf dieser Wirtschaft betrug 15 000 kg Super-

phosphat, 6000—7000 kg Chilesalpeter und 1500—2000 kg schwefelsaures Kali. Roggen, Hafer, Bohnen, Linsen, Klee und Luzerne dienten sämtlich als Futtergewächse. Ein kleines Stück mit Gemenge von Linsen und Roggen säen die Landwirte in diesem Teile Mittelbelgiens fast überall; es hat vor dem Gemenge von Roggen und perennierenden Wicken den Vorzug, daß die Linse nicht wie die Wicke in den nachfolgenden Früchten zu finden ist und diese verunreinigt. Mir war das Gemenge von Linsen und Roggen, bevor ich in diesen Teil Belgiens kam, ebenso fremd wie der französische Ausdruck für Linse (lentille). Als mir der dortige Landwirt von dieser Frucht erzählte, ohne daß wir Gelegenheit hatten, die Linsen zu sehen, und ich ihn um Erklärung des Wortes lentille und Beschreibung dieser Frucht bat, mußte Esaus wohlbekanntes Linsengericht herhalten, damit wir uns verständlich machen konnten. Man verfüttert den Linsenroggen grün an die Pferde oder getrocknet und ungedroschen zu Häcksel geschnitten.

Der Pferdebestand zählte 5 ältere Stuten, 2 dreijährige und 4 zweijährige, die alle angespannt wurden; außerdem 3 Jährlinge und 4 Füllen. Zum Verkauf kamen jährlich etwa 4 junge Pferde im Alter von 2—3 Jahren. Die Futterration bestand im Winter aus Heu und 3—4 kg Hafer für das Pferd morgens und ebenso mittags, abends je eine Garbe Linsenroggen zu Häcksel geschnitten. Im Sommer bekamen die Pferde Grünfutter mit etwas Hafer und in arbeitsstiller Zeit nichts als Grünfutter.

Der Rindviehbestand setzte sich zusammen aus 2 Stieren, 16 Kühen, 14 zweijährigen Färsen und Ochsen, 10 Jährlingen und 10 Kälbern. Jährlich wurden 8 bis 10 Stück Jungvieh im Alter von 2—2½ Jahren zu Markt gebracht. Außerdem verkaufte man 3200 kg Butter im Jahr. Der Verbrauch von Kunstfuttermitteln belief sich auf 4000 kg Erdnußkuchen und 2500 kg Leinmehl außer den von der Zuckerfabrik zurückgelieferten etwa 100 000 kg Rübenschnitzeln, die ungefähr 40 % der Rübenernte entsprechen.

Schweine mästete man in dieser Wirtschaft nur 6, wovon 3 für den Haushalt geschlachtet und 3 verkauft wurden.

Geht man weiter in die Industriegebiete hinein, so bemerkt man in der Organisation der dortigen Wirtschaften mehr noch, als in den bisher genannten, den Einfluß des Arbeitermangels. Er zwingt die Landwirte, die Ackerwirtschaft noch weiter einzuschränken, ja selbst in der Milchviehhaltung und in der Milchwirtschaft die Grenzen einzuhalten, die durch den Mangel an Personal mehr oder minder eng gesteckt sind.

Am schlechtesten daran sind die Wirtschaften, die im Bereich der Grenze liegen, welche die Provinz Hennegau gegen Frankreich abgrenzt, denn hier ziehen die Arbeiter nach beiden Seiten ab, sowohl nach den belgischen, wie nach den französischen Industrien, und wer im Land bleibt, richtet sich ein kleines Cabaret ein und lebt vom Detailschmuggel in Streichhölzern, Tabak, Spielkarten u. dgl. Für die Landwirte bleibt da wirklich gar nichts übrig, selbst mit Saisonarbeitern ist es schwierig, denn die Flämen, die im Sommer bis hierher kommen, sehen auch keinen Grund, warum sie nicht die Grenzen noch ein paar Meilen überschreiten und in Frankreich von den höhern Erntelöhnen profitieren sollen. Ich habe die dortigen Landwirte begleitet, wenn sie zur Sommerszeit im Dorf von Haus zu Haus gingen, um zu fragen, ob nicht noch irgendwoher ein Junge oder ein altes Weib zur Arbeit kommen könnte; meist blieben ihre Bemühungen ohne Erfolg. Unter solchen Verhältnissen Landwirt zu sein, muß wirklich kein leichtes Los sein. Der Einfluß der Grenze macht sich glücklicherweise in so harter Form nur einige Kilometer landeinwärts bemerkbar. Im

Verhältnis zu den Arbeiterverhältnissen Gesamtbelgiens machen diese Verhältnisse nicht viel aus, aber in jenen Grenzregionen sieht es mit den Arbeitern geradezu fürchterlich aus.

Eine solche Wirtschaft an der französischen Grenze, in der Nähe der Zollstation Quévy, umfaßte 65 ha, davon waren 7 ha Wiese, 25 ha Weide, wovon 2 ha einmal geheut wurden, 5,5 ha Weizen, 4,5 ha Zuckerrüben, 5 ha Roggen, 1 ha Gerste, 12,5 ha Hafer, 4,5 ha Kleegrasgemenge, dessen erster Schnitt geheut, der zweite untergepflügt wird.

Davon wurden verkauft Zuckerrüben, Weizen und Gerste, die Hälfte des Roggens und 5—6 ha Hafer: von 65 ha Land produzierten hier also nur noch 19 ha Ackerfrüchte zum Verkauf, d. i. noch kein Drittel des Areals. Diese Wirtschaft, die 23 Pferde, 58 Rinder und 12 Schweine zu versorgen hatte, besaß als Gesamtarbeiterpersonal einen Knecht. Weder Magd, noch Hirt, noch Feldarbeiter war zu haben; nicht für Geld, noch für gute Worte.

Der Besitzer, ein wohlsituierter älterer Landwirt, arbeitete nicht viel mehr mit, seine Frau besorgte Haus und Hof, und seine Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, arbeiteten wie Sklaven, weil ohne das der Ruin der Familie besiegelt gewesen wäre. Doch auch trotz ihrer angestrengten Arbeit waren die Wirkungen des Arbeitermangels überall deutlich erkennbar. Die Ackergeräte waren seit Jahren nicht mehr gereinigt, der Hafer stand voll Unkraut, der Anbau der Zuckerrüben war stark eingeschränkt, und Kartoffeln baute man überhaupt nicht mehr, da es billiger war, sie zu kaufen, als selbst zu ziehen. Die Weiden waren schlecht unterhalten, die Umzäunungen schadhaft, das vom Vieh stehen gelassene Gras in den Weiden war nicht abgemäht und die Disteln waren nicht ausgestochen. Mehr als die Hälfte des Areals war Wiese und Weide, und die Tierhaltung war so eingerichtet, daß sie möglichst wenig Arbeit verlangte. Man hielt 6 Stuten und 2 Wallache zur Arbeit und zog 2 Füllen auf; außerdem wurden jährlich 13—14 junge Hengste im Alter von 2 Jahren gekauft, während der guten Jahreszeit in eine Weide getrieben und nach etwa neun Monaten wieder verkauft.

Ebenso extensiv war die Rindviehhaltung; man hielt 8 Milchkühe und graste während der sechs oder sieben Sommermonate 40—50 Ochsen und Färsen fett. Schließlich wurden im Jahr etwa 12 Schweine fett gemacht.

Die Haltung der jungen Hengste war ein Geschäft, das der Besitzer mit einem Händler zusammen machte, derart, daß letzter die Hengste im Frühjahr in die Weide brachte, und wenn er sie neun Monate später abholte, für den Hengst 145 ℳ an den Besitzer bezahlte. Aufsicht verlangten die Hengste nicht, da selten ein bösartiges oder zänkisches Tier darunter war, und man konnte sie ohne Hirten Tag und Nacht unangebunden in der Weide lassen. Der Besitzer hatte für ausreichende Weide und gute Ernährung der Hengste zu sorgen. Durch Unglücksfälle verursachten Schaden trugen Händler und Landwirt gemeinschaftlich. Die Ochsen wurden durch den Sohn des Landwirts persönlich oder durch einen Viehhändler zum Preis von 240—280 ℳ für das Stück gekauft und für 320—360 ℳ sechs bis sieben Monate später verkauft. Man konnte auf 10 ha 20 Stück junges Mastvieh und 5 junge Hengste weiden und rechnete bei dieser Art der Weidenutzung in guten Jahren auf eine Bruttoeinnahme von 240 ℳ von dem Hektar. Die Weiden wurden alle drei bis vier Jahre mit 800 kg Thomasschlacke und 400 kg Kainit auf den Hektar gedüngt, im übrigen, wie gesagt, aus Arbeitermangel ohne Sorgfalt unterhalten.

Man arbeitete soviel wie möglich mit Maschinen, aber gerade während der dringendsten Arbeiten halfen die Maschinen wenig. So hatte man in dieser Wirtschaft z. B. während der Heuernte fast nur in Kleeheu zu arbeiten; man konnte also von Heuwendern und Pferdeharken keinen Gebrauch machen, wenn man nicht das Heu durch Abbrechen aller trockenen Blüten und Blättchen entwerten wollte. Also hieß es mit der Handharke an die Arbeit gehen. Das Einfahren des Kleeheues war wegen des Taues am Vormittag meist nicht möglich, man verteilte die Arbeit darum — auch wieder mit Rücksicht auf die wenigen Hände, die mit anfaßten — so, daß am Nachmittag fünf Fuder vollgeladen, abends nach Haus gebracht und am folgenden Vormittag abgestakt wurden. In der Getreideernte blieb der Sohn des Landwirts im Feld zum Aufstaken, der Knecht kam mit dem leeren Wagen vom Hof, lud ihn voll, fuhr ihn auf die Diele und spannte seine Pferde gleich wieder vor einen leeren Wagen. In der Scheune stakte der Besitzer ab, und seine Töchter packten das Getreide ins Fach.

Die Notlage zwingt zuweilen zu einem Geizen mit Arbeitskräften, das über jedes vernünftige Maß hinausgeht. Trotz großer Aufwendungen für landwirtschaftliche Hilfsstoffe und dem großen im Viehstapel umlaufenden Kapitale trägt die beschriebene Wirtschaft wegen der Ungunst der Arbeiterverhältnisse doch schon einen etwas extensiven Charakter und gehört mit zu dem Unerfreulichsten, was ich unter den belgischen Wirtschaften angetroffen habe. Die Möglichkeit, durch Arbeit und Intelligenz vorwärts zu kommen, ist diesem Landwirte so gut wie genommen; hätte er nicht ausreichendes Kapital, so wäre an eine rentable Führung seiner Wirtschaft überhaupt nicht zu denken; und ob die Placierung des Kapitals in dem oben beschriebenen Systeme der Viehhaltung den Landwirt zu einer Freude an seinem Geschäfte kommen läßt, ist doch auch noch höchst zweifelhaft.

Die beschriebene Art der Wirtschaftsorganisation ist, wie schon gesagt, für die mittelbelgische Landwirtschaft in ihrer Gesamtheit Ausnahme; sie ist jedoch für die belgisch-französischen Grenzbezirke so charakteristisch, daß sie nicht unbeachtet bleiben durfte.

Ein andrer größerer Betrieb, der unter ähnlichen Verhältnissen geführt wurde, wie der oben beschriebene, liegt in der Nähe des Grenzorts Erquelinnes. Die schlechten Arbeiterverhältnisse waren auch hier für die Einrichtung des Betriebs ausschlaggebend. Die Wirtschaft umfaßte 82 ha, und der darin wirtschaftende Landwirt wurde zu den intelligentesten Landwirten seiner Gegend gezählt; es sei darum auch dieser Betrieb skizziert, um zu zeigen, wie sich ein kapitalkräftiger, intelligenter, belgischer Landwirt mittels zweckmäßiger Organisation seiner Wirtschaft aus der Arbeiterkalamität zu ziehen sucht.

Das Areal verteilte sich in 25 ha Weide, 12 ha Zuckerrüben, 6 ha Weizen, 6 ha Wintergerste, 16 ha Hafer, 4 ha Wick- oder Linsenroggen, 2 ha Futterrüben, 0,1 ha Kartoffeln.

Zuckerrüben, Weizen und Gerste wurden verkauft, alles übrige verfüttert. Einen Reinertrag aus dem Ackerbau rechnete der Besitzer nicht, da die Arbeitslöhne zu hoch waren. Man bezahlte im Mittel 2,50—3,20 ℳ Tagelohn und arbeitete im Sommer mit flämischen Akkordarbeitern. Die jährlich bezahlten Arbeitslöhne dieser Wirtschaft beliefen sich auf 8080 ℳ, d. h. 98,40 ℳ für den Hektar des Gesamtareals.

Man unterhielt einen Kuhstall mit 30 Milchkühen, machte Butter oder verkaufte die Milch zum Konsum; im ersten Falle verwertete man die Milch mit 10,4 Pfennigen,

im zweiten mit 16 Pfennigen für das Liter. Frauen und Mägde zum Melken waren nicht zu haben, die gesamten Arbeiten im Kuhstall waren daher einem Flämen übergeben, der sie mit seiner Frau und einer Magd besorgte und damit monatlich etwa 100 ℳ verdiente. Viehzucht wurde nicht getrieben. Man hielt neun Arbeitsstuten, einen Hengst und zog einen Teil des Nachwuchses groß; so hatte man z. B. zwei zweijährige und drei einjährige Stutfohlen und sechs Füllen. Auch aus der Viehhaltung und Pferdezucht rechnete sich dieser Landwirt keinen großen Gewinn. Für ihn als Großlandwirt kamen die Einnahmen, die viele der kleinern belgischen Landwirte aus ihrem persönlichen Mitarbeiten im Betrieb ziehen, in Fortfall; wollte er größere Gewinne erzielen, so war er gezwungen, viel Kapital in seiner Wirtschaft anzulegen in einer Form, in der es schnell umlief und Aussicht auf hohe Verzinsung bot. Er trieb ein spekulatives Geschäft mit jungen Hengsten, die er im Alter von ein bis zwei Jahren kaufte und ein oder zwei Jahre später wieder verkaufte. Zurzeit hielt er neun einjährige und zwölf zweijährige Hengste. Der Einkaufspreis für gute einjährige Hengste betrug im Mittel 1200—1350 ℳ, der Verkaufspreis für dreijährige Tiere 1600—3200 ℳ. Der Ankauf geschah im Frühjahr, so daß die Ankömmlinge gleich in die Weide gehen konnten. Um möglichst haushälterisch mit dem Futter umzugehen, wurden die jungen Hengste in langer Reihe im Klee angetüdert. Am Morgen wurde der Tüderpfahl einige Meter vorgerückt und mittags die Kette etwas länger gemacht, so daß die Hengste langsam im Klee vorrückten. Sie standen Tag und Nacht ohne Aufsicht dort in Reih und Glied; ein äußerst eigenartiger Anblick. Anscheinend waren sie mit ihrem wenig abwechslungsreichen Leben ganz zufrieden; Unglücksfälle kamen selten vor. Der Witz des Geschäfts lag darin, junge Hengste zu kaufen, die mit zwei Jahren noch nicht viel Wert hatten und darum verhältnismäßig billig zu haben waren, in denen der Kenner aber die Anlagen zu einem erstklassigen Hengste zu erkennen glaubte, so daß er sie nach einjähriger guter Fütterung teuer verkaufen konnte. Käufer der dreijährigen Hengste waren meist ausländische Hengsthalter und Kommissionäre, die ihre Hengste nach einiger Zeit als Deckhengste in Dienst stellten oder weiter verkauften.

In diesem spekulativen Geschäfte lag der Erfolg der Wirtschaft; ein gewiß sehr merkwürdiger, sehr kapitalintensiver und riskanter Betrieb. Aber, wie schon an andrer Stelle gesagt wurde, die Pferdezucht und -Haltung ist für die belgische Landwirtschaft eine unerschöpfliche und immer reich fließende Goldquelle; man findet alle möglichen Sorten von Pferdegeschäften bei den belgischen Landwirten, und wer seine Sache nicht gar zu dumm anstellt, kommt eigentlich immer auf seine Rechnung.

Die kleinern Wirtschaften im Industriegebiet sind fast sämtlich auf Produktion von Milch, Butter und Eiern eingerichtet, für welche Erzeugnisse sich unter der dichten Bevölkerung gute Absatzmöglichkeit bietet. Die bessern Industrie- und Zechenarbeiter essen täglich ihre zwei Eier am Morgen und bezahlen für das Stück 8—12 Pf. Die hier ansässige Industriearbeiterschaft hat fast nirgends Grundbesitz, Stall oder Garten, wie man das in andern Teilen Belgiens antrifft. Der Charakter des Volkes ist ein andrer, er drängt die Arbeiter in Straßen zusammen: die Männer wollen sich auf der Straße, in Kneipen und Versammlungsräumen treffen und die Frauen vor den Türen miteinander schwatzen. Die Erziehung der Kinder ist recht mangelhaft, von Mutter zu Tochter vererbt sich eine große Gleichgültigkeit und Ungeschicklichkeit in der Hauswirtschaft, so daß alle dortigen Arbeiterfrauen zur Führung eines kleinen ländlichen Haushalts ganz unfähig wären. Die Industriedörfer jener Gegend sind Arbeiterstädte mit

rein städtischem Charakter und liegen bisweilen so dicht eins beim andern, daß man glauben könnte, das Ganze wäre eine zusammenhängende Großstadt mit Millionen Einwohnern. Eine solche sehr charakteristische Gegend findet man zwischen Mons und Charleroi in den Dörfern Haine St. Pierre, Haine St. Paul, St. Vaast usw.; hier schließt sich ein Dorf ans andre, und das für Ackerbau übrig bleibende Land, das oft noch nicht die Hälfte des Bodens in der Gemeinde einnimmt, liegt wie ein Dorfanger zwischen den Straßenreihen der zusammenhängenden Ortschaften. Hügel und Täler sind mit Dörfern und Städten bedeckt; ein eigentümlich lebendiges, hübsches Bild; es ist nicht jene Mutter Erde, die dem fleißigen Landmann in friedlicher ländlicher Beschaulichkeit den Lohn seiner Arbeit spendet, sondern jene andre, in deren Tiefen der Mensch Schätze sucht und die durch die rastlose Tätigkeit riesenhafter Industrieetablissements Tausenden von Menschen Arbeit und Verdienst schafft. Die Industrie herrscht unumschränkt über Land und Leute, die Landwirtschaft ist hier nur das Stiefkind des Wirtschaftslebens.

Um die Arbeiten seiner Wirtschaft zu verrichten, muß sich der Landwirt mit alten Leuten oder ein paar halbblöden Weibern begnügen und kann noch froh sein, wenn er solche findet. Ich sah dort einen Betrieb von etwa 30 ha, in dem zwei alte Frauen alle laufenden Arbeiten verrichteten; sie fuhren mit dem Heuwender in die Wiesen, mit dem Wagen ins Feld, schirrten die Pferde auf und ab, fütterten und putzten. Im Sommer nimmt man Flämen zur Erntearbeit. Man hat auch Versuche gemacht, diese Flämen in der dortigen Landwirtschaft festzuhalten, aber in spätestens zwei Jahren sind auch sie erfahrungsgemäß Industriearbeiter geworden. Die Industrie saugt alle Menschen, die in ihren Bereich kommen, an sich, sie hat in jenen rein industriellen Teilen Belgiens eine solch magnetische Kraft, daß ihr auch der treueste Landbewohner und anscheinend ganz fest mit seinem Acker verwachsene Mensch auf die Dauer nicht widerstehen kann. Ich habe größere, wohlsituierte Landwirte in jenem Land angetroffen, die ihren einzigen Sohn nach der technischen Hochschule schickten, um ihm eine Lebensstellung in der Industrie zu verschaffen und ihrem Hoffen und Meinen nach damit den Weg zu einer glänzenden Karriere, zu Reichtum und Macht und dem ihnen selbst unbekannten Glücke der Städte zu ebnen.

Im Nordwesten der Provinz Hennegau liegt ein Gebiet, das man das Land von Tournay nennt, und das sich von der französischen Grenze im Westen und Süden zwischen den Städten Tournay, Ath und Enghien hin erstreckt. Die Böden sind hier leichter als im übrigen Mittelbelgien, und die Organisation der landwirtschaftlichen Betriebe ähnelt der des im Norden angrenzenden Südflanderns. Der Unterschied zwischen Südflandern und dem Lande von Tournay besteht allein darin, daß man in erstem mehr Spezialkulturen, in letztem mehr Zuckerrübenbau treibt; ein Unterschied, der weniger durch den Boden und die Größe der Betriebe, als durch das in Flandern reichlichere Arbeiterangebot und die Gewohnheit bedingt ist. Die südflämischen Arrondissements sind die dicht bevölkertsten Teile ganz Belgiens: Courtrai mit 463, Oudenarde mit 276 und Alost mit 413 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Die südlich davon gelegenen Teile des Hennegau zählen im Arrondissement Tournay 267, Ath 188 und Soignies 281 Einwohner auf den Quadratkilometer; immerhin noch eine sehr dichte Bevölkerung.

Als charakteristischer Typus eines dortigen Betriebs sei eine Wirtschaft in der Nähe von Tournay genannt, die 50 ha Land hat; davon sind 12 ha Weiden, 2 ha

Wiesen, 10 ha Weizen, 3 ha Roggen, 7 ha Hafer, 2 ha Gerste, 1 ha Kartoffeln, 7 ha Zuckerrüben, 1 ha Futterrüben, 2 ha Klee, 3 ha Flachs.

Der Boden ist sandiger Lehm und fähig, jede Frucht zu tragen. Als Weizen baut man auf diesen Böden einen einheimischen weißen Weizen und Dattelweizen, zwei Varietäten mit reichen Stroh- und minder reichen Körnererträgen. Das Bedürfnis nach viel Stroh für die starke Viehhaltung sowie die Furcht vor dem Ausfrieren des Weizens lassen diese Varietäten vorteilhafter erscheinen als die englischen Weizensorten. Als mittleren Ernteertrag rechnet man 2500 kg von dem Hektar; in sehr günstigen Jahren werden bis 3200 kg von dem Hektar geerntet. Man sät das Wintergetreide gewöhnlich Ende September, ausnahmsweise in milden Wintern bis gegen Weihnachten. Ich sah dort noch am 20. Dezember Weizen säen. Sommergetreide wird vom 15. April an bestellt. Die Zuckerrübe gilt als Hauptfrucht und erhält sehr starke Düngung; außer starker Stalldüngung gibt man ihr 1200 kg Superphosphat und 500 kg Chilesalpeter auf den Hektar. Der darauf folgende Hafer bleibt ungedüngt, und der Flachs, der im dritten Felde folgt, erhält 500—600 kg zusammengesetzten Handelsdünger, der 5 % Stickstoff, 7 % Phosphorsäure und 10 % Kali enthält. Die Bearbeitung für den Flachs erfolgt derart, daß der Acker vor dem Winter einmal ordentlich gepflügt und dann im Frühjahr mit dem Federzinkenkultivator durchgearbeitet und geeggt wird. Diese Kultivatoren haben gewöhnlich elf Zinken und werden von drei Pferden gezogen.

Zum Verkauf kamen von den Ackerfrüchten dieser Wirtschaft die Zuckerrüben, die Gerste, der Flachs, vier Fünftel des Weizens und die Hälfte des Roggens.

Das lebende Inventar bestand aus 7 Arbeitsstuten, 5 Jährlingen und 4 Füllen. Im Alter von 18 Monaten wurden die jungen Pferde zu Markt gebracht. Man hielt einen Stier und 14—15 Milchkühe, machte Butter in der eignen Wirtschaft und trieb Zucht und Handel mit Jungvieh, dessen Gesamtzahl sich auf etwa 30—35 Stück belief. Die Schweinehaltung wurde zur Deckung des eignen Bedarfs getrieben.

Ein ganz ähnlicher Betrieb unfern der Stadt Ath betrieb 69 ha, wovon 15 ha Weide, 3 ha Grasland, 4 ha Roggen, 12 ha Weizen, 11,5 ha Hafer, 6 ha Wintergerste, 2 ha Flachs, 12 ha Zuckerrüben, 3,5 ha Luzerne, 0,5 ha Kartoffeln, 3 ha Klee, 0,5 ha Futterroggen und Futterrüben.

Man verkaufte die Zuckerrüben, den Flachs, den Roggen, die Gerste und etwa drei Viertel des Weizens. In Jahren mit schlechten Rübenpreisen wird die Rübenkultur eingeschränkt und der Haferbau mehr ausgedehnt. Gewöhnlich wird aller Hafer verfüttert, nur was über den Bedarf ist, wird verkauft. Bei sehr hohen Haferpreisen geht auch wohl ein größerer Teil der Haferernte fort, und die Futterration für die Pferde wird dann aus Hafer und Gerste zusammengestellt.

Der Besitzer gehörte zu den bekanntesten Züchtern des belgischen Pferdes. Sein Zuchtmaterial bestand aus 2 Hengsten, 7 Arbeitsstuten und zur Zeit meines Besuchs einem dreijährigen, einem zweijährigen Pferd und 8 Fohlen. Neben der Pferdezucht betrieb man auch Viehzucht und hielt zu diesem Zweck 1 Deckstier, 15 Milchkühe, 5 junge Stiere, 10 Färsen und 10 Kälber. Drei junge Ochsen wurden im Stall gemästet und eine Sau gehalten, deren Nachwuchs zum Teil verkauft, zum Teil für die eigne Küche groß gezogen und fett gemacht wurde.

Die Reinerträge und größern Gewinne aus diesen Wirtschaften kamen vornehmlich aus der Zucht und dem Handel in Vieh und Pferden, die Einnahmen aus

dem Ackerbau bringen nicht viel Vorteil; die größern Landwirte ziehen ihren wesentlichsten Gewinn aus der Pferdezucht, und die kleinern Besitzer aus Viehzucht und Meierei. Man findet in jedem Dorfe jener Gegend fünf oder sechs Großbauernhöfe wie die oben beschriebenen, eine größere Zahl mittelgroßer Höfe von etwa 25 ha und eine große Masse kleiner Bauern und Arbeiter mit 5—10 ha Land. Aus letztern rekrutiert der größere Landwirt seine Arbeiterschaft. Die Arbeitslöhne sind nicht hoch, man zahlt 1,20 mit oder 1,60 ℳ ohne Kost als Tagelohn. Dank der günstigen Arbeiterverhältnisse ist auch auf diesen leichtern Böden der Anbau der Zuckerrübe möglich.

Was alle mittelbelgischen Wirtschaften auszeichnet, ist die Sorgfalt der Ackerbestellung und die Pflege der Felder. Bei allen größern wie kleinern Landwirten Mittelbelgiens sind die Äcker von einer Sauberkeit und der Stand der Feldfrüchte von einer Vorzüglichkeit, als hätte man auf den flämischen Sandböden und in ihren altehrwürdigen Kleinkulturen die Ackerbaukunst gelernt: es ist, als würden sich diese mittelbelgischen Landwirte vor ihren flämischen Landsleuten im Norden des Landes schämen, wenn ihre Äcker nicht ebenso aussähen, wie jene in Flandern. Der Stand der Felder ist mit das Bewunderungswürdigste und Vorbildlichste, was die mittelbelgische Landwirtschaft aufzuweisen hat; besonders merkwürdig darum, weil er auf nichts anderm als einer ordentlich durchdachten Organisation des Ackerbaues beruht.

Daß auf den Böden Mittelbelgiens alle Sorten von Unkräutern ebenso wie in andern Ländern gedeihen können, versteht sich von selbst. Ein Landwirt, der dort nicht seine Pflicht täte und nicht ordentlich für sein Land sorgte, würde in wenigen Jahren seine sämtlichen Ackerfrüchte vom Unkraut erstickt sehen. Der Kampf gegen die Unkräuter ist eine Aufgabe, der jeder mittelbelgische Landwirt gewachsen sein muß. Wie vollkommen er diese Arbeit beherrscht, beweist das gute Aussehen seiner Felder. Die menschliche Arbeitskraft betrachtet der belgische Großlandwirt — auch trotz der in seinem Lande meist nicht sehr hohen Löhne — für das Teuerste, was auf den Erfolg seiner Wirtschaft einwirkt. Mit Arbeitslöhnen bis aufs äußerste sparen, ist für ihn darum ein selbstverständliches Erfordernis des Betriebs. Unkraut ziehen, Getreide hacken u. dgl. ist ihm viel zu teuer. Nur der Flachs wird gewiedet, und die Wurzelfrüchte werden gehackt; alle übrigen Felder werden weder mit Hackmaschinen, noch mit Handhacken bearbeitet. Richtige Vorbereitung des Ackers und dichter Stand der Kulturgewächse sind die beiden Mittel, die in den Getreidefeldern das Unkraut niederdrücken. Die Bekämpfung des Unkrauts erfordert also in den belgischen Wirtschaften weniger Arbeitskraft als Intelligenz; wer sein Fach versteht und seine Äcker gut bestellt, hat nicht nötig, viel Geld für die Unkrautbekämpfung auszugeben.

Als das erste Erfordernis für eine erfolgreiche Bekämpfung des Unkrauts betrachtet der belgische Landwirt eine gute Kenntnis der verschiedenen Unkräuter und ihrer Lebensbedingungen. Er weiß, daß die oft gehörte Behauptung unrichtig ist, je besser der Boden, um so mehr Hederich. Alle Unkräuter haben ihre Böden, auf denen sie besonders gut gedeihen, und andre, wo sie seltener sind. Der Hederich siedelt sich am liebsten auf sandig-lehmigen, kalten und wenig durchlassenden Böden an. In jedem Haferfelde kann man deutliche Unterschiede in der Stärke der Hederichvegetation bemerken und leicht feststellen, daß die bessern Lagen weniger Hederich aufweisen, als die schlechtern. Das sind Fragen, in denen jeder belgische Landwirt aus Erfahrung völlig unterrichtet ist; er weiß daher, wo und wie er seinen Feind treffen kann. Der

Hederich ist mehr noch als in Mittelbelgien der Erzfeind der Condrozwirtschaften; dort wird über seine Bekämpfung noch Näheres mitgeteilt werden.

Mohn und Kamille findet man meist auf mehr sandigen Böden, ersten besonders im Klee, Timothee und Flachs, kurz überall, wo er genügend Luft hat, um im Sonnenlicht sein feuerrot strahlendes Blütenkleid zu entfalten, letzte besonders auf Fehlstellen im Acker, wo sie sich auch auf sonst peinlich sauber gehaltenen Äckern in großen Massen entwickelt.

Der wilde Rhabarber (Sauerampfer) und Schachtelhalm charakterisiert kalkarme, letzter meist feuchte Böden. Disteln findet man überall; man sticht und schneidet und mäht sie ab. Das Distelmähen in den Weiden ist eine Arbeit, die alljährlich programmäßig sofort nach der Heuernte zu erfolgen hat. Aber trotz aller Arbeit kommen die Disteln doch immer wieder, wie es überhaupt nirgends an Unkräutern in Belgien fehlt. Auch vom Acker des belgischen Landwirts gilt das alte Bibelwort: „Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang; Dornen und Disteln soll er dir tragen".

Durch Schälen der Stoppel im Herbst und Pflügen des Ackers vor Winterszeit, durch gründliche Bearbeitung zur Saat im Frühjahr wird das Land rein; durch gute Saat und starke Düngung wird das Korn schwer und dicht, durch fleißiges Hacken der Rübenfelder und zweckmäßige Folge der Früchte wird dem Aufkommen des Unkrauts vorgebeugt. Geheimnisse und Hexereien sind nicht dabei; alle Verrichtungen sind dieselben, die man auch in andern Ländern und Gegenden macht, aber wie sie nach sorgfältiger Überlegung und auf Grund praktischer Erfahrungen gemacht werden, das kann man vom Belgier lernen. Man wird dabei den doppelten Vorteil finden, einmal, reine Felder und reichere Ernten zu haben, und anderseits für Hacken und Wieden in den Getreidefeldern das Geld in der Tasche zu behalten.

Überschreitet man in südlicher Richtung den Industriegürtel, so kommt man in der Südwestecke der mittelbelgischen Region ins Land von Thuin, der Gegend der rationellsten Landwirtschaft, die Belgien aufzuweisen hat. Es ist ein kleines Gebiet, das durch die französische Grenze im Westen abgeschlossen wird, im Norden bis gegen Binche, im Süden bis gegen Beaumont reicht und die Stadt Thuin zum Mittelpunkt hat. Hier liegen die reichsten Böden Belgiens, reicher noch als die fruchtbaren Gefilde Brabants und des Hesbegau. Es ist ein schwerer, fruchtbarer Lehmboden von einigen Metern Tiefe. Die dort ansässigen Großlandwirte sind hochintelligente, wohlhabende Leute, deren Höfe von 200—400 ha Größe schon seit Generationen vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Der Hauptreichtum, den man bei ihnen antrifft, stammt aus der Blütezeit der Zuckerfabrikation. Sie wohnen in schloßartig ausgebauten Landhäusern, halten zwei bis drei Reit- und Wagenpferde und machen in der Regel mehr Ansprüche, als sie aus den Einnahmen ihres Hofes decken könnten. Sie sind Mitbesitzer oder Aktionäre einer der dortigen Zuckerfabriken und decken aus ihrem in dieser Industrie oder in andern Kapitalanlagen befindlichen Gelde die Mittel zur Führung eines herrschaftlichen Haushalts. Das Areal ihrer Wirtschaften ist, obgleich es schon das größte an Ausdehnung ist, das belgische Landwirte besitzen, auch trotz der hochintensiven Kultur doch nicht groß genug, um 10 000—12 000 ℳ, wie sie für die Lebensführung der dortigen Besitzer erforderlich sind, abwerfen zu können.

Die Wirtschaftseinrichtung basiert auf dem Ackerbau, und unter den Ackerkulturen steht die Zuckerrübe voran. In der Regel ist die Verbindung des landwirtschaftlichen Betriebs mit der Zuckerfabrik eine sehr intime, bisweilen der Landwirt selbst Industrieller

Man hält für die Beaufsichtigung der praktischen Arbeiten einen chef de culture und für die Buchführung einen Rechnungsführer, hat Telephon nach der Fabrik, zu den Nachbarn und nach den Kontoren der Geschäftsleute in Mons, Charleroi und Brüssel im Haus und betreibt die Wirtschaft völlig wie eine Industrie, in der jeder Rohstoff, jede Arbeitsverrichtung und jedes Produkt in Mark und Pfennig umgerechnet und so in Rechnung gesetzt wird.

Als Beispiel für die dortigen Wirtschaften sei die schönste von ihnen beschrieben, die nicht nur in ihrem Bezirke, sondern in ganz Belgien das Vollkommenste ist, was ich auf meinen dreijährigen Reisen in jenem Land angetroffen habe.

Sie liegt südlich von Thuin und umfaßt 333 ha; davon sind: 48 ha Wintergerste, 64 ha Weizen, 53 ha Hafer, 104 ha Zuckerrüben, 31 ha Klee, 4 ha Luzerne, 29 ha Wiesen und Weiden.

Es ist, wie die Mehrzahl der Wirtschaften im Hesbegau, eine richtige Ackerwirtschaft; der Unterschied zum Hesbegau liegt allein in der noch weiter als dort gesteigerten Intensivierung und Industrialisierung des Betriebs und im stärkern Anbau von Zuckerrüben.

Man gibt dem Boden außerordentlich starke Düngungen, erlangt sehr große Ernten und macht alles, was nur irgend entbehrlich ist, Rüben, Korn und auch Stroh, zu Geld.

Die angebauten Rübenvarietäten sind Klein-Wanzlebener, Dippe und Schreiber. Man gibt auf den Hektar 25 000 kg Stalldünger, 700 kg Superphosphat und 550 kg Chilesalpeter; letztes in zwei Gaben, nämlich 400 kg vor dem Winter und 150 kg im Frühjahr vor der ersten Hacke. Nach Klee spart man die Stalldüngung und gibt 1000 kg Superphosphat, 700 kg Chilesalpeter und 250 kg Chlorkali. Als Mittelerträge rechnet man 33 000 kg Rüben mit 15,25 % Zucker. Als Maximalertrag werden bisweilen 44 000 kg erreicht.

Der nach Rüben gebaute Weizen erhält nichts als 150 kg Chilesalpeter. Man baut Roseau und Goldendrop und erntet im Durchschnitt 3300 kg Körner und 6000 kg Stroh; in besonders günstigen Jahren bis 4000 kg Körner von dem Hektar.

Läßt man Hafer auf Rüben folgen, so gibt man auch ihm nur 150 kg Chilesalpeter; folgt er auf Getreide, so gibt man im März bei der Bestellung 100 kg Chilesalpeter, 300 kg Superphosphat und 200 kg Chlorkali und im Mai als Kopfdüngung 50 bis 75 kg Chilesalpeter auf den Hektar. Die mittleren Erträge betragen bei Hafer ebenso wie bei Weizen und Gerste 3300 kg Körner von dem Hektar. Man baut Ligowohafer und die landesübliche Wintergerste.

Die Zuckerrüben werden in der nahe beim Hof gelegenen Fabrik, die dem Besitzer und dessen Familie gehört, verarbeitet. Es ist eine der besteingerichteten Zuckerfabriken Belgiens.

Das Angespann in dieser Wirtschaft war sehr groß, wie überhaupt in allen mittelbelgischen Wirtschaften weniger mit Angespann als mit menschlicher Arbeitskraft gegeizt wird. Um seine Felder ordentlich zu bearbeiten, um Düngerstreuer und Hackmaschine gehen zu lassen, um Rüben zu fahren und gleichzeitig zur Winterung pflügen zu können, hat der belgische Landwirt stets Angespann genug. Die sehr reichliche Installierung von Zugtieren hat seinen Grund darin, daß man meist Stuten zur Arbeit hält, mit denen man Zucht treibt, und so eine recht erhebliche Nebeneinnahme noch aus der Pferdehaltung zieht. Der mittelbelgische Landwirt liebt es, sich so mit seinen Gespannarbeiten einzurichten, daß im Frühjahr nach Beendigung der Bestellung eine

Ruhepause eintritt, in der er die Stuten mit ihrem neugeborenen Füllen in die Weide jagen kann. Aus der doppelten Verwertung des Pferdematerials erklärt sich, zumal die Pferdezucht und der Pferdehandel, wie schon mehrfach gesagt, in Belgien eigentlich immer Geld abwerfen, die sehr reichliche Zahl von Arbeitspferden. Doch nicht genug damit, halten diese hochindustrialisierten Musterwirtschaften alle noch eine größere Zahl von Zugochsen, die den Pferden die schwersten Arbeiten abnehmen, eine Saison lang arbeiten und dann fett gemacht werden. Das ist eine ganz raffiniert feine Einrichtung, die allerdings nur in solchen Rübengegenden möglich ist, in denen man sich jederzeit angelernte junge Ochsen beschaffen kann und Arbeiter findet, die mit Ochsen arbeiten können und wollen.

In dieser Wirtschaft hielt man 50 Arbeitsstuten, 3 Hengste und 60 junge Pferde. Im Alter von zwei Jahren wurden die jungen Pferde auf den Markt gebracht, abzüglich des ausgesucht guten Materials, das man für die eigne Zucht zurückhielt.

Die genauen Aufzeichnungen dieser Wirtschaft zeigten, daß die Arbeitspferde durchschnittlich nur 175 Arbeitstage im Jahr hatten. In der arbeitslosen Zeit erhielten sie grünen Klee und Häcksel; bei kleinen Arbeiten, wie Ziehen der Hackmaschine u. dgl., 2 kg Hafer, 2 kg Kleie, 2 kg Melasse, grünen Klee und Häcksel, und während der eigentlichen Arbeitssaison 4—6 kg Hafer, 2 kg Mais, 2 kg Kleie, 1 kg Leinkuchen, 2 kg Melasse, Häcksel und Heu. Zur Zeit, daß die Füllen geboren wurden, ließ man den Pferden völlige Ruhe.

Die Arbeitsochsen wurden im Alter von zwei Jahren im Land zusammengekauft, meist aus kleinen Wirtschaften, in denen sie schon zur Arbeit angelernt waren. Der erste Satz von 28 Stück kam zur Frühjahrsbestellung, der zweite Satz von wieder 28 Stück zur Ernte und Herbstarbeit. Gleich nach Beendigung ihrer Saison wurden sie zum Mästen aufgestellt. Man mästete außerdem in zwei Satz alljährlich je 125 Ochsen; die ersten von Anfang August bis Ende November und die zweiten von Dezember bis gegen Ostern. An den Mastochsen wurde nach den jahrelangen Berechnungen dieser Wirtschaft stets Geld zugesetzt; doch mußten sie gehalten werden, um die vorhandenen Rohstoffe, vor allem die zahlreichen Rübenschnitzel, in Düngestoffe umzusetzen.

Die Arbeiterverhältnisse waren günstig: man hatte reichlich Personal und zu verhältnismäßig niedrigen Löhnen. Die Mägde verdienten im Monat 24 ℳ, Kost und Wohnung; die Tagelöhner 2,60 ℳ im Sommer und 2 ℳ im Winter ohne Kost: die Frauen 1,60 ℳ im Sommer und 1,20 ℳ im Winter ohne Kost, und die Kinder 1 ℳ ohne Kost.

Die Sommerarbeiter erhielten 48 ℳ für Besorgung der ganzen Rübenernte für den Hektar, 36 ℳ für Besorgung der sämtlichen Hackarbeiten und 17 ℳ für Mähen und Binden in allen Getreiden.

Die Pacht für 1 ha Land betrug etwa 95—100 ℳ, die Abgaben 13,50 ℳ, und die Einnahmen dieser Wirtschaft kamen ganz vorwiegend aus dem Ackerbau: die Pferdezucht lieferte wohl auch Reinerträge, doch wurde ihr eine Nebenrolle im Betrieb zuerteilt. Ein Tag in der angenehmen Gesellschaft des dort wirtschaftenden, hochintelligenten Landwirts genügte, um zu der Überzeugung zu kommen, daß in dieser Wirtschaft, ebenso wie in den rund herum liegenden Großbetrieben, die ich kennen lernte, viel Geld verdient wird.

Die rationelle Landwirtschaft wird in Mittelbelgien mit einer solchen Vollkommen-

heit betrieben, daß Belgien auf diesen reichen Agrarbezirk mit vollem Rechte stolz sein kann. Den Landwirten geht es gut, sie bringen es zu etwas im Leben, und ihre Kinder nehmen mit Liebe und voller Hingabe des Vaters Beruf auf. Der Boden produziert, obgleich in große Flächen verteilt und vorwiegend von größern Besitzern kultiviert, sehr reiche Ernten, prachtvolles Vieh und die besten Kaltblutpferde der Welt. Die Kultur ist äußerst intensiv, der Kapitalumlauf ein sehr starker und die Zahl der zum Ackerbau notwendigen Arbeitskräfte sehr groß. Die Arbeitslöhne sind, wenn auch nicht übertrieben hoch, so doch auch keineswegs Hungerlöhne, wie sie vielfach in Flandern bezahlt werden. Die Lebensansprüche sowohl der Besitzer, als der Arbeiterschaft sind erheblich höher als in Flandern, die Ernährung des Volkes ist gut und das Anwachsen der Bevölkerung durch Geburten normal; nicht übertrieben groß wie in Flandern, und nicht so schlecht wie unter der südbelgischen Industriebevölkerung. Die Bodenpreise sind hoch, fast doppelt so hoch wie auf gleich guten Böden des benachbarten hochschutzzöllnerischen Frankreichs und zeigen fortdauernd langsam steigende Tendenz. So gehört Mittelbelgien zweifellos zu den vorbildlichsten Agrarbezirken aller Länder und ist ein Gebiet, in dem das Wirtschaftsleben nicht nur für seine eignen Bewohner, sondern für die wirtschaftliche Kraft und Blüte ganz Belgiens große materielle und ideelle Werte schafft, — ein mit seinen wundervollen Agrarbezirken, seinen riesenhaften darin eingelagerten Industrien und dem zwischen den einzelnen Gliedern vermittelnden und sie verbindenden starken Handel volks- und staatswirtschaftliches Musterland.

Es sei aber nochmals mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß viel von den großen Leistungen der dortigen Landwirtschaft, die das solide Fundament des glänzenden Wirtschaftslebens bildet, der Tüchtigkeit der dortigen Landwirte zuzuschreiben ist.

Die Kenntnis einer kunstgerechten Ackerbestellung, zweckmäßige Düngerbehandlung, richtige Zumessung der landwirtschaftlichen Hilfsstoffe ist dort ebenso Vorbedingung, um ein tüchtiger Landwirt zu sein, wie reichliche Ausrüstung mit Betriebskapital und Inventar und verständige Berechnung der Produktionsmittel und ökonomische Organisation der einzelnen Betriebszweige. Die Zeiten, in denen man mit Handelsdünger geizte, aus falscher Sparsamkeit minderwertiges Saatgut verwandte und dem Ankauf von landwirtschaftlichen Maschinen zaghaft oder ablehnend gegenüberstand, sind für die Landwirtschaft jenes Landes überwunden. Worüber sich die Landwirte dort heute zur Vervollkommnung ihrer Wirtschaftsart und Steigerung ihrer Reingewinne den Kopf zerbrechen, das ist, wie man durch richtige Ackerbestellung das Unkraut im Keim ersticken kann und wo die Grenze der Handelsdüngergaben für jede Frucht und jede Ackerparzelle liegt, um noch eine weitere Ertragssteigerung und dabei doch kein Lagergetreide zu ergeben. Als sehr charakteristisches Beispiel dafür, wie all ihre Interessen sich mit diesen Fragen beschäftigen, sei folgende kleine Geschichte erzählt: Einige Tage nach meinem Besuch in der zuletzt beschriebenen Musterwirtschaft im Land von Thuin erschien in einem landwirtschaftlichen Fachblatt aus der Feder eines belgischen Herrn, der mit mir dort gewesen war, eine kurze Beschreibung jener Wirtschaft, und infolge eines Schreib- oder Druckfehlers stand darin angegeben, daß man zu Zuckerrüben 850 kg Chilesalpeter auf den Hektar gäbe, an Stelle, wie uns der Landwirt ganz richtig gesagt hatte, 550 kg. Daraufhin allgemeine Verwunderung unter den dortigen Landwirten; das hätten sie von jener Wirtschaft nicht gedacht, daß da so unsinnig mit dem Handelsdünger umgegangen würde. Noch wochenlang danach haben mir Landwirte in ganz weit von Thuin ab-

gelegenen Gegenden, die vielleicht nie in ihrem Leben jenes Land betreten, aber wohl diesen Zeitungsartikel gelesen hatten, ihre Verwunderung über die Verschwendung von Handelsdünger in jener Wirtschaft ausgesprochen; ein Beweis, daß ihnen diese falsche Mitteilung doch allen sehr nahe gegangen war und mitten in ihre Interessen hineingetroffen hatte.

Was alle belgischen, besonders aber die mittelbelgischen Landwirte sehr charakterisiert, ist, daß keiner von ihnen mit dem Tage der Beendigung seiner Lehrzeit oder nach Verlassen der Landwirtschaftsschule oder Akademie sich überzeugt fühlt, nun alles für Führung einer Wirtschaft erforderliche geistige Rüstzeug beisammen zu haben. Im Gegenteil sind sie sich alle, und je intelligenter und wohlhabender um so mehr dessen bewußt, daß sie nur dann ihr Gewerbe konkurrenzfähig und lukrativ erhalten können, wenn sie sich fortgesetzt über alle Neuerungen und Verbesserungen unterrichtet halten. Man braucht, um das festzustellen, durchaus nicht nach den bekannten Musterwirtschaften hinzugehen; jeder Durchschnittslandwirt in Mittelbelgien ist durch private Studien, durch Verfolgen der Zeitschriften und Fachliteratur, durch Besprechungen mit seinen Nachbarn und Landwirtschaftslehrern jederzeit über das Neueste auf landwirtschaftlichem Gebiet unterrichtet. Er kennt die neuesten Veterinärmittel, die neuen Saatzüchtungen, Bekämpfungsmittel für Pflanzenkrankheiten, er hält sich über Neuerungen im Maschinenwesen und landwirtschaftlichen Gebäudewesen unterrichtet, jeden Augenblick bereit, was ihm in seine Wirtschaft hineinpaßt und rationell erscheint, bei sich einzuführen. Er verliert keine Zeit mit Stalljungenärger und stundenlangem Herumlaufen in seinen Feldern und tagelanger Beaufsichtigung seiner Arbeiter; das überläßt er dem Vorarbeiter oder sucht sich mit seinen Leuten so zu stellen, daß er auch diesen entbehren kann. Und so kommt er zu einer bessern Ausnützung seiner eignen Arbeitskraft, die ihm nicht nur mehr klingenden Lohn, sondern auch viel Freude und Befriedigung an seiner Arbeit einträgt.

7. Die Betriebsverhältnisse im Land von Herve.

Das Land von Herve ist ein Gebiet in Belgien, das mit Beziehung auf seine landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse völlig aus dem Bilde der übrigen belgischen Landwirtschaft heraustritt. Es ist jenes kleine Gebiet im Nordosten der Provinz Lüttich, das im Westen durch die Maas, im Norden und Osten durch die holländische und deutsche Landesgrenze eingeschlossen wird, im Süden bis zur Stadt Verviers hinreicht und als Mittelpunkt das Städtchen Herve besitzt. Schon der äußere Charakter des Landschaftsbildes ist ein so völlig andrer, als ihn Belgien sonst darbietet, daß man glauben könnte, sich in einem süddeutschen oder schweizerischen Berglande zu befinden. Das Terrain ist sehr hügelig, ohne jedes kahle Gestein und schroffe Steinbrüche zutage treten zu lassen. Friedliche, freundliche Hügel und Täler, wiesenbedeckt, soweit das Auge reicht. In jedem Tal eilt ein Bächlein dahin, um sich der im Westen mächtig dahinziehenden Maas anzuschließen. Die steilsten Hänge und höchsten Kuppen sind bewaldet, nicht mit den immer gleichartigen, das Auge wenig erfrischenden Kiefernsparren der Campine, sondern mit schönen Laub- und Nadelwäldern.

Die weit ausgestreckten Weideländereien sind durch Weiß- und Rotdornhecken in kleinere Stücke Grasland verteilt. Ein großer Teil der Weiden ist mit Obstbäumen bepflanzt, die über das Land hin verstreut liegenden Gehöfte ganz hinter Obstbäumen

Belgischer Hengst auf der Jahresausstellung in Brüssel.

Prämiierter Hengst auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung.

verborgen. Der volle Reiz dieses Landes enthüllt sich zur Zeit der Obstblüte. Wer im Mai durch jene Täler und Berge reist, wird sein Lebtag nicht dieses gottgesegnete Fleckchen Erde vergessen.

Was die Kultur des Bodens betrifft, so kann man das Land von Herve durch eine von Norden nach Süden gehende Linie in zwei etwa gleich große Hälften teilen; die westliche Hälfte, die in frühern Zeiten unter das Erzbistum Lüttich gehörte, hat gemischten Betrieb, d. h. außer den sehr reichlichen Weideländereien auch einen Teil Ackerbau. Man führt das auf die Fürsorge der einstigen Erzbischöfe des dortigen Landes zurück, die ihre Bauern zum Ackerbau anhielten, um das Land gegen Hungersnöte zu schützen. Das Ackerland nimmt in den dortigen Wirtschaften heute aber unausgesetzt stark ab und macht neuen Weiden Platz. Der Osten des Landes von Herve, einstmals zum Herzogtum Limburg gehörig, hat nur Weideland.

Der Boden ist toniger Lehmboden von bald zäherer, bald lockerer Struktur und für Weidenbau sehr geeignet. Über Mangel an Bodenfeuchtigkeit ist wenig zu klagen; wo es in höher gelegenen Weiden an Wasser, namentlich für die Viehtränke, fehlt, muß es durch kostspielige Wasserleitungsanlagen hinaufgeschafft werden. Mit den tief liegenden, wasserreichen Weidedistrikten Hollands und Frieslands ist dies belgische Weideland infolgedessen nicht zu vergleichen. Die außerordentlich natürliche Graswüchsigkeit der niederländischen Polder ist auf den Weiden im Land von Herve nicht anzutreffen. Wenn trotzdem hier auch schöne und reiche Weiden den Boden decken, so ist das zum großen Teil auf den Fleiß der dortigen Bauern zurückzuführen.

Die Höfe sind meist klein, 5—10 ha groß, und fast alles Pachthöfe. Die Pachten sind außerordentlich hoch, man zahlt 160—300 ℳ Pacht für Weideland und 120 bis 200 ℳ für Ackerboden. Arbeiter werden wenig gehalten, der Bauer besorgt mit Frau und Kindern seine Wirtschaft selber. Die Familien sind meist recht groß; namentlich nach der deutschen Grenze zu sind Familien mit neun bis zehn Kindern keine Seltenheit. Der Betrieb ist völlig auf Milchviehhaltung und Rindviehzucht eingerichtet, mit etwas Schweinemast als Nebenbetrieb.

Um das Geheimnis der Landwirtschaft dieses Landes gleich vorweg zu nennen, so besteht dies darin, daß mit Aufwand von viel Fleiß und Arbeit die Weiden in vorzüglichem Stande gehalten werden, um so viel Vieh wie möglich darauf halten zu können. Als Kühe benutzt man nur erstklassige Milchgeber und füttert stark, um viel Milch zu gewinnen. Die Milch wird entweder direkt verkauft oder zu Butter und Käse verarbeitet und diese von der Bäuerin mit den Eiern zu Markt getragen oder in der Stadt an den Türen verkauft. An Arbeitslöhnen wird soviel wie möglich gespart; dabei wird einfach gelebt und wenig für den Haushalt ausgegeben. Das sind die Mittel, deren sich der Bauer im Land von Herve bedient, um seine hohe Pacht zu bezahlen und seine Wirtschaft mit einigem, wenn auch nicht großem Erfolge für sich und die Seinen führen zu können.

Die Unterhaltung und Pflege der Weiden ist für den Bauer im Land von Herve die Arbeit, der er den größten Teil seiner Zeit zuwendet. Er hat sein sämtliches Vieh im Sommer über Tag und Nacht in der Weide. Man treibt etwa am 1. Mai aus und nimmt das Vieh erst Anfang November wieder auf Stall. Die Auswürfe des Viehes in den Weiden, kurzweg gesagt die Kuhfladen, werden regelmäßig alle Tage auseinandergeworfen. Ein Bauer auf 7 ha Weide mit 20 Stück Vieh rechnete, daß dafür täglich etwa drei Stunden Arbeit erforderlich wären. Kein einziger Bauer

wird jemals diese Arbeit unterlassen; sie haben ja auch meist nichts andres tagüber zu tun, und so sieht man sie oft vom Morgen bis zum Abend mit ihrer Forke hinter den Kühen herziehen. Damit ist die Düngung des Landes jedoch noch nicht erledigt. Jeder Bauer im Land von Herve hält Schweine und fährt Jauche und Schweinedünger täglich auf seine Weiden. Auch der Stalldünger, der sich im Winter in den Ställen ansammelt, wird auf die Weiden gebracht, und zwar folgt man dabei, ebenso wie beim Ausstreuen von Handelsdünger, der Wirtschaftsregel, so kurz wie möglich vor Beginn der Vegetation zu düngen, damit der Regen die Pflanzennährstoffe nicht von den Hängen herab in die Täler spülen kann. Viele Wirtschaften mit intensiver Schweinehaltung lassen es bei der Versorgung ihrer Weiden mit Stalldünger genug sein und benutzen keine Handelsdünger. Im Durchschnitt kann man bei der Wirtschaftsweise jener Bauern auch schon annehmen, daß jede Weide fast zweimal während desselben Jahres mit Stalldünger gedüngt wird.

Der Stalldünger ist die Triebkraft für die Weiden; ohne starke Düngungen würde man auf vielen der dortigen Böden keine Weiden haben können, die, wie das als Regel gilt, eine Kuh und eine Färse auf dem Hektar ernähren können. Ohne fortdauernde Düngung würden viele Weiden im trocknen Sommer verdorren und dadurch das Vieh wie den Bauern in die Gefahr größten Elends bringen. Was Schwerz vor 100 Jahren in Flandern so höchlichst verwunderte, daß Kinder mit einem Wägelchen die Straße entlang zogen und den Dünger auffammelten, den sie am Weg fanden, habe ich im Land von Herve, dem düngerreichsten Teile Belgiens, wie übrigens auch in vielen andern Gegenden des Landes, oft beobachten können. Daß zum Instandhalten der Weiden selbstverständlich auch die Entfernung von Unkräutern gehört, so namentlich ein regelmäßiges Distelstechen, ebenso ein dauernder Kampf gegen Maulwürfe u. a., ist bei den Bauern im Land von Herve althergebrachte Wirtschaftserfahrung.

Um das Heu für den Winter zu gewinnen, wird ein Teil des Weidelandes, meist mehrere Jahre hintereinander dasselbe Stück, gemäht. Man mäht nur einmal und läßt danach das Vieh hinauf. Die Erntemengen sind sehr groß, man rechnet auf 5000, ja 6000 kg Heu von dem Hektar. Doch reicht das Heu in den meisten Wirtschaften nicht aus, um das Vieh durch den Winter zu bringen; man kauft daher noch viel Futterstoffe hinzu.

Das Vieh, das im Land von Herve einheimisch ist, gehört zu der Rasse, die man in den Niederlanden an den Ufern der Jissel, im Land von Kuik, in Limburg und in Deutschland als rotes niederrheinisches Vieh antrifft. Die Farbe ist aber keineswegs einheitlich, man findet schwarze, bunte, braune und rote Tiere darunter. Es ist eine gut milchgebende und gesunde Rasse, die, dem Boden und Klima des Landes angepaßt, bei genügender Veredlungszucht einen vorzüglichen Viehschlag abgeben könnte. Daß diese Verbesserung des einheimischen Viehes keine großen Fortschritte macht, hat darin seinen Grund, daß man mitten in die einheimischen Viehbestände des Landes von Herve die Reinzucht von schwarzweißem Holländervieh gepflanzt hat, die durch Herdbücher, Prämiierungen u. dgl. in so starkem Maße befördert wird, daß es fast den Anschein erweckt, als wollte man die einheimische Rasse ausrotten und dies Holländervieh an ihre Stelle setzen.

Wie das gekommen ist, darüber wird an andrer Stelle genaueres mitgeteilt werden; hier sei allein die Tatsache festgestellt, daß neben der einheimischen Rasse

viel Vieh im Land von Herve anzutreffen ist, das von den Niederlanden eingeführt wurde, seien es erstklassige Zuchttiere der schwarzweißen friesischen Rasse und deren Nachzucht, seien es die kleinen Abmelkkühe der südlichen niederländischen Provinzen. Das Land von Herve kann seinen Viehbestand nicht selbst heranziehen, aus dem einfachen Grunde, weil der Boden für Viehzucht zu teuer ist. Man findet wohl in jeder Wirtschaft etwas Jungvieh, und hier und da findet man auch Zuchtwirtschaften, die sich aus der Aufzucht ihrer jungen Tiere ein Geschäft machen; aber in der Regel trifft man in jeder Herde jenes Landes mehrere Milchkühe an, die der Bauer zugekauft hat, um sie zu melken, und die er nicht zur Zucht benutzt.

Daß die Viehhaltung außerordentlich stark ist, wurde schon oben gesagt; hier noch einige Beispiele für die mittlere Größe der Viehbestände. Ein Bauer auf 7 ha Weideland hielt 11 Kühe, 1 Färse, 1 Stier und 8 Kälber; außerdem mästete er im Jahr etwa 80 Schweine.

Ein andrer auf 6 ha hielt 8—9 Kühe sowie 2 Sauen und machte im Jahr 15 Schweine fett. In einer besonders intensiv betriebenen Wirtschaft wurden auf 9 ha Weide 25 Milchkühe gehalten und etwa 120 Schweine jährlich fett gemacht.

In gemischten Betrieben, wie beispielsweise auf 18 ha Weide und 6 ha Acker, hält man 32 Kühe, 8 Färsen, 20 Kälber, 3 Stiere und einige Schweine.

Die Unterhaltung dieser großen Viehbestände kostet viel Geld, namentlich im Winter, wo nicht nur Futterstoffe, sondern in vielen dortigen Wirtschaften auch Einstreu gekauft werden muß, da keinerlei Ackerbau getrieben und kein Stroh geerntet wird. Man hat das Vieh stets in gepflasterten Ställen stehen und sucht, diese durch tägliches Herausholen des Düngers so sauber wie möglich zu halten.

In einer Wirtschaft von 7 ha Weide, wovon auf 2 ha der erste Schnitt geheut wurde, kaufte der Bauer 3000—4000 kg Stroh, 3000 kg Torfstreu, 2000 kg Kokoskuchen, 5000 kg Kleie, 1200 kg Mais und Gerste für die Hühner, 1000 kg Gerste für die Schweine.

Ein andrer größerer Hof von 39 ha Weideland, wovon 10 ha geheut wurden, kaufte jährlich für etwa 8000 ℳ Futtermittel und für 400 ℳ Handelsdünger an; dazu einen Waggon Stroh als Einstreu.

Man wird erstaunt fragen, wie bei solch großen Aufwendungen und den schon erwähnten hohen Pachten im Land von Herve die Bauern auf ihre Rechnung kommen können; woraus sich denn ihre Einnahmen zusammensetzen, mit denen sie all die genannten großen Wirtschaftskosten decken.

Die Einnahmen des Bauern im Land von Herve kommen aus dem Verkaufe von Milch, Butter und Käse, von Eiern, Vieh und Schweinen sowie Obst. Wir wollen sehen, in welcher Form jedes dieser Produkte gewonnen und wie es in Geld umgesetzt wird.

Das Melken gehört im allgemeinen zum Geschäft der Männer; oft melkt auch der Bauer mit seinen Söhnen und Töchtern, und zwar wird dreimal täglich gemolken. Als mittleren Milchertrag der einheimischen Kühe rechnet man 3000—4000 kg im Jahr, bei importierten guten holländischen Kühen oft mehr. Molkereien gibt es im Land von Herve nicht viel, da die Bauern alle selbst Butter machen und mit ihrer Butter, die sie selbst in den Städten und Dörfern pfundweise an den Türen verkaufen, höhere Preise erzielen als die Molkereien. Sehr viel Milch wird zum direkten Verbrauche verkauft. Das Land von Herve liegt in unmittelbarer Nähe der großen Metallindustrien und Kohlenbergwerke des Lütticher Reviers. Im Westen schließt

sich von Lüttich die Maas abwärts ein Industrieort an den andern. Im Süden liegt das industriereiche Verviers und im Osten von Montzen bis Bleyberg rauchen gleichfalls Schornsteine und Essen. Das bringt viel Volk ins Land, und unter der dicht sitzenden Bevölkerung des Landes sind solche Produkte, wie sie das Land von Herve zu Markt bringt, in großen Mengen erforderlich, um die Nachfrage zu decken.

Die Arbeiterbevölkerung jenes Landes läßt sich an guter, gesunder Kost nichts abgehen und bezahlt gern 12—16 Pf. für den Liter Milch. Ein Bauer, der mit einer Milchkonservenfabrik regelmäßige Milchlieferung verabredet hatte, erhielt im Sommer nur 8,8, im Winter 11,2 Pf. für 1 kg Milch.

Der Hauptteil der Milchproduktion wird auf den Bauernhöfen verarbeitet. Das Butter- und Käsemachen ist Arbeit der Bäuerin; hat der Bauer seine Pflicht mit Melken getan, so geht er in die Weide, um Kuhfladen auseinanderzuwerfen, oder er schickt seinen Jungen an diese Arbeit und steckt sich die Pfeife in Brand.

Nur die intelligentern unter ihnen benutzen ihre freie Zeit, um sich mit Handel in Vieh und Schweinen, Käse und Obst u. dgl. zu beschäftigen.

Im allgemeinen wird einmal in der Woche gebuttert. Jede Bäuerin hat eine Handzentrifuge in der Küche stehen und entrahmt die Milch dreimal täglich, sofort nach dem Melken. Der Rahm wird dann im Keller der Selbstsäuerung überlassen und mit einem Schwingbutterfasse verarbeitet. Die Buttermilch bekommen die Schweine; die Magermilch wird zu Quark verarbeitet oder an die Kälber gegeben. Manche Bauern beginnen, sobald die Kälber etwas größer geworden sind, etwa im Monat Juni, sich mehr auf Käserei zu legen. Der Hauptbuttermarkt des Landes ist Battice, doch wird viel Butter von den Bäuerinnen an Privatkundschaft ausgetragen, wobei sie in der Regel die besten Preise erhalten. Nach den Angaben Alteingesessener jenes Landes wird von den Bauern selber auch sehr viel Butter mit Absicht verfälscht, um mehr Geld herauszuschlagen. Gerade dort, wo man die Butter an eine wenig verwöhnte Arbeiterbevölkerung direkt absetzen kann, macht sich dies Geschäft gewöhnlich gut bezahlt, und die Bauern sind mit ihrer Meiereiwirtschaft sehr zufrieden und wünschen sich gar keine Molkereien. Auch die heftigen politischen Gegensätze hindern das Aufkommen des Molkereiwesens hier mehr noch als in andern Teilen Belgiens.

Ebenso wie die Butterbereitung ist auch die Käserei Sache der Bäuerin im Land von Herve. Die Käserei spielt hier eine ziemlich bedeutende Rolle. Immerhin ist sie in der Regel nur ein Nebenzweig und steht keineswegs so im Vordergrunde der Wirtschaft wie die Käserei in Nordholland und bei Gouda, wo sich alles um sie dreht. In der Regel verarbeitet man nur Magermilch auf Käse und stellt daraus die sogenannten Maqués her, das sind quaderförmige Quarkkäse, die wir Weißkäse nennen. Sie werden täglich gemacht, um sofort verkauft und aufgegessen zu werden. Man bezahlt etwa 10 Pf. für das Stück und ißt sie zum Butterbrot, was, namentlich wenn sie recht frisch sind, in der warmen Jahreszeit vorzüglich schmeckt. Diese Weißkäse sind die am besten lohnenden Käse; freilich hängt man mit ihnen sehr von der Kundschaft ab, da sie für Aufbewahrung ganz ungeeignet sind.

Ein andrer Käse, der namentlich viel an der deutschen und niederländischen Grenze hergestellt wird, ist der sogenannte „Limburger Stinkkäse". Er ist kubisch geformt, wird bei offenem Fenster längere Zeit im Keller zum Austrocknen aufbewahrt und muß lange liegen, bis er reif ist. Diese Käse sind dauerhaft, und man riskiert mit ihnen

weniger beim Verkauf als mit feinen Weichkäsen. Die Rentabilität ist aber auch geringer.

Der kleinste Teil der dortigen Käseproduktion schließlich sind die mehr oder minder feinen Weichkäse, Remoudous genannt. Sie werden fett, halbfett, auch mager hergestellt. Für ihren Absatz ist eine regelmäßig gut zahlende Kundschaft nötig.

Die fetten Remoudous sind in zwei bis drei Wochen lieferbar und werden dann in dem üblichen platten Quaderformat mit 25 Pf. für das Stück bezahlt. Es gibt von diesem Formate noch eine doppelt so große und eine halb so große Ausgabe: die grands, bouchées und demis. Auch in der Käserei kommen viel Unehrlichkeiten vor; die Bauern sehen eben überall, wie sie es am besten machen können, um Geld zu verdienen. Ob die Mittel und Wege zu diesem Ziel immer die rechtschaffensten sind, ist für sie eine Frage von weniger Bedeutung.

Der Hühnerhof ist überall im Land von Herve ein Nebenzweig im Betrieb, jedoch oft eine Quelle guter Einnahmen. Namentlich die Bäuerinnen, die wöchentlich mit ihrer Butter nach Lüttich oder nach Verviers oder andern Städten gehen, verdienen oft viel Geld mit dem Eierverkaufe. Die Arbeiterhaushaltungen sollen nicht selten sein, in denen der Mann täglich seine zwei Eier ißt und bereit ist, für das Stück 12—16 Pf. zu bezahlen. Das macht schon etwas aus, denn gerade in der Absatzmöglichkeit an die dichtgedrängte Industriebevölkerung liegt einer der wesentlichsten Umstände, der die Wirtschaft der dortigen Bauern lohnend macht.

Mit dem Viehverkauf ist es im Land von Herve eine eigne Sache; es gibt Wirtschaften, die viel Geld damit verdienen, aber es gibt auch andre, die wenig oder nichts damit verdienen, vielleicht noch zusetzen müssen, um ihren Viehbestand zu erhalten. Die Wirtschaften, die nennenswerte Geschäfte mit Viehverkauf machen, sind nicht sehr zahlreich. Es sind das im wesentlichen die als Zuchtwirtschaften bekannten Betriebe, die, heute der Richtung der führenden Partei folgend, Holländervieh züchten und dessen Nachkommen bei den Nachbarn zu hohen Preisen absetzen. Solche Musterzuchtwirtschaften verdienen auch durch Ausstellungsprämien, Deckgelder u. dgl. oft noch ein schönes Geld.

Im allgemeinen ist, wie schon gesagt wurde, der Boden im Land von Herve zu teuer, als daß sich Viehzucht rentieren könnte. Man hält hier an Stelle des Jungviehs lieber einige Milchkühe mehr und vermehrt dadurch die Menge der täglich und wöchentlich absetzbaren Produkte, Milch, Butter und Käse. Man muß sich die dortigen Betriebe nicht als Abmelkwirtschaften denken, in denen die Kühe nur so lange bleiben, wie sie Milch geben; so weit getrieben ist die Milchviehhaltung im allgemeinen nicht, obschon auch das vorkommt. Die meisten Bauern halten einen jungen Stier, den sie mit drei Jahren verkaufen, und von dem sie ihre Kühe decken lassen. Die Kälber werden in der Regel ein paar Tage nach der Geburt verkauft. An Stelle alter ausrangierter Kühe kauft man frischmelke junge, und so kann es vorkommen, daß man mehr für Erhaltung des Viehstapels bezahlt, als man durch Verkauf von Tieren einnimmt. Wer als Viehzüchter einen Namen hat, züchtet Vieh für den Verkauf; bei ihm ist der Zuchtviehverkauf rentabler als die Milchwirtschaft.

Schließlich kann noch ein andrer Faktor die Bauern von der Milchwirtschaft ab- und der Viehzucht zuwenden, wenn man nämlich nicht genug Hände zum Melken, Buttern und Käsen hat. Ich entsinne mich einer Wirtschaft, nicht fernab von der deutschen Grenze, wo der Bauer auf 39 ha Weideland einen großen Handel mit Zucht-

und Mastvieh betrieb. Er hatte 50 Mastkühe und 40 Milchkühe, die er mit seinen vier Söhnen besorgte. Da seine Frau schon nicht mehr rüstig genug war und er nur ein Töchterchen von zehn Jahren besaß, Arbeitskräfte gegen Lohn aber nicht annehmen wollte, so war er gezwungen, seine Milch an eine Fabrik zu verkaufen und Viehhandel zu treiben. „Hätte ich ebensoviel Mädchen, wie ich Jungens habe," sagte er, „so würde ich Käse und Butter machen und meinen Viehhandel aufstecken."

Die Schweinehaltung schließlich beschränkt sich im Land von Herve lediglich auf Haltung von Mastschweinen; Schweinezucht wird wenig getrieben. Es muß daher die Mehrzahl der für Mästung bestimmten jungen Tiere aus andern Gegenden eingeführt werden. Hauptlieferanten für Ferkel sind die Wirtschaften in den Ardennen und in der Provinz Limburg. Man kauft sie im Alter von sechs Wochen bis zu zwei und drei Monaten und hält sie, bis sie sechs Monate alt geworden sind. Sie werden dann mit etwa 110 kg Lebendgewicht für 95—100 ℳ das Stück an den Schlächter verkauft. Als Futter dienen die reichlichen Abfälle der Gutsmeierei und Käserei, Buttermilch, Magermilch und Molken, und als Beifutter gibt man Gerstenschrot. Entsprechend der Menge Milchabfälle, die eine Wirtschaft zu verfüttern hat, ist der Umfang der Schweinemast bald größer, bald kleiner. Bisweilen wird damit ein ganz großes Geschäft gemacht, wie z. B. in einer Wirtschaft nördlich von Herve, wo auf 9 ha Weideland jährlich 120 Schweine gemästet und verkauft wurden; das ist aber immerhin als ein Ausnahmefall zu betrachten; meist ist die Mästerei doch weniger stark.

Die Obstbäume, die man überall im Land von Herve auf den Weiden sieht, namentlich auf den Weiden dicht am Hof, enthalten meist Obstsorten von minderer Qualität. Es sind Äpfel, Birnen und Pflaumen, vereinzelt Kirschbäume; für letzte sind die Frühjahrsnachtfröste, die oft zur Zeit der Kirschblüte einfallen, sehr gefährlich, man bevorzugt darum die später blühenden Fruchtarten. Was der Obstbau aufbringt, ist nicht viel, aber immer mitzunehmen. Als mittleren Ertrag kann man für einen kleinen Hof mit 6—7 ha Land etwa 160—200 ℳ aus dem Obstverkaufe rechnen. Modern angelegte, gut unterhaltene Obstplantagen, die man jedoch selten antrifft, liefern natürlich viel größere Erträge, die bis 800 ℳ und mehr gehen. Der Verkauf des Obstes geschieht gewöhnlich an die Sirupfabriken des Landes.

Wie schon oben erwähnt, werden im Westen des Landes von Herve in jeder Wirtschaft auch einige Hektar beackert. Auf den Charakter der Wirtschaft macht das jedoch wenig Eindruck, denn auch diese Betriebe sind genau so organisiert, wie die andern, die nur Weideland haben; was auf dem Acker produziert wird, dient zur Unterhaltung des großen Milchviehbestandes und zum Schweinemästen.

Um eine Vorstellung von solch gemischtem Betriebe zu geben, sei eine Wirtschaft in der Nähe der Stadt Herve genannt, die 18 ha Weide und 6 ha Acker besitzt. Auf dem Acker wurden Klee, Luzerne, Futterrüben und Hafer gebaut, alles, um es zu verfüttern. Die Weiden wurden hier sämtlich geweidet und nichts geheut, da man das Rauhfutter für den Winter billiger auf dem Ackerlande herstellen konnte. Unausgesetzt ist man außerdem an der Arbeit, die Ackerländereien in Weiden zu verwandeln. Man sät in den gut vorbereiteten Acker im Frühjahr Klee, Gras und Hafer und benutzt das junge Grasland in den ersten Jahren vorsichtig als Heuland oder zeitweise auch als Weide. In vier Jahren hat man eine Weide, die allen Wünschen entspricht. Die Anlagekosten solcher neuen Weiden werden auf etwa 1800 ℳ für den Hektar geschätzt.

Ein absolut einheitlicher Typus von Wirtschaftsform ist im Land von Herve

auch trotz der großen Bodengleichheit nicht zu fixieren. Als gewöhnlichste und verbreitetste Wirtschaftsart könnte man vielleicht die bezeichnen, bei der der Bauer wegen der sehr hohen Pachten und teuren Arbeiter nur Weide hält, keinerlei Viehzucht treibt, sondern sein Vieh vorwiegend zur Gewinnung von Milch und Butter benutzt und daneben Schweine mästet und etwas Eier und Obst zu Markt bringt. Es gibt aber andre, die aus Mangel an Melkpersonal oder wegen guter Erfolge ihrer renommierten Herden der Zucht vor der Milchwirtschaft den Vorzug geben. Wo viel Stallraum und genügend Aufsicht da sind, züchtet man Schweine, im allgemeinen beschränkt man sich aber auf Schweinemast. Ein Teil der Wirtschaften basiert auf Milchverkauf, ein andrer auf dem Buttergeschäft, andre Wirtschaften wieder machen ihr Hauptgeschäft mit der Käserei.

Alles in allem sind die Erfolge der dortigen Wirtschaften nicht glänzend; dafür sind die Pachten zu hoch, das von den Niederlanden hereinkommende Milchvieh zu teuer und die Unterhaltung der großen Viehbestände während des Winters zu kostspielig. Aber durch Fleiß und Anspruchslosigkeit halten sich die Bauern über Wasser. Es kommt ihnen zustatten, daß sie Arbeitslöhne in der Regel nicht zu zahlen brauchen und daß sie unter der dichten und abnahmewilligen Bevölkerung ihres Landes leicht ihre Produkte absetzen können. Vieles wird ihnen durch die Konsumenten vom Hof geholt, und für den Rest ist der Weg zum Markt nirgends weit. Aufzeichnungen der Wirtschaftseinnahmen und -Ausgaben sind in keiner der dortigen Wirtschaften zu finden, auch bei den intelligenten Bauern nicht. Es ist aber nach den gemachten Angaben über die dortigen Wirtschaften leicht auszurechnen, daß die Reinerträge keine glänzenden sein können. Ganz einzudringen in die Geldwirtschaft eines Bauernhaushalts, gelingt meist auch alteingesessenen und angesehenen Bauernfreunden nicht. Ein solcher, der die Bauern seines Landes gut kannte, sagte mir: „Seien Sie überzeugt, es sind viele darunter, die nur einmal im Jahr Fleisch und niemals Butter essen. Sie lassen es den Fremden nicht merken, aber ihr Dasein ist oft recht kümmerlich."

8. Die Betriebsverhältnisse im Condroz.

Den Übergang von den reichen Fluren Mittelbelgiens zu den Ardennen bildet das kondrusische Gebiet, eine Vorgebirgsgegend, deren Plateaus eine Höhe von 250 bis 350 m erreichen. Die Grenzen des Condroz werden im Norden durch die zwischen Namur und Dinant beginnende und in Lüttich endigende Grenzlinie Mittelbelgiens, und im Osten, Süden und Westen durch die Linie Lüttich, Durbay, Dinant und den Lauf der Maas gebildet. Der Name Condroz kommt her von dem germanischen Stamm der Condrusier, die zu Caesars Zeit dies Land bewohnten. Die landschaftlichen und landwirtschaftlichen Charaktere dieser Region setzen sich nach Westen hin über den Süden des Gebiets Entre-Sambre-et-Meuse fort, so daß dies ganze große Gebiet zwischen Mittelbelgien und den Hochardennen in betriebswirtschaftlicher Hinsicht zusammengefaßt werden kann.

Sowohl das Klima, als die Bodenbeschaffenheit sind im Condroz für die landwirtschaftliche Kultur erheblich schlechter als in Mittelbelgien. Die Hochplateaus sind gegen die von den Ardennen und der Eifel her wehenden kalten Winde ohne Schutz, und der Boden ist, obschon von Natur fruchtbar und meist reich an Kalk, von geringer Tiefe und oft mit Schiefer und Gestein durchsetzt. Es gibt bevorzugte Lagen auch im

Condroz, wo der fruchtbare Ackerboden tiefer ansteht, meist mißt er jedoch nur 20 bis 30 cm, und darunter liegt das Gestein. Auch mangelt es nicht an Böden, die auf jung verwittertem Gestein aufliegen und fast mehr Steine als Ackererde enthalten, was der Belgier „chiste" nennt, und andern, die so zäh von Struktur sind, daß man Gruben für Gewinnung von Töpferton angelegt hat, dem sogenannten „plastique". Schließlich findet man auch eine ganze Reihe von Hängen, auf denen das Gestein zutage tritt, die eine magere Weide oder Unkrautvegetation tragen oder als völlig nackter Fels daliegen. Ein großer Teil des Landes, namentlich im Gebiet Entre-Sambre-et-Meuse ist bewaldet.

Die Landwirtschaft im Condroz muß noch vor 50 Jahren einen äußerst kläglichen und rückständigen Eindruck gemacht haben. Nach den Aufzeichnungen von Laveleye trieb man damals dort überall noch die alte Dreifelderwirtschaft mit einem Drittel Brachland, baute als Winterkorn Spelz, hielt ein kümmerliches Rindvieh und züchtete „Condroz"-Pferde. Nach Laveleyes Meinung waren nicht Klima und Boden, sondern die Rückständigkeit der dortigen Bauern, die zu große Ausdehnung der Betriebe und der Mangel an Kapital schuld daran, daß der Condroz zu jener Zeit das schlechteste Stück belgischer Landwirtschaft darstellte.

Das hat sich sehr geändert; wenn auch die Landwirtschaft im Condroz heute immer noch ein wenig glänzendes Bild, viel verunkrautete Felder, viel minderwertiges Vieh und anscheinend recht viel rückständig wirtschaftende Landwirte aufweist, so ist doch sehr viel Veränderung und Modernisierung auch in diese Betriebe gekommen. Man hat dem Getreidebau, der auf den Condrozböden doch nicht sehr viel aufbrachte, seit dem Preissturze der Getreide und dem Steigen der Arbeitslöhne zum großen Teil abgesagt und sich der Viehhaltung zugewandt. Ein großer Teil des Kulturlandes ist in Dauerweiden verwandelt, und noch heute nimmt die Ausdehnung des Weidelandes ständig stark zu. Der Condroz ist in Belgien das rechte Land der Dauerweiden. Die Brachhaltung ist zum großen Teile durch Anbau von Leguminosen und der Anbau von Spelz durch Kultur winterfester, lohnenderer Getreide ersetzt worden. Die Pferdezucht hat sich mehr und mehr an die Brabanter Zucht angeschlossen und durch Verwendung von Brabanter Hengsten den Typus des Condrozpferdes mehr und mehr verschwinden lassen, und durch Vermehrung und Verbesserung der Weiden und Einfuhr guter Stiere ist auch das Vieh stärker und lukrativer geworden. Wer heute seine Wirtschaft so organisiert hat, daß er viel Vieh und Pferde halten, viel Butter, Jungvieh und junge Pferde zu Markt bringen kann und auch die Gewandtheit und Sachkenntnis hat, im Handel zu verdienen, kann auch im Condroz als Landwirt gute Geschäfte machen.

Auf den Reisenden macht der Condroz einen einförmigen, düstern, kalten Eindruck; es gibt dort keine einzige größere Stadt. Die Dörfer sind schwach bevölkert, zählen 500 oder 600 Einwohner und sehen trübselig und unsauber aus. Die aus Steinen, wie sie aus den dortigen Steinbrüchen kommen, gebauten Häuser liegen rund um die Kirche und sind fast ausschließlich von Bauern und Ackerbürgern bewohnt. Die Düngerhaufen liegen in einem Sumpfloche vor der Türe der Wohnung bis auf die Dorfstraße. Selbst die Herbergen sehen unfreundlich und wenig einladend aus. Die Bevölkerungsdichte im Condroz ist äußerst schwach. Das Arrondissement Dinant zählt 59, Philippeville 62 Einwohner auf den Quadratkilometer. Industrie- und Stadtleben gibt es im Condroz nicht: die ganze Bevölkerung lebt vom Landbau.

Die vornehmlichste Nutzungsart des Kulturlandes im Condroz ist die der Wiesen,

Weiden, Klee- und Grasschläge. Auf Kosten des Getreidebaues haben diese in den letzten Jahrzehnten ungeheuer zugenommen. Im Kanton Ciney beispielsweise sind 13 347 ha Körner und Wurzelfrüchte und 9435 ha Wiesen, Weiden und Futterschläge.

Unter den Wintergetreiden steht auch heute noch der Spelz an erster Stelle. Es gibt Gegenden, so z. B. um Ciney herum, wo er mehr Areal einnimmt, als die andern Wintergetreide zusammen. Überall aber hat seine Kultur stark abgenommen, teils wegen Einschränkung des Getreidebaues, teils wegen größern Anbaues winterfester Weizensorten. Von 100 ha der Gesamtfläche baute man im Jahr

	1866	1895
in der Provinz Lüttich	9,07 ha Spelz	6,30 ha Spelz
„ „ „ Luxemburg	1,00 „ „	0,68 „ „
„ „ „ Namur	4,47 „ „	3,16 „ „

In allen drei am Spelzbau beteiligten Provinzen ging der Anbau dieser Frucht um ein Drittel und mehr zurück. In modern eingerichteten Condrozwirtschaften ist man vom Anbau der wenig ergiebigen Frucht heute ganz abgegangen oder baut nur noch ein kleines Stück Spelz für eignen Bedarf. Als mittleren Ertrag rechnet man 1200—1800 kg Spelzkorn und die Hälfte einer normalen Weizenstrohernte. Die seinerzeit im Condroz weitverbreitete, auf schlechten Böden und mit wenig Düngung extensiv betriebene Spelzkultur nimmt ständig ab und macht neuen Weideflächen oder dem Anbau von Roggen und Weizen Platz.

In jedem Condrozdorfe gibt es einige Großbetriebe von 100 ha und darüber, eine Anzahl Mittelbetriebe von 40—50 ha und eine große Menge Zwergbesitzer, Arbeiter und Handwerker, die einige Hektar bebauen. Die Großpächter sind aber nirgends, auch nicht in den größten Condrozwirtschaften, Herren, wie im Land von Thuin, sondern Bauern, die selbst überall mit anfassen und ihre Kinder wie Arbeiter in der Wirtschaft mitarbeiten lassen.

Ein charakteristischer Großbetrieb bei Ciney hatte 88 ha; davon waren 4 ha Roggen, 3 ha Gerste, 10 ha Weizen, 6 ha Spelz, 29 ha Hafer, 3 ha Roggenwicken, 4 ha Futterrüben, 2 ha Kartoffeln, 8 ha Weißklee, 8 ha Rotklee, 4 ha Wiesen, 18 ha Weiden.

Als mittlere Ernteerträge rechnet man in einer gutgeführten Condrozwirtschaft 1800—2400 kg Roggen, 1500—2000 kg Hafer, 2000—3000 kg Weizen und 1200 bis 1800 kg Spelz von dem Hektar.

Verkauft werden von diesen Ackerfrüchten Roggen, Gerste und Weizen und etwa ein Sechstel der Haferernte. Alles übrige wird verfüttert; der Wickroggen wird vor der Reife gemäht, getrocknet und als Häcksel verfüttert. Der Spelzbau diente zur Deckung des Bedarfs an Brotgetreide. Die Bauern bevorzugen den Spelz vor dem Weizen zum Backen wegen des bessern Geschmacks des Brotes. Und sie haben Recht damit. Brot von Spelzmehl hat einen angenehm süßen Geschmack, ist weich wie feinstes städtisches Gebäck und trocknet nicht so schnell aus wie Weizenbrot.

Der Viehstapel dieser Wirtschaft bestand aus 12 Arbeitspferden, worunter 6 Stuten, 4 junge Pferde und 5 Füllen. Im Alter von zwei Jahren werden die jungen Pferde zu Markt gebracht. Man hielt 1 Stier, 16 Milchkühe und 30 Stück Jungvieh, wovon ein Teil zugekauft war, um nach einiger Zeit wieder verkauft zu werden. Man machte Butter und verkaufte diese in Ciney an Privatkunden. Von den Rindern kamen

jährlich etwa 3 tragende Stärken, 3 alte Kühe, 5—6 junge Ochsen und 2—3 junge Stiere zu Markt. Man mästete 12 Schweine, wovon 6 verkauft wurden. Die Geflügelhaltung lieferte 800—1000 ℳ im Jahr.

Der Einkauf an Hilfsstoffen belief sich in dieser Wirtschaft auf 1500 kg Superphosphat, 3000 kg Chilesalpeter, 7500 kg Kleie und 500 kg Reiskuchen.

Der Condroz ist heute ein Land vorwiegender Viehzucht und Meiereiwirtschaft. Die Anlage von Weiden und der Anbau von Futterpflanzen nehmen ständig zu. Der Klee, der auf dem kalkhaltigen Boden reiche Ernten gibt, wird in Hafer eingesät, und zwar abwechselnd Rotklee, Weißklee oder Gelbklee. Man macht kein Kleegemenge, sondern sät jeden Klee einzeln, um Kleemüdigkeit zu vermeiden und die Ernte des Klees besser über den Sommer verteilen zu können. Gewöhnlich mäht man den Klee nur einmal, weidet danach, bringt im Herbst Stalldünger darauf und pflügt das Land um. Auf leichtern Böden baut man im Condroz auch vielfach Esparsette, die ein sehr gutes Futter für Milchkühe gibt und in der Regel ebenso wie der Klee nur einmal gemäht wird.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei nun auf zwei Dinge hingewiesen, die man im Ackerbau des Condroz überall antrifft, das ist die gewaltige Hederichvegetation und die meist sehr starke Verunkrautung der Kleefelder. Ohne den dortigen Landwirten einen zu großen Vorwurf machen zu wollen, muß man doch zugestehen, daß das Bild von der kondrusischen Landwirtschaft mit der Erinnerung an große gelbe Hederichfelder und in Mohn, Kornblumen und allerhand andern Schmarotzern erstickte Kleefelder für den zur Sommerszeit das Land Durchreisenden ständig verknüpft bleibt.

Im Condroz scheint der Hederich seinen Lieblingsboden gefunden zu haben, wo er sich alljährlich zu einer üppigen Vegetation entfaltet und durch kein Mittel zu bewegen ist, das Feld zu räumen. Sein bevorzugter Standort sind die Haferfelder. Wenn der Hafer aufgeht, kann man auf ein Haferpflänzchen oft ohne Übertreibung 10—20 Hederichpflänzchen zählen. Mitte Juni sieht man überhaupt keinen Hafer, sondern nur große, gelbblühende Hederichfelder, und im Juli, wenn der Hederich seine stacheligen Fruchtschoten nach allen Seiten ausstreckt, bildet er ein solches Netzwerk von Stengeln und Zweigen, daß es nur mit größter Mühe möglich ist, ein solch verunkrautetes Haferfeld zu durchschreiten. Die Hederichplage findet sich auch in der mittelbelgischen Landwirtschaft und in den Ardennen, aber nirgends in solch unerhörtem Umfange wie im Condroz.

Die Bekämpfung des Hederichs geschieht durch Ausstreuen von pulverisiertem Eisenvitriol. Spritzen und andre Hederichvernichtungsmaschinen sind in Belgien ebensowenig im Gebrauch, wie das Köpfen des blühenden Hederichs mit der Sense. Man hat nach vielfachen Versuchen das Ausstreuen trocknen Vitriols als bestes Mittel beibehalten. Man streut 150—200 kg, bisweilen 300 kg auf den Hektar, und zwar frühmorgens zwischen 2 und 3 Uhr, wenn noch der Tau auf den Feldern liegt. Soll der Erfolg sicher sein, so darf kein Wind beim Streuen sein und kein Regen am Tag folgen, der das Vitriol fortspült. Außerdem muß man ja nicht zu spät mit dem Streuen beginnen. Der Hederich muß ebenso wie der Hafer noch sehr jung sein und der Klee, den man in die Haferfelder einsäen will, darf noch nicht gesät oder doch noch nicht aufgegangen sein. Streut man das Pulver später, so riskiert man, die Klee- und Haferpflanzen zu verbrennen und dem schon üppig aufschießenden Hederich nicht

mehr genug beizukommen. Wo das Vitriolstreuen richtig gemacht wird, ist der Erfolg überall gut; wenn man den Condroz durchreist, sieht man freilich viele Felder, in denen durch das Vitriol auch im Hafer böse Verwüstungen angerichtet sind. Namentlich bei kleinen Besitzern, die sich erst im letzten Augenblicke zum Ankauf des Vitriols entschließen und die ihn in großen Massen auf ihren halbarmlangen Hafer werfen, verdorrt Hafer und Hederich zusammen, und die schändlich mißhandelten Haferfelder bieten das klägliche Bild einer verdorrten Steppe. Solche teuer bezahlten Erfahrungen schrecken dann für lange Zeit von neuen Versuchen ab. Die Ansichten über Nutzen und Schaden des Vitriolstreuens sind heute im Condroz noch sehr geteilt; es gibt viele Landwirte, die nie Vitriol streuen, weil ihnen die Sache nicht sicher genug und zu teuer erscheint. Die Kosten für den Hektar belaufen sich auf 20—30 ℳ, wofür man auch schon die Arbeit des Jätens haben kann. Ein ständiger Erfolg aller Hederichbekämpfung läßt sich doch nicht erzielen. Auch auf gut unterhaltenen Feldern kehrt der Hederich alle Jahre wieder.

Die Verunkrautung der Klee- und namentlich der Esparsettefelder ist meines Erachtens außer auf die große Unkrautwüchsigkeit der Condrozböden auf die Verwendung selbstgezogenen und ungenügend gereinigten Saatguts zu schieben. Der stark ausgedehnte Kleebau ist für die Landwirte des Condroz ja noch ein ziemlich neues Geschäft; sie mögen einstweilen noch sehr mit ihren vielen Futterpflanzen zufrieden sein und sich dessen noch nicht recht bewußt geworden sein, daß auch ein Kleefeld nur Klee und keine sonstigen Blumen und Kräuter tragen soll; wenigstens zeigten sie mir auf meine Bemerkung darüber überall verwunderte Gesichter, aber meinten dann hinterher, eigentlich wäre es wohl wahr, und sie hätten auch schon solche verunkrauteten Kleefelder gesehen — beim Nachbarn natürlich.

Geht man im Condroz in nordöstlicher Richtung nach Huy und Lüttich zu, so trifft man auf viele gute Ackerböden, die jedoch auch hier überall mit großen Wäldern und steinigen Gebirgsböden abwechseln. Überall überwiegt die Viehwirtschaft in den Betrieben. Ein Drittel und mehr des Areals ist Wiese und Weide und ein großer Teil des Ackers mit Futterpflanzen bebaut. Man hat Vieh- und Pferdezucht und betreibt eine Meierei; daneben handelt man mit Pferden und Rindern und stellt junge Tiere mit der Absicht baldigen Wiederverkaufs für einige Zeit in die Weiden. Besonders mit jungen Pferden handeln die dortigen Landwirte gern. Bei dieser Gelegenheit sei ein Gespräch erwähnt, das ich dort eines Tages mit einem kleinen, aber intelligenten Bauern hatte. Ich war von Brabant gekommen, hatte dort den Glanz der belgischen Pferdezucht gesehen und war nun im Condroz, wo der schlechtere Boden weniger gute Pferde produziert, ganz erklärlicherweise nicht sehr entzückt von dem, was ich sah.

„Nun," fragte der Bauer, „wie finden Sie meine Pferde?"

„Ganz gut," war die Antwort, „viel gute Tiere darunter."

„Aber?" sagte er, den Ton der eingeschränkten Anerkennung heraushörend.

„Was mir im Condroz auffällt," sagte ich, „ist, daß man viel Pferde hält, die dem Ideal des schweren belgischen Pferdes nicht völlig entsprechen. Nicht, daß sie kleiner oder leichter wären als in Brabant, das wäre auf dem ärmern Condrozboden nicht zu verwundern, aber sie sind zu elegant und zu hoch in der Brust."

Nun fing der Bauer an zu lachen: „Das ist ja aber merkwürdig, daß Sie gerade das sagen. Was Sie da behaupten, trifft völlig zu. Die Pferde, von denen Sie sprechen, sind nicht das, was wir Belgier zu Zuchtzwecken haben wollen. Diese Pferde mit hoher Brust ziehen wir auch nicht für uns, sondern für die deutschen Kaufleute,

diese sind es, die gerade den elegantern Pferden den Vorzug geben, und allein, um ihre Wünsche zu befriedigen, stelle ich, wie meine Nachbarn, alle Jahre ein paar solche Pferde ein."

Als ich das hörte, konnte ich doch nicht umhin, zu denken, daß es besser wäre, wenn man in Deutschland weniger der Mode und Liebhaberei folgen und nicht ihr zuliebe Pferde kaufen möchte, die die Belgier für ihre Zwecke nicht brauchen können, sondern bei jedem Ankaufe vor allem auf das achten möchten, was die Belgier durch jahrzehntelange züchterische Erfahrungen als die wertvollsten Eigenschaften an ihren Pferden festgestellt haben; doch darüber an andrer Stelle mehr.

Um neben den oben beschriebenen Großbetrieb noch eine kleine Wirtschaft jener Region zu stellen, sei eine Wirtschaft in der Nähe von Chimay im südlichen Hennegau genannt, die 38 ha umfaßt.

20 ha sind Wiesen und Weiden, wovon 2 ha zweimal und 3 ha einmal geheut werden, 6,5 ha Inkarnatklee, 2 ha Weizen, 1,5 ha Spelz, 0,5 ha Roggen, 1 ha Wickroggen, 3 ha Hafer, 1 ha Rotklee, 1,5 ha Luzerne, 0,5 ha Kartoffeln und Futterrüben, 0,5 ha Pferdebohnen.

Der Inkarnatklee wird grün gefüttert, das Land Mitte Juni gedüngt und gepflügt und für Weizenbestellung vorbereitet. Der Rotklee wird ebenfalls nur einmal gemäht, danach geweidet und für Weizenbestellung vorbereitet. Die Luzerne steht etwa sieben Jahre im selben Feld. Alle Ackerfrüchte werden verfüttert oder im Haushalt verbraucht. Die Ackerbearbeitung, die der Bauer mit seinen erwachsenen Kindern ohne andre Arbeiter verrichtet, ist sehr ordentlich und den Verhältnissen entsprechend intensiv. Die Pacht beträgt hier 50 ℳ für den Hektar.

Der Nutzviehbestand dieser Wirtschaft setzte sich zusammen aus 2—4 Deckhengsten, 2 Stuten mit 2 Füllen und 2 jungen Pferden. Der Bauer steckte viel Kapital in den Ankauf guter Deckhengste und betrieb eine Hengsthalterei, die sich durch Deckgelder und Prämien gut bezahlt machte. Die selbstgezogenen zweijährigen Pferde brachte er zu Markt. Man hielt 6 Milchkühe, deren Milch man an eine Molkerei lieferte, 20 Stück Jungvieh und 6 Kälber, außerdem 2 Schweine und 50 Hühner.

Der Haushalt dieses Bauern wurde durch die Einnahmen aus Milch- und Eierverkauf bezahlt. Die Milch verwertete man mit 7,6 Pf. für das Liter. Die Pacht, Wirtschaftskosten und Reingewinne zog man aus dem Verkaufe von Pferden und Vieh sowie aus Deckgeldern und Hengstprämien. Den Leuten ging es ersichtlich gut; das bewies mir unter andern schon die Freude, mit der der alte Bauer bei meinem Besuch eine Flasche Rotwein aus seinem Keller holte. Im allgemeinen sind die kleinen Condrozwirtschaften mit weniger Betriebsmitteln ausgestattet als dieser Betrieb. Sie haben nicht das Geld, ein großes und gutes lebendes Inventar zu halten: der Ackerbau tritt bei ihnen mehr in den Vordergrund, die Viehhaltung ist schwächer, dementsprechend die Ausdehnung des Weidenbaues und der Kleeschläge geringer. Das Vieh ist oft von ärmlicher Gestalt und geringer Milchergiebigkeit und die Produktion an Stalldünger unzureichend.

So kann man heute noch im Condroz die Landwirtschaft der alten Zeit und der neuen Zeit mit allen Zwischenstufen nebeneinander antreffen: Das alte System in seiner Anlehnung an Dreifelderwirtschaft mit Brache, mit wenig ergiebigem Körnerbau und irrationeller Viehhaltung, und das neue System mit starkem Futterbau, intensiver Vieh- und Pferdezucht und Meiereiwirtschaft.

Insgesamt beschaut, macht der Condroz, der Süden des Hennegau und die ihnen ähnlichen Böden in den Ardennen, die Famenne und das Land von Rochefort den Eindruck des undankbarsten Teiles der belgischen Landwirtschaft. Der Boden ist vielfach von minderwertiger Beschaffenheit, das Klima rauh, die Arbeitslöhne hoch, die Betriebe zum Teil sehr groß, und das alles zusammen hat dem Vordringen einer modernen, rationellen Landwirtschaft hindernd im Weg gestanden. Wie ausdrücklich gesagt wurde, ist auch im Condroz heute ein ganz andres Betriebssystem eingezogen, als es vor 50 Jahren dort allgemein üblich war, aber die fröhliche Entwicklung, die Mittelbelgien und die Ardennen genommen haben, ist diesem Lande fern geblieben. Der Kampf ums Dasein ist für den Bauern hier härter als in den benachbarten Landstrichen, und ein alter Condrozbauer hatte Recht, der mir eines Abends, vom Feld heimkehrend, sagte: „Es ist viel, sehr viel nötig, um ein Bauer zu sein und als Bauer seines Lebens froh zu werden: Liebe zum Handwerk, Ausdauer und starke Gesundheit, Intelligenz und Kenntnisse, reichliches Kapital, viel Glück, eine gute Frau und gesunde Kinder."

9. Die Betriebsverhältnisse in den Ardennen.

Vom Condroz südwärts gehend, kommt man in den landschaftlich reizvollsten Teil Belgiens, die Ardennen, die ihre mächtigen Gesteinsmassen von Lüttich bis hinab nach Sedan erstrecken, im Osten bis zur deutschen, im Südwesten bis zur französischen Grenze reichend, und im Süden zu dem niederluxemburgischen Hochplateau abfallen, darauf die Städte Virton und Arlon liegen. Wilde Felsen und üppige Fluren, alte Burgen, blühende Dörfer, Steinbrüche, Hüttenwerke, Fabriken und Kohlenbergwerke, ausgedehnte Forsten, Niederungen mit fleißigem Ackerbau reihen sich in buntem Wechsel aneinander und locken durch ihren immer neuen und ständig wechselnden Reiz alljährlich Tausende von Vergnügungsreisenden in die Täler und auf die waldigen Höhen des Ardennengebirges.

Die Ardennen sind der am dünnsten besiedelte Teil Belgiens; die kleinern Dörfer haben nur 300—500, die größern 1000 Einwohner; im Arrondissement Marche zählte man 47, Bastoque 42 und Neufchateau 40 Einwohner auf den Quadratkilometer. Die Hälfte des Ardennengebiets ist Heide und Wald; es gibt selbst Gemeinden, deren Forsten 50—55 % der Bodenfläche einnehmen. Ein großes Drittel des Kulturbodens ist Wiese und Weide, und unter den Ackerfrüchten steht allen voran der Hafer; nächst ihm baut man Kartoffeln und Roggen.

Vier typische Ardennendörfer zeigen folgende Flureinteilung:

	Wiesen und Weiden	Hafer	Klee	Winterkorn	Kartoffeln	Alles übrige
	ha	ha	ha	ha	ha	ha
Sibret	5254	4969	2284	1220	1200	102
Neufchateau	7562	4689	1606	1061	1220	206
Bastogne	3588	3256	1169	1140	996	45
Houflaize	5080	3109	1137	1135	920	45

Diese vier Ardennendörfer zeigen uns in ihrer Flureinteilung den Charakter der modernen Ardennenwirtschaft. Die Landwirtschaftsbetriebe in den Ardennen sind Jahrhunderte hindurch äußerst extensiv geführt worden. Die abgelegene Lage der

Dörfer und der Mangel an ausreichenden Straßen und Verkehrsmitteln hinderte den Einzug der modernen Landwirtschaft, die überall im Land die Betriebsformen umgestaltete. Erst vor 15—20 Jahren brach auch für die Landwirtschaft der Ardennen die neue Zeit an, und nun setzte die Umgestaltung so energisch ein und nahm so rasch ihren Fortgang, daß man nicht mit Unrecht in Belgien behaupten hört, die Ardennen hätten das Größte und Denkwürdigste erreicht, was die moderne Landwirtschaft im Land zuwege gebracht hat.

Noch vor zwei Jahrzehnten weidete man in den Ardennenwirtschaften die kleinen magern Kühe auf den dürftigen Gebirgshängen, die nicht genug Futter lieferten, um viel Vieh zu halten und um reichlich Dünger zu produzieren; man streute in den Ställen mit Ginster und Heidekraut und brannte die Heide, um Hafer darin zu bauen. Man baute fünf Jahre nacheinander Hafer, ohne das Land genügend zu düngen, bis es keine Ernte mehr tragen wollte, und ließ es dann jahrelang brach liegen. Das ist alles anders geworden. Mit der Zuführung der Handelsdünger konnten auch weitabliegende Ackerstücke, für die der Stalldünger nicht zureichte, zum Tragen schöner Ernten gezwungen werden. Das Heidebrennen hörte auf; man kultivierte das Unland und legte Weiden und Kleeschläge an. Die reichliche Futterproduktion ließ eine Verbesserung und Vermehrung der Viehhaltung zu, damit nahm die Düngerproduktion zu, und der Ackerbau konnte auch auf weniger dankbaren Böden intensiv werden.

So traten die Ardennendörfer aus dem jahrhundertelangen Winterschlafe der Hauswirtschaft, der Produktion zur Deckung der eignen nötigsten Notdurft und Nahrung heraus und wurden Produzenten von Vieh und Butter, von Hafer und Kartoffeln, die sie in großen Mengen heute zu Markt bringen, um die klingenden Erlöse zur weitern Hebung ihrer Wirtschaftsintensität und zur Steigerung des Lebensstandards ihrer Produzenten zu verwenden.

Das Klima der Ardennen zieht dem Ackerbau immerhin auch heute enge Grenzen, über die keine technischen Fortschritte hinweghelfen. Weizen und Gerste gedeihen in den Ardennen nicht; selbst der Roggenbau ist eine nicht immer glückende Kultur. Obschon die höchsten Erhebungen der Ardennen nicht über 700 m reichen, ist das Klima in den Bergen von ungewöhnlicher Rauheit. Im Winter jagt der eisige Nordostwind ohne Widerstand direkt auf diese Gebirgskette an und bedeckt sie mit meterhohem Schnee. Während zweier bis dreier Monate ruhen die höhern Teile der Ardennen ununterbrochen unter der Schneedecke, und erst spät gelingt es der Frühjahrssonne, Leben in die erstarrte Natur zu bringen. Die Nachtfröste vernichten oft noch im vorgeschrittenen Frühjahre die aufgehenden Saaten und die jungen Kartoffeltriebe. Der Sommer ist kurz und die Zeit der Ernte drückend heiß. Fast kein Tag vergeht, wo nicht hier oder dort in den Bergen sich schwere Wolken zusammentürmen und die Hitze des Tages durch ein starkes Gewitter ablösen. Und während gewaltige Regenmassen niederstürzen und das Grollen des Donners von den Felswänden und aus den Tälern in der Runde wiedertönt, sieht der Landmann aus der Tür seines Hauses den mühsam trocken gemachten Klee und Hafer von neuem mit Wasser durchtränkt und von neuem tagelange Arbeit erfordernd. Wenn dann im Herbst in Flandern die Stoppelrüben schon im vollen Grün stehen und in Mittelbelgien die Wintersaat bestellt ist, steht in den Ardennen immer noch ein Teil des Hafers im Feld, und der Bauer harrt des Augenblicks, wo er ihn trocken machen und einfahren kann.

Der Boden in den Ardennen ist für die landwirtschaftliche Kultivierung, insgesamt

beschaut, besser, als man anzunehmen geneigt ist. Die steinigen Terrains sind kahl oder bewaldet und die mit Wiese und Acker bedeckten Flächen meist von genügender Tiefgründigkeit und Frische. Fast überall fehlt Kalk und Phosphat, die dem Acker durch reichliche Düngungen mit Thomasmehl zugeführt werden müssen. Die Heiden und Moore der Ardennen sind zum großen Teil aufgeforstet oder in Wiesenland verwandelt, und nur verhältnismäßig wenige Gegenden des Gebirges sind jeglicher Kultur unzugänglich oder doch nur für einen dürftigen Ackerbau verwendbar.

Zu letzten zählt die Famenne, ein südlich des Condroz gelegenes Plateau um die Stadt Marche herum. Hier trifft man die schlechtesten Ackerböden an, die Belgien besitzt, schlechter als die Condrozböden und undankbarer als der Sand der Campine. Oft liegt nur eine Hand hoch Erde über dem harten Gestein; ein kümmerliches Gras, mit schlechten Kräutern vermengt, deckt in feuchten Sommern den Boden, und bleibt einmal ein paar Wochen der Regen aus, so gleicht das Land einer verdorrten, abgebrannten Steppe, die überall den Erdboden durchscheinen läßt. Die Pachten auf diesen Böden betragen 8 ℳ für den Hektar und sind, nach Aussage der dortigen Landwirte, in manchen Jahren noch viel zu hoch. Wer die berühmte Grotte von Han besucht, kann sich leicht von der Beschaffenheit dieser Böden ein Bild machen. Wenn er in der Umgebung von Rochefort, dem gewöhnlichen Absteigequartier der Grottenbesucher, die Felder durchstreift. Haferhalme, drei Hände hoch, mit zwei oder drei Körnchen an der Spitze, und zwischen den einzelnen Halmen so viel Raum, daß man darin herumgehen kann, ohne sie zu treten; ein Land, so arm, daß zwei Nachbarn zusammen, wie der ostpreußische Volksmund sagt, eine Feldlerche haben.

Die beste Wirtschaft der Famenne mit den relativ besten Böden hat 95 ha Land, davon 55 ha Weide, 15 ha Hafer, 8 ha Roggen, 2 ha Gerste, 5 ha Spelz, 4 ha Klee, 2 ha Esparsette, 2 ha Kartoffeln, 2 ha Futterrüben.

Zu Roggen, Spelz und Gerste gab man Stalldüngung; zu dem im zweiten Felde stehenden Hafer etwas Handelsdünger; im dritten Felde stand Klee ungedüngt oder Rüben und Kartoffeln mit Stalldüngung. Die Weiden erhielten alle drei Jahre 1000—1200 kg Thomasschlacke. Der Gesamtverbrauch von Handelsdünger belief sich im Jahr auf 15 000—16 000 kg Thomasschlacke, 2000—3000 kg Superphosphat und 1000—1500 kg Chilesalpeter. Als mittlere Ernteerträge rechnete man 1500 bis 2000 kg Hafer, 1400—1800 kg Roggen, 2000 kg Gerste und 1500 kg Spelz. Zum Verkauf kam von den Ackerfrüchten nichts als die Hälfte des Roggens und die Gerste. Die Bodenpacht betrug 40—50 ℳ für den Hektar.

Das lebende Inventar setzte sich zusammen aus 4 Hengsten, 3—4 Stuten, 3 zweijährigen und 3 einjährigen Fohlen. Mit zwei Jahren wurden die jungen Pferde verkauft. Die Hengsthalterei war ein Spezialgeschäft des gut situierten Bauern, das sich durch Deckgelder und Prämien gut bezahlt machte. Man hielt 1 vierjährigen Stier, 8 junge Stiere, die mit 1½—2 Jahren für 400 ℳ verkauft wurden, 22 Milchkühe, um Butter zu machen und mit der Magermilch Jungvieh aufzuziehen, 30 Färsen und Ochsen, die mit 1½ Jahren zu Markt gebracht wurden, und eine Anzahl junger Kälber; 4 oder 5 Sauen wurden zur Ferkelproduktion benutzt und lieferten jährlich je 400 ℳ aus dem Ferkelverkaufe. Die 200 Hühner brachten jährlich für 1000 ℳ Eier auf. Das Vieh blieb nachtsüber und während der Mittagshitze im Stall und kam morgens und abends in die Weide. Der jährliche Handelsfutterverbrauch be-

trug 3000 kg Kokoskuchen, 1500 kg Baumwollsaatmehl, 5000—6000 kg Kleie und 1200 kg Leinmehl.

Die beschriebene Wirtschaft steht zwischen dem Typus des Condroz- und des Ardennenbetriebs. Ihr Boden sowie ihr Ackerbau ist weniger gut als im Condroz, ihre Wiesen und Weidenhaltung von starker Ausdehnung, wie in den Ardennen. Der Hauptcharakter der Ardennenwirtschaft, der intensive Hafer- und Kartoffelbau, fehlt ihr, da ihre Böden zu armselig sind, um den großen Aufwand einer intensiven Kultur zu bezahlen.

Die Wirtschaften in den Ardennen sind auch nicht kleiner als im Condroz und in der Famenne. Man nennt den einen Großbauer, der 60 ha besitzt; mittleren Besitz rechnet man von 30—60 ha und Kleinbesitz von 3—30 ha. Dank der reichlichen Gemeinheiten in Wald und Feld, die noch in vielen Ardennendörfern vorhanden sind, ist auch den ärmsten Bewohnern jenes Landes ein Minimum von Lebensunterhalt gewährleistet. Ein jeder hat Holz aus dem Gemeindewald und Steine aus den Steinbrüchen der Gemeinde; er hat Anteil an den Gemeindeweiden und oft noch ein Stück Heideland zum Torfstechen und Plaggen holen.

Für den charakteristischen Typus der modernen Ardennenwirtschaft seien im folgenden einige Wirtschaften näher beschrieben. Die erste liegt bei Libramont und hat 54 ha; davon 32 ha Wiese und Weide, 10 ha Hafer, 5 ha Flachs, 2,5 ha Kartoffeln, 2,5 ha Futterrüben, 2 ha Roggen und Spelz.

Man hält zwei Jahre Weide, baut danach Hafer, der 1000 kg Thomasschlacke auf den Hektar erhält; danach Flachs mit Düngung von 500 kg Superphosphat. Darauf folgen Klee, Kartoffeln und Rüben in Stalldünger, danach Hafer, danach Futterpflanzen und wieder Weide. Viel Weiden- und starker Haferbau sind dieser Wirtschaft eigentümlich. Daß der Bauer hier Flachs baut, ist eine besondere Liebhaberei von ihm, die er vor einigen Jahren anfing und, als sich die Kultur bewährte, weiter ausdehnte. Auch seine Nachbarn bauen heute Flachs und haben überall vorzügliche Ernten. Vor Flachsmüdigkeit brauchen sie einstweilen keine Furcht zu haben, so daß sie in kurzer Zeitspanne mit dem Flachs in dasselbe Feld zurückkommen können. Zweifellos wird die Flachsmüdigkeit sich eines Tages bemerkbar machen, und dann wird die Freude am Flachsbau aus sein; denn die alte extensive Flachskultur, die vor 60 oder 70 Jahren noch in den Ardennen zur Produktion des eignen Linnens betrieben wurde, ist längst zugrunde gegangen. Diese Flächse, die hier bei Libramont gebaut werden, sind Flächse erster Qualität und gehen zur Verarbeitung nach Courtrai an der Leye. Es ist das besonders hervorzuheben, da der Weg von Libramont bis Courtrai mehr als 230 km beträgt und mit der Eisenbahn zurückgelegt werden muß. Es ist das ein Abstand wie von Hannover bis Berlin, also eine recht große Reise, die aber doch der Produktion und Rentabilität des Flachses in jenem Ardennendorf nicht hinderlich ist.

Als mittlere Erträge rechnet man in den Ardennen 2000—2200 kg Roggen, 2000 kg Hafer, 15 000—20 000 kg Kartoffeln.

Die meistgebauten Kartoffeln sind Magnum bonum, Early Rose, Aspasia, Blaue Riesen, Eléphant blanc und Plate d'Allemagne. Die Varietäten von minderer Qualität, wie die Blauen Riesen, geben Ernten, die bis zu 25 000—30 000 kg und darüber ansteigen und an Kasernen, Gefängnisse und dergleichen Institute verkauft werden. Die kleinen Bauern bauen verhältnismäßig viel mehr Kartoffeln als die großen; ein Bauer

auf 12 ha hat z. B. 2 ha, ein andrer auf 30—40 ha 5—6 ha mit Kartoffeln besetzt. Der Hafer nimmt überall etwa ein Drittel des Ackers ein und bringt auf guten Böden bis 3000 kg Körner und mehr von dem Hektar.

Ein andrer größerer Ardennenbetrieb umfaßte 82 ha, und zwar 35 ha Wiese und Weide, 4 ha Kartoffeln, 17 ha Hafer, 3 ha Weizen, 1 ha Spelz, 4 ha Bohnen, 9 ha Klee, 3 ha Roggen, 6 ha Weizen-Roggen, 3 ha Brache.

Man verkaufte drei Viertel der Kartoffelernte, die Hälfte des Hafers und ein Drittel von Roggen und Weizen. Die Wirtschaft lag am Südabhange der Ardennen, wo der Weizenbau schon möglich ist, und hatte, wie in ganz Niederluxemburg üblich ist, das Roggen-Weizengemenge in seine Fruchtfolge aufgenommen. Der jährliche Bedarf an Hilfsstoffen belief sich auf 700—1000 kg Thomasschlacke und Kleie, Leinmehl, Gerste und Futterkuchen für etwa 800 ℳ.

Der Viehstapel bestand aus 5 Pferden, 12 Milchkühen, 2 Stieren, 35 Stück Jungvieh, 6 Zuchtsauen und 8 Mastschweinen. Man verkaufte junge Ochsen und Färsen, Ferkel, fette Schweine und die Milch.

Neben diesem wenig intensiven und von einem wenig kapitalstarken Pächter betriebenen Hofe sei nun noch eine intensiv betriebene große Ardennenwirtschaft bei Sibret von 140 ha genannt, deren Areal sich folgendermaßen verteilt: 60 ha Wiese und Weide, 45 ha Hafer, 12 ha Roggen und Spelz, 5 ha Kartoffeln, 15 ha Klee, 2 ha Sommerweizen, 1 ha Futterrüben.

Das Areal war in zwei Teile geteilt, in abgelegene Äcker und nahe beim Hof gelegenes Land. Die ersten wurden zwei bis drei Jahre in Weide gehalten. Danach folgte Hafer mit Düngung von 1000 kg Thomasschlacke und 100 kg Chilesalpeter auf den Hektar; im Jahr darauf wurde nochmals Hafer gebaut mit 500 kg Thomasmehldüngung auf den Hektar, und danach säte man wieder Weißklee, Gelbklee und Gras und ließ das Land einige Jahre in Weide liegen.

Das Land um den Hof herum trug ebenfalls zwei bis drei Jahre Weide; danach säte man Roggen oder Spelz mit halber Stalldüngung und 1000 kg Thomasschlacke auf den Hektar; ins zweite Feld kam Hafer, ins dritte Kartoffeln mit halber Stalldüngung, ins vierte wieder Hafer und danach drei Jahre Weide, die in den ersten Jahren zum Teil gemäht, zum Teil geweidet, im letzten Jahre nur geweidet wurde.

Von der Ernte wurde die Hälfte des Hafers verkauft, was eine Bruttoeinnahme von 8000—9500 ℳ ausmachte, und der größte Teil der Kartoffelernte im Wert von 1400—1600 ℳ. Der jährliche Ankauf von Handelsdünger betrug 50 000—60 000 kg Thomasschlacke und 2500 kg Chilesalpeter.

Man hielt 12 Arbeitspferde und 4 junge Pferde, 17 Milchkühe, deren Milch nach der Molkerei geschickt wurde, 1 Stier und 40 Stück Jungvieh einschließlich Kälber, jedes Jahr wurden 6—8 junge selbstgezogene Ochsen angelernt zum Ziehen; man ließ sie sechs Wochen arbeiten und verkaufte sie dann nach den Großbetrieben Mittelbelgiens. Man trieb Schweinezucht mit 6—8 Sauen und machte jährlich 10 Schweine fett. Außerdem hielt man, wie hier und da in den größern Ardennenwirtschaften üblich, 160 Schafmütter, deren Lämmer man mit sechs Monaten mager für 24—25 ℳ verkaufte. Die Mutterschafe wurden im Alter von etwa sieben bis acht Jahren ausgemerzt. Für den Betrieb einer Schafzucht sind gute Weiden erforderlich; wer solche nicht hat, muß seine Schäferei auf Hammelhaltung einrichten. Für kleinere Wirtschaften ist die Schäferei unrentabel, da für einen Trupp von 100 Schafen die Weiden

und Stoppeln nicht ausreichen und für kleinere Trupps der Hirt zu teuer ist. Der Schäfer dieses Großbetriebs erhielt außer Kost und Wohnung 28 ℳ monatlich.

Die modern eingerichteten Ardennenwirtschaften rentieren sich gut. Die Aufzucht von Vieh ist auf dem billigen Boden, dessen Pachten im allgemeinen nicht über 30—40 ℳ für den Hektar gehen, recht lohnend, da in ganz Belgien große Nachfrage nach Magervieh, jungen Zugochsen und tragenden Sterken besteht und für gute Ware hohe Preise bezahlt werden. Der Wiesen- und Weidenbau ist dankbar, da es an Wasser nirgends gebricht und die Düngung mit Handelsdüngestoffen eine wenig kostspielige Melioration möglich macht. Der Ackerbau, der sich, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, auf sehr wenige Kulturen hat beschränken müssen, liefert seit Intensivierung der Betriebe und Steigerung der Ernten eine erhebliche Überproduktion an Hafer und Kartoffeln, zwei Früchten, für die im Land selbst große Nachfrage besteht und gute Preise bezahlt werden. Die Arbeiterverhältnisse sind wohl schwieriger geworden durch teilweisen Abzug der Arbeiter nach den Industrien; doch sind die Löhne niedrig und der Bedarf an Arbeitern nicht sehr groß, da die Ardennenbauern gewöhnt sind, einen großen Teil der täglichen Arbeiten selbst zu verrichten.

Sehr charakteristisch für die heutige Landwirtschaft in den Ardennen war, was die Landwirte im benachbarten Condroz und Niederluxemburg davon erzählten. Durch Familienbeziehungen hatten sie des öftern Gelegenheit gehabt, sich in den Ardennenwirtschaften umzuschauen und erzählten: „Ein Vergnügen ist es nicht, dort Landwirt zu sein. Monatelang liegen die Dörfer eingeschneit und von aller Welt abgeschnitten, und selbst im Sommer ist es in den Ardennentälern monoton und ohne das Leben, das im übrigen Lande pulsiert. Für einen Landwirt aber, der Geld verdienen will, sind die Ardennenwirtschaften wie geschaffen. Wenn er es richtig anfängt und nicht zu sehr mit Betriebsmitteln geizt, kann er in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann werden."

Der Wiesen- und Weidenbau, der überall in den Ardennen eine große Rolle spielt, wird in den abgelegenen Teilen der Berge zur vorwiegenden oder gar einzigen Nutzung des Bodens. So ist mir ein Betrieb in der Nähe von Theux, nördlich Spa, bekannt, der 70 ha Land in Weide hält und darauf Haltung von jungen Pferden und Rindern als einzigen Betriebszweig treibt. Die Weiden sind aus frühern Wald- und Sumpfböden durch intensive Bearbeitung, Tränierung und Düngung hervorgegangen. Anfänglich hat man Rindviehzucht getrieben, diese aber wegen der im kalten Klima unausrottbaren Tuberkulose aufgeben müssen. Heute kauft der Pächter zweijährige Pferde, um sie ein Jahr zu weiden und dann wieder zu verkaufen, und halbjährige Kälber, die er mit zwei Jahren als tragende Färsen oder Jungochsen wieder zu Geld macht. Als Futter dient ausschließlich Heu und Gras, da der Transport von Handelsfutterstoffen die 10 km bergauf zu teuer ist. Auch Handelsdünger wird nicht verwandt, sondern alles Land mit Stalldünger gedüngt.

Ein andrer, noch viel merkwürdigerer Weidebetrieb liegt in der Nähe des Dorfes Paliseul. Dort hat ein reicher Besitzer seinen Boden durch Handelsdünger und Stalldüngung so verbessert, daß er darauf Fettgräserei treiben kann. Er hat seine 35 ha Weide in Koppeln von etwa 10—15 ha verteilt und eingezäunt; in jeder Koppel hat er einen kleinen Schuppen errichtet, der für 20 Ochsen als Stall benutzt werden kann. Auf den beiden Giebeln sind große Türen angebracht, und rechts und links in dem rechteckigen Gebäude ist eine lange Krippe, an der die Ochsen nachtsüber und von 10—3 Uhr

mittags angebunden werden. Wasserleitung ist bei jedem Stalle; mittags erhalten die Ochsen 2 kg eines Gemenges von Sesam-, Lein- und Baumwollsaatmehl. Als Streu dient Torfmull. Der Preis solchen Schuppens beträgt 800 ℳ, wenn er aus Holz, 1600 ℳ, wenn er aus Stein aufgebaut ist.

Die Weiden werden alle Jahre dünn mit dem Dünger dieser Ställe gedüngt; außerdem ist man stets beschäftigt, die Fladen auszubreiten, und gibt alle vier Jahre 1000 kg Thomasschlacke auf den Hektar und von Zeit zu Zeit etwas Kainit. Die ersten Ochsen werden im Frühjahr gekauft; im April gehen sie in die Weide und bleiben darin etwa 100 Tage. Ist ein Trupp verkauft, so rückt ein neuer an dessen Stelle. Auf den 35 ha grasen etwa 110—115 Ochsen gleichzeitig; der Gesamtumsatz beträgt ungefähr 200 Fettochsen im Jahr. Das Mastvieh geht als ganz feinste Qualität nach dem Brüsseler Markt und erzielt dort die höchsten Preise.

Das sind in der Tat wunderbare Leistungen; wer die Ardennen betritt, wird kaum glauben wollen, daß hier das feinste Fettvieh für die Küche des verwöhntesten Brüsseler Publikums hervorgebracht wird. Der Aufschwung der Ardennenwirtschaften ist durch die Modernisierung der Betriebe erstaunlich schnell und groß gewesen, und der Ardennendichter hat nicht Unrecht, wenn er in seinem wallonischen Dialekte singt:

Ardennais danso t' chanto;
L'ensine va s' tirer à l' mine,
Vos brouyires et vos sticots
Vont v' rinde heureux tortos.[1])

10. Die Betriebsverhältnisse in Niederluxemburg.

Steigt man die Südabhänge der Ardennen hinab, so kommt man in das Hügelland von Niederluxemburg, das den äußersten Süden des Königreichs Belgien bildet, Es ist eine kleine Region, die nach Norden durch eine nördlich von Arlon über Habay. Marbehan und Chiny laufende Linie begrenzt ist und nach den andern Seiten hin auf die französische und luxemburgische Grenze stößt.

Der äußere Eindruck dieses Landes wirkt auf den Reisenden als Enttäuschung, denn nach den Beschreibungen jenes Landes, wie sie namentlich durch den bekannten belgischen Agrarschriftsteller Laveleye verbreitet sind, erwartet man in eine südfranzösische oder oberitalienische Landschaft zu treten, mit sonnigem Klima, blühenden Gärten und intensiver Bodenkultur; das trifft aber durchaus nicht zu.

Niederluxemburg ist ein hügeliges Land mit viel Wald und Heide und vielfach recht mittelmäßigem Ackerbau auf guten, tiefgründigen Böden. Es fehlt dem Lande nicht an landschaftlichen Reizen, so ist namentlich das im Norden sich hinziehende Tal der Semoy eine der schönsten Landschaften Belgiens; jedoch trägt dies Gebirgstal mehr schon den Charakter der Ardennenlandschaft, als den des eigentlichen Niederluxemburg. Roggen- und Weizenfelder, Kartoffeläcker und Wiesen mit viel

1) Die Übersetzung ins Französische lautet:
Ardennais, dansez et chantez!
Le fumier va s'extraire à la mine.
Vos bruyères et vos genêts
Vont vous rendre tous heureux.

schlechten Kräutern darin, große Zerstücklung des Grundbesitzes, auf den Bergkuppen Wälder und in den Dörfern viele kleine unsaubere Gehöfte, das ist der Haupteindruck, den man beim Durchreisen dieses Landes mitnimmt.

Niederluxemburg steht mit Bezug auf seinen Ackerbau völlig außerhalb des übrigen Landes; es ist auch noch in manch andrer Beziehung ein Gebiet, das nicht nur durch die natürliche Grenzscheide der Ardennen, sondern auch im Zusammenleben der Menschen völlig aus dem Bilde belgischen Volks- und Wirtschaftslebens heraustritt und eine kleine, abgeschiedene Welt für sich bedeutet, die mehr Ähnlichkeit mit den angrenzenden Gebieten Luxemburgs und Frankreichs, als mit dem jenseits der Ardennen liegenden Belgien hat. Der Hauptgrund zu dieser Eigentümlichkeit liegt in der Agrarverfassung jenes Landes.

Der Kulturboden ist in unglaublichster Weise überall zerstückelt; es gibt Dörfer, wo man nicht 2 ha demselben Eigentümer gehörenden Landes zusammenliegend finden kann. Die Höfe sind klein, in der Mehrzahl 6—20 ha groß und werden durch ihre Eigentümer bewirtschaftet. Daneben gibt es eine größere Anzahl Pachthöfe. Der Pächter heißt „fermier“ und sein Hof ist die „ferme“. Der Eigentümer wird „cultivateur“ genannt, und für seinen Hof besteht merkwürdigerweise keine Bezeichnung. Die Abscheidung dieser Ausdrücke ist hier so scharf, daß man mich, wenn ich eine kleinere Ferme zu sehen wünschte, stets nach kleinen Pachthöfen hinführte oder, falls solche nicht vorhanden, erklärte, kleine Fermes gäbe es im Dorf nicht.

Was Niederluxemburg den charakteristischen Stempel seiner Eigentümlichkeit verleiht, sind die zu jedem Dorfe gehörigen Gemeinheiten, aus denen die ganze Einwohnerschaft Vorteile zieht. Viele Gemeinden besitzen reiche Waldungen, aus deren Erträgen sie die sämtlichen Gemeindeausgaben bezahlen können; durch den Fortfall oder die Ermäßigung der Gemeindesteuern erwächst der Einwohnerschaft jener Dörfer ein nicht zu unterschätzender Nutzen. Die Verteilung und Nutzung des gemeinschaftlichen Besitzes geht aber noch weiter. In fast allen dortigen Dörfern haben die sämtlichen Einwohner ein Anrecht auf Brennholz aus den Gemeindewaldungen und auf eine Parzelle Land in den unaufgeforsteten Gemeindeländereien: Voraussetzung für die Beteiligung an der Holz- und Landverteilung ist, daß der Bewerber eine eigne selbständige Herdstelle besitzt. Das Holz wird verlost; jeder erhält eine Fuhre Knüppelholz oder in andern Dörfern zwei Raummeter Knüppelholz und dazu eine größere Anzahl Bündel Strauch und Äste; je nach Ortsgebrauch deren 20—50, oder auch 100. Das Auflesen, Aufsetzen und Nachhausefschaffen fällt gewöhnlich dem betreffenden Anteilberechtigten zur Last. In einigen Gemeinden haben die Einwohner daneben noch das Recht, an einigen Tagen im Jahr Laub und Streu aus dem Walde zu holen.

Für die Verteilung der Landparzellen hat fast jedes Dorf einen oder mehrere Flächen Bodens, meist nicht gerade in der besten Lage, sondern oberhalb der bebauten Dorfgemarkung auf den höher gelegenen Abhängen. Dieser Boden wird in gleichgroße Parzellen verteilt von 40—70 a Größe, je nach Ortsgebrauch, und jedem Dorfhaushalt eine solche Parzelle zur Beackerung zugewiesen. In manchen Dörfern bestehen die Gemeinheiten zum Teil aus Acker, zum Teil aus Wiesenland, und auch hier wird alles zu gleichen Teilen unter die Einwohner verteilt. Mangel an solchen Parzellen besteht nie, da die Dörfer nicht sehr groß sind und das unbebaute Land meist reichlich Gelegenheit zur Neuschaffung von Parzellen bietet. In Ausnahmefällen erhebt die Gemeinde zur Deckung ihrer Ausgaben eine kleine Pacht von diesen Par-

zellen, etwa 8 ℳ für 40 a; in der Regel jedoch geschieht die Nutzung des Gemeindeackers kostenlos.

Jeder, der Niederluxemburg bereist hat, wird diese Gemeindeäcker gesehen haben; oberhalb des Dorfes, in unzählige kleine Parzellen verteilt und stets mit einer Menge Menschen, meist Frauen und Kindern darauf, die tagsüber dort in ihren Kartoffeln arbeiten. Daß es auf diesen Äckern, die von Schuster und Schneider bebaut werden, oft toll aussieht, kann man sich denken. Wo man in Niederluxemburg an bösartig verunkrauteten und verqueckten Feldern vorbeikommt, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß es Gemeindeländereien sind.

Niederluxemburg ist derjenige Teil Belgiens, in dem die Bodenzersplitterung und die Zerstreutlage der zu einem Hofe gehörigen Ländereien ihren höchsten Grad erreicht haben. Der Grund liegt nicht allein in den von Generation zu Generation erfolgenden Erbteilungen, sondern vor allem in der hinzukommenden großen Anhänglichkeit der Luxemburger an ihre Scholle. Wie vieles in diesem Lande noch aus alter Zeit her bewahrt geblieben ist, so auch die Vorliebe der Menschen, ihr Erbteil und Kapital, so klein es auch sein mag, in Ländereien zu besitzen. Es ist durchaus keine seltene Erscheinung, daß selbst aus dem heimatlichen Dorfe fortheiratende Kinder eines kleinen Bauern bei erfolgender Erbteilung ihren Anspruch auf einen Teil des Bodens geltend machen, den sie dann an einen Liebhaber verpachten, weil ihnen diese Art der Kapitalsanlage sicherer und auch rentabler erscheint, als wenn sie ihr Erbteil auf die Sparkasse tragen müßten.

Als Folge der ungeheuren Bodenzersplitterung und Zerstreutlage findet man in jenem Lande noch heute eine vielverbreitete Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang. Die Wirtschaft wird besonders bei der großen Masse der kleinern Bauern noch ganz nach Urgroßvaters Manier getrieben. Man baut Winterkorn, Sommerkorn und nimmt ins dritte Feld Kartoffeln, Klee oder Brache. Dabei hält man Vieh und verkauft Milch oder Butter. Ankauf von Futterstoffen und Handelsdünger liegt vielen der dortigen Bauern noch heute ebenso fern, wie ihren Vorfahren vor 100 Jahren.

Die eine große Veränderung, die sich in diesem Zeitraum in allen Wirtschaften vollzogen hat, ist die, daß man vor 30 Jahren überall Weizen baute und seine Frucht zu Markt brachte, während man heute die Getreideproduktion in den Hintergrund und die Milchwirtschaft in den Vordergrund des Betriebs gestellt hat. Man hält mehr Milchvieh als früher, verfüttert die Ackerfrüchte und zieht die Haupteinnahmen aus der Stallwirtschaft.

Der Ackerbau wird im allgemeinen ohne viel Aufwand von Arbeit und Geld getrieben. Ein Betrieb von 20 ha hat z. B. 6 ha Weiden, wovon 4 ha gemäht werden. Auch der zweite Schnitt wird bisweilen geheut. Auf den 14 ha Ackerland treibt man regelmäßigen Wechsel von Weizen, Hafer, Klee-Luzerne und Kartoffeln, bisweilen im dritten Jahre etwas Brache. Wo der Boden oder das Klima für den Weizenbau nicht zureichen, baut man ein Gemenge von Weizen und Roggen, eine sehr vielverbreitete Sitte. Auch baut man auf sandigern Böden mehr Kartoffeln. Verkauft wird von den Ackerfrüchten gewöhnlich ein Teil der Winterfrucht. Der Hafer sowie Kartoffeln und Futtergewächse werden in der Wirtschaft verbraucht. Der Acker wird alle drei Jahre zur Winterfrucht gedüngt, die Weiden erhalten gewöhnlich gar keine Düngung. Da auch die Wasserverhältnisse, namentlich in den tiefer gelegenen Tälern, meist viel zu wünschen übrig lassen, haben viel Weiden ein sehr schlechtes Aussehen. Man ver-

sucht heute, diesem Übelstande durch Dränagegenossenschaften nach Kräften abzuhelfen. Die Weiden auf den höher gelegenen Terrains sind wohl weniger üppig als in den Tälern, trocknen doch aber nie so weit aus, daß dabei Verluste erlitten werden, da der Boden überall tiefgründig und wasserhaltend ist. Der Handelsdüngerverbrauch ist weder in der Ackerwirtschaft, noch auch in der Wiesenpflege bisher zu großen Ehren gekommen. Viele Bauern kaufen überhaupt keinen Handelsdünger.

Die Ausdehnung der denkbar kleinsten selbständigen Landwirtschaften ist hier natürlich viel größer als in Flandern; solch Bauer muß mindestens 3 ha Weide und 2 ha Acker haben und zwei bis drei Kühe halten können. Hat er ein Pferd, so geht er gewöhnlich im Winter Holz fahren, womit er einen Teil seines Lebensunterhalts hinzuverdient.

In einer großen Wirtschaft von 100 ha, wie sie in Niederluxemburg selten sind, hatte man etwa 30 ha Weide, wovon die Hälfte ein- bzw. zweimal gemäht und als Heu geerntet wurde, und baute das Ackerland ebenso wie überall im Dreischlagsystem. Die Ernte an Ackerfrüchten war hier so groß, daß ein größerer Teil davon verkauft werden konnte. Etwa 20 000—30 000 kg Kartoffeln sowie ein Drittel der Getreideernte gehen auf den Markt. Der Handelsdüngereinkauf in diesem verhältnismäßig intensiv geführten Großbetriebe belief sich auf 1600 ℳ im Jahr, eine Summe, wie sie in Flandern ein Bauer auf 20 ha jährlich für Handelsdünger auszugeben pflegt.

Eine von dem beschriebenen Typus der niederluxemburgischen Ackerwirtschaft abweichende Kultur wird in St. Leger getrieben; dort ist der Boden sehr stark aufgeteilt und wird zum Teil von Arbeiterfamilien bebaut, in denen der Mann auf Fabrikarbeit geht, während Frau und Kinder Haus und Hof besorgen. Jeder hat etwas Ackerland, auf dem er vornehmlich Kartoffeln und Tabak anbaut. Weideland gibt es in diesen Zwergbetrieben wenig oder gar nicht. Die zwei oder drei Milchkühe, die solch kleiner Hof besitzt, stehen immer im Stall. Der Tabakbau nimmt in solchen Kleinbetrieben etwa 10 a ein; drei Viertel der Ernte werden verkauft, der Rest selbst konsumiert: alles ist Pfeifentabak; die Bearbeitung ist wenig sorgfältig, da es an ordentlichen Trockenplätzen gebricht und für Assortierung der trocknen Blätter die Ernten meist zu klein und zu wenig wertvoll sind. Der Tabakverbrauch eines Arbeiters wird auf 2 kg für den Monat geschätzt; rechnet man den Ertrag auf 1200 kg trockne Blätter von dem Hektar, so würde solch Kleinbetrieb 120 kg auf seinen 10 a produzieren und davon nach Abzug des eignen Bedarfs 90—100 kg verkaufen können; der mittlere Preis für 1 kg Tabak ist dort 52—64 Pf., das ergibt also eine Einnahme von 50—60 ℳ aus dem Tabakbau. Die Pacht für 10 a beträgt 6 ℳ, Arbeit und Düngung werden mit keinem Geldwert in Rechnung gesetzt, so daß also schließlich bei diesem Tabakbau doch immer ein kleiner Gewinn für den Arbeiterhaushalt abfällt.

Ein andrer Ort in Niederluxemburg, der eine von dem allgemein üblichen Ackerbau abweichende Kultur treibt, ist die Gegend von Florenville im äußersten Nordwesten dieser Region.

Das Gebiet von Florenville macht von der im übrigen Südluxemburg wenig glänzenden Ackerwirtschaft eine rühmliche Ausnahme. Wie dort die Rückständigkeit der Bauern das Fortbestehen veralteter Wirtschaftsweise veranlaßt, so ist es hier ein glänzend entwickeltes Genossenschaftswesen, das die Bauern aus ihrem großväterlichen Betriebe heraus und zu neuern und bessern Wirtschaftseinsichten und Betriebsweisen geführt hat. Das Genossenschaftswesen von Florenville ist zweifellos eine

der glänzendsten Erscheinungen des belgischen Genossenschaftswesens, denen ich begegnet bin. Man hat die Bauern der einzelnen Dörfer vereinigt zu großen Dorfgenossenschaften, die, ohne Politik zu treiben, lediglich das wirtschaftliche Interesse ihrer Bauern zu fördern suchen. Da der Hauptarrangeur dieser Genossenschaften ein Händler in Futter- und Düngemitteln ist, fehlt freilich der gemeinschaftliche Einkauf, der sonst bei den Dorfgenossenschaften die Grundlage für alle übrigen Organisationen darzustellen pflegt. Man hat Molkereien errichtet, Vieh- und Ziegenzuchtverbände gegründet, gibt eine Wochenschrift heraus und hat eine sehr weitgehende Benutzung genossenschaftlicher Maschinen durchgesetzt. So hält man im Dorf Florenville 3 Blockwalzen, 1 Stachelwalze, 1 Drillmaschine, 1 Jauchetonne, 1 Getreidetrieur, 3 Häufelpflüge, 1 Exstirpator, 1 Haferquetsche, 1 Honigschleuder und 3 Spritzen für Bordelaiserbrühe, die den Mitgliedern für 15 Pf. für den Tag überlassen werden. Man sieht aus den genannten Maschinen und Geräten schon, daß in Florenville intensiver geackert wird, als im übrigen Niederluxemburg. In einem Nachbardorfe hatten 18 Bauern zusammen eine Dreschmaschine mit Pferdeantrieb gekauft; sie stand in einer kleinen Holzbaracke mitten im Dorf und bildete den Stolz der Einwohner.

Ich mußte sie sehen; der Schuppen wurde aufgeschlossen und alles in Augenschein genommen; nun mußte ich sie auch noch im Gang sehen. Ein Holzfahrer, der gerade vorbeikam, wurde angehalten, sein Pferd aufs Tretrad gesetzt und los ging's. Das Pferd, des furchtbaren Getöses und der ihm fremden Bewegung ungewohnt, schlug vorn und hinten aus, der Fuhrmann zitterte für sein Pferd, die Bauern für ihre Maschine, und jeder war heilfroh, als die Maschine wieder zur Ruhe gebracht war. Es wird wohl ein denkwürdiger Tag in den Annalen jenes Dorfes bleiben.

In Florenville wird intensiv geackert. Dreifelderſystem und Brache gibt es hier nicht mehr. Der Verbrauch an Handelsdünger ist stark und steigt von Jahr zu Jahr. Die Hauptackerfrucht ist die Kartoffel; sie bildet einen Haupthandelsartikel jenes Landes. An die 1000 Waggons Kartoffeln werden jährlich von Florenville versandt. Eine Wirtschaft von 17 ha besaß dort 5 ha Weideland und Brache, 2 ha Kartoffeln, 3 ha Weizen-Roggen, 3 ha Klee und Luzerne, 3 ha Hafer, 1 ha Futterrüben und Möhren.

Kleinere Betriebe bauen mehr Kartoffeln an; feste Fruchtfolgen bestehen nicht; es kommt selbst vor, daß zwei Jahr hintereinander im selben Felde Kartoffeln gebaut werden. Man pflanzt Blaue Riesen, Magnum bonum und eine „Plate" genannte Speisekartoffel und rechnet von der erstgenannten 20 000—35 000 kg, von der zweiten 15 000—25 000 kg und von der letztgenannten 15 000 kg von dem Hektar. Man spritzt die Kartoffeln regelmäßig mit Bordelaiserbrühe, und wo man keine richtige Spritze hat, sprengt man, wie ich das in einem andern luxemburgischen Orte sah, die blaue Suppe mit Büscheln aus Heidekraut über die Kartoffelpflanzen.

Florenville gebührt unter allen Dörfern Niederluxemburgs der erste Preis für seinen Ackerbau, und der Weg, auf dem dies Dorf zu einer freudig fortschreitenden, modernen Betriebstechnik gekommen ist, kann vielen andern Gegenden Belgiens vorbildlich sein, wenn sie ihren Bauern aus der alten Routine zu einem überlegten, zeitgemäßen Wirtschaftssysteme helfen wollen.

Die Nutztierhaltung des Südluxemburgers erstreckt sich auf Rindvieh, Schweine und Ziegen. Pferde hält der Häusler gar nicht, der kleine Bauer nur zur Arbeit, und allein der Großbauer beschäftigt sich auch mit Pferdehandel und Pferdezucht und hier und da mit Schäferei.

Die kleinen Arbeiterhaushalte haben Ziegen, die kleinen Bauern Kühe. Ein Bauer auf 8 ha Land hält z. B. 1 Pferd, 3 Kühe, 3 Stück Jungvieh und 2 Schweine zur Mast. Ein andrer auf 10 ha Land hält 1 Pferd, 3—4 Kühe, 3—6 Stück Jungvieh und 1—2 Zuchtsauen. Ein noch etwas größerer Hof von 20 ha hielt 4 Arbeitspferde, 2 Fohlen, 5 Kühe, 10 Stück Jungvieh und 6 Mastschweine.

Ein auf Zucht und Mast eingerichteter Großbetrieb von 100 ha hatte 2 Deckhengste 4 junge Hengste, 10 Stuten, 12 junge Pferde, 2 Stiere, 17 Kühe, 40 Stück Jungvieh, 6 Zuchtsauen, 10 Mastschweine und 200 Schafe. Solch starke Nutzviehhaltung wie in diesem Betrieb ist aber für Niederluxemburg ein Ausnahmefall.

Die Pferdezucht ist im allgemeinen nicht Sache der dortigen Bauern. Die Betriebe sind meist zu klein dazu, um gute Stuten zu halten, und für Aufzucht der Fohlen reicht der Stallraum nicht aus. Die meisten in dortiger Gegend geborenen Pferde gehen darum bald nach der Geburt nach den Fohlenmärkten in Ettelbrück, Arlon und Neuf-Château. Ein Pferdegeschäft, das mit Vorliebe von größern, handelsgewandten Landwirten dort gemacht wird, ist, dreijährige Pferde aus den französischen Nachbargebieten zu kaufen, ein Jahr oder kürzer zu halten und dann weiter zu verkaufen. Im Alter von vier Jahren sind gut gehaltene belgische Pferde leicht zu verkaufen, da sie in diesem Alter durch die deutschen Händler in Massen aufgekauft werden. Die in großer Zahl über die Grenze kommenden französischen Pferde sind im allgemeinen weniger wert und billiger als die in Belgien gezogenen Pferde. Man sagt ihnen nach, daß sie, obwohl gute Traber, doch in der Brust und in der Schulter schlechter wären als die reinblütigen belgischen Pferde; sonst bieten sie im Exterieur ungefähr dasselbe Bild wie die belgischen Pferde und werden von den Händlern auch kaum als französische Pferde erkannt. Obschon mancher Landwirt in Niederluxemburg aus diesem Transitgeschäfte gute Einnahmen zieht, erklären sich die einsichtigen Züchter jener Gegend doch gegen diesen Durchfuhrhandel. Es ist kein ganz ehrliches Geschäft, daß man im allgemeinen minderwertiges französisches Pferdematerial einführt, ein paar Monate lang gut hält und dann als reinblütige belgische Rasse nach Deutschland weiter verkauft. Wenn auch im Augenblick die zunächst beteiligten Interessenten dabei ein gutes Geschäft machen, so kann es dabei doch leicht geschehen, daß die betreffende Gegend Belgiens, die diese Pferde liefert, in den Ruf kommt, schlechtes Pferdematerial zu stellen. Dagegen möchten sich die einsichtigen luxemburgischen Landwirte gern wehren, sie wissen nur nicht wie.

Das einheimische Rindvieh jener Gegend ist ein erbärmliches kleines Vieh, mit Kühen, die höchstens 2000 kg Milch geben. Man versucht, durch Einfuhr von schweren Stieren, die man aus dem Condroz holt, den Viehschlag des Landes zu verbessern, aber so lange die Mehrzahl der Bauern an ihrer primitiven Fütterung mit Gras, Heu und Rüben festhält, wird die Verbesserung des Viehes wohl nicht sehr rasche Fortschritte machen. Von guten Kühen rechnet man einen Milchertrag von 2500 bis 3000 kg Milch im Jahr. Im Sommer geht das Vieh auf die Weide, und zwar morgens von 6—11 Uhr und abends von 5—9 Uhr. Während der heißen Stunden über Mittag bleibt es im Stall und ebenso nachts. Wer nicht genug Weide hat, gast mit seinen Kühen im Graben längs Straßen und Wegen: ein bei der großen Zahl ärmlicher Landhaushalte jenes Landes häufiger Anblick: Kinder oder alte Leute mit ihrer Kuh am Halfter und die Ziege lose hinterher am Grabenrande entlangziehend.

Futter zukaufen tun nur die intelligentern Bauern. Sie verfüttern ihren Hafer,

verkaufen meist den Weizen an den Müller und lassen sich die davon kommende Menge Kleie zurückgeben, um damit ihr Vieh zu füttern. Der oben erwähnte Großbetrieb auf 100 ha mit starker Nutztierhaltung kaufte jährlich für etwa 1200 ℳ Futterstoffe ein. Was in dem Viehbestande des Bauern zu viel ist, wird verkauft, seien es ein paar Kälber, eine alte Kuh oder eine tragende Sterke, für die ihm ein guter Preis geboten wird. Die Einnahmen aus dem Viehverkaufe sind aber nicht der eigentliche Zweck der Viehhaltung; das ist vielmehr die Milchgewinnung.

Die Milchpreise sind hier in den Bergen nicht so hoch wie sonst in Belgien; für Absatz zum direkten Verbrauche bietet sich selten Gelegenheit. Entweder verarbeiten die Bauern daher ihre Milch selbst zu Butter, oder sie liefern sie an Molkereien oder Rahmstationen von Molkereien. Neben einer Anzahl selbständiger Molkereien besteht in Virton eine Zentralmolkerei mit 65 Rahmstationen, die im großen Umkreise von Virton herumliegen. Diese Rahmstationen sind meist bei Bauern im Haus stationiert und sehr einfach eingerichtet; bisweilen haben sie nur fünf bis zehn Mitglieder, die ihre Milch ein- oder zweimal täglich zusammen entrahmen und ihren Rahm täglich einmal nach Virton schicken. Die Bezahlung des Rahmes geschieht nach Fettgehalt, die Magermilch behalten die Bauern. Die Milch verwertet sich in diesen Molkereien mit 5,6—8,8 Pf. für das Kilogramm, die Magermilch nicht eingerechnet. Fast alle Bauern machen für eignen Gebrauch Käse, indem sie Magermilch in einer Schüssel zum Gerinnen und Austrocknen bringen, wobei eine graugrüne, zähe Masse übrig bleibt, die sie zum Brot essen.

Schweine hält man sowohl zur Mast, als zur Zucht. Züchten tun besonders die kleinen Bauern, mästen tun mehr oder weniger die kleinen und die großen, entsprechend der Menge Milchabfälle und Kartoffeln, die die Wirtschaft hergibt. Wer seine Wirtschaft auf Zucht einrichten kann, macht mit 3 oder 4 Sauen, die ihm zweimal jährlich 7—9 Ferkel werfen, ein gutes Geschäft, denn Ferkel verkaufen sich leicht in Belgien und wurden in den letzten Jahren teuer bezahlt. Wer Schweine mästet, benutzt dazu selbstgezogene Ferkel oder andre, die er im Alter von sechs bis acht Wochen gekauft hat. Man verkauft sie, wenn sie annähernd ein Jahr alt sind mit 150—200 kg Lebendgewicht. Ein viel übliches System, das man auch weiter nördlich in den Ardennen und im Condroz antrifft, ist, daß der kleine Mäster von seinen Mastschweinen nur die Schinken und den Speck verkauft, während er den Rest selbst verzehrt. Als Mastfutter benutzt man außer Milchabfällen und Kartoffeln meistens Gerstenschrot. Das Schwein jenes Landes ist wenig anspruchsvoll und gewöhnt, sein Futter im Straßengraben und auf Graskanten längs des Weges zu suchen. Abends werden die Schweine des ganzen Dorfes zusammen in den Dorfanger getrieben, wo sie bis zur Dunkelheit Futter suchen, und treten dann den Rückmarsch zum Dorf wieder an; ein charakteristisches Bild für die Ortschaften jenes Landes, wenn des Abends der große Trupp Schweine in zufriedenem Trottelschritt ins Dorf zurückkommt und rechts und links ein Schwein nach dem andern von der Straße abbiegt, um sich nach seinem ihm wohlbekannten Stalle zu verfügen.

Schafzucht und Schafmast treiben nur einige Großbetriebe in Niederluxemburg. Sie halten Ardennenschafe, große, hornlose Fleischschafe, die ein schmackhaftes Fleisch liefern.

Die Hühnerhaltung gibt gute Erträge, wenn auch die Gelegenheit zum direkten Absatz an den Konsumenten und damit sehr hohe Preise meist nicht zu finden sind.

Als Mittelpreis rechnet man 8 Pf. für das Stück. Bei einem Bestande von 100 Hühnern, wie er hier und da auf größern Höfen angetroffen wird, kann man 15 000—20 000 Eier im Jahr gewinnen, was einem Verkaufswerte von 1200—1600 ℳ entspricht. Wo Enten gehalten werden, benutzt man deren Eier gewöhnlich zum eignen Konsum. Ein kleinerer Bauer mit 30 Hühnern macht etwa 480 ℳ aus dem Eierverkaufe.

Das Einnahmekonto eines der typischen Betriebe jenes Landes läßt sich nach den gemachten Angaben nun leicht zusammenstellen. Ein Bauer auf 20 ha verkauft:

Weizen 5 ha zu je 1500 kg	900 ℳ
2 drei- bis dreieinhalbjährige Pferde	800 „
Milch von 5 Kühen zu je 2500 kg zu 8 Pf.	1000 „
3 fette Schweine zu je 150 kg	390 „
2 Kühe oder tragende Färsen	600 „
2 Kälber	80 „
Eier	500 „
Summe der Einnahmen	4270 ℳ

Aus diesem Wirtschaftskonto läßt sich das übliche Bild der niederluxemburgischen Wirtschaften deutlich ablesen. Die Landwirtschaft jenes Landes bietet alles in allem kein interessantes Bild. Was in Niederluxemburg äußerst interessant ist, sind die Agrarverfassung und alten Gemeinheitsrechte des Landes sowie die ohne Zweifel zum Teil hierauf beruhende gute Lage der Armenbevölkerung. Auch wird der Reisende viel landschaftlich reizend gelegene Ortschaften in jenem Land antreffen. Um aber neue Erfahrungen in der landwirtschaftlichen Technik und modernen Wirtschaftsorganisation zu sammeln, braucht er den Weg nach jenem Lande nicht zu machen, denn diese sind der großen Mehrzahl der dortigen Landwirte noch recht fernliegend. Niederluxemburg darf, wo von altberühmter belgischer Landbaukunst gesprochen wird, nicht mit unter die damit bezeichneten Teile Belgiens gerechnet werden.

Vierter Teil.

Agrarproduktion.

I.

Ackerbau.

Wer sich von dem seit alters her berühmten belgischen Ackerbau eine wahrheitsgetreue Vorstellung machen will, wird diese am leichtesten erhalten, wenn er die Produktion dem Umlauf und Verbrauche von Ackerfrüchten in Belgien gegenüberstellt. Dies soll im nachfolgenden geschehen.

Vorausgeschickt sei, um eine Vorstellung von der Art der Produkte des belgischen Kulturbodens zu geben, daß man, in sechs Hauptgruppen geordnet, folgende Kulturen antrifft:

Getreide	740 193 ha	= 37 %
Hülsenfrüchte	13 552 „	= 1 „
Industrielle Kulturen . . .	99 484 „	= 4 „
Wurzelfrüchte	364 218 „	= 18 „
Futterpflanzen	427 028 „	= 26 „
Weideland	295 466 „	= 14 „

Aus diesen Zahlen geht schon deutlich hervor, daß die Hauptfläche des belgischen Kulturbodens der Produktion von Futterstoffen zugewiesen ist. Betrachtet man lediglich das Ackerland, so sieht man, daß Futterpflanzen und die meist für die Viehfütterung verwandten Wurzelfrüchte davon den Hauptteil einnehmen; ein Beweis für das Überwiegen der Nutztierhaltung in der belgischen Landwirtschaft einerseits und für die verhältnismäßig geringe Ausdehnung natürlicher Wiesen und Weiden anderseits. An zweiter Stelle steht der Getreidebau, erst an dritter Stelle und mit ziemlich geringer Flächenausdehnung folgen die Spezialkulturen, deren Verbreitung in der belgischen Landwirtschaft von Fremden meist überschätzt wird. Rechnet man die Zuckerrüben nicht unter die Spezialkulturen, so bleiben ihnen nur 2 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Die genauern Angaben werden das Bild noch deutlicher machen. Die Anbauflächen des Jahres 1905 betrugen:

1. Getreide	ha	%
Weizen	162 892	9,25
Spelz	20 916	1,19
Mengekorn	11 638	0,66
Roggen	266 982	15,15
Wintergerste	33 978	1,93
Sommergerste	4 206	0,24
Hafer	237 337	13,47
Buchweizen	2 244	0,13

	ha	%
2. Hülsenfrüchte		
Bohnen	8 207	0,47
Erbsen	5 345	0,30
3. Industrielle Kulturen		
Flachs	20 213	1,15
Raps	738	0,04
Tabak	3 105	0,18
Hopfen	2 575	0,15
Zichorien	8 678	0,49
Zuckerrüben	64 175	3,64
4. Wurzelfrüchte		
Futterrüben	58 123	3,30
Möhren	2 539	0,14
Stoppel- und Kohlrüben	4 816	0,27
Kartoffeln	145 994	8,29
5. Futterpflanzen		
Rotklee	96 169	5,46
Inkarnatklee	13 534	0,77
Andrer Klee	30 721	1,74
Luzerne	13 380	0,76
Esparsette	9 688	0,55
Raigras-Timothee	7 653	0,43
Futtergemenge	5 403	0,31
Heuwiesen	225 044	12,77
6. Weideland		
Weiden	231 900	13,16
Obstgärten	63 566	3,61
		100,00
7. Stoppelfrüchte		
Stoppelrüben	138 886	7,88
Möhren	13 860	0,79
Spergel	25 436	1,44
		10,11

Abgesehen von Futterpflanzen und Futterrüben, die zusammen den ersten Platz im belgischen Ackerbau einnehmen, stehen Roggen, Hafer und Kartoffeln voran, ein Beweis für das Überwiegen leichter Böden. Es folgen Weizen und Zuckerrüben, die Kulturen der intensiven Landwirtschaft auf reichem Boden; auch sie haben in Belgien großen Anteil an der Kulturfläche. Alle übrigen Ackerfrüchte treten hinter den bisherigen weit zurück; so z. B. die Gerste und der Spelz, denen nur ein kleiner Teil des Gesamtareals eingeräumt ist. Buchweizen, Erbsen, Bohnen und Raps sind völlig auf dem Aussterbeetat angelangt und behaupten sich nur noch in wenigen, sehr begrenzten Gebieten. Unter den Spezialkulturen spielt nur noch der Flachs eine große Rolle, Tabak, Hopfen und Zichorie bleiben auf kleinere Bezirke beschränkt. Besonders beachtenswert ist die starke Ausdehnung der Stoppelfrüchte,

die über 10 % des belgischen Kulturbodens einnehmen. Diese bei den Belgiern schon seit langen Zeiten getriebene Kultur, die vielleicht mehr als alles andre den Ruhm der belgischen Landwirtschaft in alle Lande verbreitet hat, hat bei steigender Modernisierung und Intensivierung der Landwirtschaft nichts von ihrem frühern Glanze verloren; im Gegenteil, sie nimmt auch heute ständig an Ausdehnung zu.

Man geht also einigermaßen falsch, wenn man glaubt, die belgische Landwirtschaft beweise ihre hohe Intensität durch die Mannigfaltigkeit ihrer Kulturen. Das trifft in beschränktem Maße wohl zu auf den einzelnen kleinen Betrieb, wie er mit unendlich großem Aufwande von Arbeit in Flandern betrieben wird, aber keineswegs auf die ganze belgische Landwirtschaft. Im Gegenteil kann man beim belgischen Landwirt eher das Bestreben wahrnehmen, und das sowohl in Flandern, wie in der Campine, wie in Mittelbelgien und in den Ardennen, die Zahl seiner Kulturpflanzen einzuschränken und nur die allervorteilhaftesten anzubauen; daher denn der ununterbrochene Rückgang im Anbau von Buchweizen, Erbsen, Bohnen und Raps sowie andern wenig lohnenden Früchten.

Nicht was gebaut wird, sondern wie es gebaut wird, zeigt die Intensität der belgischen Landwirtschaft an. Man erwarte nicht, in Belgien allerhand märchenhafte Kulturpflanzen anzutreffen, man staune und bewundere aber ohne Rückhalt, welch hohe Erträge der kleine wie der große Landwirt Belgiens von seinem Acker gewinnt.

1. Getreide.

Weizen und Spelz.

Belgien hat einen großen Teil reicher Lehmböden, auf denen die Weizenkultur in höchster Blüte steht und im Getreidebau die erste Stelle einnimmt. Die Anbaufläche des Weizens beträgt 162 892 ha = 9,25 % des kultivierten belgischen Bodens, die des Spelzes 20 916 ha = 1,19 % des kultivierten Bodens.

Die Ausdehnung des Weizen- und Spelzbaues beträgt in der

Provinz	Weizen		Spelz	
		Ertrag vom Hektar		Ertrag vom Hektar
	ha	kg	ha	kg
Antwerpen	3 026	1982	2	1900
Brabant	32 158	2058	47	1847
Westflandern	28 678	2259	58	2099
Ostflandern	17 236	1988	108	2149
Hennegau	41 300	2049	943	1847
Lüttich	17 303	2124	1 951	1823
Limburg	6 988	1925	42	1888
Luxemburg	3 733	1390	5 352	1604
Namur	12 470	2105	12 413	1800
Belgien	162 892	2072	20 916	1757

Mittelbelgien und die Polder Westflanderns sind die Weizenkammern Belgiens. Dort liegen die reichsten Böden des Landes, auf denen in intensiven Ackerwirtschaften der Weizen im dreijährigen Wechsel den Acker bedeckt. Trotz des niedrigen Weizenpreises und auch trotz der durch einen Einfuhrzoll begünstigten rationellern

Haferkultur behauptet der Weizen die erste Stelle unter den Zerealien jener Gegenden. Man baut zwei einheimische Varietäten, den weißen flämischen Weizen und den Petit roux; außerdem eine Anzahl ausländischer Varietäten, worunter hauptsächlich den Dattel, Goldthorpe, Squarehead, Viktoria und Prolific. Sommerweizen werden fast nirgends in Belgien angetroffen; man sieht sie bisweilen da, wo Winterweizen ausgefroren ist; in der Regel geben aber die Landwirte in solchen Fällen dem Hafer vor dem Sommerweizen den Vorzug, da dessen Anbau gewinnbringender ist.

Im Kleinbetrieb, vornehmlich in Flandern, erhält der Acker zu Weizen Stalldüngung, in den intensiven Großbetrieben Mittelbelgiens gibt man ihm nach Hafer halbe Stalldüngung und nach Zuckerrüben nur Handelsdüngung. Die übergroße Mehrzahl der belgischen Weizenäcker ist sehr sauber bestellt und die Saat gedrillt; hacken tut man den Weizen nur in kleinbäuerlichen Betrieben; in den intensiven Groß- oder Mittelbetrieben Belgiens hackt man dagegen die Getreide nie, weder mit der Hand, noch mit der Maschine, da man diese Arbeit bei den heutigen hohen Produktionskosten und den für den freihändlerischen belgischen Weizenbauer niedrigen Weizenpreisen für unrationell hält. Gemäht wird meistens mit der Picke, nur in Großbetrieben benutzt man in guten Jahren, wenn der Weizen nicht ins Lager gegangen ist, Mähmaschinen. Die Getreideernte wird in ganz Mittelbelgien vorwiegend durch flämische Schnitter besorgt, die für diese Zeit dorthin auf Akkordarbeit ziehen.

Die Produktionskosten belaufen sich für 1 ha Weizen etwa auf folgende Summen:

	Westflandern	Hennegau	Hesbegau
	ℳ	ℳ	ℳ
Pacht und Abgaben	89,60	108,00	126,40
Bestellung und Stalldüngung	56,00	80,00	—
Halber Wert der vorjährigen Düngung	—	—	40,00
Handelsdünger	68,00	40,00	37,60
Saatgetreide	20,00	20,00	27,20
Eggen und säen	36,00	56,00	48,00
Arbeiten während der Vegetationsperiode	8,00	16,00	—
Mähen, binden, aufstellen, einfahren	31,20	28,00	28,00
Dreschen	21,60	32,00	32,00
	330,40	380,00	339,20

Als mittlere Erträge rechnet man vom weißen flämischen Weizen 2200 kg, vom Petit roux 2000 kg und von andern Weizenarten 2500 bis 4000, im Mittel 3300 kg und 6000 kg Stroh von dem Hektar. Der Weizenpreis des Jahres 1905 betrug 141 ℳ für die Tonne. In den kleinen Wirtschaften wird oft die ganze Weizenernte verzehrt und verfüttert; wer größere Mengen produziert, verkauft diese an einen Händler oder geht auch selbst mit seiner Weizenprobe zum Markt oder zur Börse. Gelegenheit zu Strohverkauf bietet sich nur in der Nähe größerer Städte oder nach Weidewirtschaften, wie im Land von Herve; es kommen auch Jahre vor, in denen infolge großer Strohernten größere Strohtransporte nach den Kartonfabriken in den niederländischen Moorkolonien gehen; im großen ganzen ist der Strohverkauf jedoch keine typische Erscheinung in der belgischen Landwirtschaft.

Holländisches Vieh im Land von Herve.

Holländisches Vieh im Land von Herve.

Der Spelzbau beschränkt sich im wesentlichen auf den Condroz und die angrenzende Famenne. Er tritt auf den z. T. steinigen Böden und im rauhen Klima jener Gegend an Stelle des Weizens, dessen Kultur dort nicht recht fort will und meist geringere Erträge liefert.

Man berechnet die Kosten des Spelzbaues für 1 ha folgendermaßen:

Pacht und Abgaben	45,20 ℳ
20 000 kg Stalldünger, 1000 kg zu 4 ℳ	80,00 „
Laden, ausfahren und streuen des Stalldüngers	17,90 „
Ackern und säen	24,00 „
Saatgut	22,00 „
Arbeiten bis zur Ernte	2,00 „
Erntearbeit	17,60 „
Einfahren	5,60 „
Dreschen und reinigen	14,40 „
	228,70 ℳ

Als mittlere Ernteerträge erzielt man 1200—2000 kg, auf gutem Boden bis 3000 kg Korn. Der Preis des Jahres 1905 war 108,40 ℳ für die Tonne. Das Spelzmehl erfreut sich in den Condrozwirtschaften einer besondern Beliebtheit beim Brotbacken, da man ein schmackhaftes und lange frisch bleibendes Brot daraus backen kann. Im Handel spielt der Spelz keine große Rolle.

Die Gesamternte an Weizen und Spelz betrug im Jahr 1905

Weizen	337 498 t
Spelz	36 749 t
	374 247 t

Dazu wurden im Spezialhandel ein- und ausgeführt an

Einfuhr aus	Weizen t	Ausfuhr nach	t
Rumänien	610 059	Deutschland	262 814
Argentinien	479 166	den Niederlanden	91 267
Bulgarien	194 189	andern Ländern	44 340
Rußland	183 961	zusammen	398 421
Engl. Indien	120 472		
Ver. Staaten	65 697		
Australien	34 331		
Kanada	21 751		
andern Ländern	53 669		
zusammen	1 763 295		
	Spelz		
	1 414		79
Weizen und Spelz zusammen	1 764 709		398 500
		Die Mehreinfuhr betrug demnach	1 366 209

Um die von der Einfuhr zum Konsum gelangende Menge zu bestimmen, ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß mangels genauerer Wägungen bei der zollfreien Einfuhr des Weizens sowie auch von Roggen, Gerste und Buchweizen die Statistik

nach den Angaben der Frachtbriefe zusammengestellt ist. Der auf der Reise entstandene Gewichtsverlust sowie etwaige Umladeverluste sind demnach zuviel angegeben und müssen von der Einfuhrsumme in einem Betrage von etwa 3 % in Abzug gebracht werden. Diese Transportverluste sind demgemäß mit einer Summe von 40 986 t in Abzug zu bringen, so daß zum Konsum gelangen: 1 325 223 t.

Die Ein- und Ausfuhr von Weizenmehl betrug im selben Jahre

Einfuhr aus		Ausfuhr nach	
Frankreich	2 551 t	den Niederlanden	49 297 t
andern Ländern	1 140 t	England	20 528 t
zusammen	3 691 t	andern Ländern	6 367 t
		zusammen	76 192 t

Die Mehrausfuhr betrug demnach 72 501 t Weizenmehl, das nach dem Verhältnisse von 58,5 kg Mehl = 75,4 kg Weizen einer Weizenmenge von 93 446 t entspricht. Zieht man auch diese Menge von der Mehreinfuhr an Weizen ab, so bleiben 1 231 777 t an Weizen und Spelz, die Belgien zum Konsum einführte, das macht auf den Kopf der Bevölkerung 174 kg (die Mehreinfuhr an Weizen beträgt auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 33,6 kg, in den Niederlanden 72,7 kg, in England 137,1 kg).

Die Ernte verhielt sich demnach zur Mehreinfuhr wie 100 : 330.

Insgesamt standen dem Konsum zur Verfügung:

die belgische Ernte mit	374 237 t
die Mehreinfuhr mit	1 231 777 t
zusammen	1 606 014 t

Vermindert man diese Summe um die für die Saatbestellung erforderlichen 31 271 t, so bleiben 1 574 743 t zum Konsum, d. h. vorwiegend zum menschlichen Konsum, in geringerm Maße für gewerbliche Zwecke, wie Stärkefabrikation, Brauerei u. a., und auch als Futtermittel. Es standen demnach auf den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung für menschliche und tierische Ernährung und gewerbliche Zwecke in Belgien 223 kg (in Deutschland 93,4 kg, in den Niederlanden 94,3 kg, in England 166,1 kg).

Roggen und Mengekorn.

Der Roggen nimmt unter allen Kulturen die größte Oberfläche für sich in Anspruch, Beweis genug, daß auch in Belgien wie in den Nachbarländern Deutschland und Niederlande mehr leichter als schwerer Boden zu finden ist. Der Roggenbau erstreckt sich in Belgien über 266 982 ha, d. h. 15,15 % der Kulturfläche des Landes, das Mengekorn, Roggen und Weizen, besetzt 11 638 ha = 0,66 % der Kulturfläche. Nach Provinzen geordnet, verteilt sich der Roggenbau folgendermaßen:

	Roggen		Mengekorn	
		Ertrag vom Hektar		Ertrag vom Hektar
	ha	kg	ha	kg
Antwerpen	11 751	1840	553	1920
Brabant	41 907	2030	1 416	1960

	Roggen		Mengekorn	
		Ertrag vom Hektar		Ertrag vom Hektar
	ha	kg	ha	kg
Westflandern	36 343	2293	360	2425
Ostflandern	51 106	2332	2 811	2057
Hennegau	19 445	2033	382	1974
Lüttich	9 641	2083	227	1894
Limburg	36 567	1796	365	1972
Luxemburg	12 881	1642	5 322	1478
Namur	17 341	1812	222	1819
Belgien	266 982	2031	11 658	1772

Der Roggen findet sich in stärkster Ausdehnung in Niederbelgien, d. h. in der Campine und in Flandern; er spielt auf den Sandböden jener Gegenden die Rolle, und vielleicht noch eine wichtigere Rolle als der Weizen in Mittelbelgien. Man sät meist einheimische Saaten, die man durch gutes Reinigen und Trieuren sowie durch zeitweise Auffrischung mit zugekauftem Saatgute leistungsfähig erhält. Die Bauern haben ein feines Verständnis dafür, wieviel für das Glücken der Kultur von einem guten Saatgut abhängt, sie weisen mit Nichtachtung auf den schlechtstehenden Roggenacker des Nachbars, der jahraus jahrein seinen selbstgebauten und nur oberflächlich gereinigten Roggen als Saatgut verwendet; der schlechte Stand seiner Felder bestraft ihn für die geringe Sorgfalt, die er seinem Saatroggen zuwendet. Die Sandbauern bauen den Roggen als ihre wichtigste Ackerfrucht, die ihnen nicht nur Mehl zum Brotbacken und ein kostbares Futtermittel, sondern auch reiche Strohernten verschafft, die sie als Stallstreu, zum Dachdecken, zum Bedecken der Korn- und Heustaken, zum Verfertigen von Strohseilen und andern Zwecken sehr nötig brauchen. Auf den reichern Böden, auf denen man mehr Weizen als Roggen baut, ist letzter hauptsächlich seines Strohes wegen kultiviert, da man dies zum Decken der Kornmieten und für die Strohseile nicht missen kann. Außerdem baut man in Mittelbelgien vielfach Roggen als Grünfutter, indem man ihn mit Wicken oder Linsen zusammen aussät und vor der Roggenblüte mäht und verfüttert. Der Anbau des Roggen-Weizengemenges ist am vorteilhaftesten in Niederluxemburg, das seinem Klima und Boden nach mehr für Roggen- als für Weizenbau geschaffen ist, das aber in bessern Lagen, wo der Weizen allenfalls fortkommt, im Mengekorn reichere Erträge gibt als im Roggen.

Die dem Roggen zugewandten Düngungen sind, namentlich im Kleinbetrieb, auf Sandboden sehr reichlich, so reichlich selbst, daß bei einer Umrechnung der Ernte in Marktwert der Anbau des Roggens fast stets Verluste bringen müßte. Jedoch kommt der Roggen aus den Großwirtschaften wenig und aus den Kleinbetrieben gar nicht in den Handel, sondern wird in der Wirtschaft selbst in andre Produkte umgesetzt, die den Reinertrag bringen müssen. In Flandern düngt man den Acker alle Jahre mit Stalldünger und gibt dem aufgehenden Roggen oft noch Jauche oder Handelsdünger. Gesät wird in der Regel mit der Hand, nur die Großbetriebe verwenden Drillmaschinen. Gemäht wird mit der Picke, für Maschinenmähen ist der belgische Roggen zu lang; die amerikanischen Maschinen können ihn nicht bewältigen. Das Abernten geschieht namentlich in Niederbelgien sehr rasch, um

den Acker für die Stoppelfrüchte freizumachen. In Flandern und im westlichen Teil der Campine sind fast alle Roggenäcker im Herbst mit Stoppelrüben, Möhren und Spergel eingesät, was aus folgender kleinen Tabelle deutlich sichtbar wird:

	Roggen in Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche	Stoppelfrüchte in Prozent der landwirtsch. genutzten Fläche
Antwerpen	32,22	29,16
Brabant	18,10	11,35
Westflandern	14,58	12,59
Ostflandern	25,16	28,92
Hennegau	7,52	2,23
Lüttich	5,52	0,19
Limburg	28,31	13,80
Luxemburg	6,86	6,02
Namur	8,75	0,02
Belgien	15,15	10,11

Der Roggen ist eine Frucht, die als Marktware dem belgischen Landwirte, der keinerlei Roggenzoll genießt, bestimmt Verluste bringen würde; man findet denn auch fast keinen belgischen Landwirt, der Roggen zum Verkauf baut; wo Roggen in den Handel kommt, sind das Überstände einer großen Ernte, die der Besitzer vorteilhafter verkauft als verfüttert. Ebenso ist auch der Anbau von Roggen zwecks Strohverkaufs im allgemeinen nicht üblich, obschon bei der sehr starken Ausdehnung der belgischen Industrie und dem reich entwickelten belgischen Stadtleben viel Stroh nach den Pferdeställen der Städte geliefert werden muß, was sich ein Teil der belgischen Landwirte zu nutze macht, um aus dem Verkauf eines Teiles der Strohernte ein ordentliches Stück Geld zu machen.

Die Gestehungskosten eines Hektars Roggen werden zu sehr verschiedener Höhe angegeben; als Beispiel folgendes:

	in Westflandern	Ostflandern	der Campine	den Ardennen
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Pacht und Abgaben	97,60	88,60	44,00	27,90
Stalldünger 17000 kg, 1000 kg zu je 6,40 ℳ	108,80	—	—	—
Ausfahren, ausstreuen	20,00	—	—	—
Stalldünger 20000 kg, 1000 kg zu je 6,40 ℳ	—	—	128,00	—
Ausfahren, ausstreuen	—	—	18,40	—
Stalldüngung	—	89,60	—	120,00
Jauchedüngung	40,00	—	—	—
Handelsdüngung	44,00	32,00	33,00	32,00
Ackern und säen	20,00	34,40	22,40	30,40
Saatgut	18,00	16,00	18,20	16,80
Unterhalt	10,80	8,00	4,80	2,40
Mähen	9,60	—	8,00	—
Binden, aufsetzen	6,40	—	3,20	—
Übertrag	375,20	268,60	280,00	229,50

	in Westflandern	Ostflandern	der Campine	den Ardennen
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Übertrag . . .	375,20	268,60	280,00	229,50
Laden, einfahren	10,00	—	6,00	—
In die Scheune oder in Staken setzen	3,20	—	3,20	—
Ernten und einfahren . .	—	36,00	—	24,80
Dreschen, reinigen	28,00	32,00	33,60	19,20
zusammen . . .	416,40	336,60	322,80	273,50

Diese Berechnungen, rein theoretischer Art, geben über die Ökonomie eines landwirtschaftlichen Betriebs nicht die geringste Auskunft. Die enorm hohen Produktionskosten des erstgenannten kleinen flämischen Betriebs setzen sich im wesentlichen aus den Ausgaben für Dünger und für Handarbeit zusammen, zwei Dinge, von denen jeder flämische Bauer behaupten würde, daß er sie umsonst hat. Der Mann hat auch ganz recht, denn die in obigem Beispiel in Zahlen ausgedrückten Produktionskosten drücken sich im Wirtschaftskonto des kleinen Bauern nicht durch Zahlen, zum wenigsten nicht durch solche Zahlen aus, wie in der theoretischen Berechnung. Das einzige, was die obigen Kostenberechnungen zu zeigen imstande sind, ist das, daß die in Belgien übliche intensive Roggenkultur bei niedrigen Roggenpreisen in jedem größern, für den Markt produzierenden Betrieb zum Ruin führen muß. Selbst bei Erzielung höchster Ernteerträge können die obengenannten Produktionskosten bei dem in Belgien etwa 117 ℳ betragenden Roggenpreise nicht gedeckt werden.

Als mittlere Erträge kann man etwa 2000—3000 kg Korn und etwa 4000 bis 6000 kg Stroh bezeichnen. Das Stroh des flämischen Roggens mißt 1,50—2 m, oft aber darüber hinaus. Nach den Aufzeichnungen eines kleinen Bauern bei Gent betrugen die dortigen Roggenerträge vom Hektar:

1902	2915 kg
1903	2841 „
1904	2928 „
1905	2345 „

letzte Ernte bezeichnete er als mißglückt. Die Erträge auf dem dürftigern Ardennenboden sind erheblich geringer und übersteigen nicht 2000—2200 kg Korn und 3000—4000 kg Stroh.

Rechnet man die Tonne Roggen zu 117 ℳ und das Stroh zu etwa 30 ℳ für 1000 kg, so würde nach den gemachten Angaben der Geldertrag betragen für Flandern mit 2000—3000 kg Korn und 4000—6000 kg Stroh 354—531 ℳ, für die Ardennen mit 2000—2200 kg Korn und 3000—4000 kg Stroh 324—377 ℳ. Daß diese im Vergleich zu den Produktinoskosten sehr wenig glänzenden Erträge noch zu hoch berechnet sind, beweist, daß auf dem Halme verkaufter Roggen in den Ardennen nicht mehr als 220—260 ℳ für 1 ha bringen.

Die Gesamtroggenernte des Jahres 1905 betrug . .	542 290 t
Die Ernte an Mengekorn	20 625 „
zusammen . . .	562 915 t

Dazu wurden eingeführt im Spezialhandel

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Rumänien . . .	16 550	Deutschland . . .	8 671
Bulgarien . .	15 007	den Niederlanden .	4 855
Deutschland . . .	9 058	andern Ländern .	567
Rußland	7 525	zusammen .	14 093
den Niederlanden .	5 250		
andern Ländern .	9 293		
zusammen .	62 683		

Die Mehreinfuhr an Roggen betrug demnach . . . . 48 590 t
zieht man davon 3 % als Transportverlust ab im
Betrag von . . . . . 1 458 „
so bleiben zum Konsum . . . 47 132 t

An Roggenmehl verzeichnet Belgien im selben Jahre eine Einfuhr von 391 Tonnen und eine Ausfuhr von 219 t, also eine Mehreinfuhr von 172 t Roggenmehl, die nach dem Verhältnisse von 64 kg Mehl = 71 kg Roggen 188 t Roggen entsprechen. Die Gesamtmenge des eingeführten Roggens und Roggenmehls entsprach demnach einer Menge von 47 320 t Roggen; das sind auf den Kopf der Bevölkerung 67 kg (in Deutschland 2 kg, in den Niederlanden 36,8 kg, in England 12,3 kg).

Die Roggenernte verhielt sich zum Import wie 100 : 8.
Von der Gesamtroggenmenge, die sich zusammensetzte aus
der Ernte mit . . . . . 562 915 t
und der Mehreinfuhr von . . . . . 47 320 „
zusammen . . . 610 235 t
kommt in Abzug das Saatgetreide mit . . . . . 40 050 „
so daß dem Konsum verbleiben . . . . . 570 185 t

das sind auf den Kopf der Bevölkerung 80,7 kg (in Deutschland 147,1 kg, in den Niederlanden 94,9 kg).

An beiden Brotgetreiden, an Weizen wie an Roggen, produziert Belgien demnach nicht genug, um den jährlichen Bedarf zu decken. Besonders die Weizeneinfuhr ist sehr groß, viel größer als die Roggeneinfuhr, nicht nur, weil Belgien erheblich weniger Weizen als Roggen produziert, sondern auch, weil der Bedarf an Weizen sehr viel größer ist. Die Belgier essen zum ganz überwiegenden Teile Weizenbrot, sowohl Städter als Landbewohner, Arme und Reiche; Roggenbrot wird nur noch durch einen kleinen Teil der Landbevölkerung gegessen. Die für den Konsum auf den Kopf der Bevölkerung angegebenen Zahlen von 223 kg Weizen und 80,7 kg Roggen muß man nicht als Höhe des Brotkonsums ansehen; das wäre fast 1 kg Brotgetreide, das danach jeder Belgier täglich zu sich nehmen müßte, und das ist gewiß zu hoch. Belgien verwendet große Mengen von Weizen und Roggen auch zu gewerblichen Zwecken, so z. B. für die Brennerei und Brauerei, in Stärkefabriken und als Futtermittel.

Als Lieferanten des Brotgetreides dienen Belgien vorwiegend die Länder des Schwarzen Meeres; Nordamerika tritt hinter ihnen sehr zurück, seine Lieferung

beträgt noch kein Zwanzigstel der Gesamtweizeneinfuhr; dagegen tritt Argentinien als Lieferant von etwa $^1/_4$ des Weizenimports auf. Was Belgien an Getreide exportiert, ist naturgemäß von sehr untergeordneter Bedeutung und geht zum größten Teile nach den nächsten Nachbarländern. Der Mehlhandel weist, abgesehen von einem größern Exporte nach den Niederlanden, keine erheblichen Mengen auf.

Gerste.

Die Anbaufläche der Gerste beträgt 38 184 ha, wovon 33 978 ha bzw. 1,93 % der Kulturfläche Wintergerste und nur 4 206 oder 0,29 % der Kulturfläche Sommergerste sind.

Über die einzelnen Provinzen des Landes verteilt sich der Gerstenbau folgendermaßen:

	Wintergerste		Sommergerste	
		Ertrag vom Hektar		Ertrag vom Hektar
	ha	kg	ha	kg
Antwerpen . .	2 059	2460	160	1954
Brabant . . .	7 514	2771	644	2073
Westflandern .	4 294	2574	1043	2399
Ostflandern . .	5 523	2307	447	2247
Hennegau . .	8 859	2798	497	2215
Lüttich	1 800	2790	307	1889
Limburg . . .	448	2609	115	1839
Luxemburg . .	87	1709	501	1435
Namur . . .	3 394	2624	492	1821
Belgien . . .	33 978	2640	4206	2059

Der Anbau der Wintergerste übertrifft also den der Sommergerste um ein Vielfaches. Sommergerste ist ein in Belgien wenig kultiviertes Getreide, da man als Sommerung dem Hafer in den meisten Fällen den Vorzug gibt. Die Wintergerste wird dort gebaut, wo der Weizen gedeiht, namentlich also in Mittelbelgien. Sie gibt in der Regel höhere Kornerträge als der Weizen und macht etwa ebensoviel Kosten; bei guten Preisen dehnt sich darum der Gerstenbau auf Kosten des Weizens aus, bei schlechten Preisen, wie in den letzten Jahren, geht er zurück und überläßt dem Weizen den größten Teil des Feldes. Man gibt zu Wintergerste gewöhnlich Stalldüngung und außerdem noch Handelsdünger; nur nach Rüben spart man die Stalldüngung. Die Kosten der Gerstenkultur werden im Hennegau, der Hauptprovinz des Gerstenbaues, folgendermaßen berechnet:

Pacht für 1 ha	88,00 ℳ
Abgaben	12,00 „
Stalldüngung	160,00 „
Handelsdüngung	24,00 „
Ackern und säen	68,00 „
Saatgut	16,00 „
Ernte	40,50 „
Dreschen	30,00 „
	438,50 ℳ

Als mittlere Erträge rechnet man 3000—4000 kg Korn und 4000—5000 kg Stroh. Der Preis des Jahres 1905 betrug 128,70 ℳ für die Tonne. Die in den Handel gebrachten Gersten werden durch die in Belgien sehr zahlreichen Stadt- und Landbrauereien aufgekauft.

Die Gesamternte des Jahres 1905 betrug:

Wintergerste	98 713 t
Sommergerste	8 661 „
zusammen	107 374 t

Das reicht aber zur Deckung des Gerstenverbrauchs lange nicht zu. Belgien importiert mehr als dreimal soviel Gerste vom Ausland.

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Rußland . . .	129 712	Deutschland . . .	38 049
Rumänien . . .	81 941	den Niederlanden .	23 543
der Türkei . . .	61 578	Frankreich . . .	18 789
den Ver. Staaten	57 421	andern Ländern .	2 587
den Niederlanden	36 597	zusammen .	82 968
Bulgarien . . .	16 084		
andern Ländern .	17 451		
zusammen .	400 784		

Die Mehreinfuhr des Jahres 1905 betrug demnach .	317 816 t
vermindert um die Transportverluste von	9 534 „
bleiben . . .	308 282 t

An Gerstenmehl betrug die Einfuhr 1 t, die Ausfuhr 508 t, so daß also 507 t Gerstenmehl mehr aus- als eingeführt wurden, was nach dem Verhältnisse von 65,5 kg Gerste = 57 kg Mehl 583 t Gerste entspricht.

An Malz betrug die

Einfuhr aus	t	Ausfuhr
Frankreich . . .	10 353	746 t
andern Ländern .	5 581	
zusammen .	15 934	

so daß eine Mehreinfuhr von 15 188 t Malz im Lande verblieb, was, nach oben genanntem Verhältnis umgerechnet, 17 432 t Gerste entspricht.

Der Handel lieferte demgemäß eine Mehreinfuhr an Gerste von 308 282 t, an Malz, in Gerste umgerechnet, von 17 432 t und eine Mehrausfuhr an Mehl, in Gerste umgerechnet, von 583 t, so daß im Land verblieben 325 131 t. Die Ernte verhielt sich somit zum Import wie 100 : 332, und der Import belief sich auf den Kopf der Bevölkerung auf 46 kg.

Von der vorhandenen Gerstenmenge, d. i. der Ernte

mit	107 374 t
und dem Importe mit . .	325 131 t
zusammen . .	432 505 t
wurden zur Saat benutzt	5 728 t
so daß zum Verbrauch für menschliche und tierische Ernährung und gewerbliche Zwecke	426 777 t

übrig blieben. Hiervon kann man fast die Hälfte auf Rechnung der Brauereien setzen, in denen im Jahr 1905 202 412 t Malz besteuert wurden; die andre Hälfte diente vorwiegend als Viehfutter.

Belgien produziert, soweit es für den Handel produziert, vorwiegend Braugersten; es ist darum bisweilen der Wunsch laut geworden, den einheimischen Braugersten durch Errichtung eines Gerstenzolls einen bessern Preis zu verschaffen. Die Interessen der einheimischen Gersteproduzenten haben aber, und das wohl mit Recht, denen der Bierbrauer und Käufer von Futtergersten weichen müssen. Da letzte Interessentengruppen zweifellos die stärkern sind, hat man die freie Einfuhr von Gerste aufrecht erhalten, um den Brauereien Gelegenheit zu geben, die Braugersten, die sie zum größern Teile vom Ausland beziehen, so billig wie möglich einzukaufen und um anderseits die vom Ausland kommenden Futtergersten, die in der belgischen Landwirtschaft eine große Rolle spielen, nicht durch Erhebung eines Einfuhrzolls zum Schaden, namentlich der Schweine- und Geflügelzüchter, zu verteuern.

Hafer.

Der Haferbau betrug im Jahr 1905 277 337 ha oder 13,47 % der Kulturfläche. Nächst dem Roggen ist demnach der Hafer die wichtigste Ackerfrucht Belgiens. Man baute in

	ha	Ertrag vom Hektar in kg
Antwerpen	12 556	1950
Brabant	27 454	2290
Westflandern	25 579	2915
Ostflandern	17 472	2387
Hennegau	30 337	2106
Lüttich	25 466	2073
Limburg	15 167	1875
Luxemburg	43 752	1597
Namur	39 554	1812
Belgien	237 337	2066

Der Hafer ist für die ganze belgische Landwirtschaft eine wichtige Kulturpflanze. Sieht man von den verhältnismäßig wenig ausgedehnten Weidegegenden im Land von Herve und in Veuren-Ambacht ab, so findet man keinen größern Bezirk in Belgien, in dem nicht der Hafer eine hervorragende Rolle im Ackerbau spielt.

Er ist das wichtigste Sommergetreide für die Flämen wie für den Bauer der Campine, die wichtigste Sommerfrucht in Mittelbelgien und die wichtigste Ackerfrucht überhaupt in den gebirgigen Teilen Belgiens. Dort, wo auf den Berghöhen keine andern Getreide mehr fort wollen, ist doch noch immer die Haferkultur möglich; selbst in den rauhesten Lagen und auf den steinigsten Böden wird doch noch Hafer gebaut. Gerade wegen seiner größern Anspruchslosigkeit an Boden und Klima wird der Hafer in den südlichen Teilen Belgiens, im Condroz und in den Ardennen, mehr noch kultiviert, als in den andern Teilen Belgiens; sein Anbau ist für jene Gegenden von außerordentlicher Bedeutung, und namentlich seit der Modernisierung der Condroz- und Ardennenwirtschaften, seit Verwendung reichlicher Handelsdünger

und besten Saatgutes hat der Haferbau dort dermaßen zugenommen, daß jährlich große Mengen Hafers aus den dortigen Wirtschaften nach andern Teilen Belgiens exportiert werden. Im Jahr 1895 bedeckte der Haferbau von der gesamten Anbaufläche

in den Poldern	8,12 %
in Flandern und in der Campine	8,36 „
in Mittelbelgien	12,15 „
in Niederluxemburg	19,52 „
im Condroz	21,67 „
in den Ardennen	26,35 „

Es sei als Besonderheit nebenbei bemerkt, daß in einem Teile der Campine, wo die Sandböden zu trocken sind, um den Anbau des Hafers zu gestatten, der Sandhafer, avena strigosa, gebaut wird und bessere Ernten als der gewöhnliche Hafer gibt. Im Norden der Limburgischen Campine sind etwa $^2/_3$ aller Haferfelder mit diesem Sandhafer angebaut. Seine Erträge kommen niemals in den Handel, sondern werden ebenso wie die meisten in Belgien gebauten Hafer in der Wirtschaft verfüttert.

Winterhafer wird in Belgien nicht gebaut, dafür sind die Winter zu kalt, doch streben die Landwirte Mittelbelgiens danach, ihren Hafer so früh wie möglich, womöglich schon im Februar oder gar im Januar zu säen, weil sie dadurch die Erträge vergrößern und außerdem die Ackerarbeiten besser übers Jahr verteilen können.

Der böseste Feind des Hafers ist der Hederich, gegen den in allen Gegenden Belgiens heute mit Eisenvitriol zu Feld gezogen wird. Die Kosten der Hederichvertilgung können in bösen Jahren und bei energischer Inangriffnahme des Vitriolstreuens 20—30 ℳ für 1 ha betragen. Wer seinen Hafer nicht rein hält, kann in schlechten Jahren die halbe Ernte und mehr dadurch einbüßen.

Als Produktionskosten für 1 ha Hafer werden angegeben:

	im Hesbegau ℳ	in Ostflandern ℳ	in der Campine ℳ	in den Ardennen ℳ
Pacht und Abgaben	126,40	132,00	44,00	27,00
Stalldüngung	80,00	108,00	165,60	60,00
Handelsdüngung	16,00	24,00	41,20	40,00
Ackern, Säen, Unterhalt	48,00	32,00	40,80	34,40
Saatgut	28,80	21,60	21,60	27,20
Ernte	28,00	36,00	17,20	21,60
Dreschen	32,00	28,00	28,00	20,00
zusammen	359,20	381,60	358,40	230,20

Als Mittelerträge rechnet man in der Campine auf 1500—2200 kg, in den Ardennen 2000 kg, in Mittelbelgien 2500—4000 kg Korn. Der Preis des Jahres 1905 betrug 145 ℳ für die Tonne. Mit Rücksicht auf die große Bedeutung des Haferbaues für die belgische Landwirtschaft wurde im Jahr 1893 auf ausländische Hafer ein Zoll von 2,40 ℳ (3 Fr.) für 100 kg gelegt und dadurch erreicht, daß der Haferpreis in manchen Jahren höher stand als der Weizenpreis,

was natürlich zur Ausdehnung des Haferbaues sehr wesentlich beigetragen hat. Obgleich die belgischen Wirtschaften mit Rücksicht auf ihre starke Pferdehaltung und intensive Pferdezucht sehr große Mengen Hafers für Unterhaltung ihrer eignen Pferdebestände nötig haben, kommen doch, namentlich aus dem Condroz und den Ardennen, ferner aber auch aus den Großbetrieben Mittelbelgiens erhebliche Hafermengen zu Markt. Durch die ständig größer werdende Verwendung des billigen Futtermaises in der Landwirtschaft nehmen die für den Verkauf übrigbleibenden Hafermengen jährlich zu und verschaffen dem belgischen Landwirte bei großen Ernten eine recht annehmbare Einnahme aus dem Haferbau. Immerhin reicht die große Haferernte Belgiens doch nicht zur Deckung des einheimischen Bedarfs aus; Belgien bezieht alljährlich noch größere Haferimporte vom Ausland.

Die Gesamternte des Jahres 1905 betrug 490 398 t, dazu brachte der Handel eine

	Einfuhr	Ausfuhr
aus	t	t
Rußland	108 332	530
den Vereinigten Staaten . .	12 764	
Rumänien	2 516	
andern Ländern	6 802	
zusammen . .	130 414	

also eine Mehreinfuhr von 129 884 t; vermindert um die Transportverluste = 125 990 t.

Der Mehlhandel zeigte eine Einfuhr von 314 t und eine Ausfuhr von 537 t, also eine Mehrausfuhr von 223 t Hafermehl, die etwa 292 t Hafer entsprechen. Zieht man diese Menge von der Mehreinfuhr ab, so bleiben im Land 125 698 t. Die Ernte verhält sich demnach zum Haferimport wie 100 : 26.

Die vorhandenen Bestände betragen	490 398 t geernteter Hafer
	125 698 t importierter „
zusammen	616 096 t
Zieht man davon den Saathafer mit	40 347 t ab,
so bleiben für den Konsum . . .	575 749 t Hafer.

Wollte man annehmen, daß diese ganze Hafermenge an die belgischen Pferde verfüttert wird, was nicht ganz zutrifft, da man auch an andre Haustiere Hafer, wenn auch in verhältnismäßig geringer Menge verfüttert, so käme auf jedes Pferd ein Haferkonsum von etwa 2310 kg im Jahr.

Buchweizen.

Der Buchweizen ist eine Kultur, die in Belgien völlig auf den Aussterbeetat gekommen ist. Vor 100 Jahren eine vielgebaute Ackerfrucht, die man namentlich auf den Sandböden des nördlichen Belgiens viel verbreitet vorfand, ist der Buchweizenbau heute auf wenige Hektar zusammengeschrumpft und wird in absehbarer Zeit wohl völlig aus der Reihe der belgischen Ackerfrüchte verschwinden, um dann in die Reihe jener Pflanzen einzutreten, die der kleine flämische Bauer in Er-

innerung früherer Zeiten nur noch in seinem Garten baut. Der Buchweizen bedeckte im Jahr

1846	27 579 ha
1856	24 500 „
1866	21 436 „
1880	13 185 „
1895	4 702 „
1905	2 244 „

Diese Zahlenreihe spricht dem Buchweizenbau das Todesurteil; er hat seit Modernisierung der Landwirtschaft in allen alten Kulturländern mehr oder minder rationellern Kulturen Platz machen müssen; in Belgien aber besonders schnell; das nördliche Nachbarland, die Niederlande, besaßen im Jahr 1905 noch etwa zehnmal so viel Buchweizenfelder (20 802 ha) als Belgien.

Die letzten Überreste des belgischen Buchweizenbaues befinden sich auf den Sandböden der Campine und des östlichen Flanderns. Man zählte im Jahr 1905

	ha	Ertrag vom Hektar kg
in Antwerpen	362	1538
„ Brabant	66	1765
„ Westflandern	78	1746
„ Ostflandern	452	1504
„ Hennegau	28	1811
„ Lüttich	9	1500
„ Limburg	1147	1351
„ Luxemburg	69	1229
„ Namur	33	1191
„ Belgien	2244	1438

Man hat vom Buchweizenbau mehr und mehr abgesehen, weil seine Ernten nicht nur hinter denen aller Getreide zurückstehen, sondern oft auch infolge eines spät einfallenden Nachtfrostes zum großen Teile verloren gehen. Er wird heute nur noch auf den allerärmsten Ackerböden kultiviert und auch dort nur bei Mangel an reichlicher Düngung, die andre lohnendere Kulturen ermöglichen würde.

Der mittlere Kornertrag beträgt 1200—1600 kg von dem Hektar, und der Preis des Buchweizens betrug im Jahr 1905 158,50 ℳ für die Tonne. Ein nennenswertes Handelsobjekt bildet der Buchweizen in Belgien nicht mehr.

Die Gesamternte des Jahres 1905 betrug 3227 t. Dazu kamen vom Auslande:

Einfuhr aus:		Ausfuhr nach:	
Verein. Staaten	3175 t	den Niederlanden	1690 t
Frankreich	1834 t	Deutschland	1389 t
andern Ländern	2714 t	andern Ländern	1 t
zusammen	7723 t	zusammen	3080 t

Die Mehreinfuhr betrug demnach, vermindert um die Transportverluste, 4496 t, wozu noch eine Mehreinfuhr von 80 t Buchweizenmehl zu rechnen

ist, die etwa 124 t Buchweizen gleichzusetzen ist, so daß der gesamte Saldoimport 4620 t beträgt.

Die Ernte verhält sich demnach zum Import von Buchweizen wie 100 : 144.

Von dem Gesamtbuchweizenvorrat von 7847 t kommen in

Abzug als Saatgut . . . . . 157 t, so daß für

den Konsum verbleiben . . . . . 7690 t Buchweizen, die teils als menschliches Nahrungsmittel, teils als Viehfutter Verwendung finden.

Stroh.

Die jährliche Strohernte Belgiens ist schätzungsweise etwa in folgender Höhe anzusetzen:

	Anbaufläche ha	mittlerer Strohertrag vom Hektar kg	Gesamtstrohernte in 1000 kg
Weizen	162 892	3800	1 218 990
Spelz	20 916	2500	52 290
Roggen und Mengekorn	278 620	3600	1 005 032
Gerste	38 184	3500	133 644
Hafer	237 337	3000	712 011
	737 949		3 121 967

Der größte Teil der Strohernte bleibt in der Landwirtschaft, ein verhältnismäßig kleiner Teil davon kommt in den Handel, um das Strohbedürfnis der Städte oder stroharmer Gegenden zu decken. Ob in Stroh ein nennenswerter Handel mit dem Auslande besteht, läßt sich nach der belgischen Statistik nicht feststellen. Es ist jedoch Tatsache, daß Belgien alljährlich größere Mengen Stroh namentlich nach den Niederlanden ausführt, das in den dortigen Strohkartonfabriken zur Verarbeitung kommt. Umgekehrt erhält Belgien alljährlich aus seeländisch Flandern größere Transporte von Stroh und ungedroschenen Getreiden, so daß sich Ein- und Ausfuhr etwa die Wage halten dürften.

2. Hülsenfrüchte.

Bohnen.

Unter den Hülsenfrüchten, die zwecks Saatgewinnung angebaut werden, spielen in der belgischen Landwirtschaft nur zwei eine größere Rolle, Bohnen und Erbsen.

Der Anbau der Pferdebohnen verteilte sich im Jahr 1905 folgendermaßen:

	ha	Ertrag vom Hektar kg
Antwerpen	174	2403
Brabant	466	2073
Westflandern	5629	2299
Ostflandern	553	2001
Hennegau	531	2088
Lüttich	293	1991

	ha	Ertrag vom Hektar ha
Limburg	56	1851
Luxemburg	203	1518
Namur	302	1782
Belgien	8207	2202

Von der landwirtschaftlichen Nutzfläche sind das 0,47 %. Die Pferdebohne gehört mit dem Buchweizen zu jenen Kulturen, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung verlieren. Das zeigt die Anbaustatistik der letzten 60 Jahre; man baute im Jahr

1846	39 388 ha
1856	42 370 „
1866	24 263 „
1880	19 087 „
1895	15 964 „
1905	8 207 „

Als Handelsware hat die Bohne in Belgien nie eine große Rolle gespielt, man baute sie, wie auch heute noch, als Futter für die Pferde; man hat ihren Anbau mehr und mehr eingeschränkt, weil ihre Ernte durch Wind und Wetter sowie durch Ungeziefer oft zum großen Teile verloren geht und man Leguminosen als Beigabe zum Pferdefutter heute billiger auf dem Markte kaufen, als selbst produzieren kann. Der Anbau der Pferdebohnen spielt heute nur noch in den westflämischen Poldern eine nennenswerte Rolle, da der Polderboden sich gut für ihre Kultur eignet und man anderseits der Fruchtfolge wegen sie dort nicht gern missen möchte.

Als mittleren Ertrag nennt man 2200—2500 kg Körner und 3800—4300 kg Stroh. Vielfach werden die Bohnen jedoch gar nicht erst gedroschen, sondern ungedroschen mit dem Stroh zu Häcksel geschnitten und so verfüttert.

Die Gesamternte des Jahres 1905 betrug 18 076 t Bohnen.

Erbsen.

So wie der Bohnen-, ist auch der Erbsenbau in der belgischen Landwirtschaft alle Jahre im Rückgang begriffen. Im Jahr 1846 bebaute man 29 291 ha, heute nur noch 5345 ha oder 0,3 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche mit Erbsen.

Diese verteilen sich folgendermaßen über die einzelnen Provinzen:

	ha	Ertrag vom Hektar kg
Antwerpen	862	2339
Brabant	437	1846
Westflandern	3031	1647
Ostflandern	763	1787
Hennegau	45	1720
Lüttich	30	1543
Limburg	44	1548
Luxemburg	90	1272
Namur	43	1372
Belgien	5345	1786

Der feldmäßige Erbsenbau findet sich in nennenswertem Umfange nur noch in den westflämischen Poldern. Der gartenmäßig betriebene Erbsenbau, der in vielen hundert Kleinbetrieben zwischen Brüssel und Antwerpen betrieben wird und sehr große Ernten frisch gepflückter Schoten liefert, hat eine dem Areal nach verhältnismäßig geringe Ausdehnung.

Die Erbsenernte Belgiens betrug im Jahr 1905 etwa 9544 t.

Die Produktion an Bohnen und Erbsen reicht nicht aus, um den Bedarf des Landes zu decken. An Leguminosen (Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken) muß Belgien jährlich im Ausland größere Einkäufe machen. Es betrug die

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
den Niederlanden	13 247	Frankreich	6 903
Deutschland	8 511	Deutschland	5 763
Rumänien	6 018	den Niederlanden	2 137
Bulgarien	5 623	Spanien	1 579
Rußland	4 614	England	1 340
Englisch-Indien	3 812	andern Ländern	983
andern Ländern	5 674	zusammen	18 705
zusammen	47 499		

Die Mehreinfuhr an Hülsenfrüchten betrug demnach 28 794 t, d. h. mehr als die belgische Ernte an Erbsen und Bohnen zusammen.

Die Ernte an Hülsenfrüchten verhielt sich zu deren Import wie 100 : 104.

3. Industriepflanzen.

Flachs.[1])

Bevor die Zuckerrübe sich den ersten Platz unter den Industriepflanzen des belgischen Landwirts erwarb, nahm diesen Ehrenplatz der Flachs ein; das dauerte bis in die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts; von da ab ging der Flachsbau stark rückwärts. Die belgische Landwirtschaft produzierte

im Jahr	Flachs ha
1846	29 879
1856	32 837
1866	57 046
1880	40 078
1895	30 615
1900	20 214
1905	20 213

Der Rückgang des Flachsbaues fällt zusammen mit dem Zusammenbruch der Leinen-Hausindustrie und dem Vordringen der Baumwollkonkurrenz, die beide in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Flachsbau als böse Feinde erwuchsen. Er verschwand dann von allen Böden, die nicht besonders geeignet für Flachsbau erschienen, und wurde auch in Flandern, den altberühmten Flachs-

1) Siehe die Fußnote in Teil IV, Kapitel VII.

provinzen Belgiens, stark eingeschränkt. Seitdem er seine Fläche um fast $^2/_3$ vermindert hat, hält er sich in den letzten Jahren ziemlich konstant auf rund 20 000 ha; die günstigen Bedingungen für seine Bearbeitung und seinen Verkauf sowie die neuerdings wieder steigende Nachfrage nach Flachs und seinem Linnen werden seiner weitern Einschränkung wohl einstweilen Halt gebieten. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß sich der belgische Flachsbau nochmals zu seiner alten Blüte und Ausdehnung aufschwingt, so ist eine Einschränkung seiner heutigen Ausdehnung anderseits wohl auch nicht wahrscheinlich. Die Verteilung des Flachsbaues über die einzelnen Provinzen ist folgende:

	ha	Ertrag an Bast in Kilogramm vom Hektar (1895)
Antwerpen	488	537
Brabant	1 139	496
Westflandern	8 978	480
Ostflandern	7 031	584
Hennegau	2 263	480
Lüttich	14	400
Limburg	25	400
Luxemburg	34	566
Namur	241	479
Belgien	20 213	520

Die Tabelle zeigt, daß der belgische Flachsbau heute fast völlig in dem nordwestlichen Teile des Landes lokalisiert ist. Die Bodenbeschaffenheit hat darauf keinen besonders stark ausschlaggebenden Einfluß gehabt. Die Gegenden des intensivsten Flachsbaues — Termonde, St. Nicolas, Roussellaere, Courtrai, Thielt — besitzen Sandboden, man baut aber auch auf lehmigem wie auf sandig-lehmigem Boden vorzüglichen Flachs. Die klimatischen Bedingungen sind für das Glücken dieser Kultur schon eher von Einfluß. Da die Vegetationsperiode des Flachses sehr kurz ist, sagt ihm ein Klima mit möglichst geringen Extremschwankungen am meisten zu; auch ist es gut, wenn seine Bestellung recht frühzeitig beginnen kann. Ein Einfluß wirtschaftlicher Art auf die Ausdehnung des Flachsbaues fällt bei Betrachtung der belgischen Landkarte in die Augen. Der Flachsbau hat sich besonders stark längs der Leye entwickelt, diesem „gold river" der belgischen Flachsindustrie, in dem die feinsten Flächse der Welt geröstet werden. Schließlich kann man auch einen Zusammenhang feststellen zwischen der Ausdehnung des Flachsbaues und der Dichte der Bevölkerung, da die Gegenden, in denen heute noch viel Flachs gebaut wird, jene Kreise Belgiens sind, deren ländliche Besiedelungsdichte das Maximum darstellen, das die Bevölkerungsdichte eines Landes der Erde erreicht hat.

Man baut in Belgien hauptsächlich blaublütigen Flachs russischer Herkunft. Im allgemeinen kehrt man alle 7—10 Jahre mit seinem Anbau auf dasselbe Feld zurück, es gibt aber auch Gegenden, in denen man aus Furcht vor der Flachsmüdigkeit des Bodens erheblich länger wartet; besonders auf schweren Böden, die der Gefahr des Flachsbrandes ausgesetzt sind, macht man sehr lange Pausen zwischen zwei Flachsernten eines Ackers. Die Flämen bauen den Flachs gern nach

Zichorie oder Hafer, da beide den Acker in gutem, reichem Zustande zurücklassen; auch nach früh geernteten Stoppelrüben. Stalldüngung gibt man nie zu Flachs, dagegen düngt man mit Jauche, Rapskuchen und andern Handelsdüngern. Die Ernte geschieht Ende Juni und Anfang Juli, gewöhnlich vor völligem Ausreifen der Saat, da man so den feinsten Bast gewinnt, was ja der Hauptzweck der Kultur ist.

Als Produktionskosten eines Hektars Flachs werden angegeben:

	in Ostflandern	Westflandern
	ℳ	ℳ
Pacht und Abgaben	108,00	97,60
Jauchedüngung	201,20	56,00
Handelsdüngung	25,20	100,00
Ackern, säen	28,60	47,20
Saatgut	37,80	48,00
Unterhalt	26,40	44,00
Ernte und Transport	60,00	60,00
	487,20	452,80

Man erntet etwa 400—500 kg Saat und 5000 kg Rohflachs bezw. 520 kg Bast; Der kleinere Teil der belgischen Flachsernte wird durch die Bauern selbst geerntet und geborgen, um später geröstet und verarbeitet zu werden; die meisten und besonders alle guten Flächse werden auf dem Felde verkauft, derart, daß der Käufer einen Preis für 1 ha festsetzt, wofür der Bauer das Raufen und Trocknen der Ernte zu besorgen hat. Den Transport übernimmt gewöhnlich der Käufer. Alle erstklassige Ware geht nach den Leye-Röstereien, andre Flächse nach flämischen Dörfern, deren Bewohner sich ein Spezialgewerbe aus der Bearbeitung des Flachses machen.

Die Preise des Jahres 1905 waren 195,70 ℳ für 1 t Leinsaat und 117,15 ℳ für 1000 kg Rohflachs. Die für 1 ha bezahlten Preise schwanken zwischen 300 und 1300 ℳ und betragen im Mittel etwa 600—800 ℳ. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß man nach Angaben flämischer Landwirte unter drei Ernten gewöhnlich nur eine gute hat und unter acht Ernten etwa eine Ernte als völlig verloren rechnen muß. Der Flachs ist eine empfindliche Pflanze und seine Kultur vielfachen Gefahren durch Unkraut, Schädlinge und schlechte Witterungsverhältnisse ausgesetzt.

Die Gesamternte des Jahres 1902 betrug bei Annahme der oben genannten Durchschnittserträge

10 511 000 kg Bast
und 9 096 000 „ Saat.

Die an den Flachsbau anschließenden Industrien sind in Belgien so außerordentlich groß, daß die einheimische Ernte nur einen kleinen Teil der ihnen notwendigen Rohstoffe zu liefern imstande ist. Sieht man völlig ab von der Textilindustrie, die in Belgien mit dem einheimischen Flachsbau nur in sehr losem Zusammenhange steht, und betrachtet allein den Handel in Rohflächsen, so findet man folgende Ein- und Ausfuhrziffern für das Jahr 1905:

Rohflachs

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Rußland	55 571	Frankreich	25 466
Frankreich	46 413	England	17 008
den Niederlanden	35 798	den Vereinigten Staaten	3 032
andern Ländern	643	Deutschland	1 246
zusammen	138 425	andern Ländern	751
		zusammen	47 503

Die Mehreinfuhr betrug demnach 90 922 t Rohflachs. Diese Zahlen geben nun freilich über die Art der Importe und Exporte gar keinen Aufschluß; sie zählen sowohl die gerösteten und geschwingelten, wie auch die völlig unbearbeiteten Flächse zusammen, und bei genauerm Hinsehen zeigt sich, daß die einzelnen Länder dabei sehr verschiedenartige Produkte liefern, bzw. aus Belgien beziehen.

Die große Einfuhr aus Rußland besteht vorwiegend aus minderwertigen geschwingelten Flächsen, die in den belgischen Spinnereien verarbeitet werden; der Import aus Frankreich, der in den letzten Jahren sehr stark zugenommen hat, besteht sowohl aus geschwingelten wie aus unbearbeiteten Flächsen, welch letzte zur Bearbeitung nach der Leye gebracht werden. Die Einfuhr aus den Niederlanden, die zwar langsam, aber auch ständig zunimmt, besteht fast ausschließlich aus unbearbeiteten Flächsen, die in Flandern geröstet und geschwingelt werden.

Die Ausfuhr nach Frankreich und England besteht fast völlig aus Flächsen, die in Belgien geröstet und geschwingelt sind. Berücksichtigt man also, daß unter den Importen viel ungeröstete, unter den Exporten fast nur geröstete Flächse gezählt sind, so verliert der ziffermäßige Unterschied zwischen Import und Export von seiner Bedeutung, und man erhält eine den tatsächlichen Verhältnissen besser entsprechende Vorstellung, wenn man annimmt, daß die nach Belgien eingeführten unbearbeiteten Flächse nebst einem Teil der belgischen Ernte nach Röstung und Bearbeitung wieder sämtlich exportiert werden. Was für die Textilindustrie in Belgien verbleibt, ist außer dem russischen Import ein verhältnismäßig kleiner Teil der genannten Handelsmengen.

Es zeigt sich demgemäß, daß die Flachsbearbeitung in Belgien eine große und zum großen Teil auf sich selbst stehende Industrie ist, die ihre meist vom Ausland bezogenen Rohstoffe verarbeitet und ihre Fabrikate danach wiederum exportiert. Diese Industrie, die sich an den Ufern der Leye bei der Stadt Courtrai festgesetzt hat, weist eine stark zunehmende Entwicklung auf, wie die Zahlen über Ein- und Ausfuhr von Rohflächsen zeigen.

	Einfuhr an Rohflachs	Ausfuhr an Rohflachs
	t	t
1835	377	2 370
1840	796	144
1850	3 758	103
1860	9 704	2 743
1870	41 286	1 471
1880	10 761	2 188
1890	63 967	39 499

	Einfuhr an Rohflachs t	Ausfuhr an Rohflachs t
1900	72 903	27 927
1901	72 810	28 388
1902	102 391	41 091
1903	128 799	48 927
1904	125 574	37 288
1905	138 425	47 503

Wenn diese außerordentliche Steigerung der Importe auch zum Teil durch die Entwicklung der belgischen Spinnereien zu erklären ist, wie das die Zunahme der russischen Importe von bearbeitetem Flachs beweisen (diese stiegen von 1898—1905 von 36 088 t auf 55 571 t), so liegt sie doch vorwiegend in dem glänzenden Aufschwunge, den die Flachsbearbeitung in Belgien genommen hat.

Der Handel in Leinsaat, an dem vorwiegend die Ölfabrikation interessiert ist, verzeichnete ebenfalls große Einfuhrsaldos; so z. B. im Jahr 1905

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Argentinien	100 711	Deutschland	45 110
Engl.-Indien	20 626	den Niederlanden	30 953
Rußland	13 125	Frankreich	3 262
den Vereinigten Staaten	5 111	andern Ländern	7 922
Frankreich	3 227	zusammen	87 247
andern Ländern	6 358		
zusammen	149 158		

Wie beim Vergleich dieser großen Exportziffern mit der kleinen Erntemenge Belgiens deutlich wird, handelt es sich dabei zum großen Teil um einen Transit- nicht um den Spezialhandel, eine Unterscheidung, die ja in allen Statistiken ziemlich schwer genau durchzuführen ist. Von der russischen Einfuhr wird ein Teil als Saatgut verwandt.

Raps.

Der Rapsbau ist in Belgien, wie das auch von Buchweizen, Bohnen und Erbsen gesagt wurde, in ständigem Rückgang. Er scheint mit dem Buchweizenbau dem völligen Untergange geweiht. Vor 80 Jahren noch auf 27 000 ha gebaut, besetzt der Raps heute nur noch 738 ha, d. h. 0,04 % der angebauten Fläche. Er ist also zu einer Kultur geworden, die für die belgische Landwirtschaft fast gar keine Bedeutung mehr hat. Die Verwendung von Petroleum, Gas und Elektrizität zu Beleuchtungszwecken und die ständig wachsende Einfuhr ausländischer Öle und Fettstoffe haben seiner Kultur den Garaus gemacht.

Sein Anbau erstreckt sich heute über

	ha	Ertrag vom Hektar kg
Antwerpen	77	1564
Brabant	94	1671
Westflandern	161	2276
Ostflandern	198	2276

	ha	Ertrag vom Hektar kg
Hennegau	47	2351
Lüttich	2	1500
Limburg	159	1619
Luxemburg	—	—
Namur	—	—
Belgien	738	1986

Man findet den Raps also eigentlich nur noch in den Kleinbetrieben des nördlichen Belgiens, die ihn als Reminiszenz an frühere Zeiten noch hier und da beibehalten haben und ihn wohl auch noch, wie in alter Zeit, selbst zu Öl verarbeiten.

Der ausländischen Konkurrenz zufolge sind auch die Rapspreise stark gesunken, was zur Einschränkung des Rapsbaues erheblich beigetragen hat.

Man bezahlte für 1000 kg Raps im Mittel der Jahre

1867—1876	316,40 ℳ
1877—1886	282,50 „
1887—1896	226,80 „
im Jahr 1905	206,00 „

Die Ernte des Jahres 1905 ist auf 1465 Tonnen zu schätzen.

Der Auslandshandel, der vornehmlich für Zwecke der Ölindustrie ausländischen Raps importierte, beziffert sich in demselben Jahre auf eine Saldoeinfuhr von 55 200 Tonnen.

Tabak.

Die Tabakkultur ist seit alter Zeit in Belgien getrieben worden; wenn auch niemals in irgendwie bedeutendem Umfang als Handelsgewächs oder gar für Exportation, so doch ausreichend, um einen beträchtlichen Teil des belgischen Tabakkonsums zu decken. Die Zunahme des Tabakbaues zeigen die Anbauzahlen der folgenden Jahre:

1846	666 ha
1880	1577 „
1895	2148 „
1905	3105 „

Die Anbaufläche des letztgenannten Jahres entsprach 0,18 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche Belgiens. Der Tabakbau ist auf einige kleinere Gebiete lokalisiert. Nach Provinzen verteilt sich seine Kultur folgendermaßen:

	ha	Ertrag vom Hektar in Kilogramm getrockneter Blätter
Antwerpen	2	1350
Brabant	74	1576
Westflandern	1759	2911
Ostflandern	356	2276
Hennegau	550	1760

	ha	Ertrag vom Hektar in Kilogramm getrockneter Blätter
Lüttich	4	1823
Limburg	1	1552
Luxemburg	89	1322
Namur	269	1503
Belgien	3104	2431

In Westflandern baut man den Tabak an den Ufern der Leye und deren Nebenflüssen, namentlich in Werwicq und Comines, in Ostflandern längs der Dender, im Hennegau im Tal der Haine und in Luxemburg und Namur im Tal der Semois; überall auf nicht allzuschwerem Alluvialboden und in windgeschützter Lage; als weitere Vorbedingungen der Kultur gelten ein vorherrschender Kleinbetrieb, eine sehr dichte Bevölkerung und demgemäß billige Arbeitskräfte. Außer den genannten Gegenden, in denen der Tabakbau verhältnismäßig im großen betrieben wird, findet man ihn in sehr vielen belgischen Bauernwirtschaften auch als Gartenkultur zur Deckung des Tabakbedarfs des Besitzers; namentlich die flämischen Arbeiter lieben es, nicht nur ihren Kohl, sondern auch ihren Tabak selbst zu bauen.

Man düngt die Tabakfelder außerordentlich stark mit Stalldünger, mit Rapskuchen, die man in die Jauchebrunnen geworfen und darin aufgeweicht hat, und auch mit Handelsdünger. Man zieht die junge Saat in Beeten und setzt die Tabakpflänzchen Anfang Mai ins Feld. Die Bearbeitung des Feldes kostet viel Zeit und Arbeit. Mitte September wird geerntet; in der Großkultur pflückt man die Blätter mit einem Mal, in der Kleinkultur zweimal hintereinander in einem Zeitraum von 8—10 Tagen. An der Dender und fast überall beim gartenmäßigen Anbau werden die ganzen Pflanzen abgebrochen und getrocknet. Die Trocknung geschieht auf Gestellen in freier Luft oder an der Mauer des Hauses. Die Kosten des Tabakbaues werden geschätzt für 1 ha auf:

Pacht und Abgaben	97,60 ℳ
Stalldüngung	172,00 „
Handelsdüngung und Jauche	429,20 „
Ackern	57,60 „
Pflanzen	64,00 „
Unterhalt	220,00 „
Pflücken, aufhängen, trocknen	192,00 „
Trockeneinrichtung	40,00 „
Herstellen für den Handel	56,00 „
	1328,40 ℳ

Die Erträge an getrockneten Blättern schwanken zwischen 1500 und 3000 kg; die Gesamternte des Jahres 1905 betrug 7 550 600 kg. Der größte Te von wurde als Pfeifentabak in Belgien konsumiert, nicht nur von der Land- und Arbeiterbevölkerung, sondern auch von anspruchsvollern belgischen Pfeifenrauchern, die je nach der Herkunft des Krautes zwischen milderm und kräftigerm, aromatischem und ganz feinem Tabak unterscheiden, Unterschiede, die für mich mangels jeglicher Erfahrung in belgischem Pfeifentabak leider nicht nachweisbar sind.

Ausreichen zur Deckung des heimischen Bedarfs an Pfeifentabak tut der belgische Tabak nicht. Man importierte an Kau- und Pfeifentabak im Jahr 1905:

Einfuhr aus		Ausfuhr
Algier	16 t	
Frankreich	13 t	
den Niederlanden	12 t	
andern Ländern	15 t	zusammen 5 t
den Verein. Staaten	8 t	
zusammen	64 t	

Ein Teil der belgischen Tabakernte kommt wohl auch in den belgischen Zigarrenfabriken zur Verarbeitung, die jedoch den Hauptteil ihres Rohtabaks vom Auslande beziehen. Die Ein- und Ausfuhr an Rohtabak betrug im Jahr 1905:

Einfuhr aus		Ausfuhr nach	
den Vereinigten Staaten	4790 t	Deutschland	7 t
den Niederlanden	3211 t	den Niederlanden	2 t
Deutschland	1016 t	andern Ländern	3 t
der Türkei	245 t	zusammen	12 t
Niederl.-Indien	206 t		
Österreich-Ungarn	111 t		
den Philippinen	73 t		
andern Ländern	291 t		
zusammen	9943 t		

Die belgische Zigarrenindustrie fabrizierte aus diesen Rohstoffen nicht nur für den einheimischen Bedarf, sondern noch darüber hinaus für den Export. Der Handel in Zigarren und Zigaretten notierte eine Einfuhr von 71 t und eine Ausfuhr von 124 t, was also eine nicht unbedeutende Überproduktion der belgischen Fabriken über den einheimischen Bedarf aufweist. Dem Werte nach sind freilich die importierten Zigarren und Zigaretten den exportierten überlegen, denn die genannte Einfuhr entsprach etwa 2,1 Millionen Francs, die Ausfuhr nur 1,5 Millionen Francs. Man importiert also viel feine Qualitäten und fabriziert in der belgischen Zigarren- und Zigarettenindustrie für den Export hauptsächlich Ware von geringem oder mittlerem Wert.

Insgesamt beschaut, importiert Belgien mehr Tabak, als es exportiert, auch trotz seiner nicht unerheblichen eignen Tabakkultur. Der Import von Rohtabaken verhielt sich im Jahr 1905 zu der eignen Ernte nach den Angaben der Steuerbehörde wie 10,1 Millionen Kilogramm zu 10,7 Millionen Kilogramm. Der Tabakkonsum desselben Jahres wird geschätzt auf 20,7 Millionen Kilogramm, das macht auf den Kopf der Bevölkerung 2,9 kg (Deutschland 1,6, Niederlande 3,3).

Belgien erhebt von Zigarren und Zigaretten einen Einfuhrzoll von 600 Francs für 100 kg, von Rohtabak 55 Francs für 100 kg. Die Einnahmen des Staates aus dem Tabakzolle stehen unter allen Zolleinnahmen an erster Stelle. Die importierten, nicht verarbeiteten sowie die getrockneten einheimischen Tabake tragen außerdem eine Steuer von 15 Francs für 100 kg; befreit von der Steuer sind die von den Tabakpflanzern für eignen Bedarf geernteten Tabake.

Hopfen.

Der Hopfenbau, von Jahr zu Jahr an Fläche abnehmend, umfaßt heute noch 2575 ha, d. h. 0,15 % der landwirtschaftlichen Fläche. Seine Kultur ist noch mehr lokalisiert als die des Tabaks, wie auch die nachstehenden Zahlen beweisen.

Man baute in	ha	Ertrag vom Hektar in Kilogramm getrockneten Hopfens
Antwerpen	3	1114
Brabant	927	1564
Westflandern	1323	2313
Ostflandern	298	1909
Hennegau	20	1479
Lüttich	2	1375
Limburg	—	1400
Luxemburg	—	—
Namur	1	1279
Belgien	2575	1988

Auch die Hopfenkultur ist in Belgien wie der Tabakbau nur im klein- oder mittelbäuerlichen Betriebe möglich und bei reichlichem und billigem Arbeiterangebot. Obgleich sich beides fast überall in Flandern findet, ist der Hopfenbau doch mehr oder minder auf das Land bei Poperinghe und bei Alost beschränkt geblieben. Die Erträge des Hopfenbaues sind nicht lohnend genug, um dieser Kultur weitern Eingang zu verschaffen.

Die Umgebung der Stadt Poperinghe wird das Land der Hopfengroßkultur, das Land von Alost die Gegend der Hopfenkleinkultur genannt; in ersterm Gebiete finden sich nämlich vereinzelte Hopfenbauer, die mehrere (bis drei) Hektar Hopfen bauen, während bei Alost jeder Bauer nur einige Ruten mit Hopfen bepflanzt.

Bei Poperinghe und auch im Norden von Ostflandern bei Ertvelde gibt es hochmodern angelegte Hopfenpflanzungen mit eisernen Trägern und abnehmbaren Eisendrähten, an denen sich der Hopfen emporrankt; bei Alost zieht man ihn nach alter Weise an Holzstangen. Die meist kultivierten Hopfen sind der weiße Hopfen von Poperinghe, der weiße Hopfen von Buvrinnes, der Groene Bel, Witte Bel und Carnau; neuerdings macht man auch Versuche mit deutschem Hopfen.

Die Kultur ist äußerst intensiv, und die Produktionskosten sehr hoch; zum Teil freilich, wie bei aller Arbeit des Kleinbauern, nicht in Barausgaben in Erscheinung tretend. Man gibt im Land von Alost als mittlere Produktionskosten für den Hektar Hopfen an:

Pacht und Abgaben	132,00 ℳ
Bearbeitung des Bodens mit dem Spaten	32,80 „
Stalldüngung	72,00 „
Jauchedüngung	40,00 „
Hackarbeit	40,00 „
Unterhalt der Pflanze (aufbinden usw.)	120,00 „
Übertrag	436,80 ℳ

Übertrag . .	436,80 ℳ
Pflücken (8 ℳ für 50 kg)	272,00 „
Transport und trocknen	104,00 „
Hopfenstangen (2600 Stangen je 0,56 ℳ, etwa sechs Jahre ausdauernd)	242,60 „
	1055,40 ℳ

Dazu kommen beim rationell und modern wirtschaftenden Hopfenbauer neuerdings noch die nicht unerheblichen Kosten für die Bekämpfung von Insekten und Hopfenkrankheiten. Die Hopfenplantagen erreichen im allgemeinen ein Alter von acht Jahren, um dann Neupflanzungen Platz zu machen.

Als Ertrag an getrocknetem Hopfen rechnet man 1700–1800 kg vom Hektar, in guten Jahren mehr, in schlechten auch erheblich darunter. Der Preis des Jahres 1905 war 83,85 ℳ für 50 kg.

Die Gesamthopfenernte des Jahres 1905 betrug etwa 5171 t, was jedoch zur Deckung des einheimischen Bedarfs nicht ausreichte. Der Handel verzeichnete eine

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Deutschland . . .	2473	England	447
England	180	Frankreich	444
Frankreich . . .	147	den Niederlanden .	208
Österreich-Ungarn .	100	andern Ländern . .	72
andern Ländern . .	102	zusammen . .	1171
zusammen . .	3002		

Die Mehreinfuhr an Hopfen, meist deutscher Herkunft, betrug demnach 1831 t. Belgien ist ein Land mit einer sehr starken Bierfabrikation, und die Belgier gehören zu den trinkfestesten Biertrinkern der Erde. Während in Belgien der Trinkkonsum auf den Einwohner im Jahr 1905 223 l betrug, tranken die Deutschen nur 117 (die Bayern allein genommen freilich 237) l der Mann; die Engländer 128 l. Die Belgier schlagen also den Rekord. Freilich muß man wissen, daß die Mehrzahl der in Belgien getrunkenen Biere sehr leichte, dünn gebraute Landbiere sind, von denen der belgische Landmann an Kirmestagen 10–20 Pintches (= $^1/_2$ l) zu sich nehmen kann, ohne dabei viel Alkohol aufzunehmen. Belgien besaß im Jahr 1905 3362 Brauereien und stellte 15,7 Millionen Hektoliter Bier her, wozu noch 6,2 Millionen Hektoliter Bier importiert wurden.

Für die einheimische Bierbrauerei, soweit diese das genannte Landbier herstellt, ist der belgische Hopfen ein durchaus brauchbares Produkt. Er findet sogar vor dem teureren und kräftigeren deutschen Hopfen den Vorzug, da er für Herstellung des nach deutschem Geschmacke saft- und kraftlosen belgischen Landbiers völlig ausreicht. Außer diesem Dünnbier, das wohl den Hauptteil der belgischen Bierproduktion ausmacht, fabrizieren die Belgier noch einige kräftigere Nationalbiere, Faro, Lambic, Geuse u. a., über deren Geschmack ich mich höflichkeitshalber jeglichen Urteils enthalten will. Der Geschmack der Menschen ist in vielen Dingen sehr verschieden, und dem von Haus aus wohl etwas anspruchsvollen deutschen Biertrinker ist es nicht zu verdenken, wenn er sich dem belgischen Biergeschmack nicht anpassen kann.

Schließlich gibt es heute auch in Belgien große Brauereien, die Bier nach Münchener oder Pilsener Art brauen, und diese verwenden fast ausschließlich

deutsche Hopfen, da für ihre Fabrikation der belgische Hopfen nicht kräftig genug ist. Wenn darum der belgische Hopfenbauer auch gegen die deutschen Einfuhren oft nur schwer die Konkurrenz halten kann, ja selbst ziemlich abhängig von den Importen und deren Preise ist, so besitzt er anderseits in den Landbrauereien ein Absatzgebiet, auf dem er jederzeit mit seinem Hopfen unterkommen und auf dem er durch den ausländischen Hopfen nie verdrängt werden kann. Der belgische Hopfenbau ist darum wohl eine recht riskante und im Großbetrieb wegen zu großer Preisschwankungen fast unmögliche Kultur; dennoch eine Kultur, die voll und ganz in die Landwirtschaft des bierkonsumfreudigen Belgiens hineingehört und seine Stelle darin auch behaupten wird.

Zichorie.

Der Zichorienbau erstreckt sich in Belgien über 8678 ha, d. h. 0,49 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Er ist, wie die nachfolgenden Zahlen zeigen, auf die flämischen Teile des Landes mit ihrem vorwiegenden Kleingrundbesitze beschränkt. Die Zichorie ist vornehmlich ein Produkt der kleinsten landwirtschaftlichen Betriebe und Arbeitergrundstücke. Man baute in

	ha	Ertrag vom Hektar in 100 kg
Antwerpen	101	19,2
Brabant	250	22,3
Westflandern	6759	34,5
Ostflandern	525	30,1
Hennegau	1040	29,6
Lüttich	—	—
Limburg	—	—
Luxemburg	—	—
Namur	3	11,3
Belgien	8678	33,2

Das Zentrum des Zichorienbaues ist der Südosten der Provinz Westflandern mit der Stadt Roussellaere als Mittelpunkt. Man kultiviert die Zichorienwurzel genau so wie die Zuckerrübe, nur daß entsprechend der kleinern Rübe der Stand der Pflanze viel enger und dadurch die Handarbeit viel größer ist als bei den Zucker- und Futterrüben; während Zuckerrüben etwa im Abstand von 40 · 45 cm stehen, baut man die Zichorienpflanze im Abstand von 24 · 25 cm; das gibt also etwa die doppelte Anzahl Pflanzen auf die Einheitsfläche. Die Kosten des Zichorienbaues werden vom Hektar folgendermaßen veranschlagt:

Pacht und Abgaben	108,00 ℳ
Stalldüngung	128,00 „
Handelsdüngung	54,40 „
Ackern und säen	80,00 „
Saatgut	17,60 „
Unterhalt	48,00 „
Roden	96,00 „
Transport und Wäsche	32,00 „
	564,00 ℳ

Der Ertrag vom Hektar schwankt zwischen 27 000 und 35 000 kg; der Preis beträgt etwa 20,80 ℳ für die Tonne. Die Trocknung der Zichorienwurzeln wird zum Teil in den landwirtschaftlichen Betrieben selbst besorgt, zum andern in den Zichorienfabriken, deren sich in allen Dörfern jener Gegend eine oder mehrere installiert haben.

Der Zichorienbau, obgleich an Flächenausdehnung nicht groß, liefert ein Produkt, mit dem der Belgier den Auslandsmarkt aufsuchen muß, da die Produktion den einheimischen Bedarf übersteigt. Die Gesamternte des Jahres 1905 betrug etwa 287 769 t Zichorienwurzeln.

Die Ein- und Ausfuhr desselben Jahres betrug an frischen und getrockneten Wurzeln:

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Frankreich	137	Deutschland	20 512
andern Ländern	1	Frankreich	11 379
zusammen	138	England	4 909
		der Schweiz	4 880
		Italien	3 174
		den Vereinigten Staaten	1 174
		Österreich-Ungarn	1 140
		andern Ländern	2 648
		zusammen	49 816

Die Mehrausfuhr betrug also 49 678 t Zichorienwurzeln.

An verarbeiteter Zichorie betrug die

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
Frankreich	4 487	der Kapkolonie	341
den Niederlanden	848	England	142
andern Ländern	19	Frankreich	126
zusammen	5 354	andern Ländern	504
		zusammen	1 113

Das ergibt eine Mehrausfuhr von 4241 t bearbeiteter Zichorien, die etwa der vierfachen Menge, also 16 964 t frischer Zichorie entsprechen. Bringt man diese Summe von der Mehrausfuhr an unverarbeiteten Zichorien in Abzug, so ergibt sich eine Überproduktion von etwa 32 714 t frischer Zichorien.

In den Gärtnereien und kleinen Ackerwirtschaften in der Umgebung der belgischen Städte, namentlich Brüssels, wird die Zichorie als Gemüse gezogen, indem die einjährigen Wurzeln in Mistbeeten oder in dunklen Kellern zum Treiben geiler Blätter gebracht werden, die abgeschnitten und als feines Tafelgemüse auf den Markt gebracht werden. Eine nennenswerte Flächenausdehnung hat diese, an sich recht bedeutende gärtnerische Kultur nicht.

Zuckerrüben.

Die Zuckerrübe ist die wichtigste Industriepflanze der belgischen Landwirtschaft; ihre Anbaufläche betrug im Jahr 1905 64 175 ha, d. i. 3,64% der landwirtschaftlich genutzten Fläche des Landes. Auch die Zuckerrübe ist, wie jede andre der

Industriepflanzen, lokalisiert auf ein beschränktes Anbaugebiet, das ihrer Kultur die günstigsten Bedingungen bietet; es sind das die reichen Lehmböden Mittelbelgiens, jene Teile Belgiens, in denen der Mittel- und Großbetrieb vorherrschen. Die Anbaufläche der Zuckerrüben verteilt sich folgendermaßen:

	ha	Ertrag vom Hektar in 1000 kg
Antwerpen	730	34,2
Brabant	10 399	31,8
Westflandern	3 489	34,7
Ostflandern	2 886	37,5
Hennegau	21 377	33,3
Lüttich	13 082	32,0
Limburg	5 584	32,1
Luxemburg	11	24,5
Namur	6 617	31,3
Belgien	64 175	32,7

Der Gesamtertrag des Jahres 1905 betrug 2 101 334 000 kg Zuckerrüben. Dazu führte Belgien aus dem Ausland ein 301 636 000 kg Zuckerrüben.

Aus diesen Rübenmengen stellte die belgische Zuckerfabrikation im selben Jahre her 244 Millionen Kilogramm Rohzucker und 69 Millionen Kilogramm weißen Kristallzucker; davon betrug die Saldoausfuhr 94 Millionen Kilogramm Rohzucker, die verbleibenden 150 Millionen Kilogramm Rohzucker und 69 Millionen Kilogramm weißer Kristallzucker gelangten zum Teil (73 Millionen Kilogramm) zur Lagerung zwecks späterer Verwendung, zum Teil zur Verarbeitung nach den Raffinerien, zum Teil zum Konsum.

Die Raffinerien stellten im selben Jahre her 69 Millionen Kilogramm Raffinadezucker und 17 Millionen Kilogramm weißen Kristallzucker; davon betrug die Saldoausfuhr 12 Millionen Kilogramm Raffinadezucker und 19 Millionen Kilogramm weißen Zucker, so daß im Land verblieben etwa 57 Millionen Kilogramm Raffinadezucker und 67 Millionen Kilogramm weißer Kristallzucker.

Erster wurde vollständig verzehrt, von letztem etwa ein Drittel den Beständen fürs folgende Jahr zugeschlagen und der Rest ebenfalls verzehrt.

Insgesamt beschaut, importiert die belgische Zuckerindustrie etwa ein Siebentel ihres Rohstoffs vom Ausland und exportiert fast das Doppelte des einheimischen Konsums. Nähere Angaben darüber sind im Kapitel über die Zuckerindustrie zu finden.

4. Wurzelfrüchte.

Kartoffeln.

Die Kartoffel ist nächst dem Getreide die meist angebaute Ackerfrucht in Belgien; sie nahm im Jahr 1905 145 944 ha ein, d. s. 8,29% der Gesamtanbaufläche. Ihre Kultur verteilte sich folgendermaßen:

	ha	Ertrag vom Hektar in 1000 kg
Antwerpen	20 685	13,9
Brabant	24 447	9,1
Westflandern	22 240	12,9
Ostflandern	25 749	10,9
Hennegau	8 822	5,3
Lüttich	7 864	8,1
Limburg	11 053	9,4
Luxemburg	15 933	13,0
Namur	9 201	7,4
Belgien	145 994	10,6

Überall im Kleinbetrieb auf den leichten Böden des Landes spielt der Kartoffelbau eine sehr große Rolle. Je dichter die Besiedlung des Landes und je intensiver die Kultur jener sandigen Böden des nördlichen Belgiens getrieben wird, um so mehr Kartoffeln werden gebaut. Ein zweites ausgedehntes Anbaugebiet hat sich die Kartoffel in den letzten Jahrzehnten in den Ardennen erworben, wo seit Modernisierung und Intensivierung der landwirtschaftlichen Betriebe der Kartoffelbau derart zugenommen hat, daß man heute einen großen Exporthandel in Kartoffeln nach den belgischen Konsumtionszentren und auch nach dem Auslande betreibt.

Die Produktionskosten für 1 ha Kartoffeln werden wie folgt angegeben:

	Ostflandern ℳ	Ardennen ℳ
Pacht und Abgaben	132,00	27,00
Stalldüngung	171,00	128,00
Handelsdüngung	36,00	32,00
Ackern und pflanzen	68,40	32,00
Pflanzgut	60,00	43,20
Unterhalt	16,80	29,60
Ernte	73,60	48,00
	557,80	339,80

Der oben angegebene mittlere Ertrag von 10 600 kg Kartoffeln vom Hektar gibt von der Produktion tüchtiger Wirtschaften eine unzureichende Vorstellung; dort kann man auf 15 000—30 000 kg, je nach der Varietät, rechnen, in den Ardennen etwa auf 15 000—20 000 kg vom Hektar. Der Mittelpreis des Jahres 1905 betrug 6,50 ℳ für 100 kg.

Um bei dem sehr intensiv betriebenen Kartoffelbau nicht unvorhergesehene Ernteausfälle zu erleben, muß der belgische Landwirt eifrig mit Bordelaiserbrühe gegen die Kartoffelkrankheiten zu Feld zu ziehen; eine Praxis, die in manchen Gegenden, wie z. B. bei Mecheln, schon völlig heimisch ist, in andern Gegenden mit einer geistig trägern Bauernschaft nur sehr langsam Eingang findet. Ein schlechtes Jahr, wie es das Jahr 1905 war, kann ungeheure Verluste bringen. Während Belgien in den vorhergehenden Jahren etwa 240—250 Millionen Kilogramm Kartoffeln jährlich produzierte und einen ziemlich regen Exporthandel in Kartoffeln treiben konnte,

sank die Ernte des Jahres 1905 auf 155 561 000 kg und an Stelle der Saldoausfuhr trat eine erhebliche Saldoeinfuhr an Kartoffeln.

Der Auslandshandel belief sich auf eine

Einfuhr aus	t	Ausfuhr nach	t
den Niederlanden . . .	87 800	Deutschland	69 475
Frankreich	37 715	Frankreich	26 530
Deutschland	35 581	den Niederlanden . . .	8 915
Italien	3 426	Norwegen	7 793
andern Ländern . . .	2 669	England	3 785
zusammen .	167 191	andern Ländern . . .	7 244
		zusammen .	123 742

Das ergibt für 1905 eine Mehreinfuhr von 43 549 t, während im Jahr vorher 122 470 t mehr aus- als eingeführt wurden.

Daß es sich bei den großen Kartoffelimporten des Jahres 1905 nur um eine vorübergehende Erscheinung handelt und Belgien in Zukunft wieder seinen Platz als kartoffelexportierendes Land einnehmen wird, ergibt sich aus den Produktionsverhältnissen des Landes. Der eigentlich typische Kartoffelexport Belgiens ist durch die schlechte Ernte des Jahres 1905 wohl verringert, aber doch keineswegs aufgehoben worden. Die Exportkartoffel Belgiens ist eine in der Umgegend von Mecheln gezogene Frühkartoffel, die in den dortigen kleinen Wirtschaften im Winter angekeimt, Anfang März ausgepflanzt und Ende Juni bis Anfang August geerntet wird. Diese Frühkartoffel versorgt nicht nur den zahlungsfähigen Markt in Brüssel, sondern geht in großen Sendungen auch täglich nach Deutschland hinein. In Deutschland hat der belgische Kartoffelexporteur seinen festesten und sichersten Abnehmer. Der Handel nach andern Ländern, namentlich nach England, besteht mehr in einem Unterbringen einer plötzlichen starken Überproduktion als in festen Handelsbeziehungen; daher in manchen Jahren sehr großer, in andern verschwindend kleiner Export nach England. Kommen Jahre mit schlechter Ernte, wie das Jahr 1905, so gehen die Exporte belgischer Kartoffeln nach allen Ländern erheblich zurück, mit Ausnahme des Exports nach Deutschland. Die ausfallenden Erntebeträge solchen Jahres treffen den Handel in den wertvollern Frühkartoffeln weniger, als die für Belgien selbst bestimmten Kartoffelmengen. Man schränkt die Kartoffelfütterung ein und bezieht bei Mangel an Speisekartoffeln den fehlenden Rest vom Ausland, wie in diesem Falle vornehmlich aus den Niederlanden.

Futterrüben.

Entsprechend seiner großen Viehhaltung baut Belgien sehr viel Futterrüben; alles in allem 217 924 ha, d. s. 12,38 % der Anbaufläche des Landes; und zwar

	Futterrüben	Möhren	Stoppel- u. Kohlrüben	(Stoppelrüben u. Möhren als Nachfrucht)		zusammen
	ha	ha	ha	ha	ha	ha
Antwerpen .	2 565	243	832	19 670	6 469	29 779
Brabant . .	10 839	190	635	21 276	3 476	36 416
Westflandern	11 995	402	427	30 005	124	42 953

	Futterrüben	Möhren	Stoppel u. Kohlrüben	(Stoppelrüben u. Möhren als Nachfrucht)		zusammen
	ha	ha	ha	ha		ha
Ostflandern .	9 476	891	666	54 409	2 908	68 350
Hennegau .	10 545	358	869	5 644	84	17 500
Lüttich . .	3 916	45	38	328	3	4 330
Limburg .	2 589	200	372	7 461	795	11 417
Luxemburg .	1 516	125	560	44	—	2 245
Namur . .	4 682	85	117	49	1	4 934
Belgien . .	58 123	2539	4516	158 886	13 860	217 924

Dort, wo das meiste Vieh gehalten wird, in den nördlichen Provinzen Belgiens, werden auch die meisten Futterrüben gebaut. Eine überraschend wichtige Rolle spielen, wie obige Zahlen beweisen, die Stoppelrüben; Flandern ist seines intensiven Stoppelrübenbaues wegen ja aus alter Zeit her berühmt, doch dürfte es den Fremden in ein nicht geringes Staunen versetzen, zu hören, daß etwa die Hälfte aller in Flandern geernteten Rüben als zweite Frucht, d. h. nach Roggen oder Hafer, geerntet ist, und daß die Rüben als Nachfrucht in jenen Provinzen vier Fünftel aller Rübenfelder ausmachen. Die Kosten des Stoppelrübenbaues werden folgendermaßen berechnet:

Stalldünger (Nachwirkung)	46,80 ℳ
Jauche (120 hl zu je 0,40 ℳ) . .	48,00 „
Ackern und säen	16,00 „
Saat	3,20 „
Hackarbeit	16,00 „
Roden	20,00 „
Transport	20,00 „
	170,00 ℳ

Die Erträge dieser Stoppelfrucht schwanken zwischen 20 000 und 40 000 kg von dem Hektar.

Die Gesamternte an Futterrüben stellt sich für das Jahr 1905 auf

	Ertrag vom Hektar in 1000 kg	Gesamternte in 1000 kg
Futterrüben	60,6	3 522 411
Möhren	29,5	74 845
Stoppel- und Kohlrüben	30,2	145 607
Stoppelrüben als Nachfrucht . . .	25,6	3 553 647
Möhren „ „ . . .	14,0	194 224
		7 490 734

Die Produktion an Futterrüben als Nachfrucht ist also etwa ebenso groß wie die der Futterrüben, die als Hauptfrucht gebaut werden, ein Beweis für die hohe Intensität der belgischen Landwirtschaft. Einer solchen Produktion an Herbstfrüchten kann sich kein andres Land in gleicher Klimalage rühmen. Der überwiegend größte Teil der Futterrüben wird auf dem Lande verfüttert, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil kommt in den Handel. Im Handel mit dem Auslande spielen diese Rüben gar keine Rolle.

5. Futtergewächse.

Unter dem nun noch bleibenden Reste des belgischen Kulturlandes kann man unterscheiden zwischen Feldern und Weiden, die Futtergewächse zur Aberntung tragen, und Wiesen und Weiden, die nicht gemäht, sondern geweidet werden.

Zu ersten gehören

	ha	Ertrag vom Hektar	Gesamternte
Rotklee	96 169	5 537 kg (Heu)	532 441 t (Heu)
andrer Klee	30 721	3 669 „ „	112 712 t „
Luzerne	13 380	5 784 „ „	77 387 t „
Esparsette	9 688	4 555 „ „	44 125 t „
Raigras und Timothee	7 653	4 207 „ „	32 199 t „
Futtergemenge	5 403	5 537 „ „	29 916 t „
Heuwiesen	225 044	3 012 „ „	880 428 t „
Inkarnatklee	13 534	25 827 „ (grün)	349 547 t (grün)
Spergel als Nachfrucht	25 436	12 517 „ „	318 779 t „

Den Provinzen nach verteilen sich diese Futtergewächse folgendermaßen:

Antwerpen	37 460 ha
Brabant	45 745 „
Westflandern	27 204 „
Ostflandern	27 165 „
Hennegau	60 647 „
Lüttich	42 259 „
Limburg	38 864 „
Luxemburg	66 226 „
Namur	61 458 „
Belgien	407 028 ha

Am meisten Fläche nehmen die Futterpflanzen in den Ardennen und im Condroz ein, wo sie seit Modernisierung der dortigen Wirtschaften vielfach ein Drittel des Areals der Betriebe besetzen. Nächst den Bergen folgt Mittelbelgien mit einem sehr starken Anbau von Futterpflanzen. Die dortigen Großbetriebe haben zur Unterhaltung ihres großen Pferde- und Viehbestandes viel Rauhfutter nötig; das natürliche Grasland benutzen sie als Weide und versorgen sich für den Winter mit Rauhfutter durch Aussaat großer Klee- und Luzerneschläge. Bisweilen benutzen sie selbst diese als Weide, um dadurch die Futtermenge noch zu vergrößern und die Viehhaltung recht weit ausdehnen zu können. Die leichten Böden des nördlichen Belgiens kultivieren am wenigsten Futterpflanzen, nicht etwa, weil sie solche nicht nötig hätten; im Gegenteil, bei ihnen ist die Viehhaltung und das Futterbedürfnis am größten. Aber sie kommen mit Aufwand von viel Handarbeit durch den Anbau von Futterrüben zu höhern Erträgen als beim Kleebau; darum ersetzt der Futterrübenbau bei ihnen den weniger ausgedehnten Anbau von Klee, Gräsern und ähnlichen Futterpflanzen.

Die einzelnen genannten Futterpflanzen verteilen sich in verschieden starker Ausdehnung über die verschiedenen Teile des Landes, je nachdem ihre Kultur sich mehr oder minder für den Boden eignet; so findet man die Luzerne meist auf den reichen Böden Mittelbelgiens, die Esparsette im Condroz, den Spergel als

Nachfrucht auf den magern Böden der Campine, den Kleebau im Hennegau und Brabant, das meiste Heuland in den Ardennen.

Als Handelsobjekt haben die Futtergewächse eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung; sie dienen hauptsächlich als Futtermittel in den Betrieben ihrer Produzenten. Aus den Nachbarländern, namentlich aus den Niederlanden, bezieht Belgien jährlich einen größern Posten Heu und Stroh, da die eigne Produktion nicht ganz zureicht, um den Bedarf zu decken. Die Saldoeinfuhr an Fourageſtoffen betrug im Jahr 1905 etwa 92 Millionen Kilogramm.

Je weiter die Intenſivierung der belgiſchen Landwirtſchaft, namentlich in den größern Betrieben, fortſchreitet und zur Erzeugung tieriſcher Produkte übergeht, um ſo mehr nimmt der Futterbau zu. Die teurer und ſeltener werdenden Arbeitskräfte und der ſchärfer werdende Konkurrenzkampf drängen auch ihrerſeits den Landwirt darauf hin, den Futterbau auf Koſten der andern Ackerkulturen auszudehnen und ſein Heil lieber im Vieh- und Pferdehandel, als im Verkauf von Ackerfrüchten zu ſuchen.

Es bleibt zum Schluß noch ein Wort über Wieſen und Weideland zu ſagen. Voraus ſei geſchickt, daß man ſich nach untenſtehenden Angaben kein zu kleines Bild von den belgiſchen Weiden machen möge. Der belgiſche Landwirt mäht ſeine Heuwieſen, oft auch die Kleeſchläge nur einmal und benutzt ſie dann als Weide; das Einernten einer Nachmahd iſt in Belgien große Seltenheit. Auch wurde ſchon geſagt, daß viele intenſive Wirtſchaften, namentlich in Mittelbelgien ihre Kleeſchläge von vornherein als Weide benutzen, indem ſie Vieh oder Pferde darin antüdern. Das eigentliche Weideland wird in Weiden und Obſtgärten verteilt; letzte werden ſtets in Weide gehalten und als ſolche benutzt. Die Ausdehnung beider betrug in Hektar:

	Weideland	Obſtgarten
Antwerpen	5 798	682
Brabant	18 528	7 391
Weſtflandern	53 056	7 696
Oſtflandern	16 165	6 636
Hennegau	39 368	10 199
Lüttich	34 552	15 888
Limburg	11 402	7 561
Luxemburg	29 150	2 097
Namur	23 881	5 416
Belgien	231 900	63 566

Die eigentlichen Weiden nehmen alſo weniger Platz ein, als die mit Futterpflanzen bebaute Fläche; erſte machen etwa 16,77 %, letzte 24,23 % der geſamten landwirtſchaftlichen Nutzfläche aus, wobei freilich die oben gemachte Bemerkung betreffs Verwendung der Futterkulturen als Weide berückſichtigt werden muß.

Die Ausdehnung der natürlichen Weiden iſt am größten dort, wo von der Natur, d. h. durch Boden- und Klimaverhältniſſe, die Weidehaltung rationeller iſt als der Ackerbau; ſo in den Poldern von Beurne-Ambacht und im Land von Herve. Die Anlage von Obſtgärten, die übrigens auch im Land von Herve auf den dortigen Bergweiden ſehr beliebt iſt, findet ſich am meiſten verbreitet im Hesbegau und hat ihren intenſivſten Mittelpunkt auf dem Übergange vom Hesbegau nach der Campine in der Gegend von St. Trond und Looz.

Vieh des roten flämiſchen Schlages.

Stier des roten flämiſchen Schlages.

6. Gesamtumfang des Ackerbaues.

Faßt man die statistischen Angaben über Ausdehnung, Produktion und Export- bzw. Importhandel des belgischen Ackerbaues zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Fruchtart	Gesamt-ernte in 1000 kg	davon Mehr-ausfuhr in 1000 kg	dazu Mehr-einfuhr in 1000 kg	Geldwert der Ernte in 1000 ℳ
Weizen	337 498	—	1 231 777	47 574
Spelz	36 749	—		3 964
Roggen	542 290	—	47 320	63 449
Mengekorn	20 625	—		2 575
Wintergerste	89 713	—	325 131	12 604
Sommergerste	8 661	—		
Hafer	490 398	—	129 592	71 108
Buchweizen	3 227	—	4 758	506
Stroh	3 121 967	—	—	31 220
Bohnen	18 076	—	28 794	3 005
Erbsen	9 544	—		2 109
Flachs, Bast	10 511	—	90 922	12 285
Leinsaat	9 096	—	61 911	1 784
Raps	1 465	—	55 200	309
Tabak	7 551	—	10 090	13 665
Hopfen	5 171	—	1 831	8 736
Zichorie	287 769	49 678	—	5 986
Zuckerrüben	2 101 334	—	301 636	31 520
Kartoffeln (1904)	235 633	122 471	—	7 068
Futterrüben	3 522 411	—	—	42 269
Möhren	74 845	—	—	1 496
Stoppel- und Kohlrüben	145 607	—	—	1 456
Stoppelrüben als Nachfrucht	3 553 647	—	—	35 536
Möhren als Nachfrucht	194 224	—	—	1 942
Rotklee (Heu)	532 441	—	92 272	26 620
andrer Klee „	112 712	—		5 635
Luzerne „	77 387	—		3 869
Esparsette „	44 125	—		2 206
Raigras und Timothee „	32 199	—		1 610
Futtergemenge „	29 916	—		1 496
Wiesenheu „	880 478	—		44 024
Inkarnatklee (grün)	349 547	—		3 495
Spergel als Nachfrucht	318 379	—		3 184
				494 305

Die in der ersten Spalte angegebenen Ernteerträge beziehen sich alle auf das Jahr 1905, mit Ausnahme der Kartoffeln, für die, der ungünstigen Ernte des Jahres 1905 wegen, die Produktion und der Handel von 1904 angeführt wurden.

Die Spalten 2 und 3 zeigen die Saldo-Aus- bezw. Einfuhr des Jahres 1905 nach der belgischen Handelsstatistik. Bei den Körnerfrüchten wurde dabei die Mehleinfuhr in Korn umgerechnet; für den Tabakimport wurde der Rohtabak sowie der Pfeifen- und Kautabak zusammengerechnet; Hopfen wurde getrocknet, Zichorie als Wurzelfrucht, ausschließlich der Zichorienfabrikate, beziffert.

Zur Berechnung der letzten Spalte wurden für die handelsüblichen Marktprodukte die Mittelpreise des Jahres 1905 zu Grunde gelegt, für die Wertberechnung von Kartoffeln, Futterrüben, Stroh, Heu und Grünfutter wurden an Stelle der Marktpreise niedrigere Gebrauchswerte gesetzt.

Der Gesamtwert der belgischen Ackerfrüchte beläuft sich demnach auf etwa 500 Millionen Mark. Dabei ist alles zusammengerechnet, was der belgische Ackerbau produziert, nur die Weidenutzung ist unberücksichtigt gelassen. Von dieser großen Ernte kommt ein verschwindend kleiner Teil zur Ausfuhr. Eine wirkliche Überproduktion besitzt Belgien nur im Zichorien- und Kartoffelbau, und bei letztem ist die Sache, wie das Jahr 1905 bewies, auch noch nicht einmal so ganz sicher. Der Wert der Überproduktion beläuft sich auf etwa 4,7 Millionen Mark.

Demgegenüber steht eine gewaltige Mehreinfuhr an allen übrigen Ackerprodukten, vor allem an Getreide. Die Saldoeinfuhr belief sich auf mehr als 400 Millionen Mark, also auf $^4/_5$ des Wertes der belgischen Ernte.

In der Tat ein merkwürdiges Bild. Belgien mit seiner hochintensiven Landwirtschaft deckt nur zur Hälfte den Bedarf des Landes aus seinem eignen Ackerbau, fast die Hälfte aller Ackerprodukte muß vom Ausland bezogen werden.

7. Felddüngung.

„Wenn dem Mist eine Verehrung gebührt, so gehört den Flamländern unstreitig die Würde seines Priestertums oder zum wenigsten das Prädikat seiner eifrigsten Verehrer. Auf den Mist gründet sich die vorzügliche Kultur ihres Bodens.“[1])

Belgien ist mit seinen 100 Stück Rindvieh und 60 Schweinen auf 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche das viehreichste Land der Erde; es produziert demgemäß auf die Flächeneinheit die größte Menge Stalldünger und kann seine Acker stärker düngen als irgend ein andres Land.

Nach annähernd genauen Berechnungen kann man die Stalldüngermenge, die im Jahr 1905 in der belgischen Landwirtschaft erzeugt wurde, auf 25 Millionen Tonnen angeben; das sind 14 000 kg auf 1 ha der landwirtschaftlichen Nutzfläche.

Diese große Düngermenge erscheint durchaus nicht übertrieben hoch angegeben: auch wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß in den mittelbelgischen Großbetrieben der Acker nur alle drei Jahre Stalldünger erhält, so steht dem gegenüber, daß in den kleinen intensiven Wirtschaften auf den flämischen Sandböden ein großer Teil der Acker jährlich gedüngt wird.

1) Schwerz a. a. O.

Das Lob der belgischen Düngerwirtschaft ist von Schwerz vor 100 Jahren in höchsten Tönen gesungen worden; er beschreibt ausführlich die Art der Düngerherstellung, besonders die des Tiefstalldüngers, seine Aufbewahrung und Einackerung; er berichtet über Jauchedüngung, Kompostbereitung, über das Auflesen des Düngers auf den Straßen, über die Verwendung von städtischen Düngestoffen. „Die Belgier", sagt er, „sind sehr große Anhänger des Düngers und lassen sich keine Arbeit und Kosten dafür gereuen; sie verdienen in dieser Rücksicht sowohl, als wegen ihrer Industrie und landwirtschaftlichen Talente alles Lob, was man ihnen in diesem Bezuge beilegt."

„Nur der Träge, dessen Hände den Pflug entehren, nur der mag Mangel an Dünger vorschützen. Wie, bieten dir Stadt, Dorf und Haus keinen Unrat dar? Schmückt der Wald sich nicht mit Laub? Bringen deine Felder kein Stroh? Setzen Flüsse und Bäche bei Überschwemmungen keinen Schlamm und Letten ab? — Geh! Eile! Suche! Sammle! Häufe diese Schätze in deiner Grube; laß sie durch die Zeit reifen und sättige damit deine hungrigen Äcker. Pflüge die blühende Lupine, den dichten Spergel uneigennützig in die Erde. Ist dein Boden zu strenge, zu schwer, so führe Sand auf oder Asche, und solltest du sie von deinem Herde entwenden. Doch vielleicht gleicht dein Feld schon einem Sandmeere; so laß Lehm und Mergel seine lockern Teile binden. Wohltätig wird dir dann die Erde lohnen, dankbar und mit Wucher dir deinen Vorschuß zurückgeben."

Wenn Schwerz berichtet, daß alle belgischen Ackerleute darin übereinstimmten, daß es vorteilhafter sei, alle Jahre und wenig, als selten und viel Dünger auf einmal aufzufahren, so spricht er dabei nur von den kleinen Sandwirtschaften, wo das noch heute als Regel gilt. Man produziert möglichst große Mengen Stalldünger und düngt die Äcker so viel wie möglich, wenn es dazu reicht, alle Jahre; wo Stoppelrüben gebaut werden, wird der Acker im Herbst oft noch ein zweites Mal meist mit Jauche gedüngt.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Düngerwirtschaft nächst den belgischen Sandgegenden, im Land von Herve, jenem hügeligen Weidelande im Osten von Lüttich; nur durch eine sehr intensive Düngung, durch ständiges Überbringen des Stalldüngers über die Weiden und tägliches Auseinanderwerfen der Kuhfladen gelingt es den dortigen Landwirten, ihre Weiden reich und frisch zu erhalten und so viel Milchvieh darauf zu halten, daß sie ihre hohen Pachten bezahlen können.

In der Großlandwirtschaft Mittelbelgiens düngt man in der Regel alle drei Jahre, und zwar so, daß die Zuckerrüben in starke Stalldüngung kommen (40 000 bis 60 000 kg); die andern Früchte erhalten nur Zusatzdüngung in mehr oder minder großen Mengen von Handelsdüngestoffen.

Im Condroz und in den Ardennen, die ihrer Düngerwirtschaft wegen bis vor kurzer Zeit in sehr schlechtem Rufe standen, ist in neuerer Zeit auch vieles besser geworden. Es ist natürlich, daß die Stärke der Düngerproduktion mit der Größe des Stroh- und Heuertrags in enger Beziehung steht; und wo auf steinigem Boden nur kümmerliches Gras und kurzes Stroh wachsen will, verfügt der Landwirt in der Regel nicht über viel Stalldünger. Er gewinnt wenig Dünger, düngt seine Äcker darum nur schwach und erntet nur kleine Ernten. So war es lange Zeit im südlichen Belgien Regel, und noch heute trifft man auf den schlechten Böden jener Gegend, in der Famenne und in der Gegend von Rochefort, dies

System an. Dazu kam die große Unachtsamkeit und schlechte Behandlung des Düngers durch die dortigen Landwirte, die einen großen Teil der gewonnenen Düngstoffe verloren gehen ließ. Seit Ausdehnung des Futterbaues und Erhöhung der Ernten mittels Verwendung von Handelsdüngern ist auch dort die Menge des Stalldüngers sehr gestiegen; aber die Behandlung des Düngers ist im ganzen südlichen Belgien noch genau so schlecht wie früher. Die Düngerhaufen liegen in den Ardennendörfern rechts und links an der Straße vor den Häusern, und die Jauche läuft in vielen kleinen Bächlein die Bergstraße hinab und geht verloren.

In den Landwirtschaften des nördlichen Belgiens wird die Jauche mit großer Sorgfalt behandelt, in eingegrabenen Tonnen oder Bassins gesammelt, ins Feld gefahren und dort sorgfältig verteilt. Namentlich für den Stoppelrübenbau ist die Jauchedüngung sehr geschätzt, und auch im Handelsgewächsbau, wie im Tabak- und Hopfenbau, sowie im Kartoffelbau bei Mecheln spielt sie eine große Rolle. In Tonnen wird sie ins Feld gefahren und jedem Pflänzchen sein Teil gegeben.

Die Verwendung städtischer Fäkalien ist von großer Bedeutung vor allem in Flandern und in der Provinz Antwerpen. Rieselfelder besitzt Belgien nicht, was von städtischen Fäkalien der Landwirtschaft zugute kommt, wird auf Achse oder Kahn aus den Städten herausgeholt. Die Kartoffelbauern bei Mecheln beziehen solche Jauchestoffe auf Kähnen in großen Mengen von Holland.

Was die Ergänzung und Vervollständigung der Stalldüngerwirtschaft durch Handelsdüngestoffe betrifft, so ist diese den Belgiern bereits seit mehr als 100 Jahren bekannt und in den dortigen Wirtschaften schon zu einer Zeit üblich gewesen, als andre Ackerbaugegenden noch nicht an deren Verwendung dachten.

Vor 100 Jahren berichtete Schwerz darüber folgendes: „Obgleich der Stallmist von Kühen und Pferden derjenige Dünger ist, worauf die ganze Ackerwirtschaft bei den Belgen beruht, so vernachlässigen sie doch auch sonst keine Gattung von Dünger und schaffen ihn oft mit schweren Kosten herbei. Tauben- und Hühnermist, Holz- und Steinkohlen-, Torf- und Bleicherasche, Straßenkot, menschliche Exkremente und Kalk werden zu Hilfe genommen. In Flandern macht man dennoch mehr Gebrauch von solchen außerordentlichen Düngemitteln, als in Brabant, teils weil die vielen Kanäle nebst der Schelde die Zufuhr derselben aus der Ferne von allen Seiten erleichtern, teils auch weil man sich in Flandern stärker auf den Anbau der Handelsgewächse legt, die bekanntlich mehr Dünger verzehren, als sie wiedergeben."

„Die Asche, vorzüglich die holländische, steht in den sämtlichen Niederlanden in der größten Verehrung."

„Der rohe Kalk wird auf freiem Felde mit untergemischter Asche oder auch ohne solche in Haufen gesetzt und bis zu seinem Gebrauche mit Erde und Rasen bedeckt."

„Von dem Düngen mit Ölkuchen fand ich auch einige Spuren. Man sagte mir, daß in der Nähe von Alost die Rapskuchen zuweilen dazu verwendet wurden. Man wirft sie in eine feste Grube oder eingegrabene Tonne, läßt sie in Wasser oder Jauche aufweichen und bringt die Brühe zu Feld. In Tirlemont werden die Hanfkuchen zum Düngen leichter und sandiger Lande gebraucht."

„Seit einigen Jahren tut man noch mehr", schreibt 60 Jahre später Laveleye. „Man läßt aus Peru ungeheure Mengen des kräftigsten Düngestoffs kommen, den

man kennt, den Guano, der den Pflanzen unsres kältern Klimas etwas von dem feurigen Wachstum einer südlichen Vegetation mitzuteilen scheint."

Die ersten Guanosendungen kamen ums Jahr 1840 nach Europa; als man die großen Erfolge dieses Düngestoffs gesehen hatte, nahm der Import rasch zu. Ein Hamburger Großimporteur stand an der Spitze des neuen Importhandels. Er importierte Rohguano und brachte ihn als solchen in den Handel. Die bei ihm verbleibenden Abraum-Guanos wurden einige Zeit darauf von einer andern Hamburger Geschäftsfirma, namens Ohlendorff, aufgekauft, mit Schwefelsäure behandelt und als aufgeschlossener Guano in den Handel gebracht. Dies Geschäft nahm in kurzer Zeit einen ganz ungeheuren Aufschwung. Die Firma Ohlendorff fing an, auf eigne Rechnung Guano zu importieren und errichtete im Jahr 1858 ihre erste große Guanofabrik; heute bestehen deren vier, und zwar in Hamburg, Emmerich, London und Antwerpen. Die Antwerpener Fabrik wurde im Jahr 1873 gebaut, zu einer Zeit, wo Ohlendorffs Guano schon im ganzen flämischen Ackerbau ein allgemein bekanntes und benutztes Düngemittel war. Der Guanoverbrauch stieg in Belgien von Jahr zu Jahr rasch an, bis er im Jahr 1905 die erstaunliche Summe von 25 Millionen Kilogramm erreichte, wovon die beiden Provinzen Flandern mehr als $^2/_3$ benutzten. Als später Chilesalpeter, Superphosphat, Thomasschlacke und Kainit ihren Einzug in die Landwirtschaft hielten und damit eine neue Wirtschaftsperiode für die Landwirtschaft der meisten Länder begann, war der Übergang zu diesen Düngestoffen für den flämischen Landwirt nur ein kleiner Schritt weiter auf dem von ihm schon seit Jahren beschrittenen Weg. All die Erfahrungen, die andre Landwirte beim Ausstreuen der Handelsdünger noch sammeln mußten, besaß er schon. Er hatte sogar schon den Schaden der übertrieben großen Anwendung dieser Hilfsstoffe erfahren müssen, und zwar beim Kalk. In der Sucht, dem Boden durch uneingeschränkten Aufwand große Ernten abzugewinnen, hatte man jahrelang zu stark gekalkt. Als sich der Schaden dann bemerkbar machte, bekamen die Bauern einen derartigen Schreck vor der Wirkung des Kalkes, daß sie mit den Kalkdüngungen ganz aufhörten; und noch heute kann man als Folge dieser Entwicklung in fast allen flämischen Sandböden Mangel an Kalk konstatieren.

So wenig Schwierigkeiten es machte, den neuen Handelsdünger bei den belgischen Landwirten einzuführen, so schnell stiegen die Mengen, die alljährlich davon zur Anwendung kamen. Heute beträgt der Gesamtverbrauch von Handelsdünger in Belgien mehr als 713 Millionen Kilogramm, was eine Menge von etwa 40 000 kg auf 100 ha Kulturbodens ausmacht.

Nach den Angaben der Statistik betrug der Düngerverbrauch in der belgischen Landwirtschaft im Jahr 1905:

Kalk	126 541 t
Scheidekalk	90 031 „
Mergel	24 823 „
Gips	501 „
Chilesalpeter	83 043 „
schwefelsaures Ammoniak	11 639 „
Blut-, Fleisch-, Horn- und Ledermehl	963 „
Wollabfälle	10 610 „

Guano	25 104 t
Superphosphat	123 439 „
Thomasschlacke	92 871 „
Kalkphosphat	1 138 „
Chlorkalium	3 795 „
schwefelsaures Kali	1 828 „
Kainit, Carnallit	27 589 „
Ölkuchen	17 399 „
zusammengesetzte Düngestoffe	72 183 „
	713 497 t

Danach betragen die auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche in Belgien verwandten Handelsdünger

Kalk	7182 kg
Superphosphat	7007 „
Thomasschlacke	5273 „
Chilesalpeter	4714 „
zusammengesetzte Düngestoffe	4097 „
Kalisalze	1882 „
Guano	1425 „
Ölkuchen	988 „
schwefelsaures Ammoniak	661 „

Bis auf die Kalk- und Kalidüngung stellen diese Düngermengen ganz enorm hohe Zahlen dar; die schwachen Kalkdüngungen haben zum Teil ihren Grund, wie oben schon mitgeteilt wurde, in der Furcht vieler belgischer Landwirte vor Wiederholung der einstmals mit zu starken Kalkdüngungen gemachten schlechten Erfahrungen, und die Kalisalze sind in der belgischen Landwirtschaft noch nicht überall genug bekannt; ihr Vordringen während der letzten Jahre wird deutlich, wenn man bedenkt, daß im Jahr 1895 nur 10 Millionen Kilogramm, 1905 schon 27,5 Millionen Kalisalze verwandt wurden. Immerhin bleibt dem Kalisalze noch ein großes Terrain für weiteres Vordringen in der belgischen Landwirtschaft offen, und der Export von Kalisalzen nach Belgien wird sich noch erst verdoppeln müssen, ehe die belgische Landwirtschaft ebensoviel Kalisalze auf die Einheitsfläche ausstreut wie die deutsche, deren Kaliverbrauch im Jahr 1902 etwa 3200 kg auf 100 ha der landwirtschaftlichen Nutzfläche betrug.

Ordnet man die einzelnen Provinzen Belgiens nach der Größe ihres Verbrauchs an Handelsdünger der Reihe nach untereinander, so ersieht man, in welchen Landesteilen die Intensivierung und Modernisierung der Landwirtschaft am weitesten vorgeschritten ist.

Auf 100 ha der landwirtschaftlichen Nutzfläche wurden an Handelsdüngestoffen verwandt in

Westflandern	62 867 kg
Hennegau	50 114 „
Lüttich	49 650 „
Brabant	42 977 „
Ostflandern	34 991 „

Namur	33 359 kg
Limburg	30 185 „
Luxemburg	21 126 „
Antwerpen	19 430 „

Voran steht die Provinz des ausgedehntesten Handelsgewächsbaues, dann folgt Mittelbelgien mit seinen intensiven Großbetrieben, alsdann die flämischen Sandböden, es folgen die Ardennen und schließlich die Campine.

Dem Boden und auch alten Gewohnheiten, rationeller oder unrationeller Art, entsprechend, benutzt jede Provinz und jede Gegend, ja oft zwei benachbarte Dörfer ihre besondern Handelsdünger.

Der Chilesalpeter wird am meisten verwandt in Westflandern (14 059 kg auf 100 ha), danach in Ostflandern (6389 kg); ebenso der Guano, der Lieblingsdünger des kleinen Landwirts in Westflandern (4297 kg), Ostflandern (3574 kg) und in Antwerpen (2865 kg).

Das Superphosphat findet am meisten Anwendung in Westflandern (14 562 kg), danach folgen Namur (10 697 kg), Hennegau (8509 kg), Lüttich (6692 kg), Ostflandern (5269 kg) und Brabant (5053 kg).

Das Thomasmehl steht dagegen in den Bergen am meisten in Ehren, vornehmlich in Luxemburg (14 818 kg); es folgen Limburg (9042 kg), Lüttich (5727 kg), Namur (5361 kg), Antwerpen (4996 kg) und Westflandern (4865 kg).

Die Kalisalze sind am meisten verbreitet in Limburg (3489 kg), Lüttich (2927 kg), Westflandern (2872 kg), Hennegau (1823 kg), Antwerpen (1613 kg) und Namur (1324 kg); am wenigsten in Ostflandern (1097 kg) und Luxemburg (593 kg).

Zum großen Teil erklären sich die großen Verschiedenheiten der Handelsdüngung aus den Bodenverhältnissen; die kalkarmen und bergigen Terrains werden besser mit Thomasschlacke, die Ebenen Mittelbelgiens mit ihrem intensiven Ackerbau besser mit Superphosphat gedüngt; und die Kalisalze haben naturgemäß nach den Sandböden Belgiens am schnellsten ihren Weg zu finden gewußt.

Daß die Anwendung von Handelsdüngern aber nicht nur von Zweckmäßigkeitsgründen, sondern auch von Gewohnheiten, von Voreingenommenheit und von Urteilslosigkeit dem Händler gegenüber abhängig ist, ist eine Tatsache, die man namentlich unter dem belgischen Kleinbauernstande sehr oft feststellen kann. Das ist es, was man als das Routinehafte im belgischen Landbau bezeichnet hat, und solche Routiniers, die zwar intensiv und modern, aber schablonenhaft wirtschaften, findet man ziemlich zahlreich in Belgien. Selbständiges Denken und Urteilen ist bei einem großen Teile der belgischen Bevölkerung infolge mangelhafter intellektueller Ausbildung nur recht wenig entwickelt.

Ein Bauer gab mir das einmal selbst in einer sehr lakonischen Antwort zu verstehen. Ich stand mit ihm an einem schlechtbestandenen Acker; der ganzen Gegend schien eine kräftige Kalidüngung notzutun, und ich fragte ihn, ob man denn schon mit Kali einen Versuch gemacht hätte, was er verneinte. Als ich ihm die Leichtigkeit eines Versuchs und dessen möglichenfalls große Erfolge darstellte, sagte er:

„Mijnheer, er zijn streeken, waar de boeren alles verzoeken, en andere,

waar zij het niet doen — en dat is hier, Mijnheer, eene streek van niet te verzoeken."

Die Gegenden und Bauernhöfe „van niet te verzoeken" fehlen in Belgien keinesfalls, aber sie fehlen in andern Ländern wahrlich auch nicht.

Von den genannten Handelsdüngestoffen bezieht Belgien den Chilesalpeter aus Chile, den Guano aus Peru und die Kalisalze aus Deutschland; den Kalk gewinnt es im eignen Land, ebenso die Phosphate, deren Produktion sich im Jahr 1903 auf 184 000 t erstreckte, wovon ein Teil zur Deckung des einheimischen Bedarfs diente, ein andrer Teil exportiert wurde. Der Verbrauch an Superphosphat beläuft sich auf etwa 123 Millionen Kilogramm, der Saldoexport auf 140 Millionen Kilogramm.

Die Thomasschlacke wird aus den sehr bedeutenden belgischen Eisenindustrien gewonnen, die nicht nur den Bedarf an etwa 92 Millionen Kilogramm im eignen Lande decken, sondern auch noch eine Mehrausfuhr von über 213 Millionen Kilogramm Thomasschlacke, vornehmlich nach Deutschland, zustande bringen.

II.

Pferdezucht.

1. Bedeutung der Pferdezucht für Belgien.

Wenn in heutiger Zeit eins der alten Kulturvölker Mittel und Wege findet, sich mit einem Agrarprodukte Weltruf zu erwerben, so müssen ganz besondere Wirtschafts- und Produktionsbedingungen bei ihm vorhanden sein, die eine solche landwirtschaftliche Überproduktion ermöglichen. Im allgemeinen reichen die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die die Staaten des alten Europa hervorbringen, nur aus, um das Bedürfnis nach der ersten und wichtigsten Notdurft und Nahrung ihrer Bewohner zu befriedigen. Wo die Bevölkerung gar zu dicht gedrängt ist und zum großen Teil in städtischen und industriellen Berufen ihr Brot sucht, da reichen die einheimischen Ernten an Getreide, die Produktion von Butter und Fleisch noch nicht einmal so weit zu, und man muß in fernen Ländern zu Markt gehen, die auf jungfräulichem Boden reiche Ernten gewinnen und infolge dünner Besiedlung einen Teil derselben zu verkaufen in der Lage sind.

Wo Überproduktion an Erzeugnissen irgend eines Spezialzweigs des landwirtscha ichen Gewerbes in einem der westeuropäischen Staaten zu finden ist basiert diese auf Produktionsbedingungen, die dem betreffenden Lande besonders eigentümlich und nicht nach andern Ländern übertragbar sind. Allein dank dieser Produktionsbedingungen können die Produzenten des Exportartikels der von allen Seiten anwachsenden Konkurrenz widerstehen und ihre Stellung auf dem Weltmarkte behaupten. Frankreichs Weine, Italiens Früchte, Hollands Butter und Käse

sowie seine Blumenzwiebeln sind Erzeugnisse, die in aller Welt bekannt sind, und deren Erzeugung jenen Ländern fast wie ein Monopol zuerteilt scheint, das die Kraft in sich trägt, das Geld der zahlungskräftigsten Käufer in der Welt zu ihnen hereinzuziehen.

Auch Belgien besitzt solches Agrarprodukt, das in aller Welt bekannt ist, überall verlangt und mit Gold aufgewogen wird: das belgische Kaltblutpferd.

Die Pferdezucht ist der Glanz und Ruhm der belgischen Landwirtschaft, das belgische Pferd das beste Kaltblutpferd der Welt; das erkennen heute mit Bewunderung alle unparteiischen Kenner der Kaltblutpferderassen an, und das gestehen ohne Neid auch jene ein, die das belgische Pferd nach andern Ländern exportiert und dort fortgezüchtet haben. Der „Belgier" hat den „Shire" und den „Percheron" aus dem Felde geschlagen; das haben die letzten großen internationalen Pferdeausstellungen bewiesen, und das wird von der Mehrzahl der Pferdekenner heute als unbestreitbare Tatsache anerkannt.

Nicht Ruhm und Ehre allein hat der belgische Landwirt durch Schaffung seiner Pferde erlangt; auch klingender Lohn ist ihm für seine Leistung reichlich zuteil geworden. Wie jeder Spezialartikel des Weltmarkts, so hat das belgische Pferd einen hohen Preis, und die hohen Preise der für den Export bestimmten Tiere haben den Geldwert des belgischen Pferdebestandes enorm anwachsen lassen; der Pferdestapel ist heute ein Nationalreichtum, auf den Belgien mit Recht stolz sein kann, um so mehr, als er ein wahres und reines Produkt belgischer Erde ist.

Der Wert des belgischen Pferdebestandes beläuft sich auf etwa 110 Millionen Mark und die dem Lande jährlich aus dem Auslande zufließende Nettoeinnahme bei Ein- und Verkauf von Pferden ungefähr auf 16 Millionen Mark. Welch wichtige Rolle die Pferdezucht in der belgischen Volkswirtschaft spielt, ersieht man, wenn man die wichtigsten belgischen Ausfuhrprodukte nach der Größe ihrer Nettoausfuhr[1]) untereinander stellt:

	Millionen Mark
Metall- und Maschinenindustrie in Eisen, Stahl, Aluminium, Silber, Kupfer, Zinn, Nickel, Gold, Blei, Zink	164,3
Glasindustrie	70,1
Spinnerei	59,7
Zuckerindustrie	32,8
Kohlenindustrie	21,2
Waffenindustrie	16,0
Pferdeproduktion	15,9

Dahinter folgt die große Masse der andern Gewerbe. Daß die Pferdeproduktion in dem hochindustriellen Belgien schon an siebenter Stelle unter den Landeserzeugnissen steht, ist höchst bemerkenswert. Bei genauerm Zusehen und Kenntnis der Wirtschaftsverhältnisse des Landes kann man sie aber ohne Zögern noch einige Stufen höher stellen.

Die Metall- und Maschinenindustrie verarbeitet, ganz abgesehen davon, daß sie in obiger Produktionsziffer eine Unzahl von sehr verschiedenartigen Gewerben um-

1) Nettoausfuhr ist: Ausfuhr weniger Einfuhr des Spezialhandels, Statistique de la Belgique. Tableau général du commerce avec les pays étrangers 1905.

faßt, zum größten Teil ausländische Erze, Metalle und sonstige Rohstoffe; dasselbe gilt von der Spinnerei, der Waffenindustrie und einem Teile der Zuckerindustrie. Die in den belgischen Industrien verarbeiteten Roherze, Metalle, Wollen und Baumwollen sowie ein Teil der in Belgien verarbeiteten Rohzucker sind keine belgischen Erzeugnisse; es sind Produkte andrer Länder, an welche der Belgier nur Kapital, Arbeit und Intelligenz verwendet, um sie umzuformen und dann wieder auf den Markt zu bringen. Von allen sechs genannten Großindustrien Belgiens gilt außerdem, daß sie mehr oder minder großkapitalistisch organisiert und im wesentlichen in einer nicht allzugroßen Zahl von Großbetrieben konzentriert sind. So wohltätig und segensreich auch eine stark entwickelte großkapitalistische Industrie einem Land ist, indem sie Tausenden von Menschen Arbeit und Lohn und dem Heimatlande Reichtum und Macht verschafft, so ist sie in volkswirtschaftlicher Hinsicht doch der außerordentlich vielseitigen Wirkung unterlegen, die eine große, dezentralisierte Produktion, wie die des belgischen Pferdes, mit sich bringt.

Mit Ausnahme ganz weniger Bezirke blüht und wächst die ganze belgische Landwirtschaft heute infolge von Pferdezucht und Pferdehandel. Millionen und Abermillionen rollen im Land herum, um die Erzeugnisse der Pferdezucht zu bezahlen. Die oben genannte Zahl von 19,5 Millionen Mark gibt dafür gar keinen ausreichenden Beleg. Um den Vergleich mit den andern Industrien zahlenmäßig richtig zu stellen, wurde die Überproduktion an belgischen Pferden aus der Differenz der Ausfuhr und Einfuhr an Pferden berechnet. Tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß im Gegensatz zu den andern Industrien sich im Pferdehandel Ausfuhr und Einfuhr keinesfalls aufheben, da sie ganz verschiedenartige Produkte betreffen, die nichts miteinander zu tun haben. Was Belgien an Pferden einführt, sind Luxuspferde, Militärpferde und Pferde für die Schlächterei, also Importe, die mit der Landespferdezucht nichts zu schaffen haben. Es würde darum besser den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen und ein getreueres Bild von den Leistungen der belgischen Pferdezucht geben, wenn man den gesamten Pferdeexport, unvermindert durch den Import, in obige Tabelle setzen wollte. Denn was Belgien an Pferden ausführt, sind fast ausschließlich in Belgien gezogene Tiere des belgischen Kaltblutschlags. Die Gesamtausfuhr an Pferden verkörperte im Jahr 1908 nach der belgischen Statistik einen Wert von etwa 27 Millionen Mark.

Wenn man sich nun nach dieser Zahl wohl eine ungefähre Vorstellung von der jährlichen Überproduktion an belgischen Pferden machen kann, so sagt sie doch noch nichts über die Unsummen Geldes, die in Belgien selber im Handel mit Pferden umlaufen.

Nicht nur beim Verkauf des vierjährigen Pferdes an den ausländischen Händler wird sein Wert in Gold und Silber ausgedrückt, schon als Füllen, als Jährling, als zwei- und dreijähriges Pferd hat es den Besitzer gewechselt, und jedem ist sein Anlagekapital nebst Zins und Zinseszins und einem guten Handelsgewinne zurückerstattet worden. Überall, wo in der belgischen Landwirtschaft Pferde gezogen und gehalten werden, ist Fortschritt und Gewinn, und überall, wo reiche Bauern sitzen, da ist die Pferdezucht der stetige Brunnen des Reichtums.

Die belgische Landwirtschaft und alles, was sie in wirtschaftlicher Hinsicht in den letzten Jahrzehnten erreicht hat, basiert auf der Zucht des Pferdes, und ihr ist es zum größten Teile zuzuschreiben, wenn es den belgischen Landwirten, insgesamt

beschaut, heut recht gut geht. Und wie ein gutgestellter, vorwärts wirtschaftender Bauernstand jedem Lande zum Segen gereicht, so hat der florierende Bauernstand auch in dem stark industriellen Belgien die feste Grundlage geschaffen, auf der sich das belgische Wirtschaftsleben zu seiner heutigen Blüte entwickeln konnte. Wenn irgendwo in der Welt, so ist in Belgien das Wort wahr:

„Auf dem Rücken der Pferde liegt das Glück der Erde."

Die letzte allgemeine Pferdezählung fand in Belgien im Jahr 1895 statt; man zählte damals 271 527 Pferde, d. s. 9 Pferde auf 100 ha der Landesoberfläche. Von diesem Gesamtbestande waren:

216 199 landwirtschaftlich benutzte Pferde,
44 968 Luxus-, Industriepferde u. dgl.
10 360 Militärpferde.

Die beiden letzten Kategorien interessieren weniger, da sie zum größten Teil aus importierten Pferden gebildet werden. Als Luruspferde benutzt man vornehmlich englische, irische und normannische Warmblutpferde, für sonstige städtische Verwendung, wie z. B. Anspann für leichte Geschäftswagen, Milch- und Gemüsewagen u. dgl., hält man leichte Pferde, die aus Irland, Holland, Deutschland, Frankreich oder Rußland eingeführt werden. Die Kavallerie verwendet irische Pferde für die Mannschaften und vorwiegend englische Pferde als Offizierspferde. Die Artillerie deckt ihren Pferdebedarf aus der einheimischen Ardennerzucht; jedoch nimmt sie nur das Angespann von dort, die Geschützführer werden ebenfalls mit irischen Pferden beritten gemacht.

Von den landwirtschaftlich benutzten Pferden waren 90 % Produkte der Landespferdezucht und 10 % nicht belgische Pferde. Wo der Boden leicht zu bearbeiten und die Besitzungen klein sind, halten die Bauern leichte Pferde, wie sie ihnen das Ausland billiger als ihr eignes Land liefert. Sie sind billiger beim Ankauf, mit weniger zu unterhalten und leisten die geringe Ackerarbeit beim kleinen Sandbauern ebenso gut wie der schwere Belgier. Von Zucht ist in diesen kleinen Betrieben doch keine Rede, so daß es für den Bauer in jeder Hinsicht vorteilhafter erscheint, ein kleines nichtbelgisches Pferd zu halten. Am stärksten ist die Zahl der fremden Pferde in der Landwirtschaft der Provinzen Limburg, Antwerpen und Ostflandern, wo sie in einigen Gegenden mehr als ein Viertel unter den Ackerpferden ausmachen.

Diese in der Landwirtschaft benutzten nichtbelgischen Pferde haben mit der Zucht des belgischen Pferdes nichts zu tun, da sie, wie gesagt, nicht zu Zuchtzwecken, sondern lediglich als Acker- und Karrenpferde benutzt werden. Die in Belgien zur Zucht benutzten Tiere sind sämtlich reinblütige Produkte des Landes, wohl mit regionalen Verschiedenheiten, aber im ganzen doch einen einheitlichen Typus darstellend. Ganz Belgien züchtet ein und dasselbe Pferd; man importiert keine ausländischen Pferde zur Zucht, man kreuzt nicht mit ausländischen Rassen, sondern produziert rein belgische Pferde aus rein belgischen Eltern. Innerhalb des Landes tauscht man Hengste und Stuten aus, um hier den Typus etwas schwerer, dort etwas solider zu machen; aber man hält sich streng innerhalb der Landesgrenzen und läßt kein fremdes Blut in die Zucht des heimischen Kaltblutpferdes hineindringen.

Womit sollten die Belgier ihre schönen Pferde auch verbessern? Man hat vor Jahren mit Shireblut Versuche gemacht, doch ohne jeden Erfolg. Das Shirepferd ist, mit dem belgischen Kaltblut verglichen, in der Stärke des Beines, der Fessel und des Fußes weniger gut; man hat Kreuzungen mit Percherons versucht, aber das Percheronpferd ist empfindlicher als das belgische Pferd, so daß man auch durch diese Kreuzung nichts gewann. Und verfeinern mit Warmblutpferden will man das belgische Kaltblut nicht; im Gegenteil streben alle Züchter danach, möglichst schwere Pferde zu züchten. So sind die Belgier nicht nur mangels besserer Kaltblutrassen im Ausland, sondern auch auf Grund ihrer züchterischen Erfahrungen voll und ganz auf dem Standpunkt angelangt, daß allein durch Auswahl in ihrer heimischen Rasse und durch Verbesserung und Veredelung innerhalb ihres eignen Pferdebestandes ihrer Kaltblutzucht vorwärtsgeholfen werden kann; ein Standpunkt, wie er nicht zweckmäßiger gewählt und nirgends zielbewußter vertreten wird, als es in Belgien der Fall ist.

Der Gesamtpferdebestand in Belgien hat während der letzten 60 Jahre abgenommen; nach den Angaben der Statistik züchtete man im Jahr

1846	294 535	Pferde
1856	277 311	„
1866	283 163	„
1880	271 974	„
1895	271 527	„

Die Gründe für diese merkliche Verminderung des Pferdebestandes, die nicht auf Rechnung der Luxus- und Industriepferde, sondern auf die der landwirtschaftlich benutzten Pferde zu setzen ist, liegen in der starken Ausdehnung des Weidenbaues, in der ständig anwachsenden Bodenzersplitterung und der damit Hand in Hand gehenden Zunahme landwirtschaftlicher Zwergbetriebe, welche die belgische Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten erfahren hat. Wie die Ergebnisse der letzten Zählungen beweisen, nimmt neuerdings die Zahl der landwirtschaftlich benutzten Pferde wieder zu. Man zählte im Jahr

1895	216 199	Pferde in der Landwirtschaft
1900	241 553	„ „ „ „
1901	244 752	„ „ „ „
1902	246 881	„ „ „ „
1903	248 503	„ „ „ „
1904	245 781	„ „ „ „
1905	245 212	„ „ „ „

Diese fast ununterbrochen fortschreitende Vermehrung des Pferdebestandes während der letzten Jahre erklärt sich aus der außerordentlich günstigen Lage, in der sich die Pferdezucht dank der vorzüglichen Absatzbedingungen nach dem Auslande neuerdings befindet.

Der Pferdebestand des Jahres 1905 verteilte sich nach Geschlecht und Alter folgendermaßen:

Hengste von 3 Jahren und älter	2 930
Hengste von 1—3 Jahren	5 066
Hengstfohlen unter 1 Jahr	16 528

Stuten von 3 Jahren und älter . . .	108 088
Stuten von 1—3 Jahren	27 379
Stutfohlen unter 1 Jahr	16 030
Wallache von 3 Jahren und älter . .	49 913
Wallache von 1—3 Jahren	19 278

Unter der genannten Zahl der Hengste befindet sich eine ganze Reihe von ausgedienten Tieren, die für die Zucht nicht mehr benutzt werden und ihre alten Tage vor der Kohlenkarre oder dem Ziegelwagen in einer der großen Städte verbringen, bis sie ein plötzlicher Tod von ihren meist recht mühseligen alten Tagen erlöst, oder bis sie ihren letzten Weg antreten, der sie nach dem Schlachthause führt. Zu Zuchtzwecken werden nicht mehr als etwa 1500 Hengste verwandt.

Von den 108 088 volljährigen Stuten werden ungefähr drei Fünftel zur Zucht verwandt; die Zahl der jährlich geborenen Fohlen beträgt etwa 40 000.

Entsprechend den sehr verschiedenartigen Boden- und Wirtschaftsverhältnissen Belgiens ist die Pferdehaltung sehr ungleich stark in den einzelnen Landesteilen; sie ist am stärksten in Mittelbelgien, erheblich geringer im gebirgigen Süden und am schwächsten im sandigen Niederbelgien. Nach der Statistik von 1905 zählte man in der Provinz

	Hengste	Stuten	Wallache	zusammen
	einschließlich der Fohlen			
Antwerpen . .	678	9 194	7 385	17 257
Brabant . . .	4 160	23 992	8 590	36 742
Westflandern .	3 147	15 779	11 434	30 360
Ostflandern . .	1 854	15 025	8 582	25 461
Hennegau . .	5 663	30 518	10 381	46 562
Lüttich	2 379	12 905	6 718	22 092
Limburg . . .	1 465	10 617	4 771	16 853
Luxemburg . .	1 617	14 800	5 424	21 841
Namur . . .	3 561	28 667	5 906	38 134
Belgien . . .	24 524	161 497	69 191	255 212

Auf den schweren und fruchtbaren Böden Belgiens, in den Provinzen Brabant und Namur, Hennegau und Westflandern ist die Zahl der Arbeitspferde am größten; hier ist auch der Hauptsitz der belgischen Pferdezucht. Die landwirtschaftlichen Betriebe jener Gegenden sind groß und intensiv geführt, die Ackerarbeit erfordert großes Angespann, und die fruchtbaren Weidegründe bieten die günstigsten Bedingungen für die Aufzucht junger Pferde. Wo der Boden ärmer ist, wie z. B. im Condroz, in den Ardennen und in Niederluxemburg, da verringert sich die Zahl der Pferde erheblich. Man baut wenig oder gar keine Zuckerrüben, der Bedarf an Angespann ist weniger groß, und die Aufzuchtsbedingungen sind weniger günstig als in den Großbetrieben Mittelbelgiens. Auf den leichten Sandböden und in der Kleinkultur des nördlichen Belgiens sinkt die Stärke der Pferdehaltung und Pferdezucht noch weiter herab. Die Campine spielt für die belgische Pferdezucht schon eine sehr untergeordnete Bedeutung, ebenso wie die Gegenden der gärtnerischen Kleinkultur auf dem flämischen Sandboden. Dort gibt es Dörfer, in denen noch keine fünf Pferde anzutreffen sind. Ähnlich sieht es im Land von Herve aus, wo

Viehzucht und Meiereiwesen ihren Sitz aufgeschlagen haben und vom belgischen Pferde nichts zu sehen, noch zu hören ist.

Es sind aber nur ganz wenige Bezirke in Belgien, die an dem großen Geschäfte, das Belgien mit seinen Pferden macht, unbeteiligt sind; die ganz große Mehrzahl der belgischen Landwirte, ob klein oder groß, ob auf Sand oder Lehm, ob in der Ebene oder in den Bergen, nimmt in irgend einer Form an diesem Geschäfte teil und zieht Gewinn daraus. Durch die große Dezentralisation der Pferdehaltung und sehr günstige Arbeitsteilung in der Aufzucht gelingt es, fast allen belgischen Landwirten einen Teil von den alljährlich ins Land wandernden Millionen reinen Gewinns für ihre Pferde zuzuwenden. Die großen, vom Ausland bezahlten Summen sind es aber nicht allein, die das Pferdegeschäft für die Belgier so glänzend gestalten; auch die vorzügliche Art, in der sie die Zucht und den Handel mit Pferden anfassen, und innerhalb ihrer Landesgrenzen die Aufzucht und Haltung ihrer Pferde organisiert haben, auch das hat viel dazu beigetragen, um die Kaltblutzucht zur Grundlage der belgischen Landwirtschaft und zu einem der wichtigsten Gewerbe im Belgischen Staate zu machen.

2. Eigenschaften des belgischen Pferdes.

Gedrungener und geschlossener Körperbau, tiefgestellter Rumpf, weite Brust, massives Knochengerüst, mächtige Muskulatur, Frühreife, lange Lebensdauer, Genügsamkeit, Rüstigkeit, große Arbeitsleistung und Ausdauer, Willigkeit, Gutmütigkeit, Leichtigkeit in allen Gangarten, das vereinigt sind die Hauptmerkmale, welche die Überlegenheit des belgischen Pferdes andern Zugpferden gegenüber begründen.

Nimmt man dazu größte Rassereinheit und uralten Ursprung, welche das dem belgischen Pferd anerkannte hohe Erbvermögen bedingen, so ist die denkwürdige Entscheidung der Pariser Preisrichter, welche das belgische Zugpferd auf der Weltausstellung im Jahr 1900 als Weltsieger über die allen andern Ländern eignen Zugpferde proklamiert, völlig gerechtfertigt.[1])

Bei seinem Eintritt in die Welt präsentiert sich das junge belgische Fohlen nicht selten in einem wunderbaren, oft monströsen Exterieur. „Es gibt ja wohl ausnahmsweise Fohlen", schreibt ein Kaltblutzüchter des Rheinlandes,[2]) „welche wenige Stunden nach der Geburt ein leidliches, pferdeähnliches Aussehen haben. In der Regel sind dagegen die neugeborenen Fohlen unansehnlich, unschön, und mancher unerfahrene Züchter mag einen Schrecken bekommen, wenn er den Gesamteindruck seines elf Monate lang erhofften neugeborenen Fohlens vom „Goliath" aus seiner „Optima" am ersten Tag auf sich wirken läßt.

Etwas Natürliches sind lange Beine, großer Kopf mit runder Stirne, zwischen den Schultern hindurchgesunkenes Widerrist, hohes Rückgrat mit flachen Rippen und aufgezogener Flanke, kurzer Rücken mit überbauter, abgeschlagener Kruppe. Die meisten dieser vorgenannten Dinge sind von der fürsorglichen Natur so und

1) Leyder, Das belgische Pferd. 1904.
2) Johnen, Rheinische Pferdezucht. 1902.

nicht anders gestaltet, weil im andern Falle der Übergang aus einer andern in diese Welt auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen wäre.

Der glückliche Besitzer eines gesunden, starken Fohlens braucht sich also wegen dieser Dinge nicht den Kopf zu zerbrechen, auch dann nicht, wenn außerdem sein Fohlen vorn bockbeinig und wacklig steht, und vielleicht das Hinterbein türkensäbelartig gebogen in eine weiche Fessel ausläuft, derart, daß die Köte dem Boden bedenklich nahe kommt. Alle diese Eigentümlichkeiten verschwinden in der Regel spurlos, wenn das Tierchen mit zunehmender Entwicklung kräftiger wird."

Ein unschöner Charakter, der vielen belgischen Fohlen, und oft gerade den Nachkommen aus den besten Familien, die ganze Jugendzeit anhaften bleibt, ist der unproportioniert große Kopf. Der täglich mit seinen jungen Pferden beschäftigte Züchter bemerkt darin schließlich gar keinen Schönheitsfehler mehr; ich habe das oft feststellen können, da mir die Züchter gern ihren besten Jährling vor den photographischen Apparat brachten. Trotz meines Abratens und meiner Vorhersage, daß das Bild nicht sehr schön werden würde, baten sie inständigst, ihren Liebling zu photographieren. Erhielten sie später das Bild, so wollten sie in dem jungen Tiere mit dem nilpferdgroßen Schädel ihren Jährling kaum wiedererkennen.

Das Fohlen ist leicht zu ernähren und hat ein sehr rasches Wachstum. Oft ist es schon mit 18—20 Monaten so weit ausgewachsen, daß sein Anlernen zur Arbeit ohne Bedenken erfolgen kann. Mit zwei Jahren tut es auf leichtem Boden alle Ackerarbeit und kann auch auf schwerem Boden zu jeder nicht allzuschweren Arbeit verwandt werden. Die Unterhaltungskosten des belgischen Pferdes sind nicht hoch. Es hat für seinen schweren Körper viel Futter nötig, begnügt sich aber als Arbeitspferd mit allerhand wenig kostbaren Nahrungsmitteln. Nur wer intensive Zucht treibt, pflegt seine Hengste und Stuten mit reichlichen Hafergaben zu füttern.

Die Arbeitsleistung des ausgewachsenen belgischen Pferdes ist eine ganz außerordentliche. Nach den Messungen Leyders leistet es bei der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Arbeit am Pflug, vor der Egge, vor der Walze, bei Transporten usw. täglich 2 Millionen Kilogrammeter. Bei harter Arbeit steigert sich die Leistung auf $2^1/_2$ Millionen und bei den riesigen Brabantern, welche als Lastpferde in dem mächtigen Verkehre des Antwerpener Hafens verwandt werden, kann das Maximum der Leistung bis zu $3^1/_2$ Millionen Kilogrammeter steigen.

Bis sich diese schwerfälligen Kolosse in Bewegung setzen, das dauert ja freilich einige Zeit. Der Wagenführer muß sein Pferd mit lauter Stimme anrufen und ein paar derbe Peitschenhiebe helfen mit, um das phlegmatische Tier dazu zu bewegen, daß es sich in die Sielen legt. Ist das aber erreicht, so gibt es für das Pferd keine Hemmnisse mehr. Langsam vorwärts schreitend und mit dem großen Kopf im Takt des Schrittes auf und ab nickend, rollt es die schwersten Lasten wie ein Spielzeug hinter sich her. Es ist ein imposanter Anblick, wenn man 8 oder 10 dieser Riesentiere, vor ein eisernes Wagengestell gespannt, die ungeheuren Steinblöcke durch die Straßen Brüssels ziehen sieht, die als Ecksteine und Fundamente bei großen öffentlichen Bauten verwandt werden sollen. Der Erdboden bebt und die Häuser zittern unter der Last, die solch Achterzug davonschleppt.

Bei der Arbeit sowie im Umgang mit seinen Stall- und Arbeitsgefährten und

mit den Menschen zeigt das belgische Pferd, auch der feurigste Hengst, die größte Willigkeit und Gutmütigkeit. Hengste und Stuten stehen friedlich ohne alle Trennung im Stall nebeneinander und arbeiten zusammen im selben Gespann, ohne daß erste irgend eine Spur von Aufregung zeigen. Sie gehen gern mit dem Menschen um und lassen auch den Fremden in den allermeisten Fällen ruhig an sich herantreten; selbst im engen Stalle halten sie still, wenn man sie liebkost, ihre Maße nimmt und die Hufe aufhebt. Auf der Weide spielen die jungen Tiere miteinander, ohne je Unfug anzurichten oder sich gegenseitig Schaden zu tun. Man kann Wirtschaften in Belgien antreffen, wo zehn zweijährige Hengste frei in der Weide herumlaufen, und andre, wo drei- und vierjährige Hengste angetüdert nebeneinander im Klee weiden, ohne bei Tag noch bei Nacht die geringste Aufsicht und Überwachung nötig zu haben.

Das beste Zeugnis für den friedlichen Charakter der belgischen Pferde legt ein Vorgang ab, den ich eines Tages selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Es war in einer Wirtschaft im Condroz; ich stand mit den Bauersleuten in der Küche, deren Tür nach dem Hofe ging. Auf dem Hofe liefen zwei Fohlen umher im Alter von zwei bis drei Monaten; sie waren aus dem gegenüberliegenden Stalle herausgetreten und ihrer Gewohnheit gemäß an der Küchentüre gewesen, um zu sehen, ob da nicht ein Stück Brot oder Zucker für sie zu haben wäre. Das eine Fohlen war darauf wieder nach dem Stalle gelaufen, das andre stand mit den Hinterbeinen nach der Küche gekehrt, fünf Schritte vom Haus. Plötzlich steht eins der Kinder, die in der Türe spielten, auf, ein Mädchen von zwei Jahren, breitet, wie Kinder das zu tun pflegen, die Ärmchen aus, läuft auf das Fohlen zu und umschlingt zärtlich dessen Hinterbeine. Das Fohlen stand, ohne sich zu rühren. Die Mutter des Kindes stürzte vor und entzog ihr Kind seinem ungewöhnlichen Spielkameraden; sie war mit einem gehörigen Schrecken davon gekommen, und der Bauer meinte optimistisch: „Ach, das junge Blut kennt sich und tut einander nichts zuleide".

Die belgischen Pferde erreichen bisweilen ein sehr hohes Alter; es sind berühmte Hengste bekannt, die 20 und 21 Jahre alt wurden; von einem solchen alten Hengste wird berichtet, daß er noch in seinem 26. Lebensjahre Fohlen zeugte. Im allgemeinen sind solch alte Hengste natürlich selten; die Mehrzahl der Zuchthengste ist 4—8, die ältern Beschäler sind 8—15 Jahre alt. Bei Stuten ist ein hohes Alter weniger selten anzutreffen. 25jährige Stuten mit Fohlen kann man mehrfach im Land antreffen, und auf der Brüsseler Pferdeschau im Jahr 1893 soll ein Hennegauer Züchter mit einer 42 Jahre alten Zuchtstute erschienen sein, die zwei Jahre vorher, im Alter von 40 Jahren, ihr zweiunddreißigstes Fohlen zur Welt gebracht hatte.

Über die Körperbildung des belgischen Pferdes geben die auf der folgenden Seite aufgeführten Messungen, die auf der Brüsseler Ausstellung im Jahr 1880 an prämiierten Pferden vorgenommen wurden, Aufschluß.

Nach der Aussage Leyders, eines der besten Pferdekenner Belgiens, sind diese Messungen mit den heutigen Verhältnissen zum Teil nicht mehr übereinstimmend, da sich seit jener Zeit durch fortgesetzte züchterische Arbeit sämtliche Dimensionen und Proportionen des belgischen Pferdes weiter vervollkommnet haben.

Körpermaße	Volljähriger Hengst über 158 Brillant I cm	Volljähriger Hengst unter 158 Espoir cm	Dreijähriger Hengst über 158 Bayard cm	Dreijähriger Hengst unter 158 Gersaut cm	Volljährige Stute über 158 Mamzelle cm	Ardenner Hengst volljährig Louis cm	Ardenner Hengst dreijährig Mouton cm
Breite des Kopfes	27	26	25	25	27	26	25
Länge des Kopfes	67	60	66	65	67	63	60
Kreisumfang des Sprunggelenks	51	51	50	52	47	49	47
Kreisumfang des vordern Röhrenbeins	26	25	25	25,5	23	24	22,5
Kreisumfang des Knies . .	41	40	40	40	38	39	37,5
Kreisumfang der Brust . .	218	219	210	217	209	207	187
Breite der Kruppe	69	68	64	66	67	67	59
Brustbein	56	59	54	54	52	56	45
Länge der untern Halslinie	52	48	47	44	44	48	47
Länge der Kruppe	65	67	71	70	70	70	59
Länge vom Schulterwinkel am Rücken bis zur Hüfte	67	67	71	70	70	70	59
Schulterlänge	75	73	76	74	73	75	63
Rumpflänge	174	162	170	175	180	166	158
Senkrechter Abstand vom Boden bis zum Brustbein am Ende desselben	79	80	83	76	82	79	79
Senkrechter Abstand vom Boden bis zum Brustbein hinter dem Ellenbogen	82	81	84	77	84	82	83
Höhe bis zum Ellenbogen .	100	97	99	94	100	98	93
Höhe bis zum Knie (Hackenbein)	55	53	53	50	50	52	49
Höhe bis zum Schultergelenk	125	115	118	110	113	115	108
Höhe bis zum Sprunggelenk	65	66	63	64	67	63	61
Höhe bis zur Weiche . . .	103	105	108	105	106	98	97
Höhe bis zum Hüftknochen	150	151	152	153	158	150	140
Kruppenhöhe	163	162	167	162	166	160	153
Rückenhöhe	153	150	155	150	155	149	140
Widerristhöhe	167	158	160	158	168	156	148

Während im Jahr 1880 der durchschnittliche Umfang des vordern Röhrenbeins bei den schweren Hengsten nur 25 cm maß, wird heute bei der Hengstkörung eder Hengst mit nur 25 cm Röhrenumfang abgewiesen, und auf größern Pferdeschauen kann ein Hengst mit 26 cm Röhrenumfang kaum zu einer ehrenvollen Vormeldung gelangen.

Die Maße, welche Johnen für das im Rheinland nachgezüchtete belgische Pferd als erstrebenswertes Ziel hinstellt, gehen über die oben genannten Maße noch hin-

aus. Er wünscht an einer großen Stute mit 174 cm Widerristhöhe (Bandmaß) einen Brustumfang von 205 cm, 24—25 cm Röhrenumfang, 38—39 cm Knieumfang und 48—51 cm Sprunggelenkumfang.

In Belgien teilt man die Kaltblutpferde für Schauen und Körungen heute in

Hengste	von	4	Jahren	und	älter	mit	163 cm	Widerristhöhe	und	darüber
„	„	4	„	„	„	„	158–163 cm	„		
„	„	4	„	„	„	„	158 cm	„	„	darunter
„	„	3	„	„	„	„	159 „	„	„	darüber
„	„	3	„	„	„	„	159 „	„	„	darunter
Stuten	von	4	Jahren	und	älter	mit	161 cm	Widerristhöhe	und	darüber
„	„	4	„	„	„	„	157—161 cm	„		
„	„	4	„	„	„	„	157 cm	„	„	darunter
„	„	3	„	„	„	„	155 „	„	„	darüber
„	„	3	„	„	„	„	155 „	„	„	darunter
Ardenner Hengst	von	4	Jahren	und	älter		160 cm	Widerristhöhe	und	darunter
„	„	„	3	„	„	„	158 „	„	„	„
„ Stuten	„	4	„	„	„	„	158 „	„	„	„
„	„	„	3	„	„	„	156 „	„	„	„

„Alle Kreisumfangszahlen", sagt Leyder, „haben sich beim belgischen Pferde in den letzten 25 Jahren in merklicher Weise gehoben. Die Mittelhöhe hat etwas zugenommen, und die ganze obere Körperlinie hat sich in auffallend hohem Grad aufgebessert und verschönert. Die früher öfters vorkommenden Baufehler: Senkrücken, Überbauung, kurze, stark abfallende Kruppe und die durch solche Eigenschaften größtenteils bedingte Gemeinheit der Gestalt, wenn auch nicht total beseitigt, treten nur mehr in geringem und wenig auffallendem Grad auf. Auch die vorzeiten ziemlich verbreiteten defekten Hufe kommen beim heutigen Belgier selten vor. Alles das ist schon ein Beweis der zootechnischen Begabung des belgischen Züchters.

Was aber letzter in bezug auf Bewerkstelligung der Ausgeglichenheit des belgischen Pferdevolks geleistet hat, ist anderswo auf züchterischem Gebiete kaum je erreicht worden. Und wenn auf einer belgischen Pferdeschau zum wohlberechtigten Erstaunen des fremden Besuchers 700—800 wie aus ein und derselben Form gegossene Zuchtpferde vorgeführt werden können, so bildet solches ein Schauspiel, das kein andres Land imstande ist, in gleichem Grad aufzustellen."

3. Die belgischen Pferdeschläge.

Es ist eigentlich nicht mehr zeitgemäß, von verschiedenen belgischen Pferdeschlägen zu sprechen. Die Zeiten, in denen die einzelnen Landesteile Belgiens ihre besondern Schläge züchteten, sind vorbei. Heute gilt für die ganze belgische Pferdezucht ein und dasselbe Zuchtziel: Erzeugung eines kräftigen, gut gebauten Zugpferdes mit starken Knochen, freien Bewegungen in allen Körperteilen, so schwer und robust wie möglich. Seit sich die Züchter ganz Belgiens über dies gemeinschaftliche Zuchtziel geeinigt haben, erstreben sie in ihrer Zucht alle denselben Idealtypus des belgischen Pferdes, den sie auf ihrer jährlichen großen Pferdeausstellung aus dem Pferdebestande des ganzen Landes herausfuchen und als beste Leistung anerkennen. Der beste Hengst und die beste Stute der Brüsseler Jahresschau er-

halten die Championatpreise. Sie verkörpern das Zuchtziel, das sich die belgischen Züchter gesteckt haben, um die Landespferdezucht weiter zu vervollkommnen und auszugleichen.

Der Ausgleich unter den belgischen Pferdeschlägen ist heute ein allgemeiner. Während noch vor 25 Jahren von „Flämischen Pferden", „Brabanter Pferden", „Condrozpferden" und „Ardenner Pferden" gesprochen wurde und jede dieser Zuchten mehr oder minder ein selbständiges Zuchtgebiet umfaßte und ihre eignen Zuchtziele hatte, gibt es heute nur einen Pferdeschlag im Land, das belgische Pferd. Man züchtet in Flandern mit Brabanter Hengsten, im Condroz mit Hennegauern, in den Ardennen mit Condrosianern. Jeder Züchter sucht sich seinen Hengst dort, wo er ihn am besten finden kann; und da das schwerste Pferd als das beste gilt, sind die Zuchttiere aus Brabant und Hennegau, den vornehmlichsten Zuchtprovinzen des Landes, im allgemeinen am meisten geschätzt und begehrt.

Die Heimstätte des belgischen Urpferdes soll der Condroz gewesen sein. Aus uralten Funden hat man festgestellt, daß dort schon zur Zeit prähistorischer Höhlenmenschen Pferde existiert haben, die als die Stammeltern des heutigen belgischen Pferdes zu betrachten sind. Vom Condroz ausgehend, haben sich diese Pferde nach Süden über die Ardennen hin verbreitet und sich auf den steinigen Bergen jenes Berglandes zu einem leichtern Pferdeschlag entwickelt, und nach Norden zu sind sie in die fruchtbaren Ebenen Mittelbelgiens vorgedrungen und haben dort den Grund zu der Zucht des schweren Brabanters gelegt. Noch heute ist das Ardennerpferd das leichteste, der Brabanter das schwerste belgische Pferd, und zwischen beiden steht als Mittelschlag und Übergangsform das aus dem Urstamm an Ort und Stelle fortgezüchtete Condrozpferd.

Schon in den ersten schriftlichen Berichten, die über die Heimat des belgischen Pferdes auf uns gekommen sind, finden die belgischen Pferde ruhmvolle Erwähnung. Caesar berichtet von seinen Kriegszügen in Gallien über die Vorzüglichkeit der belgischen Pferde. Als Tribut gingen belgische Pferde nach Rom und als Geschenke Karls des Großen an den Kalifen Harun al Raschid nach Bagdad. „Bayard", das sagenumwobene Roß der Heimonskinder, war ein Belgierpferd. Auf belgischen Pferden zogen die Kreuzfahrer jenes Landes nach Jerusalem, und auf ihnen sprengten auf mittelalterlichen Turnieren geharnischte Ritter auf den Platz. In den reichen Städten Flanderns benutzte man die schweren Pferde des Landes zur Ausrüstung von Kriegszügen und zum friedlichen Transporte der dort aus aller Welt zusammenströmenden Handelsschätze. Am Anfang des 15. Jahrhunderts erlischt mit der Pracht des mittelalterlichen Rittertums auch der Ruhm des belgischen Pferdes als Streitroß; es tritt mehr und mehr in die ihm von der Natur zugewiesene Stelle als Zugpferd ein.

Die ersten Jahrhunderte der Neuzeit brachten der Heimat des belgischen Pferdes Kriege und wirtschaftlichen Ruin ohnegleichen; wie alle Gewerbe, so wurde auch die Pferdezucht durch diese Jahre wirtschaftlichen Verfalls schwer betroffen, und als Besserung kam, brachen sich Einflüsse Bahn, die der Zucht des belgischen Pferdes mehr schlechtes als gutes zuzufügen geeignet waren. Man gründete im Jahr 1770 ein Staatsgestüt in Alost und stellte hier und an andern Orten des Landes holsteinische, neapolitanische, arabische und dänische Hengste auf. Im Jahr 1781 wurden all diese Zuchteinrichtungen wieder aufgehoben. Im Jahr 1806 errichtete

Napoleon I. ein Gestüt in Tervueren mit Hengsten von meist orientalischer Abstammung; aber dies Gestüt ging in einigen Jahren zugrunde. Auch unter der holländischen Regierung wurde wiederum ein ähnliches Gestüt errichtet, das bei der Trennung Belgiens von Holland an Belgien fiel und im Jahr 1839 aus dem heutigen Großherzogtume Luxemburg zunächst nach Tervueren und von dort im Jahr 1850 nach Gembloux verlegt wurde. Im Jahr 1864 wurde auch dies Gestüt aufgehoben, da es der Landespferdezucht nicht den geringsten Vorteil brachte.

Trotz all dieser dem eigentlichen Charakter der belgischen Pferdezucht zuwiderlaufenden Einflüsse hatte sich der belgische Bauer doch nicht von der Zucht seines alten Kaltblüters abbringen lassen und jahrhundertehindurch, unbekümmert um gouvernementale Maßnahmen, seinen Überlieferungen getreu, das alte Belgierpferd fortgezüchtet. Sein konservatives Verhalten sollte ihm diesmal goldene Früchte eintragen; denn als in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Kaltblutzucht als das wahre Zuchtziel Belgiens proklamiert und die Verbesserung und Veredelung des einheimischen Pferdes durch Auswahl der besten einheimischen Tiere energisch in Angriff genommen wurde, bewies das belgische Pferd ein alles Erwarten übertreffendes Vererbungsvermögen der Kaltblutcharaktere und große Treue in der Wiederproduktion rein belgischer Pferdetypen. Auf sie ist zweifellos ein großer Teil des glänzenden Aufschwungs der belgischen Pferdezucht während der letzten Dezennien zurückzuführen.

Wenn heute in manchen Ländern jedes in Belgien gebürtige Pferd als „Ardenner" bezeichnet wird, so ist diese Bezeichnung nicht nur unrichtig, sondern auch in wunderlichem Mißverhältnisse stehend zu der verhältnismäßig geringen Pferdeproduktion der belgischen Ardennen. Das Ardennenpferd, das nach Ausgleich und Vereinheitlichung der belgischen Pferdeschläge heute nichts andres ist als ein Brabanter in kleinem Formate, wird in der Provinz Luxemburg sowie kleinen Teilen der Provinzen Lüttich und Namur gezogen. Die Gesamtzahl dieser Pferde dürfte etwa 25 000 Stück betragen.

Der Ardenner ist die leichteste Form des belgischen Pferdes; er mißt 148 bis 158 cm Widerristhöhe (Stockmaß) und zeichnet sich aus durch gedrungenen, tiefgestellten Bau, gutgeformten Kopf, etwas kurzen Hals, fleischigen Widerrist, kurzen Rücken, etwas abfallende, kaum gespaltene Kruppe mit gut angesetztem Schweife, trockne, wenig behaarte Gliedenden, breite nur schwach verschwommene Gelenke und stählerne Hufe.

In die Ardenner Zucht ist seinerzeit mehr als in alle andern belgischen Pferdeschläge edles Blut eingeführt worden. Jahrhundertelang ist dort mit orientalischem Blute gekreuzt, so daß der plumpe Charakter des belgischen Pferdes allmählich zurückgedrängt und ein widerstandsfähiges kleines Kavalleriepferd geschaffen wurde, das seinerzeit die Reste der großen Armee Napoleons aus dem fernen Rußland heimwärts bringen half. Durch die übermäßigen Anforderungen an Pferdelieferung seitens der damaligen kaiserlich französischen Kriegsverwaltung war der Ardenner Schlag dermaßen erschöpft, daß nach dem Ende des Kaiserreichs neues Blut eingeführt werden mußte, um der stark geschwächten Zucht wieder vorwärts zu helfen. Außer Warmbluthengsten führte man Percherons und Condrozhengste in die Ardennen, und der ursprüngliche Ardennentypus verschwand mehr und mehr und an seine Stelle trat ein Pferd von größerer Breite und mehr Volumen, das zu-

gleich aber von seinen warmblütigen frühern Verwandten einen eleganten und feinern Charakter übernommen hatte. Seit Aufhebung des Gestüts in Gemblour im Jahr 1865 ist die Ardennerzucht von dem Einflusse warmblütiger Hengste völlig befreit. Das Ardenner Pferd nimmt heute mehr und mehr den Charakter des belgischen Pferdes an und unterscheidet sich oft nur durch die Größenverhältnisse vom schweren Brabanter. Um bei Ausstellungen den Produktionsbedingungen der Ardenner Rechnung zu tragen, die ein in den Körperdimensionen dem Brabanter gleiches Pferd auf ihren steinigen Böden und in dem rauhen Gebirgsklima nicht produzieren können, hat man ihnen eine eigne Abteilung eingeräumt, in der die Ardenner untereinander in Wettbewerb treten dürfen.

Um aus dem Condroz oder aus Brabant eingeführte Pferde aus dieser Klasse bei Preisbewerbungen fernzuhalten und auch zu verhindern, daß kleine Pferde andrer Gegenden mit den echten Ardennern konkurrieren, verlangt man, daß die als Race ardennaise vorgestellten Pferde in den Ardennen geboren sind und ein bestimmtes Größenmaß nicht überschreiten (volljährige Hengste 160 cm, dreijährige Hengste 158 cm, volljährige Stuten 158 cm, dreijährige Stuten 156 cm).

Das Ardenner Pferd ist genügsam, allen äußern schädlichen Einflüssen trotzend, leicht und beweglich und für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Berge ein ausgezeichnet passendes Arbeitstier. Es ist geschätzt auch als rüstiges und widerstandsfähiges Trambahn- und Omnibuspferd und stellt in seinen leichtern Exemplaren die Remonten für die belgische Feldartillerie.

Das Condrozpferd, einst zu den leichtern Ardenner Pferden gehörend und somit auch als Double-Ardennais bezeichnet, hat sich seit dem Aufschwunge der Pferdezucht in den letzten 20—25 Jahren mehr und mehr den Charakteren des Brabanters genähert. Es erreicht nicht die gewaltigen Formen der schwersten Exemplare des belgischen Pferdes, die in Brabant und im Hennegau gezüchtet werden, hat aber durch Einführung vieler schwerer Hengste aus jenen Provinzen sowie aus dem Hesbegau sich immerhin so stark dem Charakter und der Form des schweren belgischen Pferdes genähert, daß heute ein Unterschied zwischen Brabantern und Condrozhengsten offiziell nicht mehr gemacht wird. Auf Pferdeschauen konkurrieren die großen Exemplare der Condrozzucht mit den Brabantern, die kleinern mit den Ardenner Pferden. Irgendwelche besondern Charaktere, die das Condrozpferd zum Unterschied von den übrigen belgischen Pferden auszeichneten, werden ihm heute nicht mehr zuerkannt. Die Bezeichnung „Brabanter Pferd“ kann man als geographische Umgrenzung eines besondern Zuchtgebiets heute ebenfalls fallen lassen und dafür einfach „Belgisches Pferd“ setzen, von dessen allgemein in ganz Belgien verbreiteter großer und schwerer Form man die leichtere Form des „Ardenner Pferdes“ abtrennen kann. Die geographischen Namen sind heute nur noch von früher her übernommene Handelsmarken; für die belgische Pferdezucht unterscheidet man einfach zwischen „großen Belgiern“ und „kleinen Belgiern“; außer ihnen besteht noch die flämische Form, die aber verhältnismäßig von untergeordneter Bedeutung ist; von ihr soll sogleich noch einiges mitgeteilt werden.

Das Zuchtgebiet des großen belgischen Pferdes umfaßt ganz Belgien mit Ausnahme der Ardennenregion; die Zahl der darunter fallenden Pferde, also einschließlich auch der Condrozpferde, beträgt etwa 250 000 Stück.

„Durch seine mächtige Statur (158—175 cm Widerristhöhe) und mehr lymphatische

Form vom Ardenner unterschieden, kennzeichnet sich der Brabanter überdies durch starke Ausprägung aller dem belgischen Pferdetypus eignen Merkmale: gefälliger, schön geformter und im Verhältnis zur Masse des Körpers leichter Kopf, starker, gut aufgesetzter, im Zusammenhang mit dem insgesamt gedrungenen Rumpfbau etwas kurzer Hals, fleischiger, mit dem obern Rande des Halses verwachsener Widerrist, kurzer, breiter, in Einzelfällen etwas gesenkter Rücken, breite und kurze Lenden, tonnenförmige Brust, gut geschlossene Flanken, massive, hoch mit Muskeln gepolsterte und dadurch scheinbar größere, als in Wirklichkeit vorhandene Überbauung veranlassende, schwach gespaltene Kruppe, kräftige Keulen, tiefe Schultern, stämmige Gliedmaßen mit breiten, öfters etwas verschwommenen Gelenken, kurzen Röhren, mäßig behaarten Köten, etwas kurzen, aber elastischen Fesseln und im allgemeinen breiten, gut geformten, an den Vorderfüßen in vereinzelten Fällen der normalen Höhe der Trachten ermangelnden Hufen.

Das Gewicht des Brabanter Hengstes übersteigt nicht selten 1000 kg.

Mit mächtigem und dennoch leichtem Schritte schleppt der belgische Koloß auf dem ebenen Pflaster der Antwerpener Hafenstadt Lasten von 3000, 4000, sogar 5000 kg." [1])

Die vornehmsten Zuchtprovinzen sind Brabant und Hennegau, dazu der Nordwesten der Provinz Namur und der Süden von Ostflandern. Umschreibt man innerhalb dieses Gebiets ein Rechteck, dessen Eckpunkte durch die Städte Brüssel, Nivelles, Ath und Alost bezeichnet werden, so ist das die Gegend, in deren Grenzen fast alle belgischen Elitepferde erzeugt worden sind. Außer dieser Region zeichnen sich noch andre Teile Mittelbelgiens als Zuchtgebiete von gutem Ruf aus, so namentlich in neuerer Zeit das Land von Thuin.

Als bekannteste Zuchtgebiete gelten die Umgebungen folgender Ortschaften: Rosour, Gras-Avernas (Provinz Lüttich), Jodoigne, Perwez (Provinz Brabant), Gembloux (Provinz Namur), Wavre, Genappe, Nivelles, Hal, Hérinnes (Provinz Brabant), Soignies, Ath, Enghien (Provinz Hennegau), Grammont, Ninove (Provinz Ostflandern), Thuin, Thuillies (Provinz Hennegau). Abgesehen von den zuletzt genannten beiden Orten des mittleren Hennegau umfaßt diese Region den ganzen, südlich von Brüssel gelegenen Teil der Provinz Brabant mit Einschluß der angrenzenden Kreise der umliegenden Provinzen. Nach Süden zu geht dann der reiche Lehmboden Mittelbelgiens in die Region der steinigen Condroz- und Ardennenböden über, im Nordosten schließt sich der vornehmlich Ackerbau treibende Hesbegau an, und im Norden und Nordwesten wird das Gebiet intensiver Zucht des schweren Brabanters durch die Sandböden und lehmigen Sandböden Flanderns begrenzt, Landesteile, die ihren natürlichen Verhältnissen entsprechend weniger zur Zucht von Pferden geeignet sind als das von ihnen umgebene reiche Brabanter Stammland.

Es gilt als Tatsache, der alle belgischen Züchter Rechnung tragen, daß auf den leichten, oft sandigen Böden des nördlichen Belgiens die Zucht des schweren Pferdes weniger lohnend ist, als auf den nährstoffreichen und fruchtbaren Böden des südlichen Brabants und dessen Umgebung. Die Pferdezucht des nördlichen Belgiens kann sich mit der des mittleren Belgiens nicht messen, ja, man kann selbst

1) Leyder, a. a. O.

sagen, daß auf den ärmern Sandböden des Landes die Zucht des schweren Brabanters meist wirtschaftlich unzweckmäßig ist.

Wo der Besitz in kleinen Grundstücken aufgeteilt ist, wie das im Norden des Landes vorwiegend der Fall ist, stößt die Pferdezucht noch auf wirtschaftliche Hemmnisse andrer Art. Die Landwirte sind nicht genügend für eine intensive Zucht interessiert, da ihre Besitzungen zu klein sind, um große Anlagekapitalien in der Pferdezucht gewinnbringend zu machen. Die Verwendung erstklassiger Hengste ist bei ihnen darum entweder wegen des zu hohen Preises dieser Tiere unmöglich oder in Anbetracht des weniger wertvollen Stutenmaterials nicht lohnend, so daß man in der Regel von der Produktion erstklassiger Tiere abzusehen gezwungen ist.

Während somit die Zucht auf den Sandböden des nördlichen Belgiens mehr zurücktritt, lehnt sich die Zucht im südlichen Hennegau sowie in dessen industriellen Teilen an die Condrozzucht an; die Mehrzahl der Hennegauer Wirtschaften züchtet einen Brabanter Mittelschlag, der durch sein besonders edles Auftreten bekannt ist. Die im Hesbegau gezüchteten Brabanter sind in ihren Formen gewöhnlich mehr gemein und minder gefällig als die Pferde des Stammlandes.

Das flämische Pferd, dessen oben schon Erwähnung getan wurde, bildet heute keinen reingezüchteten besondern Pferdeschlag mehr, sondern findet sich nur noch als Grundtypus des heute auch in Flandern gezüchteten Brabanters. In diesen flämischen Pferden ist, abweichend von allen andern belgischen Pferden, eine verhältnismäßig große Menge nicht aus belgischem Boden stammenden Blutes. Die flämischen Pferde sind als Nachkommen des alten Friesenpferdes zu betrachten, wie solches heute noch in der niederländischen Provinz Friesland rein gezüchtet wird. Mit der Ausdehnung des friesischen Volkes, das im 6. und 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, von Nordosten her vordringend, die Nordseeküsten bis nach Frankreich hinein besiedelte, sind diese Pferde nach den Küstengegenden des heutigen Belgiens eingewandert und haben sich in den dortigen Marschländereien jahrhunderte hindurch wenig verändert fortgepflanzt. Ihre Zahl war niemals sehr bedeutend, da sie sich auf die wenig ausgedehnten Polder und Marschländereien jenes Landes beschränkte. Durch die seit einigen Jahren allgemeine Bevorzugung der Brabanter Rasse ist sehr viel rein belgisches Blut auch in diesen Pferdeschlag gekommen, und da man heute immer mehr die Vorzüge des Brabanters vor dem Flämen zugibt, geht das Streben der flämischen Züchter neuerdings darauf aus, ihren Pferden ganz und gar den Charakter des belgischen Pferdes zu verleihen und die alten, weniger guten Eigenschaften der flämischen Rasse zu verdrängen. Zurzeit ist dies Bestreben noch nicht erfüllt; man kann heute noch in den meisten sogenannten flämischen Pferden die Charaktere des alten Flamländers mehr oder minder erkennen.

„Wenn auch oft größer (160—180 cm Widerristhöhe) als der Brabanter, hat doch der Flamländer nicht des letzteren stämmige, imposante Gestalt. Sein ganzer Bau ist in längern Linien angelegt: der Kopf ist lang, doch nicht zu schwer, mit leicht gewölbter Nase, etwas höher und an längerm Hals als beim Brabanter getragen; die ganze Wirbelsäule, anstatt kurz, gedrungen und stramm im Rücken wie beim Brabanter, ist langgezogen und in der Rückenlinie weich; der Körper ist hochgestellt, und die Extremitäten sind im allgemeinen mit breiten und flachen

Hufen versehen. Gut geformte Hufe sind selten. Die Körperanlage ist äußerst lymphatisch."

Was man durch die Kreuzung mit Brabantern am flämischen Typus vor allem verbessern will, ist die Unkorrektheit des Fußes, die Feinheit des Röhrenbeins und die Langgestrecktheit der Lende. Man sagt vom flämischen Pferde, es hätte eine Rippe zu viel, womit man den Fehler des langezogenen Rückens bezeichnen will. Der Hauptsitz der flämischen Pferdezucht ist in den Poldern, und zwar namentlich in den Poldern rund um Brügge. Die Bauern der flämischen Sandböden befassen sich weniger mit Zucht als mit Haltung von Pferden; wo Pferde gezogen werden, bleiben diese hinter der Zucht Mittelbelgiens an Qualität weit zurück.

Der Bezirk Belgiens, der auf pferdezüchterischem Gebiet am meisten zu wünschen übrig läßt, ist die Campine. Eine einheitliche Rasse hat man bei der dort wenig verbreiteten und ohne Zielbewußtsein getriebenen Zucht bisher nicht erreicht. Man züchtet Brabanter, Flämen, Holländer, Ardenner und alle Sorten Mischprodukte dieser Schläge.

Alles in allem betrachtet, bietet die Ausgeglichenheit der belgischen Pferdezucht einen im höchsten Grad imponierenden Eindruck. Die angedeuteten Unterschiede des Pferdes in den einzelnen Provinzen reduzieren sich mehr und mehr auf den Typus des „großen" und des „kleinen belgischen Pferdes", die beide in allen Proportionen und Charakteren einander gleich sind, so daß das eine nur die kleinere Ausgabe des andern ist. Daß bei einer so ausgeglichenen, ganz einheitlich aufgefaßten und national abgegrenzten Pferdezucht ganz Hervorragendes durch Zusammengehen der Zuchtinteressenten und Einheit aller züchterischen Maßnahmen und Organisationen geleistet werden kann, ist sehr wohl verständlich. Das erstrebte Ideal ist in allen belgischen Zuchten fast dasselbe; um es zu erreichen, weiß der belgische Züchter, dem eine außerordentliche Kenntnis des heimatlichen Pferdematerials und der verschiedenen berühmten Pferdefamilien eigen ist, das Richtige für seine Zucht herauszufinden. Er kennt all die kleinen Unterschiede der Nachkommen eines Percheron-Hengstes, die sich noch heute durch ihren feinen Ramskopf auszeichnen, dort die Urenkel eines Championathengstes, dessen riesenhafte Brustentwicklung von Generation auf Generation übergegangen ist. Für den belgischen Züchter, der viel Fleiß und Arbeit auf Verbesserung seines Pferdebestandes verwendet, sind diese kleinen Unterschiede von Bedeutung; für den Käufer, der vom Ausland nach Belgien kommt, um belgische Pferde zu kaufen, sind sie bedeutungslos geworden, seit die belgische Zucht vereinheitlicht wurde; er braucht nur das zu fordern, was die bekannten belgischen Züchter selber für ihre besten Pferde halten, und er wird sicher sein, das Beste zu erhalten, was die Kaltblutzucht Belgiens hervorzubringen imstande ist.

4. Zucht und Haltung des belgischen Pferdes.

Wenn auch die große Mehrzahl der belgischen Landwirte — ausschließlich der kleinen Kuhbauern — aus der Landespferdezucht einen Teil ihrer Einnahmen beziehen, so sind sie doch lange nicht alle direkt an der Zucht beteiligt. Dank einer höchst zweckmäßigen Art von Arbeitsteilung ist ein Teil der belgischen Landwirte Züchter, ein andrer lediglich Halter von Pferden; d. h. bei letztem verbringen

die beim Züchter gekauften jungen Pferde nur einige Zeit, um danach wieder an andrer Stelle verwandt zu werden. Man kann schätzungsweise annehmen, daß mehr als die Hälfte aller mit Pferden arbeitenden belgischen Landwirte keine Pferdezucht treibt.

Rechnet man, daß die Betriebe bis zu 15 ha Ausdehnung mit einem Pferde, die Betriebe von 15—50 ha mit vier bis fünf Pferden arbeiten, und daß die größern Wirtschaften etwa 25 Pferde auf 100 ha halten, so fallen in die erste Kategorie der Kleinbetriebe etwa 70 000, in die Klasse der Mittelbetriebe etwa 90 000 und in die Kategorie der Großbetriebe etwa 60 000 Pferde. Die ersten sind sämtlich nicht als Pferdezüchter anzusehen, auch wenn es ausnahmsweise vorkommen mag, daß ein Bauer eine Stute hält und von ihr ein Fohlen zieht; von der zweiten Kategorie treibt ein größerer Teil ebenfalls keine Zucht, die Großlandwirte dagegen sind so gut wie sämtlich als Pferdezüchter anzusehen.

Die Gesamtzahl der Betriebe von 50—100 ha beträgt etwa 59 646, derer von 100 ha und darüber 545; man kann aus diesen Zahlen schon ersehen, daß die Zahl der großen Zuchtwirtschaften in Belgien eine sehr kleine ist.

Als sehr bemerkenswerte Tatsache ist hervorzuheben, daß die Zucht des belgischen Kaltblutpferdes stark dezentralisiert in vielen kleinen und mittelgroßen Wirtschaften betrieben wird.

Sobald der Pferdebestand eines belgischen Landwirts 10—12 Zuchtstuten zählt, hat letzter meistens seinen eignen Zuchthengst, und in größern Wirtschaften, welche 30 - 50 Zuchtstuten zählen, trifft man wohl auch zwei oder mehrere Hengste.

Von den in der Statistik von 1904 angegebenen 2828 volljährigen Hengsten wurden nur 1783 in den obligatorischen Hengstkörungen vorgestellt und davon 1306 zum öffentlichen Beschäldienste zugelassen. Die nicht vorgestellten Hengste sind die wegen Alters und Invalidität ausrangierten Tiere, die auf ihre alten Tage noch als Zugtier arbeiten. Von den in den Körungen zurückgewiesenen Hengsten wird ein Teil zweifellos den Provinzialverordnungen zuwider doch zum Beschälen verwandt, doch dürfte auch mit Einschluß eines Teiles dieser die Zahl der belgischen Deckhengste kaum mehr als 1500 betragen.

Diese Zahl mit der Zahl der belgischen Großbetriebe nebeneinandergestellt, beweist, daß nur die größern Wirtschaften das nicht unerhebliche Kapital für einen volljährigen Deckhengst tragen können und auch unter diesen nur die Wirtschaften sehr interessierter und kapitalstarker Landwirte. Als Typus solcher Wirtschaft mag man einen Betrieb von 80 ha auf mittelbelgischem Lehmboden ansehen, der 12—14 Stuten hält, dazu einen Hengst und eine Anzahl junger Pferde.

Öffentliche Gestüte und Hengsthaltereien bestehen in Belgien nicht. Das gewerbsmäßige Halten von Deckhengsten war vor einem halben Jahrhundert ein in Belgien viel verbreitetes Geschäft. In neuerer Zeit ist dasselbe sehr zurückgegangen und beschränkt sich heute auf eine geringe Zahl von Spekulanten, welche sich mehr für Pferdehandel als für Pferdezucht interessieren und für die die Hengsthaltung und der Beschäldienst nur ein Nebengeschäft bilden. Abgesehen von einigen Großunternehmern, die mehr als zehn Hengste beieinander haben, findet man hier und da kleinere Landwirte, die ihr Kapital in einigen guten Hengsten angelegt haben und, wenn sie nicht unvorhergesehenes Unglück haben, mit ihrer Hengsthalterei gute Geschäfte machen.

So erinnere ich mich beispielsweise eines kleinen Betriebs im südlichen Hennegau von 32 ha Ausdehnung, der nur zwei Stuten, aber vier gute Hengste hielt. Aus Deckgeldern und Prämien zog der Besitzer nicht unerhebliche Gewinne von seiner kleinen Hengsthalterei.

Das Herumziehen der Beschäler kommt außer in den westflämischen Polders und in der Provinz Luxemburg nur noch ausnahmsweise vor.

Das Hengsthaltungsgeschäft liegt in Belgien zum allergrößten Teil in den Händen der Züchter selbst. Hierin liegt zweifelsohne einer der stärksten Faktoren, die zu der glänzenden Entwicklung des belgischen Kaltblutschlags beigetragen haben.

„Die Privathengsthaltung" sagt Leyder, „ist der belgischen Zucht zum höchsten Wohle gewesen, indem die größern Besitzer ihre Beschäler auch dem kleinen Züchter zur Verfügung stellen und beflissen sein werden, wenn auch nicht immer Zeuger allerersten Ranges, so doch im Durchschnitt den bei den gewerbsmäßigen Haltern aufgestellten überlegene Hengste zur Zucht zu verwenden.

Die Haltung der Hengste bei dem Züchter selbst hat noch einen andern, in züchterischer und in wirtschaftlicher Hinsicht nicht zu unterschätzenden Vorteil. In dem Pferdebestande des Züchters ist nämlich im allgemeinen dem Hengst auch während der Deckzeit eine beständige Stelle als Arbeitspferd angewiesen. Durch eigne Arbeitsleistung kann derselbe nur sein Vererbungsvermögen als Zeuger leistungsfähiger Arbeiter unterhalten und verstärken, und in dieser Beziehung mag man ihn als voraussichtlich dem müßigen Gestütshengst überlegen ansehen. Anderseits lohnt er seine Haltungskosten reichlich mit der von ihm geleisteten Arbeit und bringt so seinem Besitzer durch Deckgeschäft und durch Arbeit doppelten Gewinn."

Es ist aber nicht die regelmäßige gründliche Arbeit allein, die in der Privathengsthaltung den Beschälern so außerordentlich gut tut. Ein Faktor von vielleicht noch größerer Bedeutung ist der tägliche intime Umgang des Besitzers und seiner Knechte mit dem Hengste.

Solcher Hengst ist in der Wirtschaft des belgischen Landwirts der Stolz und das verhätschelte Lieblingstier für jedermann. Kein Tag vergeht, ohne daß der Besitzer und dessen Kinder nach dem Hengste sehen, keine Stunde am Tag, wo nicht die Knechte im Stall und der erwachsene Sohn des Landwirts sich mit ihm beschäftigen. In seinem Verschlag in der Ecke des Pferdestalls oder auf größern Höfen hinter den Eisensprossen seiner Box stehend, ist der Hengst den Umgang mit seinem Herrn und dessen Knechten gewöhnt; sie sind für ihn Bekannte und gute Freunde. Er läßt sich gern mit ihnen ein, weil er weiß, daß er von ihnen sein Futter und saubere Streu bekommt, daß sie ihn striegeln und putzen, mit ihm reden und ihm auch wohl mal einen derben Schlag versetzen. Kommt ein Fremder in den Stall, so dreht sich der schwere Koloß in seiner Box nach ihm um, stößt ein kurzes Wiehern aus und beobachtet ihn aufmerksam mit Auge und Ohr, immer aufmerksam und interessiert für seine Umgebung, stets bereit, sich von seinen Freunden ansprechen, aufzäumen und aus dem Stalle holen zu lassen. Ruhig läßt er sich den Schweif mit einem dünnen Strohband hochbinden, den Paradezaum auflegen, an dem noch die bunte Rosette und Schleife der letzten Pferdeschau flattert, die Mähne striegeln und die Hufe putzen. Mächtig und würdig tritt er aus der niedrigen Stalltür in den

Hof, als wäre er sich bewußt, jetzt das Ansehen und den Reichtum der Wirtschaft und ihres Besitzers repräsentieren zu müssen.

In langsamem Schritt, das schwere Haupt auf und ab wiegend, tritt er in den Kreis der in der Hoftüre versammelten Beschauer und stellt sich ruhig unter sie hin, läßt sich die Beine ausrichten, als wüßte er, daß jetzt der Augenblick des Photographierens da wäre. Dann tritt er aus der Hoftüre. Der erwachsene Sohn des Besitzers oder der Vorknecht hat den Rock ausgezogen und die Zügel kurz gefaßt und in gemächlichem Tempo setzt sich der Pferdekoloß in Trab. Ein Knecht knattert in der Türe mit der langen Peitsche, der Besitzer zieht sein Taschentuch heraus und knattert mit ihm in der Luft, die andern rufen, schreien, klatschen in die Hände, zischen und machen allerhand Geräusche, um den trabenden Hengst aus seiner phlegmatischen Ruhe zu bringen. 200—300 m vom Hoftor macht er Halt, benutzt die kurze Wendung, um ein paarmal kräftig nach hinten mit beiden Beinen auszuschlagen, und kommt dann in scharfem Trabe zu den Zuschauern zurück, vor denen er kurz Halt macht und trotz des Feuers und Dampfes, in die er geraten ist, und die aus seinen Augen und der lebhaften Bewegung der Flanken sprechen, wie eine Mauer stillsteht.

Die Belgier verstehen es, ihre Hengste vorzuführen; das Vorzeigen des Hengstes ist ein Schauspiel, das sich bei ihnen oft, bei vielen jeden Sonntag wiederholt, wenn ein Nachbar oder ein andrer Besuch kommt und man den Hengst aus dem Stalle holt, um ihn den staunenden und bewundernden Gästen vorzuführen.

Die ständige Beschäftigung mit dem Hengst und sein intimer Verkehr mit der Umgebung verleihen ihm jene kraftstrotzende Lebensfreude, in der der Belgier mit Recht einen der wesentlichsten Charaktere eines guten Vatertiers erblickt.

Wie anders ist das Bild, das die langen Reihen der Gestütshengste bieten, die all jenes persönliche Interesse des Besitzers, den Umgang mit ihnen bekannten treuen Pflegern, das intime Zusammenleben mit ihrer ständigen Umgebung missen; sie bieten, vergleicht man sie mit den verhätschelten Hengsten der belgischen Privathengsthalter, den Eindruck, den der Franzose mit dem trefflichen Worte „vidé“ bezeichnet, was so viel wie schlapp, unfreudig und energielos bedeutet.

Besondere Umstände in der Pflege des Hengstes werden in den belgischen Wirtschaften meist nicht gemacht. Im allgemeinen erhält der Hengst dieselbe Nahrung wie die übrigen Pferde. Nur während der Sprungperiode erhält er einen stärkern Haferzusatz. Auch hat er dieselbe Arbeit wie alle andern Pferde der Wirtschaft zu verrichten, und es kommt öfters vor, daß man ihn aus dem Gespann nimmt, um ihm eine Stute vorzustellen, und nach dem Beschälakt ohne weiteres wieder an die unterbrochene Arbeit bringt.

Nur die Hengste, die sehr zahlreiche Stuten zu decken haben, werden während der Deckzeit mehr geschont und wohl auch aller Arbeitspflicht enthoben.

Der belgische Zuchthengst beginnt sein Deckgeschäft gewöhnlich nach Ablauf seines dritten Lebensjahrs. In seltenen Fällen wird auch der zweijährige Hengst schon zu vereinzeltem Decken zugelassen.

Die Zahl der einem Hengste zugewiesenen Stuten ist je nach den Umständen sehr verschieden; sie erreicht im Mittel etwa 80 Stück, kann jedoch ausnahmsweise 125—150 Stück betragen. Wo ein Hengst 200 und mehr Stuten deckt, ist das

weniger als Zeichen der Kraft des Hengstes, als der Unvernunft des Hengsthalters zu betrachten.

Als Deckgebühren wurden durchschnittlich 12—24 ℳ erhoben, bei anerkannt hervorragenden Hengsten jedoch erheblich mehr; sie decken für 50, 100, ja für 150 ℳ und mehr, und die Zahl der Züchter ist nicht gering, die mit ihren Stuten einen stundenlangen Weg machen, um für dies hohe Deckgeld ihre Stuten von einem berühmten Beschäler decken zu lassen.

Die Zahl der auf einen Hengst entfallenden Stuten betrug im Jahr 1905 nach der Statistik:

in	Zahl der Stuten in 1905 auf einen vorgestellten Hengst	auf einen gekörten Hengst
Antwerpen	156	191
Brabant	52	75
Westflandern	75	81
Ostflandern	45	79
Hennegau	59	88
Lüttich	60	69
Limburg	69	104
Luxemburg	74	116
Namur	43	59
Belgien	60	84

All diese Zahlen sind zu niedrig angenommen, da die Zahl der Deckhengste auf die Gesamtzahl aller Stuten der einzelnen Provinzen verteilt wurde, unter letzten befindet sich aber ein ganz Teil, die nicht zu Zuchtzwecken verwandt werden, wodurch das Verhältnis dahin geändert wird, daß tatsächlich jedem Hengste mehr Stuten zugeführt werden, als die obigen Mittelzahlen angeben. Ein deutlicher Unterschied läßt sich jedoch auch aus den nur annähernd zutreffenden Mittelzahlen ablesen, daß nämlich die Hengste im Kleingrundbesitz mehr angestrengt werden, als im Mittel- und Großbetrieb. Nach den Angaben des Bulletin de l'Agriculture 1906, 2 wurde durchschnittlich jeder der gekörten Hengste in Ostflandern 57 mal, in Limburg 51 mal, in Westflandern 47 mal, in der Provinz Antwerpen 42 mal zum Beschälen verwandt, während in Luxemburg nur 13 mal, in Brabant 19 mal und in der Provinz Lüttich 20 mal. Das liegt an der verschiedenartigen Stärke der Stuten- und Hengsthaltung im Klein- bezw. im Mittel- und Großbetriebe. Im ersten ist die Zahl der Stuten groß und die der Hengste klein, während im letzten viel wohlhabende Besitzer einen Hengst für eignen Bedarf, eventuell für einige gut zahlende Nachbarn halten.

Das erste Befruchten erfolgt für die große Mehrzahl der jungen Stuten bei Ablauf des dritten Lebensjahrs. Nur ausnahmsweise werden besonders stark entwickelte zweijährige Stutfohlen zum Hengst gelassen. Die Zeit der Beschälung dauert in Belgien gewöhnlich von Mitte Januar bis Anfang Juni, so daß die Mehrzahl der Fohlen in den Monaten März, April und Mai zur Welt kommt. Man richtet das meist absichtlich so ein, weil dann die Frühjahrsbestellung beendigt ist und Mutter und Fohlen in der Weide einige Zeit der Ruhe genießen können.

Man zählt im Durchschnitt 80—85 Befruchtungen auf 100 dem Hengste vorgestellte Stuten, und von den befruchteten Stuten 75—80 % geworfene Fohlen, was also im ganzen auf 100 gedeckte Stuten 60—68 Geburten ergibt. Nach der Statistik von 1904 gab es in Belgien 108 366 volljährige Stuten, von denen 39 471 Fohlen zur Welt gebracht wurden. Nach obigen Verhältniszahlen berechnet, wurden in diesem Jahre demnach etwa 61 670 Stuten gedeckt, welche Zahl $^3/_5$ des Stutenbestandes ausmacht. Die bleibenden $^2/_5$ wurden nicht zur Zucht verwandt.

Die Bedeutung der Pferdezucht für den einzelnen Betrieb ergibt sich aus der Anzahl der zur Zucht verwandten Stuten. Dieselbe richtet sich nicht allein nach der Größe des Betriebs, sondern ist auch auf den verschiedenartigen Böden Belgiens sehr ungleich groß.

Wer in der Campine und auf den flämischen Sandböden Pferdezucht treibt, hat gewöhnlich nur eine Zuchtstute, gleichgültig, ob er 10 oder 20 ha betreibt, was dort schon einen großen Betrieb darstellt. Auf den flämischen Lehmböden gilt als Typus einer Pferdezuchtwirtschaft ein Betrieb von 50 ha Land und fünf Stuten. In Mittelbelgien, wo die Pferdezucht am intensivsten getrieben wird, hält man auf 80 ha 12—14 Stuten und im Condroz und in den Ardennen in einem der dortigen Großbetriebe von 80 ha etwa 8 Stuten.

Die größern Zuchtwirtschaften lassen ihre Stuten durch ihren eignen Hengst decken, kleinere Züchter gehen mit ihren Stuten zu einem Hengsthalter in der Nachbarschaft. Die Auswahl des Hengstes und Ausgabe eines hohen oder geringen Deckgeldes richtet sich mehr nach der Intelligenz als nach dem Wohlstande des Züchters. Als charakteristischen Beweis erzählte ein Großlandwirt im Land von Thuin, daß zu seinem erstklassigen und verhältnismäßig teuren Hengst in der Regel die kleinsten Nachbarn mit ihren Stuten kämen. Die umwohnenden Großbauern, weniger unternehmend als die kleinen Besitzer, fänden das Deckgeld zu hoch und gingen mit ihren Stuten zu billigern Hengsten.

Verwandtschaftszucht wird im allgemeinen vermieden, schreckt aber in besondern Fällen nicht prinzipiell ab und hat unzweifelhaft bei einigen sehr bekannten und berühmten Hochzuchten als Hauptfaktor der gesamten Veredlung und der Herstellung der bewunderungswürdigen Ausgeglichenheit ihrer Pferdebestände geführt.

Die trächtige Stute genießt keinerlei Vergünstigungen gegenüber den andern Arbeitspferden, noch besondere Pflege. Oft wird sie zum Decken aus dem Gespann geholt, in dem sie eben arbeitete, und nach dem Beschälakt ohne weiteres sofort wieder angespannt. Ihrer Bestimmung als Arbeitstier gemäß, schafft sie während ihrer ganzen Tragezeit in verschiedenster Art auf dem Feld und bei Transporten bis zur Zeit, wo ihr Abfohlen nahe bevorsteht. Es ist schon vorgekommen, daß eine hochtragende Stute bei der Pflugarbeit ihr Fohlen geworfen hat.

Es gibt vereinzelte Wirtschaften, wo, gemäß einem früher weitverbreiteten Brauche, die abfohlende Stute ihren gewöhnlichen Standplatz zwischen ihren Gefährtinnen beibehält und wo man wenige Stunden nach seiner Geburt das aller Gefahr gegenüber ahnungslose Füllen zwischen den Beinen aller der gutmütigen, friedsamen Stallbewohner sich herumtummeln sehen kann. Ein Dazwischenkommen des Züchters beim Abfohlen ist selten notwendig; in der Mehrzahl der Fälle spielt sich der gesamte Vorgang spontan ab, und kommt das Fohlen ohne Beihilfe zur mütterlichen Milchdrüse.

Nach der Statistik von 1905 betrug die Zahl der

	Geburten	Zuchtstuten		nicht zur Zucht verwandten Stuten	
		(64 Geburten auf 100 gedeckte Stuten)			
	total	total	%	total	%
in Antwerpen . .	832	1 300	18	6 352	82
„ Brabant . .	6 332	9 894	58	7 133	42
„ Westflandern .	4 714	7 366	69	3 269	31
„ Ostflandern .	4 169	6 514	61	4 276	39
„ Hennegau . .	8 479	13 234	63	3 888	37
„ Lüttich . . .	3 911	6 111	67	3 018	33
„ Limburg . .	2 678	4 184	54	3 602	46
„ Luxemburg . .	3 292	5 144	47	6 139	53
„ Namur . . .	5 455	8 523	68	4 141	32
„ Belgien . . .	39 862	62 270	58	41 818	42

Einige Tage nach dem Abfohlen wird die Mutterstute bei Bedarf wieder ins Gespann gestellt. Am liebsten sieht man es jedoch, wenn man Mutter und Fohlen in die Weide treiben kann, um sie dort tagsüber ungestört zusammen zu lassen. Das Säugen dauert drei bis sechs Monate. Sobald das Fohlen Freßlust äußert, wird ihm Heu und gequetschter Hafer mit Kleie gegeben. Die Gewöhnung der Fohlen an dies Futter fällt niemals schwer. „Wie früh derartige Freßversuche mitunter gemacht werden", schreibt Johnen, „zeigt die Tatsache, daß ich ein drei Tage altes Fohlen beobachtet habe, welches mit dem Anstand, den es hatte, nicht allein den Kopf in die Krippe der Mutter brachte, sondern auch tatsächlich Hafer aufnahm, kaute und hinunterschluckte."

Die entwöhnten Fohlen bleiben auf der Weide, bis die rauhe Jahreszeit anfängt. Bei reichlichem Graswuchse reicht die Weide völlig zu ihrer Ernährung aus. In den westflämischen Poldern läßt man sie in milden Wintern bisweilen das ganze Jahr auf der Weide. Die klimatische Abhärtung tut ihnen wohl gut, anderseits waten die jungen Tiere aber einen großen Teil des Jahres in nassen und patschigen Weiden herum, wodurch sie leicht fehlerhafte Hufe bekommen. Auf diesen Umstand ist die Entwicklung der breiten platten Hufe des flämischen Pferdes zum großen Teile zurückzuführen.

Die Zuchtwirtschaften Mittelbelgiens haben in der Regel einen kleinen oder größern Weideplatz für die Mutterstuten und jungen Fohlen dicht beim Hof liegen, auf dem sich die Pferde während des Sommers unter den Obstbäumen herumtummeln. Wo diese Weidegelegenheit fehlt, wie im Kleingrundbesitz Flanderns oder in den Ardennen, wo die Gehöfte im Dorf zusammenliegen, und in der zusammengedrängten Dorfanlage für Fohlenweiden meistens kein Platz bleibt, sieht man von der Fohlenaufzucht ab und verkauft die Mehrzahl der jungen Tiere als Fohlen.

Sind die Fohlen bei Eintritt der unfreundlichen Jahreszeit von der Weide hereingeholt, so werden sie in Laufställen untergebracht und den Winter über mit Heu, Stroh, Hafer, Kleie und andern Futterstoffen genährt. Den darauffolgenden Sommer verbringen die nunmehrigen Jährlinge wiederum auf der Weide, bis die

Zeit kommt, daß man anfängt, sie zur Arbeit anzulernen, was bei der Herbstbestellung, wenn sie etwa 18 Monate alt sind, zu geschehen pflegt. Hengstfohlen, die zur Aufzucht von Deckhengsten untauglich erscheinen, werden im Alter von 12—15 Monaten kastriert. Sind die Fohlen $1^1/_2$—2 Jahre alt, so werden sie gefüttert und gehalten wie die volljährigen Stallgenossen.

Die Landwirte in den Hauptzuchtprovinzen des belgischen Pferdes sind alle sehr reichlich mit Arbeitspferden versehen und nehmen in der Mehrzahl der intensiven Rübenwirtschaften noch einen Satz Zugochsen für die Frühjahrs- und Herbstarbeiten zu Hilfe. Man kann die Anzahl Arbeitspferde, die in Mittelbelgien für 100 ha Ackerland benutzt werden, auf 20—25 schätzen, so daß also auf jedes Pferd 4—5 ha Ackerland entfallen.

Im Condroz und in den Ardennen ist die Zahl der Arbeitspferde in den Wirtschaften weniger reichlich; man hält dort auf 100 ha Ackerland etwa 10 bis 15 Arbeitspferde, so daß auf jedes Arbeitspferd eine Ackerfläche von 7—10 ha kommt. Im Kleinbetrieb auf den flämischen Sandböden und in der Campine ist die Verwendung von Arbeitspferden noch viel geringer. In Flandern und in der Campine halten nur die größern Bauern, d. h. die Besitzer von 10—20 ha ein Pferd, die andern bearbeiten ihren Acker mit Kühen oder Ochsen oder mit dem Spaten in der Hand. Und im Land von Herve, wo in vielen Betrieben gar nicht geackert wird, da alles Land in Weide liegt, genügt ein Pferd für 30—40 ha und mehr.

Im Kleinbetrieb haben es die Arbeitspferde nie übermäßig schwer, auch wenn das Areal des Bauern 20 ha beträgt und er nur ein Pferd hält. Die Ackerarbeit auf dem leichten Boden ist wenig anstrengend, der Transport der Ernte nach dem Hof ist nicht weit und die Fuder sind nicht sehr schwer. Das Pferd wird sehr gut gehalten und hat viele Ruhetage. Im Großbetrieb haben es die belgischen Pferde dank der sehr reichlichen Equipierung mit Arbeitsgespann ebenfalls nicht allzuschwer. Im Mittel arbeiten die Pferde dort 190—210 Tage im Jahr; nach den jahrelang geführten Aufzeichnungen einer dortigen Musterwirtschaft mit hochintensiver Rübenkultur sogar nur 175 Tage im Jahr. Durch diese Organisation der belgischen Großbetriebe ist es zu erklären, daß man intensiven Ackerbau und intensive Pferdezucht mit Erfolg nebeneinander betreiben kann, eine Ansicht, die früher auch in Belgien vielfach bestritten wurde. Die Zahl der Landwirte, die, anstatt Zucht zu treiben und Zuchtstuten zu halten, ihre intensive Ackerwirtschaft mit Wallachen und Ochsen bestellen, sind heute in Mittelbelgien sehr selten. Man findet sie allein noch in größerer Zahl im Hesbegau, und dort aus dem einfachen Grunde, weil die Wirtschaften im Hesbegau meist nicht genug Weide für die jungen Pferde haben.

Reichliche und gute Weide ist eine Vorbedingung für intensive Zucht. Die Betriebe in Brabant und Hennegau, den Gegenden intensivster Pferdezucht, haben oft mehr als ein Viertel ihres Areals in Weide liegen. In ihnen steigt die Zahl der Pferde, Arbeitspferde, Zuchtpferde und junge Pferde zusammengenommen, durchschnittlich auf 30—35 Stück, in einzelnen Fällen bis 40 Stück für 100 ha, während im Hesbegau und im Condroz, wo die Pferdezucht weniger intensiv getrieben wird, durchschnittlich nur 20—25 Pferde auf 100 ha gehalten werden.

Die Vorteile einer reichlichen Ausrüstung mit Arbeitstieren für die Zucht

liegen auf der Hand. Die tragenden Stuten können, vorsichtig behandelt, von zu schweren Arbeiten ganz frei gehalten werden und können nach dem Abfohlen einige Wochen mit dem Fohlen zusammen weiden, ohne zu arbeiten. Das kommt der Mutter sowie dem Fohlen sehr zu statten, und die Möglichkeit, gute Erfolge mit der Zucht zu erreichen, ist erheblich gesteigert.

Das belgische Pferd ist leicht zu füttern, da es bei mäßiger Nahrungsaufnahme und mit wenig wertvollen Futterstoffen gut zu unterhalten ist. In Flandern und in der Campine erhalten sie außer Heu und Hafer vielfach einen Trank, der aus Kleie und Leinmehl zusammengerührt ist, außerdem Rüben und Möhren und während der Arbeitsperiode Roggenbrot bis zu 1 kg täglich. In Mittelbelgien und in den Ardennen bildet im allgemeinen der Hafer die Grundlage der Futterration. Außer Hafer erhalten die Pferde Gerste, Mais, Pferdebohnen, Kleie, Ölkuchen, Malzkeime, Rübenmelasse und Klee-, Wiesen-, Luzerne- und Linsenheu sowie Stroh als Rauhfutter, gelegentlich etwas Möhren.

Ein Züchter im südlichen Brabant gab seinen Pferden im Winter Heu und 3—4 kg Hafer morgens und mittags; dazu abends je eine Garbe Linsenroggen, zu Häcksel geschnitten. Im Sommer erhielten seine Pferde Grünfutter mit etwas Hafer und in arbeitsstiller Zeit nichts als Grünfutter.

In einer hochintensiven Rübenwirtschaft mit stark betriebener Pferdezucht bestand das Pferdefutter in arbeitsstiller Zeit aus grünem Klee und Häcksel, bei kleiner Arbeit (Hackmaschine u. dgl.) 2 kg Hafer, 2 kg Kleie, 2 kg Melasse, grünem Klee und Häcksel, und in voller Arbeit aus 4—6 kg Hafer, 2 kg Mais, 2 kg Kleie, 1 kg Leinkuchen, 2 kg Melasse, Heu und Häcksel.

Die Frage, ob man die Pferde mit Hafer füttern soll oder seinen Hafer verkaufen und andre Futterstoffe, wie Mais, Gerste, Kleie, Futterkuchen u. a. dafür an Pferdefutter einkaufen soll, wird von den belgischen Landwirten sehr verschieden beantwortet. Es gibt Betriebe, in denen fast aller Hafer, und andre, in denen kein einziges Korn verkauft wird, und zwischen diesen beiden Extremfällen alle Sorten von Zwischenstufen. Jeder Landwirt behauptet, daß sein System das beste sei. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wäre jener im Recht, der seinen Hafer verfüttert, weil dabei seine Pferde am besten fahren und auch er selber eine gute Verwertung seiner Ackerfrucht findet. Jedoch darf man nicht übersehen, daß der Haferbau für die belgischen Landwirte die rentabelste Kultur ist. Hafer ist das einzige Getreide, dessen Preis in Belgien durch einen Einfuhrzoll gehoben wird. Der Zoll beträgt für 100 kg 2,40 ℳ, so daß sich der Preis des frei hereinkommenden Weizens zu dem des Hafers verhält wie 138 ℳ zu 125 ℳ für 1000 kg. Da die Erntemengen beider Kulturen in intensiven Wirtschaften etwa gleich hoch sind, der Weizen aber mehr Dünge- und Erntekosten verursacht, so kommt es nicht selten vor, daß der Hafer mehr Rente abwirft als der Weizen. So z. B. in einer Wirtschaft im Land von Thuin, wo der Weizen vom Hektar 458,00 ℳ Einnahmen und 417,60 ℳ Ausgaben, also 40,40 ℳ Überschuß, der Hafer 412,50 ℳ Einnahmen und 364,80 ℳ Ausgaben, also 47,70 ℳ Überschuß ergab.

Es ist also für die intensiven Ackerwirtschaften Mittelbelgiens und auch des Condroz und der Ardennen mit ihrem stark betriebenen Haferbau eine Frage von höchster Wichtigkeit, ob man die best rentierende Ackerfrucht daran wenden soll, um seinen Pferdebestand zu unterhalten. Pferde und Hafer sind im allgemeinen die

Vieh des rotbunten flämischen Schlages.

Flämische Arbeiter beim Weizenpicken.

lohnendsten Produkte des belgischen Landwirts, und er würde am besten abschneiden, wenn er von beiden recht viel zu verkaufen hätte. Wenn er sich entschließt, den Hafer nicht zu verkaufen, so ist das ein Opfer, ein Aufwand an Betriebs- und Meliorationskapital, das er seinem Pferdebestand in der Hoffnung zuwendet, daß dieser es ihm reichlich lohnen wird. Im allgemeinen kann man also beobachten, daß die kapitalschwachen Landwirte ihren Hafer verkaufen, die gutsituierten ihn verfüttern, und anderseits, daß die Wirtschaften, in denen die Pferdezucht mehr Nebenbetrieb ist, ihre Pferde mit eingekauften Futtermitteln an Stelle von Hafer füttern, während die intensiven und berühmten Pferdezuchtwirtschaften ihren Pferden Hafer in großen Gaben vorwerfen.

Als Rauhfutter gibt man Klee, Luzerne, Wicken, Esparsette, Linsen und Stroh; Wiesenheu selten, Grummetheu, das in Belgien höchst selten in den Wiesen gewonnen wird, überhaupt nie. Im Sommer gehen die Pferde auf die Weide, oder, falls diese nicht ausreicht, auf den Kleeschlag, wo sie angetüdert werden. Es ist das eine besonders im Land von Thnin, wo der Boden für Anlage von Dauerweiden zu kostbar ist, viel übliche Sitte. In arbeitsstiller Zeit, z. B. in den Monaten Mai und Juni, sieht man die ganzen Pferdebestände der dortigen Wirtschaften in langen Reihen im Klee angetüdert. Täglich zweimal werden die Ketten verlängert oder die Tüderpfähle weiter vorgesteckt, und die friedlichen Tiere bleiben Tag und Nacht ohne Aufsicht auf ihrer Weide. Es gehört zu den charakteristischsten Bildern jenes Landes, wenn man im Sommer diese langen Reihen Pferde nebeneinander im Klee weiden sieht.

Ich habe in dieser Art selbst Koppeln von Mutterstuten mit Fohlen nebeneinander gesehen, die Mütter angetüdert, die Fohlen frei herumlaufend, und in einer andern Wirtschaft lange Reihen junger Hengste, die wie die artigsten Burschen ihre letzten Pensionsjahre vor dem Eintritt in ihren Beruf in Gesellschaft von 10 bis 15 Stuten verbrachten und den Sommer über friedlich angebunden nebeneinander im Klee standen. Ein höchst verwunderlicher Anblick.

Wo es an ausreichenden Weiden fehlt, wie auf den Sandböden des nördlichen Belgiens und vielfach auch im Süden des Landes, ist die Möglichkeit der Fohlenaufzucht weniger groß; daher verkaufen die dortigen Züchter ihre Fohlen meist in jungem Alter.

Die Pferdeställe sind in Mittelbelgien in der Regel allen Anforderungen entsprechend, geräumig, hell und sauber. Im gebirgigen Süden des Landes dagegen lassen die Stallungen oft viel zu wünschen übrig, und auch im Kleinbetrieb auf den Sandböden des Landes ist die Stallhaltung vielfach wenig zweckentsprechend. Die Pferde stehen in einem dunklen Winkel des Stalles, wo sie weder Luft noch Licht haben. Oft stehen sie auch mit den Kühen zusammen im Kuhstall und verbringen mangels ausreichender Weidegelegenheit Sommer und Winter in der ihnen unzuträglichen Stallluft. Das sind Verhältnisse, unter denen, wie das ja auch die Tatsachen beweisen, die Pferdezucht zu keiner rechten Entwicklung kommen und keine großen Erfolge zeitigen kann.

Der belgische Pferdezüchter hängt mit großer Liebe an seinen Pferden; sie bieten ihm eine ständig anregende, ihn wirtschaftlich und persönlich interessierende Beschäftigung. In den Pferdezuchten ist die stetige Fürsorge des Landwirts dem Pferdebestande zugewandt; er sorgt dafür, daß seinen Lieblingen nichts abgeht,

was zu ihrer Entwicklung förderlich sein könnte, freut sich über jedes Tier, das Fortschritte macht, und pflegt mit aller Sorgfalt den Zurückgebliebenen oder Kranken. Wie weit die Opferwilligkeit und Sorgfalt bei der Pflege eines kranken Pferdes gehen kann, bewies ein Fall, wo der Besitzer seinem Fohlen, das sich eine bösartige Erkältung zugezogen hatte, täglich eine Flasche Portwein zu trinken gab. „Zum Glück", sagte er, „nahm das Fohlen Verstand an und wurde gesund, als wir in die ältern Jahrgänge meines Weinkellers gelangten."

5. Das belgische Pferdestammbuch.

Die ersten Bemühungen der belgischen Pferdezüchter, sich zu einem Stammbuche zusammenzutun, reichen in das Jahr 1884 zurück. Im Jahr 1886 kam auf einen Aufruf hin die Gründung einer ganz Belgien umfassenden Vereinigung der Pferdezüchter zustande, in der sich die frühern Zuchtverbände auflösten und die seit einigen Jahren den Namen führt: Société „Le cheval de trait belge".

Der Sitz der Gesellschaft ist Brüssel; ihr Zweck, die Zucht des belgischen Zugpferdes zu fördern und zu verbessern. Zu diesem Zwecke stellt sie nach Artikel I, § 1 ihrer Statuten ein Stammbuch zusammen, in welches Pferde von reiner Rasse aufgenommen werden, deren Abstammung den Reglements entsprechend festgestellt ist; nach § 2 hält sie jährlich in Brüssel und, wenn möglich, auch in den Provinzen Schauen von belgischen Zugpferden ab.

Die Anzahl der Mitglieder beläuft sich auf etwa 1200. Der Beitrag der ordentlichen Mitglieder (Pferdezüchter) beträgt 12 ℳ, der außerordentlichen Mitglieder 24 ℳ. Die vom Staat der Gesellschaft jährlich gewährte Beihilfe beträgt 24 000 ℳ.

Die Reglements des Pferdestammbuchs haben nach den Festsetzungen vom Jahr 1903 folgenden Wortlaut:

1. Die Gesellschaft „Le cheval de trait belge" hat beschlossen, unter ihrer Aufsicht ein Stamm- und Ursprungsbuch der belgischen Zugpferde einzurichten, in das nur einheimische und reine Rassepferde aufgenommen werden.

2. Die Betriebsleitung der Gesellschaft arbeitet als eine Zentral-Stammbuchkommission, welche die von einem Redaktionskomitee vorgeschlagenen Eintragungen zu prüfen hat. Sie besorgt Druck und Ausgaben des Stammbuchs der eingetragenen Tiere.

3. Die Betriebsleitung beauftragt in jeder der neun Provinzen des Landes Spezialkommissionen und Abgeordnete mit der Aufnahme der Pferde ins Stammbuch. Diese Spezialkommissionen und Beauftragten des Stammbuchs haben außerdem der Betriebsleitung nützliche und notwendige Auskünfte zu verschaffen.

4. Die Spezialkommissionen oder die Beauftragten des Stammbuchs haben die zur Eintragung vorgeschlagenen Pferde auf Rasse und Qualität zu prüfen.

5. Anträge zwecks Eintragung müssen schriftlich an die Betriebsleitung der Gesellschaft in Brüssel, 20 Rue Royale, oder an den Vorsitzenden der betreffenden Provinzialkommission oder an die Bevollmächtigten des Stammbuchs eingereicht werden.

6. Die Anträge zwecks Eintragung können zu jeder Zeit des Jahres gestellt werden.

7. Die Spezialkommissionen oder Bevollmächtigten des Stammbuchs haben das Recht, einen Ort zu bezeichnen, an den die Pferde eines Zuchtgebiets zur Aufnahmeprüfung zusammengebracht werden müssen. Die Prüfung kann auch bei dem Züchter zu Haus stattfinden.

8. Pferde, deren Vater und Mutter im Stammbuch nicht genannt sind, werden erst im Alter von zwei Jahren darin aufgenommen mit so genauer Angabe ihrer Herkunft wie möglich.

9. Pferde, deren Vater und Mutter im Stammbuch eingetragen sind, werden bei ihrer Geburt aufgenommen; die Stammbuchnummer erhalten die Hengste im Alter von drei Jahren, die Stuten beim ersten Abfohlen.

10. Die Eintragung geschieht unentgeltlich für alle Pferde.

11. Die Stammbuchnummer jedes eingetragenen Pferdes steht zwischen seinem Namen (die jungen Pferde ausgenommen, siehe § 9) und seinem Signalement sowie den Angaben über seine Abstammung.

12. Zur Feststellung der Abstammung von Fohlen, deren Vater und Mutter eingetragen sind, erhält jeder Hengsthalter durch die Provinzialverwaltung ein numeriertes und gestempeltes Heft mit Beschälzeugnissen.

13. Der Eigentümer einer eingetragenen Stute, der diese durch einen ebenfalls eingetragenen Hengst decken läßt, fordert von dem Hengsthalter ein Beschälzeugnis mit dem genauen Datum des Beschälens und der Nummer von Stute und Hengst. Dies Zeugnis muß durch den Inhaber der Stute an die Betriebsleitung nach Brüssel gesandt werden.

14. Der Eigentümer eines eingetragenen Hengstes hat die vorgenannte Anordnung gleichfalls zu befolgen, wenn er eine seiner eingetragenen Stuten durch denselben decken läßt.

15. Die Mitteilung von der Geburt des Fohlens muß innerhalb acht Tage an die Betriebsleitung in Brüssel oder an den Vertreter des Stammbuchs gesandt werden, der mit der Identitätsfeststellung von Mutter und Fohlen beauftragt ist. Diese Identität soll sofort nach ihrer Feststellung durch ein schriftliches Zeugnis belegt werden, das auch an die Betriebsleitung gesandt werden muß. Falls das Signalement des Fohlens nicht schon zur Zeit seiner Geburt genau angegeben werden kann, so muß es innerhalb der folgenden vier Monate eingesandt werden.

16. Die Eigentümer eingetragener Tiere verpflichten sich, der Gesellschaft alle Veränderungen mitzuteilen, die in ihren Pferdebeständen durch Verkauf, Tausch oder Sterbefall vorkommen.

17. Das Verhalten eines Züchters, der sich des Betrugs oder falscher Angaben bei Geburtsanzeigen oder für Erlangung von Pedigrees schuldig gemacht hat, unterliegt der Beurteilung durch die Betriebsleitung, die als letzte Instanz über Bestrafung des Schuldigen zu beschließen hat.

18. Die Pedigrees oder Abstammungszeugnisse der im Stammbuch eingetragenen Pferde werden an Mitglieder der Gesellschaft zum Preis von 4 ℳ (5 Frcs.), an Nichtmitglieder zum Preis von 16 ℳ (20 Frcs.) ausgegeben; wird bei Verkauf eines Pferdes dessen Pedigree verlangt, so richtet sich dessen Preis danach, ob der Käufer Mitglied ist oder nicht, und muß vor Auslieferung des Pedigrees bezahlt werden.

In der ersten Anlage des belgischen Pferdestammbuchs hatte man zwei Abteilungen aufgestellt, erstens „chevaux de gros trait“ (Brabanter Typus) und zweitens „chevaux de trait léger“ (Ardenner Typus). Der flämische Schlag blieb unberücksichtigt, weil man nicht auf dessen Hebung, sondern vielmehr auf seine allmähliche Verdrängung hin arbeiten wollte. Mit der Zeit stellte sich jedoch heraus, daß auch die obige Trennung in zwei Schläge unzweckmäßig sei; man arbeitete darum im Jahr 1890 die Reglements nochmals um und fing das Stammbuch wieder von vorn an, das nunmehr nur eine belgische Pferderasse anerkennt.

Wenn auch die ganz überwiegende Mehrzahl der eingetragenen Pferde als reinblütige Belgier anzusehen sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sowohl unter den aus Westflandern sowie aus den Ardennen eingetragenen Stuten sich Tiere befinden, die nicht ganz reinblütig sind. Die Zahl jener Tiere ist aber im Vergleich zu den reinen Brabantern so unbedeutend, daß eine Beeinflussung der belgischen Zucht durch sie ganz ausgeschlossen ist; im Gegenteil ist zu erwarten, daß bei ständiger Verwendung von reinblütigen Hengsten die Stammbuchpferde mit der Zeit einen ganz einheitlichen, reinblütigen belgischen Charakter annehmen werden.

Das Stammbuch erscheint jährlich in zwei rot kartonnierten Bänden in Oktavformat mit etwa 1700 Seiten in 1500 Exemplaren, die unter die Mitglieder verteilt werden.

Der erste Abschnitt des Stammbuchs enthält die Hengste, die, mit der Nummer 2 anfangend, nur gerade Nummern führen. Der zweite Abschnitt enthält die von eingetragenen Eltern stammenden Fohlen mit Angabe ihrer Eltern. Der dritte Abschnitt enthält die Namen der Stuten, die mit Nummer 1 anfangen und nur ungerade Nummern führen, nebst Angabe ihrer Fohlen.

Da sich in den belgischen Zuchten dieselben Namen, wie Bayard, Brillant, Mouton, Belle, Marie, Blonde u. a., sehr oft wiederholen, bildet die Eintragungsnummer des Stammbuchs das beste Unterscheidungsmerkmal der Pferde.

Die von Stammbucheltern geborenen Hengstfohlen werden laut § 9 bei Beginn ihrer Volljährigkeit ins Stammbuch mit einer Nummer eingetragen, auch wenn sie inzwischen eingegangen, kastriert oder verkauft worden sind. Hinter ihrer Eintragung findet sich alsdann die kurze Angabe: mort, châtré oder vendu.

Die Reglements des Stammbuchs wurden in den ersten Jahren mit größter Strenge gehandhabt. Mit der Zeit hat sich aber herausgestellt, daß diese äußerste Strenge, namentlich mit Bezug auf den Termin der Geburtsanzeigen, praktisch nicht den Gewohnheiten der Züchter entsprach, und man ist in Anbetracht des großen Schadens, den manche Züchter durch verspätete Geburtsanzeige und darum nicht erfolgte Eintragung eines Fohlens von bester Abstammung erlitten haben, in dieser Hinsicht etwas nachsichtiger geworden.

Daß hinter dem Rücken des Stammbuchs ohne dessen Wissen und Wollen massenhafte Pedigreeunterschiebungen vorkommen, ist eine in ganz Belgien bekannte Tatsache. Die namhaftesten Züchter haben mir das freimütig eingestanden mit der Erklärung, daß sie selber darin gar kein großes Unglück erblicken und persönlich nie daraus Schaden erlitten, da sie für ihre Zuchtzwecke nie ein Pferd nach dem Pedigree, sondern nach Prüfung seiner Qualitäten und nach persönlicher Feststellung

seiner Herkunft ankauften. Letztes ist für den belgischen Züchter, der eine fabelhafte Kenntnis des einheimischen Pferdebestandes hat und sich leicht unter den Nachbarn seines Lieferanten nach der Herkunft des in Aussicht genommenen Ankaufs erkundigen kann, ohne Schwierigkeit zu erreichen. Die Pferde der bekanntern Hochzuchten und Nachkommen der berühmten Hengste kennt jeder bewanderte belgische Züchter auf den ersten Blick heraus. Ihm sagt das Pedigree ziemlich wenig, entschieden weniger, als dem Käufer im Ausland, der sich gern ganz und gar auf das Pedigree verläßt. Es läge entschieden im Interesse der deutschen Käufer, bei Ankauf belgischer Pferde zu Zuchtzwecken mit den in Belgien herrschenden Verhältnissen zu rechnen und sich weniger auf das Pedigree als auf die Qualitäten des Pferdes zu stützen, die sie durch Augenschein feststellen können, über die Vererbungsfähigkeit aber und die Qualitäten der Familie ihres Ankaufs sich in der Nachbarschaft des belgischen Züchters zu erkundigen.

Die Beteiligung der belgischen Züchter am Pferdestammbuch ist provinzial und regional sehr verschieden groß. Die meisten Mitglieder zählt das Stammbuch naturgemäß unter den Pferdezüchtern Mittelbelgiens, in deren Betrieben die Pferdezucht eine größere Rolle spielt. Immerhin gibt es noch heute zahlreiche und darunter vorzügliche Züchter, deren Pferde nicht ins Stammbuch eingetragen sind. Der beste Beweis dafür, daß das belgische Pferdestammbuch noch lange nicht alle guten belgischen Pferde enthält, ist der, daß alljährlich auf den Pferdeschauen eine ganze Anzahl erstklassiger Hengste und Stuten erscheint, die mit ersten Preisen gekrönt werden, von deren Eltern man vorher nie etwas gehört hatte. Allerdings haben sich einige Familien durch die Sicherheit ihrer von Generation zu Generation fortschreitenden Verbesserung einen großen Namen gemacht. Sie bilden aber keineswegs ein privilegiertes, abgeschlossenes Geschlecht, denn mit ihnen wetteifert eine Menge bisher unbekannter Pferde von vorzüglichsten Qualitäten, von denen ein Teil zweifellos berufen ist, in einigen Jahren ebenfalls unter die berühmten Stammeltern belgischer Zuchten gerechnet zu werden.

Die Erfolge des Pferdestammbuchs für die belgische Pferdezucht sind fraglos sehr groß gewesen. „Die angestrebte Einheit und Gleichförmigkeit der belgischen Pferderasse", sagt Leyder, „ist zur Wirklichkeit geworden, und indem der Marktwert der gewöhnlichen Gebrauchspferde sich in nicht unwesentlichem Maße gehoben hat, hat sich der Kaufpreis der Elitezuchtpferde verzehnfacht. Kurzum, aus der bis dahin von der großen Mehrzahl der Interessenten als notwendiges Nebengewerbe der Wirtschaft mit mehr Gleichgültigkeit als warmem Eifer betriebenen Pferdezucht ist der ertragbringendste Zweig der belgischen Landwirtschaft hervorgewachsen, so daß die Züchter und ihre Gönner mit wohlberechtigtem Stolz auf das durch ihr Zusammenwirken vollbrachte Werk zurückblicken können."

Die zweite große Aufgabe der Société „Le cheval de trait belge" ist die Abhaltung einer jährlichen Pferdeschau in Brüssel. Die erste allgemeine Tierausstellung wurde im Jahr 1874 in Brüssel durch die Landwirtschafts-Gesellschaft von Brabant und Hennegau veranstaltet und seit jener Zeit findet alljährlich im Parc du Cinquantenaire am Ende der Rue de la Loi eine große Landespferdeausstellung statt.

Es ist kaum zu entscheiden, was der belgischen Pferdezucht mehr Nutzen gebracht hat, ob die Führung des Stammbuchs oder die jährlichen Pferderevuen in

Brüssel: so hoch ist der Einfluß dieser Einrichtung für die Entwicklung der Landespferdezucht zu bewerten. Die Jahresausstellungen im Parc du Cinquantenaire, die alljährlich im Beginn des Monats Juni stattfinden, sind nicht allein als Gelegenheit zu günstigem Ein- und Verkauf und zur Erlangung hoher Prämien unter den belgischen Züchtern hoch angeschrieben, sie sind vielmehr noch zu einer Bildungsstätte und Hochschule züchterischer Kenntnisse ganz erster Ordnung geworden. Gelegentlich dieser Pferdeschau hat der belgische Züchter die Möglichkeit, das beste belgische Pferdematerial, die besten Stuten, die berühmtesten Hengste mit deren Nachkommenschaft nebeneinander zu sehen. Durch Zusammenstellung der besten Familien lernt er deren Vererbungskraft, durch Nebeneinanderstellen gleichartiger Zuchtprodukte die erstrebte Ausgeglichenheit, durch Auswahl unter den besten Hengsten und Stuten das Ideal des belgischen Pferdes kennen. Die jährliche Wiederkehr der Ausstellung zeigt die Dauerhaftigkeit und Zuverlässigkeit jener Pferde, die alle Jahre wiederkehren und deren gute Nachkommen sich von Jahr zu Jahr auf den Ausstellungen mehren. Für den belgischen Züchter ist der regelmäßige Besuch der Brüsseler Jahres-Pferdeschau eine der besten Gelegenheiten, um seine Kenntnisse über den Pferdebestand des Landes und seine Ansichten über züchterische Ziele fortgesetzt zu erweitern, und für die ganze Brüsseler Bevölkerung und für die von rundherum aus dem Lande zuströmenden Besucher hat die Ausstellung im Park von Cinquantenaire den Charakter eines nationalen Volksfestes angenommen, das dazu beiträgt, auch die städtische Bevölkerung für die Landespferdezucht zu interessieren und weite Kreise des Volkes mit Stolz auf diese vornehme Produktion des belgischen Bodens zu erfüllen.

Was nicht zum wenigsten zum guten Gelingen dieser Brüsseler Pferdeausstellungen beiträgt, ist der in aller Welt einzig dastehende wundervolle Ausstellungsraum des Palais de Cinquantenaire. Wie der Name besagt, wurde dies Palais zur Feier der fünfzigjährigen Selbständigkeit des Königreichs Belgien im Jahr 1880 erbaut. Außer seiner großen Porta Triumphalis, deren Grundstein damals gelegt und deren Bau vor kurzer Zeit fertiggestellt wurde, blieb von der dortigen Jubiläumsfeier des Jahres 1880 auch die große Maschinenhalle bestehen, die heute den linken Flügel des ganzen Gebäudekompleres ausmacht und für die Abhaltung großer Ausstellungen hergerichtet worden ist.

Die Ausstellungshalle ist ein aus Eisenbogen gewölbter und mit Glas gedeckter großer Raum von 200 m Länge und 70 m Breite, der wie ein an allen vier Seiten geschlossener Bahnhof aussieht. Die Mitte dieses Raumes ist der „Ring", um den herum nach allen Seiten hin wie im Amphitheater Zuschauerbänke und über diesen breite Gallerien entlang laufen. Die Zuschauertribünen sind auf der einen Schmalseite durch den Eingang zur Bahn, auf der einen Längsseite durch die königliche Tribüne, auf der andern Längsseite durch den Platz für die Vorstandsmitglieder unterbrochen. Der Ring wird während des Körens durch verschiebbare Barrieren in mehrere kleinere Abteilungen geteilt; für das Vorführen der prämiierten Pferde am letzten Tage werden alle Verschläge entfernt, so daß eine 160 m lange und 40 m breite Bahn frei wird. Zur Unterbringung der Pferde werden die angrenzenden vier großen Ställe benutzt, die in doppelter Reihe je einen langen Mittelgang und zu beiden Seiten Pferdestände, zum Teil solide Boxen haben. Durch große Türen sind diese Ställe sowohl mit dem Haupt-Ausstellungsraum, als auch

mit einem quer vor den Ställen her laufenden überdachten Gange verbunden. In diesen Stallungen können ungefähr 450 Pferde untergebracht werden. Ist die Ausstellung stärker beschickt, was in den letzten Jahren stets der Fall war, so wird innerhalb der großen Halle rundherum an den Wänden der Raum unter den Tribünen noch zu Ställen eingerichtet. Hier können noch 170 Pferde stehen. Reicht auch damit der Stallraum noch nicht aus, so werden draußen im Park provisorische Holzställe errichtet. Die geräumigen hellen Stallungen sind mit allem Komfort ausgestattet; das Publikum kann in den breiten Gängen zwischen den Ständen promenieren, die Pferde können ohne Schwierigkeit herausgeholt und hereingebracht werden, Wasserleitung und Gasbeleuchtung stehen überall zur Verfügung. Für die gewöhnlichen Stände wird von den Mitgliedern des Stammbuchs 4 ℳ, für eine Box 20 ℳ Standgeld gezahlt. Die Ausstellungen stehen auch Nichtmitgliedern offen, doch müssen diese ein höheres Standgeld bezahlen. Ein Futtermagazin verkauft zu festgesetzten Preisen Heu, Hafer und Stroh. Auch sind Bufetts aufgestellt, wo die Besucher der Ausstellung Hunger und Durst stillen können.

Die Ausstellung dauert drei Tage. Sie beginnt gewöhnlich an einem Freitag mit dem Preisrichten der Hengste, am Sonnabend folgt die Stutenkörung und der Sonntag, der als Volkstag gilt und für ein sehr mäßiges Eintrittsgeld großen Scharen von Neugierigen die Tore öffnet, dient am Vormittag zum Championatspreiskampf und zum Wettbewerb unter Stutengruppen von je vier Stück aus demselben Stall, und am Sonntag Nachmittag findet die Preisverteilung und Vorführung der prämiierten Pferde statt.

Die zur Verteilung kommenden Preise belaufen sich auf eine Gesamtsumme von 31 200 Franken = 24 960 ℳ und verteilen sich folgendermaßen:

Schwerer Schlag	Preise in Franken I	II	III	IV	V	VI	VII
1. Volljährige Hengste, 163 cm Widerristhöhe und mehr	1000	700	500	300	150	100	100
2. Volljährige Hengste, 158—163 cm Widerristhöhe und mehr	900	600	400	300	150	100	100
3. Volljährige Hengste, 158 cm Widerristhöhe und weniger	600	400	200	100	75	50	50
4. Dreijährige Hengste, über 159 cm Widerristhöhe	800	500	350	200	100	75	50
5. Dreijährige Hengste, unter 159 cm Widerristhöhe	600	400	200	100	75	50	50
6. Zweijährige Hengstfohlen . zweimal	550	350	150	100	75	50	50
7. Volljährige Stuten, 161 cm Widerristhöhe und mehr.	800	600	400	200	100	75	50
8. Volljährige Stuten, 157—161 cm Widerristhöhe und mehr	600	400	200	100	75	50	50
9. Volljährige Stuten, 157 cm Widerristhöhe und weniger	400	300	200	100	75	50	50
10. Volljährige Stuten mit Fohlen . .	600	400	200	100	75	50	50
11. Dreijährige Stuten über 155 cm Widerristhöhe	600	400	200	100	75	50	50

	Schwerer Schlag	Preise in Franken I	II	III	IV	V	VI	VII
12.	Dreijährige Stuten unter 155 cm Widerristhöhe	500	300	150	75	50	50	50
13.	Zweijährige Stutfohlen . . zweimal Ardenner Schlag	400	200	100	75	50	50	50
14.	Volljährige Hengste, in den Ardennen geboren und gezogen, 160 cm Widerristhöhe und darunter	500	400	200	100	75	50	50
15.	Dreijährige Hengste, 158 cm Widerristhöhe und darunter	300	200	100	75	50	—	—
16.	Zweijährige Hengstfohlen	200	100	75	50	—	—	—
17.	Volljährige Stuten, 158 cm Widerristhöhe und darunter	400	200	100	75	50	50	—
18.	Dreijährige Stuten, 156 cm Widerristhöhe und darunter	200	100	75	50	—	—	—
19.	Zweijährige Stutfohlen	175	100	50	—	—	—	—
20.	Stutengruppen von vier demselben Züchter gehörigen Stuten	200	100	50	50	50	50	—
21.	Hengste m. fünf od. mehr Nachkommen	400	300	200	100	—	—	—
22.	Championnat für Hengste	1000						
23.	„ „ Stuten	600						

Jedes mit einem Geldpreis ausgezeichnete Pferd erhält eine silberne, jedes mit ehrenvoller Vormeldung bedachte eine bronzene Münze an einer langen Schnur in den Landesfarben. In Abteilung 21 konkurrieren nur Hengste, die mindestens fünf eingetragene Nachkommen präsentieren können; in dieser Kategorie erscheinen also die berühmten Pferdegeschlechter Belgiens, alte Championnathengste oft mit 10—12 erstklassigen, oft prämierten Söhnen. Zum Championnatbewerb sind nur solche volljährigen Pferde zugelassen, die schon auf einer frühern Schau einen Championnatpreis errangen oder, sei es auf einer frühern, sei es auf der gegenwärtigen Ausstellung, mit einem ersten Preise gekrönt wurden.

Diese sehr reichlichen Preise bilden einen nicht unerheblichen Reiz für die Züchter, ihre Pferde zur Ausstellung zu schicken, denn Pferdeprämien werden vom tüchtigen belgischen Züchter als eine Art regelmäßiger jährlicher Einnahme betrachtet, die ihm einen Teil seines Pferdekapitals verzinsen. Man kann Züchter in Belgien antreffen, die ganze Berge von Ausstellungsmünzen zu Haus aufbewahrt haben. Wer besonders stolz auf diese Auszeichnungen ist, befestigt sie in einem mit Sammet bezogenen Karton und hängt sie unter Glas und Rahmen an die Wand in seiner guten Stube.

Die Ausstellung im Jahr 1905 war mit 352 Hengsten und 226 Stuten, zusammen mit 578 Pferden beschickt; es hat schon Jahre gegeben, wo 770 Pferde zusammenkamen. Die größere oder geringere Beschickung der Ausstellung hängt viel von den Witterungsverhältnissen des vorhergehenden Jahres ab. War das Wetter ungünstig, so daß die Pferde sehr schwere Arbeit beim Rübenfahren u. dgl. zu verrichten hatten, so werden weniger Pferde ausgestellt.

Die Vorführungen der Pferde im Palais von Cinquantenaire ziehen alljährlich

Tausende von Zuschauern nach der Ausstellung. Mit unermüdlichem Interesse verfolgen sie von den Tribünen herab die Arbeiten der Preisrichter im Ring, rufen Beifall, wenn einer der bekannten Hengste die Bahn durchtrabt und erheben sich aufgeregt von ihrem Sitze, wenn der letzte Kampf um das Championat ausgefochten wird.

Am letzten Tag erreicht der Ausstellungsbetrieb seinen Höhepunkt. Die Schwänze aufgebunden, die Mähnen durchflochten, an der Schläfe die Rosette mit den farbigen Bändern und auf der breiten Brust die Ehrenkette mit den erworbenen Preisen paradieren die prämiierten Pferde durch die Bahn. Die Musik spielt die Brabançonne, der König erscheint persönlich zur Austeilung der Preise, und Jubel tobt durch die weite Halle, wenn mit Peitschenknall und Hallogeschrei die zu vieren zusammengekoppelten prächtigen Stutengruppen in dröhnendem Trab, eine hinter der andern folgend, die Bahn durchbrausen.

6. Körungs- und Prämiierungswesen.

Die ersten Maßnahmen zur Körung belgischer Zuchthengste reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Sie bestanden vereinzelt schon zu jener Zeit, als am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts mit Staatsgestüten und durch Einfuhr fremder Hengste eine Verbesserung des belgischen Pferdeschlags erstrebt wurde. Die belgischen Züchter merkten gar bald, daß diese ausländischen Hengste der Staatsgestüte für ihre einheimischen schweren Stuten zu fein waren, und daß sie Fohlen erzeugten, „die nicht zum Ackerbau taugten und dabei einen schweren Kopf, hohe Beine und einen schmalen Bauch hatten".

„Manche sind darum der Meinung", schreibt Schwerz[1]) im Jahr 1811, „es sei vorteilhafter, die Methode anzunehmen, bei welcher sich die Kastellanei von Brügge wohlbefunden hat. Man bewilligte nämlich den Landwirten eine Entschädigung, welche einen gewählten Hengst halten wollen. Dabei durfte man sich aber dann keines andern bedienen. Die Polizei verfuhr dabei sehr strenge; sie verhinderte die Einwohner, eigne Hengste zu halten, und untersagte die Ausführung derjenigen, die einmal zuchtmäßig erklärt worden waren. Man hatte sich überdem noch vorgesetzt, jährlich gewisse Zusammenkünfte zu veranstalten, wo man Ermunterungspreise für die schönsten Stuten und die besten Fohlen auszusetzen gedachte. Dergleichen Preisverteilungen hatten auch schon in den Kastellaneien von Bergen (Mons) und Bourbourg in dem Departement von Norden eine große Verbesserung der Pferderassen bewirkt." Bis zum Jahr 1840 waren in allen belgischen Provinzen Körungsordnungen von den Provinzialverwaltungen eingeführt. Ihre Bestimmungen waren bis zum Jahr 1901 in den einzelnen Provinzen verschieden, seitdem wurden sie mehr und mehr vereinheitlicht, so daß heute alle Provinzen mehr oder minder dieselben Körungsvorschriften besitzen. Was man mit ihnen bezweckt, ist einerseits die Zulassung nur erstklassiger, als gut anerkannter Hengste zur Zucht und anderseits Erhaltung der besten Zuchttiere für die einheimische Pferdezucht. Das erste Ziel wird durch verpflichtete Hengstkörung und scharfe Ab-

1) Schwerz a. a. O.

weisung aller minderwertigen Hengste vom öffentlichen Beschäldienste, das zweite durch ein besonderes System von Geldprämienaustellung erreicht.

Als Typus solchen Provinzialreglements sei der Wortlaut des Réglement provincial du Brabant sur l'amélioration de l'espèce chevaline vom 25. Juli 1901 angeführt. Die Verordnungen der andern Provinzen stimmen mit diesem fast wörtlich überein.

Kapitel I. Hengstkörung.

1. Zum Beschälen andern gehöriger Stuten dürfen allein die Hengste verwandt werden, die ein Mindestalter von drei Jahren erreicht haben, und deren Eigenschaften als geeignet zur Verbesserung ihrer Rasse durch eine Körungskommission anerkannt sind. Jeder angekörte Hengst wird, vorbehaltlich der Zustimmung des Eigentümers, sofort in das seiner Rasse entsprechende Pferdestammbuch eingetragen.

2. Die Körung ist obligatorisch auch für Hengste, die, ohne für den allgemeinen Beschäldienst bestimmt zu sein, an zwei oder mehrere Personen oder an eine Gesellschaft mit Rechtspersönlichkeit gehören.

3. Die Körung ist nur für ein Jahr geltend, gerechnet von dem Tag, an dem sie stattgefunden hat bis zu dem Tage des folgenden Jahres, an dem sie wiederholt wird.

4. Angekörte Hengste dürfen in einer andern Provinz zum allgemeinen Beschäldienst nicht verwandt werden, bevor sie nicht durch die zuständige Körungskommission dort ebenfalls gut gekört sind.

Der Gouverneur (Oberpräsident der Provinz) kann zwei oder mehr Mitglieder der Kommission beauftragen, auf Kosten der Interessenten jeden Hengst zu kören, der nach dem üblichen Tage der Hengstkörung in die Provinz eingeführt wurde oder bei der nach Artikel 13 festgesetzten Körung nicht vorgestellt werden konnte.

Die vorstehenden Bestimmungen sind auf Vollblut- und Halbbluthengste nicht anwendbar.

5. Jeder Hengst wird bei der Vorstellung vor der Körungskommission unter der Mähne links am Halse mit dem Buchstaben O gebrannt. Falls er zum allgemeinen Beschäldienste zugelassen wird, wird er außerdem mit dem Buchstaben A gezeichnet. Dieser Buchstabe wird links von dem Buchstaben O eingebrannt.

Den Eigentümern der angekörten Hengste werden für die Dauer eines Jahres Beschälhefte kostenlos geliefert mit dem Signalement der betreffenden Pferde.

6. Die Vollblut- und Halbblutheugste können von der vorerwähnten Brandzeichnung befreit bleiben, falls ihre Eigentümer oder Besitzer dies wünschen. Eine Erwähnung dieses Dispenses wird alsdann in den Beschälheften eingetragen.

7. Die Eigentümer oder Besitzer von angekörten Hengsten sind verpflichtet, die Beschälhefte jedesmal vorzulegen, wenn sie von den mit der Überwachung der Reglementsbefolgung beauftragten Beamten und Agenten oder auch von Personen, die mit ihren Stuten zum Beschälen kommen, darum ersucht werden.

8. Die Hengsthalter dürfen Stuten mit ansteckenden Krankheiten nicht decken lassen. In zweifelhaften Fällen dürfen sie eine von einem approbierten Tierarzt ausgestellte Bescheinigung verlangen, welche feststellt, daß die Stute mit solchen Krankheiten nicht behaftet ist.

Die Hengsthalter dürfen zum Beschälen keinen mit ansteckender Krankheit behafteten Hengst verwenden.

9. Die Hengsthalter müssen das Signalement der Stuten, das Datum der Beschälung sowie den Namen und Wohnort des Eigentümers, der mit seinen Stuten zum Hengst gekommen ist, in ihr Sprungregister eintragen. Sofort nach dem Beschälen wird ein Zeugnis mit der Bescheinigung der Beschälung sowie Angaben über den Hengst dem Stutenbesitzer ausgehändigt: jede nachfolgende Beschälung wird auf demselben Zeugnis nebst Angaben über den dazu verwandten Hengst vermeldet.

10. Die Sprungregister der Hengste müssen jedes Jahr vor dem 1. September durch Vermittlung der Ortsbehörden an die Commission provinciale d'agriculture abgeliefert werden. Die Sprungregister der einheimischen Hengste werden von benannter Kommission an die Société „le cheval de trait belge", die der Vollbluthengste an die Kommission des „Jockey-Club" und die der Halbbluthengste an die „Société royale hippique de Belgique" eingesandt.

Kapitel II. Körungskommissionen.[1])

11. Die Ernennung der in Artikel 1 erwähnten Körungskommission geschieht folgendermaßen:

A. Für die Vollbluthengste durch den Landwirtschaftsminister auf Vorschlag seitens des Komitees des Jockey-Clubs; sie besteht aus drei Mitgliedern.

B. Für die Halbbluthengste und die zum Beschälen halbblütiger Stuten dienenden Vollbluthengste durch den Landwirtschaftsminister auf Vorschlag seitens der Société royale hippique de Belgique; sie besteht aus drei Mitgliedern.

C. Für die Hengste der einheimischen Rasse durch den Provinzialausschuß (députation permanente) auf Vorschlag der Commission provinciale d'agriculture; sie besteht aus fünf Mitgliedern, deren eins durch den Landwirtschaftsminister ernannt wird. Unter den vier andern befindet sich ein Tierarzt. Die Dauer ihres Amtes währt vier Jahre. Durch das Los wird bestimmt, in welcher Reihenfolge die vier letztgenannten Mitglieder abtreten. Wer aus seinem Amt austritt, darf, mit Ausnahme des Kommissionsvorsitzenden, nicht vor Ablauf eines Jahres wieder gewählt werden.

Der Provinzialausschuß ernennt aus der Zahl der Mitglieder den Kommissions-

---

1) Auf den Hengstkörungen des Jahres 1905 wurden

	vorgestellt	angekört
Antwerpen	49	40
Brabant	326	226
Westflandern	142	132
Ostflandern	237	136
Hennegau	354	238
Lüttich	151	133
Limburg	112	75
Luxemburg	153	97
Namur	293	216
Belgien	1817	1293

Bulletin de l'Agriculture 1907, 2.

vorsitzenden und einen Schriftführer, welch letzter den oben genannten fünf Mitgliedern beigeordnet wird.

Ist eins der Mitglieder oder der Schriftführer der Kommission verhindert, so sorgt der Vorsitzende für einen Stellvertreter. Der Vorsitzende sorgt im Behinderungsfalle für seinen Stellvertreter persönlich. Ist der Vorsitzende verhindert, so hat das älteste Kommissionsmitglied den Vorsitz.

Die Entscheidungen der Kommission sind unwiderruflich.

Die Kommission für die einheimischen Hengste entscheidet in den Wettbewerben, die in Kapitel III und IV auseinandergesetzt sind.

12. Die Reisekosten für die Mitglieder und den Schriftführer der Kommission zur Körung einheimischer Hengste werden berechnet mit 20 Centimes für den Kilometer Eisenbahnfahrt und 12 Frcs. Tagegeld. Auf Landwegen betragen die Kilometergelder das Doppelte.

13. Der Provinzialausschuß setzt die Körungsbezirke fest, sowie die Zeiten und Örtlichkeiten für die jährlichen Zusammenkünfte der Kommission und bestimmt, wo die Körungen und Wettbewerbe stattfinden sollen, bei welch letzten die in Kapitel III und IV genannten Prämien zur Austeilung gelangen.

Kapitel III. Prämien für Hengste der einheimischen Rasse.

14. Die nachfolgenden Preise können alljährlich an Eigentümer von Hengsten der einheimischen Rasse verliehen werden, falls die Qualitäten der betreffenden Tiere die Auszeichnung verdienen:

A. Kreisprämien.

1. Ein erster Preis von 200 Frcs. mit einer silbernen Medaille, ein zweiter Preis von 150 Frcs. mit einer bronzenen Medaille und drei dritte Preise von 75 Frcs. mit bronzenen Medaillen für die fünf besten zweijährigen Hengstfohlen.

2. Ein erster Preis von 400 Frcs. mit einer silbernen Medaille und ein zweiter Preis von 300 Frcs. mit einer bronzenen Medaille an die Eigentümer der zwei besten dreijährigen Hengste.

3. Ein erster Preis von 550 Frcs. mit einer silbernen Medaille und ein zweiter Preis von 400 Frcs. mit einer bronzenen Medaille an die Eigentümer der beiden besten volljährigen Hengste. Falls die Körungskommission findet, daß die vorgestellten volljährigen Hengste die für Verleihung eines ersten Preises erforderlichen Eigenschaften nicht besitzen, so kann sie zwei zweite Preise zu je 400 Frcs. ausgeben.

Außer den unter 2 und 3 bezeichneten Preisen kann die Körungskommission für jede Serie von fünf angekörten Hengsten, die noch außer den sechs besten Hengsten in jeder Kategorie vorgestellt sind, einen Preis von 150 Frcs. mit bronzener Medaille an einen der dreijährigen und einen Preis von 200 Frcs. mit bronzener Medaille an einen volljährigen Hengst ausgeben.

B. Provinzialprämien.

Ein erster Preis von 900 Frcs. mit einer Medaille in vergoldetem Silber und ein zweiter Preis von 700 Frcs. mit silberner Medaille an die Eigentümer der

beiden besten einheimischen Hengste der Provinz, die den Bedingungen des Artikels 17 entsprechen. Falls die Körungskommission findet, daß die vorgestellten Hengste die für Verleihung eines ersten Preises erforderlichen Eigenschaften nicht besitzen, kann sie zwei zweite Preise zu je 700 Frcs. ausgeben.

C. Erhaltungsprämien.

1. Eine Erhaltungsprämie von 700 Frcs. an den Eigentümer jedes Hengstes, ohne Altersgrenze, der in einem frühern Wettbewerbe, der mindestens ein Jahr zurückliegen muß, einen ersten Preis im Wettbewerb der volljährigen Hengste oder einen Provinzialpreis erhalten hat. Dieser Preis ist noch um 100 Frcs. erhöht für die Hengste, die einen Provinzialpreis und vorher schon einen ersten Preis erworben haben.

2. Ein Erhaltungspreis von 500 Frcs. an den Eigentümer jedes Hengstes, der mindestens zweimal einen zweiten Preis in der Kategorie der volljährigen Hengste erworben hat.

3. Falls die Körungskommission einen mit erstem Preis und Erhaltungsprämie gekrönten Hengst einen besonders hohen Wert zuerkennt, kann dieser an dem laut Artikel 18 eingerichteten Wettbewerbe teilnehmen, um an Stelle der Erhaltungsprämie von 700 oder 800 Frcs. einen Preis von 6000 Frcs. zu erhalten, der in fünfjährigen Raten zur Auszahlung gelangt.

Falls ein Hengst, dem der Preis von 6000 Frcs. (früher 5000 Frcs.) zuerkannt ist, ins Ausland verkauft wird, so ist der Besitzer bzw. Vorbesitzer des Hengstes verpflichtet, die bereits ausgezahlten Fünftel des Preises an den Staat zurückzuzahlen, welch letzter den Provinzen den von ihnen zum Preis beigesteuerten Teil zurückerstattet.

Wenn nach Ablauf der fünf Jahre der Hengst, dem der Preis von 6000 (bzw. 5000) Frcs. zuerteilt war, nochmals angekört wird, so kann dem Eigentümer derselben eine jährliche Erhaltungsprämie von 600—800 Frcs. zuerkannt werden.

Es dürfen jährlich nicht mehr als drei neue Erhaltungsprämien von 6000 Frcs. ausgegeben werden.

15. Die Auszahlung der Erhaltungsprämien oder deren jährliche Verlängerung hört auf, wenn der Hengst die für Verleihung des Preises erforderlichen Eigenschaften nicht beibehält. In diesem Falle hat der Eigentümer des Hengstes jedoch Rechtsanspruch auf den Betrag der Prämie bzw. deren Verlängerung, der ihm bei der Körung des letzten Jahres zugesprochen wurde, auch wenn der Hengst für den Beschäldienst des folgenden Jahres nicht mehr angekört wird. (Die frühern Erhaltungsprämien von 5000 Frcs. werden bis auf weiteres in jährlichen Raten von 1000 Frcs. ausbezahlt; die Raten können jedoch, falls die Hengste sich bei Gelegenheit des in Artikel 18 vorgesehenen Wettbewerbs auszeichnen, auf 1200 Frcs. erhöht werden.)

16. Jede Erhaltungsprämie, die einem Hengst in einer andern Provinz zuerkannt ist, wird weiter ausgezahlt, wenn der betreffende Hengst durch die Körungskommission seiner neuen Provinz angekört wird. Die Kommission hat jedoch das Recht, auch wenn sie den Hengst zum Beschäldienst zuläßt, die Auszahlung der Erhaltungsprämie zu verhindern, falls sie den Hengst derselben nicht würdig befindet.

17. An dem Preiskampf um die Provinzialprämien dürfen allein die Hengste teilnehmen, die gelegentlich der vorjährigen Körung oder der Provinzialkörung des laufenden Jahres in der Kategorie der volljährigen Hengste einen ersten oder zweiten Preis errungen haben.

18. Die Prämien des jährlichen Preisbewerbs sowie die gewöhnlichen Erhaltungsprämien werden bei dem laut Artikel 13 geregelten Zusammentritt der Körungskommission ausgegeben. Die Erhaltungsprämien von 6000 Frcs. werden gelegentlich des besonders für Austeilung der Provinzialprämien arrangierten Preiskampfes ausgegeben.

Dasselbe Pferd darf während desselben Jahres nicht in zwei oder mehreren Körungsbezirken vorgestellt werden, um dort in Wettbewerb für Erhaltung von Preisen zu treten.

19. Die Prämien der Preiskämpfe sowie die Erhaltungsprämien einschließlich deren Verlängerung im Betrag von 6000 bzw. 5000 Frcs. werden ausgezahlt gelegentlich der Körung, die auf die Erteilung des Preises folgt.

Um die Auszahlung der Preise zu erhalten, müssen die Eigentümer oder Besitzer der Hengste diese gelegentlich eines Körungstags im Lauf des Jahres, das der Zuerkennung des Preises folgt, der Kommission vorstellen.

Für die mehr als vier Jahre alten Hengste muß durch das Sprungregister bewiesen werden, daß sie vom 1. Januar während mindestens sechs Monate zum Beschäldienste in der Provinz verwandt worden sind und wenigstens 30 Stuten gedeckt haben, die nicht dem Eigentümer des Hengstes gehören. Die Eigentümer prämiierter Hengste sind verpflichtet, beim Beschälen den laut Artikel 22 prämiierten Stuten ein Vorrecht zu geben.

Im Fall des Todes des prämiierten Pferdes gilt die Bestimmung des zweiten Absatzes dieses Artikels als nicht verpflichtend. In solchem Fall darf der Eigentümer des Hengstes den Betrag der Prämie gelegentlich der nächstjährigen Körung einziehen unter der Bedingung, daß der Hengst zum öffentlichen Beschäldienste verwandt worden ist, und daß sein Tod innerhalb dreier Tage dem Bürgermeister schriftlich angezeigt worden ist. Dieser Mitteilung muß eine Bescheinigung eines approbierten Tierarztes beigefügt und beides in acht Tagen an den Gouverneur der Provinz abgesandt werden, der sie zur Kenntnis der Körungskommission bringt.

20. Ein Hengst kann während desselben Jahres nur einen ersten Provinzial- oder einen ersten Bezirkspreis erringen; der Eigentümer desselben Pferdes kann jeden dieser Preise nur einmal erhalten. Sind diese Preise dem Hengste bereits in einer andern Provinz zugefallen, so kann er sie nicht noch einmal erhalten.

Die Erhaltungsprämie kann während desselben Jahres nicht mit einer Provinzialprämie vereinigt werden.

21. Ändert ein prämiiertes Pferd seinen Eigentümer, so ist der Verkäufer bei Strafe des Verfalls der Prämie verpflichtet, innerhalb von 15 Tagen nach dem Verkauf dem Gouverneur der Provinz davon Mitteilung zu machen und ihm Namen, Stand und Wohnort des Käufers anzuzeigen. Der Gouverneur übermittelt diese Mitteilung der Körungskommission.

Kapitel IV. Prämien für Stutfohlen und Zuchtstuten der einheimischen Rasse.

22. Den Eigentümern der besten Stutfohlen und Zuchtstuten der einheimischen Rasse können, insofern es dem Werte der Tiere entspricht, die nachfolgenden Preise zuerkannt werden:

A. Kreisprämien:

1. Für zweijährige Stutfohlen:
   ein erster Preis von 100 Frcs. mit silberner Medaille,
   ein zweiter Preis von 75 Frcs. mit bronzener Medaille,
   vier dritte Preise von 50 Frcs. mit bronzenen Medaillen;
2. Für dreijährige Stutfohlen:
   ein erster Preis von 125 Frcs. mit silberner Medaille,
   ein zweiter Preis von 100 Frcs. mit bronzener Medaille,
   ein dritter Preis von 75 Frcs. mit bronzener Medaille;
3. Für Zuchtstuten:
   ein erster Preis von 300 Frcs. mit silberner Medaille;

dieser Preis darf derselben Stute nicht öfter als einmal zuerkannt werden;
   ein zweiter Preis von 200 Frcs. mit bronzener Medaille,
   drei Preise von 100 Frcs. mit bronzenen Medaillen.

Wenn die Körungkommission findet, daß die vorgestellten Stutfohlen und Zuchtstuten den für Erlangung eines ersten Preises erforderlichen Bedingungen nicht entsprechen, so kann sie zwei zweite Preise ausgeben.

B. Erhaltungsprämien:

Eine Erhaltungsprämie von 1000 Frcs. in jährlichen Raten von 250 Frcs. für jede mehr als fünfjährige Stute, die im vorangehenden Jahr eine erste Kreisprämie erhalten hat.

23. Die prämiierten Stuten müssen von einem angekörten Hengste tragend sein und ein Fohlen geworfen haben.

24. Die Kreisprämien und die Raten der Erhaltungsprämien sind fällig bei dem auf die Körung folgenden Preisbewerb.

Um die Auszahlung zu erhalten, müssen die Eigentümer ihre Stuten der Kommission vorstellen, welche festzustellen hat, ob sie ihre Eigenschaften als gute Mutterstuten bewahrt haben.

25. Von der letzten Bestimmung kann abgesehen werden, wenn die Stute infolge Absterbens oder eines Unfalls, die durch einen approbierten Tierarzt festgestellt und durch den zuständigen Bürgermeister bescheinigt sind, der Kommission nicht vorgestellt werden kann.

Kapitel V. Kostenverteilung.

26. Die durch Ausführung obenstehenden Reglements notwendig verursachten Kosten werden zu 40 % durch die Provinz, zu 60 % durch den Staat getragen.

27. Alle Ausgaben werden durch den Provinzialausschuß im Provinzialbudget liquidiert.

Kapitel VI. Strafen.

28. Bei Zuwiderhandlung wider die Bestimmungen der Artikel 1, 2, 4 und 8 des vorliegenden Reglements wird der Eigentümer oder Besitzer des Hengstes mit einer Strafe von 50 Frcs. für jede Übertretung bestraft.

Die auf Grund des vorliegenden Reglements den Eigentümern von prämiierten Tieren zufallenden Preise kommen nicht zur Auszahlung, wenn diese in irgend einer Weise den Bestimmungen des Reglements zuwiderhandeln.

Bei wiederholter Übertretung wird die Geldbuße verdoppelt.

In den in Artikel 1 und 2 vorgesehenen Fällen wird der Besitzer der Stuten mit denselben Strafen belegt.

Jede Zuwiderhandlung gegen die Bestimmungen der Artikel 7 und 9 wird mit einer Geldbuße von 5—10 Frcs. bestraft. Im Fall der Wiederholung wird diese Summe verdoppelt.

29. Die Geldstrafen fallen der Kasse der Gemeinde zu, in welcher die Zuwiderhandlungen stattgefunden haben. Jedoch kann die Hälfte davon dem Beamten zuerkannt werden, der die Zuwiderhandlungen festgestellt hat, falls dieser Anspruch darauf erhebt.

30. Die Kreiskommissare (Landräte), Bürgermeister, Schöffen, Mitglieder der Provinzial-Landwirtschafts-Gesellschaft, die Gendarmerie, Feldhüter und alle Beamten und Offiziere der Polizei sind beauftragt, im Verein mit den Kreistierärzten der Regierung die Ausführung obigen Reglements zu beaufsichtigen und Übertretungen festzustellen bzw. feststellen zu lassen, die zu ihrer Kenntnis gelangen.

31. Alle einschlägigen Verfügungen ältern Datums gelten als aufgehoben.

Ähnliche Reglements wie das obenstehende der Provinz Brabant bestehen auch in den übrigen Provinzen. Jede Provinz ist entsprechend der Stärke der Pferdezucht in verschiedene Kreise geteilt, die für die Hengstkörungen und Verteilung der Kreisprämien als abgeschlossene Zuchtbezirke gelten.

In der Provinz Antwerpen gibt es 3 solche Kreise, in Brabant 6, in Westflandern 6, in Ostflandern 5, im Hennegau 6, in Lüttich 5, in Limburg 2, in Luxemburg 5 und in Namur 7. Jedes Jahr begeben sich die Provinzial-Körkommissionen in den Monaten Oktober und November nach den Hauptorten dieser Kreise, wo die Vorstellung und Körung der sämtlichen Deckhengste des Kreises stattfindet. Bei derselben Gelegenheit findet auch die Austeilung der Kreisprämie an Hengste, Stuten und Stutfohlen statt.

Zum Wettbewerb um die Provinzialprämien vereinigen sich alle prämiierten Hengste einer Provinz auf der jährlich im Winter abgehaltenen Provinzialschau. Bei dieser Gelegenheit kommen auch die großen Erhaltungsprämien zur Austeilung.

Abgesehen von dieser der Provinzialverwaltung bzw. deren Sachverständigen zufallenden Körarbeit und Prämienverteilung hat der Staat noch eine Zahl von großen Nationalpreisen ausgesetzt, die durch eine von der Regierung ernannte Kommission ausgeteilt werden.

Es sind jährlich 18 solcher Preise im Betrag von je 1500 Frcs. zu vergeben. Um nur die besten Hengste um diese hohen Preise in Wettbewerb treten zu lassen, ist bestimmt, daß nur Hengste im Alter von vier und mehr Jahren dabei in Frage kommen können, die schon eine Provinzial- oder eine erste oder zweite Kreisprämie errungen haben.

Die Ausführung der Provinzial-Körungs- und -Prämiierungs-Reglements kostete im Jahr 1905[1])

in	Gesamtkosten Frcs.	Staatsbeihilfe Frcs.	Provinzialbeihilfe Frcs.
Antwerpen	17 447	10 468	6 979
Brabant	66 951	40 171	26 780
Westflandern	58 516	35 109	23 406
Ostflandern	53 931	32 359	21 573
Hennegau	49 022	29 413	19 609
Lüttich	42 905	26 703	16 202
Limburg	26 910	16 146	10 764
Luxemburg	31 968	19 181	12 787
Namur	56 268	33 761	22 507
Ausgaben für Medaillen	3 923	3 923	—
zusammen	407 841	247 234	160 607

Der Staat gewährte außer diesen 247 234 Frcs. eine Summe von 28 300 Frcs. für Austeilung der Nationalprämien. Außerdem erhielt die Société „Le cheval de trait belge" einen staatlichen Zuschuß von 30 000 Frcs., so daß sich die Gesamtausgaben des Staates für Förderung der heimischen Kaltblutzucht auf 305 534 Frcs. belaufen.

Für Förderung der Vollblutzucht gewährten weder die staatliche Regierung, noch die Provinzialverwaltungen einen Zuschuß. Die Halbblutzucht, die für Belgien ohne jede größere Bedeutung ist, erhält eine jährliche Staatsbeihilfe von 10 000 Frcs.

Die weitgehende Fürsorge seitens des Staates und der Provinzialverwaltungen hat der belgischen Pferdezucht zweifellos zu großem Segen gereicht. Man verfügt heute über einen vorzüglichen, unter ständiger Kontrolle stehenden Bestand erstklassiger Hengste, deren beste Exemplare im ganzen Lande bekannt sind und das feste Fundament für die weitere Fortentwicklung der Landespferdezucht bilden Durch das weitgreifende System der Prämienverteilung ist bis in die weitesten Züchterkreise der Wunsch zur Teilnahme an den Wettbewerben getragen worden. Bietet doch die Prämienverteilung recht große Chancen, die sowohl der kleine, wie der große Züchter gern mit in Kauf nimmt. Der Betrag, der in einem Jahr auf einen Hengst fallenden Prämien kann 5000 Frcs. und mehr betragen. Das ist eine recht beträchtliche Summe, und man braucht nicht verwundert zu sein, wenn man von Hengsthaltern in Belgien sagen hört, daß die jährlich fast mit Sicherheit erwarteten Prämien einen Teil des Gewinns ausmachen, den sie aus der Hengsthaltung ziehen.

Durch die Zuwendung der sehr großen Erhaltungsprämien schließlich ist es gelungen, die anerkannt besten Hengste und Stuten dem Lande zu erhalten. Ein einsichtiger Züchter wird ein solches Zuchtmaterial so wie so nicht an einen Käufer

1) Bulletin de l'Agriculture 1907, 2.

abstehen wollen; man vergesse aber nicht, daß in Belgien oftmals ganz erstklassige Tiere Eigentum kleiner Bauern sind; so gehörte z. B. einer der geschätztesten Hengste des Jahres 1905, für den hohe Summen von ausländischen Käufern geboten wurden, einem Bauern auf etwa 10 ha Land. Die Gefahr ist immerhin recht groß, daß solch kleiner Besitzer sich durch eine Summe von 10 000—20 000 Frcs. bestechen läßt und seinen Hengst verkauft. Die Erhaltungsprämien zwingen ihn, sein Tier zu behalten, indem sie ihm in den großen Jahresraten reichliche Entschädigung für den ausgeschlagenen Handel bieten.

7. Pferdeversicherungen.

Entsprechend dem großen Kapitale, das die belgische Landwirtschaft in ihren Pferden besitzt, haben die Versicherungen gegen Tod und Unglücksfälle von Pferden große Ausdehnung im Land gefunden. Im Jahr 1905[1]) zählte man insgesamt 159 genossenschaftlich eingerichtete Pferdeversicherungen und 8 Rückversicherungs-Gesellschaften, die ersten mit 34 351, die letzten mit 28 367 Pferden. Von dem Gesamtbestande landwirtschaftlich genutzter Pferde Belgiens ist demnach etwa $^1/_7$ versichert. Unter den versicherten Tieren bilden die hochwertigen Hengste einen verhältnismäßig sehr großen Bestandteil; man zählte 687 Hengste in den genannten Versicherungen. Die Hengste haben in allen Provinzen ihre besondern Versicherungen, ebenso wie eine besondere Rückversicherungsgesellschaft, die das ganze Land umfaßt. Die Versicherungen für die übrigen landwirtschaftlichen Pferde sind zum großen Teil erst in den letzten Jahren entstanden und nehmen zurzeit noch alljährlich stark an Zahl zu.

Letzte umfassen in der Regel nur ein Dorf, bisweilen deren mehrere, selten einen größern Kreis. Sie sind gewöhnlich im Anschluß an den Bauernverein des betreffenden Dorfes entstanden und haben dementsprechend in den nördlichen Provinzen Belgiens, in denen die Bauernvereine ihr Arbeitsfeld haben, die stärkste Ausdehnung gefunden. Man zählte im Jahr 1905

in	Versicherungs-gesellschaften	aktive Mitglieder	versicherte Pferde, Stuten, Wallache, Fohlen
Antwerpen	22	2 064	2 463
Brabant	23	1 794	2 742
Westflandern	25	2 856	6 974
Ostflandern	40	5 113	8 014
Hennegau	2	1 633	4 996
Lüttich	9	376	1 194
Limburg	37	3 597	6 848
Luxemburg	—	—	—
Namur	1	102	102
Belgien	159	17 535	33 333

1) Bulletin de l'Agriculture 1907, 3.

Der versicherte Wert dieser Pferde betrug insgesamt 22 870 000 ℳ; die Zahl der während des letzten Jahres vorgefallenen Todes- und Unglücksfälle 880, die dafür bezahlte Entschädigung 289 600 ℳ, die Höhe der Verwaltungskosten 14 800 ℳ, die Summe der bezahlten Versicherungsprämien 341 800 ℳ, das Vermögen der Gesellschaften am Jahresschluß 246 310 ℳ.

Die Mitgliederzahl solcher Versicherung schwankt zwischen 30 und 300, nur wenige haben mehr Mitglieder; die Anzahl versicherter Pferde zwischen 40 und 400. Im allgemeinen verlangt man für Errichtung solcher Genossenschaft eine Beteiligung von mindestens 50 Pferden; je mehr, um so besser, nur darf das Gebiet der Versicherung nicht zu groß sein, da sonst die Verwaltungskosten zu hoch anwachsen. Hengste werden in diese Versicherungen nicht aufgenommen, da für sie schon besondere Versicherungsgesellschaften bestehen.

Im übrigen sind die Statuten der einzelnen Verbände sehr verschiedenartig redigiert. Als wesentlichste Bestimmungen enthalten sie im allgemeinen folgende:

Es werden nur landwirtschaftlich genutzte Pferde aufgenommen; und zwar bei einheimischen Pferden zum Mindestwerte von 240 ℳ und zu einem Höchstwerte von 900—1500 ℳ; Pferde von höherm Werte können demnach nur zu dem von der Versicherung festgesetzten Höchstbetrag aufgenommen werden. Für nichtbelgische kleine Arbeitspferde und Ponies beträgt der Mindestwert 120—160 ℳ. Jedes Mitglied ist verpflichtet, seine sämtlichen Pferde zu versichern; doch stellen einige Gesellschaften ihren Mitgliedern frei, ob sie ihre Fohlen versichern wollen oder nicht, was mit Rücksicht auf den hier und da üblichen frühzeitigen Verkauf der Fohlen zweckmäßig erscheint. Um nur Landwirte als Mitglieder zu haben, werden andre Pferdeeigentümer, wie Destillateure, Pferdehändler, Müller, Brauer, Fuhrhalter u. dgl., nicht zugelassen.

Man versichert im allgemeinen gegen Todesfall und Unglücks- oder Krankheitsfälle, welche die völlige Arbeitsunfähigkeit des Pferdes zur Folge haben. Die durch Aufruhr, Krieg, Gebäudeeinsturz, Feuersbrunst, Blitzschlag, Überschwemmung, Ersaufen, Diebstahl, Eisenbahntransport oder durch die Schuld des Besitzers (Nachlässigkeit, schlechte Behandlung, übermäßige Arbeit u. dgl.) verursachten Verluste werden durch die Versicherung nicht gedeckt.

Jedes neu eintretende Mitglied bezahlt ein Eintrittsgeld, das entweder auf 1—4 ℳ fürs Pferd, oder auf 1 % des versicherten Wertes festgesetzt ist. Die jährliche Prämie beträgt gewöhnlich $1^1/_2$ % des versicherten Wertes. Die Abschätzung der versicherten Tiere erfolgt jährlich einmal, sei es durch eingesessene Pferdekenner der Gemeinde, sei es durch Sachverständige einer andern Gemeinde, die sich die Pferde des Dorfes zusammen vorstellen lassen und im Einverständnis mit deren Eigentümern den Wert der Tiere feststellen.

Die eingezahlten Prämien reichen im allgemeinen aus, um drei Viertel des Wertes als Schadenvergütung zu bezahlen, doch hat man sich aus Vorsicht nur für $66^2/_3$ bis höchstens 70 % Schadenvergütung verpflichtet. Verwaltungskosten sollen in diesen Versicherungsgesellschaften prinzipiell gar nicht, in Praxis so wenig wie möglich entstehen, um das ganze Prämienkapital den versicherten Mitgliedern ungeschmälert zukommen zu lassen.

Die Regierung unterstützt die Versicherungs-Genossenschaften durch Bewilligung von 2,40 ℳ für ein aufgenommenes Tier, um damit die Errichtung der Genossenschaft

zu erleichtern; sie gibt außerdem eine jährliche Unterstützung von 20 ℳ und gedruckte Mitgliederheftchen mit den Statuten der Versicherung; schließlich trägt sie einen Teil der Rückversicherung, falls sich eine Anzahl kleinerer Gesellschaften zu einem Rückversicherungsverbande zusammenschließt.

Die letztgenannte, nicht unerhebliche Staatsbeihilfe zur genossenschaftlichen Pferdeversicherung, hat den Anlaß dazu gegeben, daß sich sieben Rückversicherungsgesellschaften im Land gebildet haben, deren Tätigkeit sich je über eine der nördlichen Provinzen Belgiens erstreckt.

In den südlichen Provinzen Hennegau, Namur und Luxemburg, in denen die genossenschaftlichen Pferdeversicherungen noch keine große Ausdehnung haben, besteht auch keine Rückversicherung.

Die Rückversicherungsgesellschaft stellt einen Bund der genossenschaftlichen Versicherungen einer Provinz oder eines Teiles einer Provinz dar und dient dazu, um mittels ihrer großen Staatsbeihilfe den beigetretenen Dorfversicherungen bei der Zahlung der Schadenvergütungen zu helfen und die Ausgaben und Einnahmen der einzelnen Gesellschaften zweckentsprechend auszugleichen. Es ist also eine Genossenschaft von Genossenschaften mit dem Vorzug einer starken staatlichen Unterstützung.

Die sieben bestehenden Rückversicherungen umfaßten zusammen 148 Versicherungsgesellschaften mit 27 673 versicherten Pferden.

Der Beitritt zur Rückversicherung ist keineswegs verpflichtend, seine großen Vorteile sind aber so deutlich, daß fast alle Versicherungsgenossenschaften sich an einen der Zentralverbände angeschlossen haben. Der Sitz dieser Zentralen ist meistens in der Hauptstadt der Provinz; so zählt man 1 in Gent, 1 in Ypern, 1 in Löwen, 1 in Antwerpen, 1 in Lüttich und 2 in Hasselt. Die Zahl der in jeder Zentrale zusammengeschlossenen Versicherungsgesellschaften schwankt zwischen 6 und 35.

Die Abrechnung zwischen den Dorfsversicherungen und ihrem Provinzialverband erfolgt folgendermaßen: Die Dorfsversicherungen bezahlen von dem bei ihnen versicherten Gesamtwerte $1^1/_2$ % an die Zentrale; also ein Drittel dessen, was sie selbst als Prämien von ihren Mitgliedern einziehen. Zu dieser Einnahme gesellt sich für die Zentralen ein gleich hoher Betrag als Staatsbeihilfe; d. h. der Staat gewährt jeder Rückversicherungsgesellschaft eine Summe, die der Summe des durch die angeschlossenen Versicherungen eingezahlten Geldes entspricht. Diese Staatszulage darf jedoch für eine Provinz nicht mehr als 12 000 ℳ betragen. Außerdem beziehen die Rückversicherungen noch kleinere Subsidien durch die Provinzialverwaltungen.

Bei jeder fällig werdenden Schadenvergütung bezahlt alsdann die Dorfsversicherung ein Drittel (ausnahmsweise 35 %) des versicherten Wertes, die Rückversicherung ebenfalls ein Drittel an das reklamierende Mitglied. Für die einzelnen Mitglieder bedeutet also der Zutritt ihrer Genossenschaft zur rückversichernden Zentrale keine Mehrausgabe; für die Versicherung wird aber durch den Beitritt zu ihr die finanzielle Lage erheblich günstiger. Während sie bisher von 100 ℳ des versicherten Wertes 1,50 ℳ Prämie erhielt und 66 ℳ Schadenvergütung zahlen mußte, hat sie nun eine Einnahme von 1 ℳ Prämie und eine Auszahlung im Bedarfsfalle von nur 33 ℳ. Ihre Einnahmen sinken um ein Drittel, die Ausgaben dagegen um die Hälfte. Konnte sie also früher ihren Verpflichtungen gerecht

werden, so muß sie das nach Beitritt zur Zentrale erst recht können; und diese muß es ebenso können, denn sie hat der einzelnen Dorfsversicherung gegenüber dieselben Einnahmen ($^1/_2$ % Prämie und die gleiche Summe an Staatsgeldern) und dieselben Ausgaben wie diese.

Durch eine solche Organisation wird erreicht, daß alle Versicherungen gut bestehen, können und, da sie reichliche Einnahmen haben, in günstigen Jahren selbst Überschüsse erzielen können. Da alles auf genossenschaftlichem Prinzipe basiert ist, können die Überschüsse der einen Genossenschaft für Deckung der Ausgaben einer andern verwandt werden, was erforderlich ist, wenn z. B. eine Dorfsversicherung ein gutes die andre ein schlechtes Jahr hat. Und ebenso können die in der Zentrale sich ansammelnden Überschüsse des einen Jahres mit gutem Geschäftsgange verwandt werden zur Deckung der großen Ausgaben eines andern, in dem vielleicht übermäßig viel Schadenvergütungen in der Provinz fällig werden. Sollten die Überschüsse, sei es in den Dorfsgenossenschaften oder in deren Zentrale, noch über dies Bedürfnis hin anwachsen, was bei dem kurzen Bestehen der Organisation bisher noch nicht abzusehen ist, so wird man dazu übergehen können, die Bestimmungen der Versicherungen weniger scharf zu fassen; man kann dann z. B. höhern Schadenersatz zahlen, oder geringere Prämien fordern, oder den zulässigen Höchstwert der Pferde für die Aufnahme in die Versicherung erhöhen u. a.

Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ist nun freilich besorgt durch die Festsetzung einer Höchstsumme staatlicher Beihilfe auf 12 000 ℳ für jede Provinz. Nimmt das Versicherungswesen einer Provinz so stark zu, daß die den Rückversicherungen eingezahlten Prämien diesen Betrag übersteigen, so wird deren wirtschaftliche Stellung schwieriger; denn ihre Einnahmen wachsen nicht mehr entsprechend den Ausgaben. Dieser Fall ist bereits eingetreten in den Zentralen von Gent, Hasselt und Ypern, in denen die Einnahmen sich aus 12 000 ℳ Staatsbeihilfe und 14 500 ℳ Prämien zusammensetzen. Da ein weiteres Steigen der Beteiligung an der Versicherung und somit der Prämienbeiträge in der Rückversicherung mit Sicherheit zu erwarten ist, verliert die hohe Staatsbeihilfe etwas von ihrem Glanze; der Staat bezahlt in diesen Versicherungen nicht mehr, wie ursprünglich, ein Sechstel des versicherten Wertes, sondern weniger, und die Ausgaben der Zentrale nehmen im selben Verhältnisse zu. Die Zukunft wird lehren, ob sie in der Lage sind, aus ihren jetzigen Einnahmequellen jederzeit ihre Ausgaben zu decken.

Ebensolche Versicherungen mit Rückversicherung wie für Stuten, Wallache und Fohlen gibt es auch für Hengste. Ihre Bezirke sind jedoch größer als bei jenen; die Versicherungen erstrecken sich über eine, ja sogar zwei Provinzen und die Rückversicherung mit dem Sitz in Brüssel gilt für das ganze Land.

Man zählt heute sechs Versicherungsgesellschaften für Hengste, und zwar in den Provinzen Hennegau, Brabant-Antwerpen, Namur, Lüttich, Ostflandern und Limburg. Die Zahl der Mitglieder einer solchen Genossenschaft schwankt zwischen 40 und 135, die Zahl der versicherten Hengste zwischen 70 und 185.

Als Bestimmung gilt, daß nur Besitzer von angekörten und zum öffentlichen Beschälerdienst verwandten Hengsten als Mitglieder beitreten dürfen. Die zu versichernden Hengste müssen gesund und nicht mehr als 15 Jahre alt sein. Die Wertabschätzung geschieht durch eine Kommission alljährlich bei Gelegenheit der Hengstkörung. Der Eintrittspreis für jeden Hengst beträgt $^1/_2$ % des zu ver-

sichernden Wertes; die Jahresprämie $1^1/_2$ % desselben. Der höchstzulässige Wert eines versicherten Pferdes darf 4800 ℳ nicht übersteigen. Vergütet werden ebenso wie in der Versicherung für Arbeitspferde nur Todesfall oder völlige Entwertung durch Unfall oder Krankheit. Die ausbezahlte Vergütung beträgt zwei Drittel des versicherten Wertes.

Die sechs Hengstversicherungen zählten zusammen 523 aktive Mitglieder und versicherten 687 Hengste zu einem Werte von 1 821 000 ℳ; die Zahl der im Lauf des Jahres 1905 fälligen Entschädigungen betrug 15 in einem Wertbetrage von 21 400 ℳ; die Verwaltungskosten betrugen zusammen 1680 ℳ, die Summe der eingezahlten Prämien belief sich auf 29 700 ℳ und das Vermögen der Versicherungen zusammen am Ende des Jahres 60 600 ℳ.

Wie aus diesen Zahlen ersichtlich ist, schneiden die Hengstversicherungen weniger günstig ab als die Versicherungen für die weniger wertvollen Arbeitspferde, bei denen verhältnismäßig weniger große Summen zur Auszahlung kommen.

Wenn sie sich dennoch vorläufig aus der Affäre zu ziehen wissen, so geschieht das dank der auch ihnen durch die Rückversicherung zukommenden Staatsbeihilfen.

Die Rückversicherung für Hengste, der alle sechs Provinzial-Hengstversicherungen beigetreten sind, die demgemäß also alle 687 Hengste derselben versichert, ist nach denselben Prinzipien und zu denselben Zwecken errichtet, wie die Rückversicherungszentralen für Arbeitspferde.

Die von der Provinzialversicherung an die Brüsseler Rückversicherungskasse zahlbare Prämie beträgt 4—10 Promille des versicherten Wertes. Dafür trägt die Rückversicherung ein Drittel der fälligen Entschädigungen. Dies Drittel darf jedoch im allgemeinen 1600 ℳ für den Hengst nicht übersteigen.

Die Staatsregierung bewilligt auch dieser Hengstversicherungszentrale eine den eingezahlten Prämien gleiche Summe als Beihilfe, die jedoch auch hier 12 000 ℳ nicht übersteigen darf.

Die Pferdeversicherung ist in Belgien gut organisiert und leistet viel Gutes. Nicht allein, daß sie den kleinen oder größern Besitzer vor dem bösen Schaden bewahrt, der durch den Verlust eines Pferdes für ihn verursacht wird, so ist sie auch mit Veranlassung, daß manch gutes Zuchttier im Land verbleibt und anstatt nach dem Auslande verkauft zu werden, der einheimischen Zucht erhalten bleibt. Für die Versicherung ganz hochwertiger Hengste im Wert von 25 000 Frcs. und mehr reicht die genossenschaftliche Versicherung freilich nicht zu, dafür muß sich der Züchter an Privatversicherungsinstitute wenden.

8. Züchterische und wirtschaftliche Erfolge in der Pferdezucht.

Wenn man nach den Gründen sucht, die den glänzenden Aufschwung der belgischen Pferdezucht in den letzten Jahrzehnten verursacht haben, so kann man deren eine ganze Reihe zusammenstellen, deren jeder sein Teil dazu beigetragen hat.

Die reichen Lehmböden Mittelbelgiens sind als der erste und wichtigste unter den Faktoren zu nennen, welche die Zucht eines schweren Pferdes von gedrungenem, kräftigem Körperbau und großer Arbeitstüchtigkeit ermöglichen. Von alters her hat der Boden Brabants schwere Pferde von solch hervorragender Qualität hervorgebracht, wie sie auf Böden andrer Beschaffenheit nicht produziert werden können.

Noch heut ist jedes auf dem Boden des altberühmten Pferdezuchtgebiets südlich von Brüssel geborene und gezogene Pferd den außerhalb dieses Gebiets in Belgien erzeugten Pferden in den meisten Fällen überlegen. Weder die reichen Polder in Flandern, noch die leichten Böden Nordbelgiens, noch die weniger reichen Condrozböden, noch die rauhern Ardennen können sich mit ihrer Pferdezucht den reichen Böden Mittelbelgiens ebenbürtig zur Seite stellen. Der Polderboden produziert Pferde von weniger robusten Formen, die Sandböden Flanderns und der Campine mangels reichlicher kräftiger Weide ein weniger kräftiges und widerstandsfähiges Pferd und der Süden des Landes mit seinen rauhern Naturbedingungen ein Pferd, das nie die gewaltige Körperentwicklung der Brabanter annimmt. Wenn heute auch all diese weniger für Pferdezucht geschaffenen Böden gute Pferde hervorbringen, so danken sie das nicht zum wenigsten dem kräftigen großen Kern der belgischen Pferdezucht, der mitten im Land sitzt und an den sich die rundherum liegenden Pferdezuchtgebiete anschließen, und von dessen vorzüglichen Eigenschaften sie sich durch Kreuzung einen guten Teil zu eigen machen konnten.

Abgesehen vom Boden sind auch die Besitzverhältnisse, hauptsächlich der mittelbelgischen Pferdezuchtgebiete, wie sie nicht besser den Zwecken einer Kaltblutzucht entsprechen können. Die Wirtschaften, die sich dort mit Pferdezucht beschäftigen, sind nicht zu klein, um nicht die Haltung eines guten Hengstes und einer Zehnzahl Mutterstuten zuzulassen, und auch nicht so groß, um die Pferdezucht zum Großbetrieb anwachsen zu lassen, in der das persönliche Interesse des Besitzers sich nicht mehr ständig mit jedem einzelnen seiner Pferde beschäftigen könnte.

Auch die Einrichtung und Wirtschaftsverhältnisse der mittelbelgischen Landwirtschaft bieten die denkbar günstigsten Bedingungen für Zucht von Arbeitspferden. Die dortigen Wirtschaften verfügen meist über eine ausreichende Weidefläche, um ihre jungen Pferde über Sommer weiden zu lassen. Die Ackerwirtschaft, die auf den dortigen schweren Böden für Weizen- und Zuckerrübenkultur ein reichliches Angespann kräftiger Zugtiere erfordert, läßt sich, zumal man gut mit Arbeitspferden ausgerüstet ist und meist noch Arbeitsochsen daneben hält, in arbeitsreiche und arbeitsstille Perioden des Jahres verteilen, so daß die schweren Arbeitspferde einen Teil des Jahres schwere Lasten ziehen und anstrengende Ackerarbeit verrichten müssen, und den andern Teil des Jahres der Ruhe pflegen und ihren Zweck als Zuchttier erfüllen können. Die Pferdearbeit wird darum unter sehr wirtschaftlichen Bedingungen ausgenutzt; man kann sie als eine Art Nebenprodukt auffassen, da die Hengste mit ihrem Sprunggelde, die Stuten mit ihren Fohlen und die arbeitenden Fohlen durch ihren täglich anwachsenden Marktwert reichlichen Gewinn bringen.

Man soll auch nicht den persönlichen Einfluß der belgischen Züchter auf den großen Aufschwung ihrer Zucht unterschätzen. Von jeher gewöhnt, mit Kaltblutpferden zu arbeiten und mit ihnen Zucht zu treiben, sind die züchterischen Erfahrungen ein Besitz, der in der belgischen Landwirtschaft sich von Generation auf Generation überträgt und jedem jungen belgischen Landwirte durch die Erziehung in der väterlichen Wirtschaft als unveräußerliches Gut mit auf den Weg gegeben wird.

Zu den zu Haus erworbenen züchterischen Kenntnissen bietet sich jedem belgischen Landwirte tausendfältige Gelegenheit, Neues hinzuzulernen, Gelegenheiten,

die sich die Belgier mit ihrem angeborenen Interesse an der Pferdezucht nicht entgehen lassen. Hierzu gehört in erster Reihe die große Zahl von Pferdeausstellungen und Pferdekörungen, die alljährlich in landwirtschaftlichen Kreisen, in den Provinzen und in den verschiedenen Pferdezuchtbezirken abgehalten werden und die als Krönung des ganzen Schauwesens ihre Gesamtvereinigung in der alljährlichen großen Brüsseler Pferdeausstellung finden. Wer sich für sein Fach interessiert, kann die Hengste und Stuten seines Dorfes erst untereinander, dann mit den Pferden der Nachbargemeinden konkurrieren sehen; er kann ihnen zur Provinzialausstellung folgen und das Beste vom Besten schließlich auf der Brüsseler Ausstellung nochmals nebeneinander sehen, miteinander vergleichen, die Vorzüge und Fehler jedes Pferdes genau studieren und sich durch die ständig fortgesetzte und alljährlich getriebene Ausübung solcher Studien eine vorzügliche Kenntnis nicht nur des einheimischen Pferdebestandes, sondern auch der Ziele seiner eignen Zucht verschaffen. Der erzieherische Einfluß des weitverzweigten Ausstellungswesens und dessen stufenweise Zentralisation hat zweifellos ganz außerordentlich viel dazu beigetragen, daß die belgischen Züchter beharrlich und zielbewußt einem gemeinschaftlichen Ziele zustreben.

Welch große Vorteile es bietet, daß ganz Belgien einheitlich ein und dieselbe Zucht treibt, liegt auf der Hand. Da gibt es kein Abweichen von dem streng gesteckten Wege, kein verderblicher Einfluß von unvorsichtigem oder unverständigem Herumprobieren mit Kreuzung von Pferden andrer Rassen. Es gibt nur einen Idealtypus für alle Züchter, nur ein Pferdestammbuch, nur eine Handelsmarke auf dem ausländischen Markte. Nur einer Zucht wenden die Regierung und die landwirtschaftliche Interessenvertretung ihre Beihilfen zu, und nur der einen allgemeinen und nationalen Pferdezucht widmen die besten Kenner und Züchter des Pferdes ihre Zeit, ihre Arbeit und ihre Kenntnisse. Es ist nicht nur ein von Natur sehr günstig eingerichteter, sondern auch mit großer Klugheit von den Belgiern ausgenutzter und ausgebildeter Umstand, der sich den wirtschaftlichen Verhältnissen ihres Landes im Verhältnis zum Weltmarkt in denkbar praktischster Form anpaßt, daß die Zucht des belgischen Pferdes als ein national abgeschlossenes, das ganze Land umfassendes Gewerbe betrieben wird.

Berücksichtigt man, daß züchterische Erfolge nur durch Auswahl des besten Zuchtmaterials, besonders der vorzüglichsten Vatertiere, erreicht werden können, so muß man gestehen, daß die Belgier in dieser Hinsicht alles Erdenkliche geleistet haben. Und das nicht nur durch ihre Körungen, Prämiierungen und Stammbuchregister, sondern auch nicht zum wenigsten durch die Privathengsthaltung, die in Belgien allgemein üblich ist. Die Privathengsthaltung macht, daß der züchterische Ehrgeiz ganz erheblich gesteigert wird, daß das Interesse und Verständnis für gute Hengste und für die zweckmäßige Aufzucht solcher wachsen; sie gewährt den Hengsthaltern die Möglichkeit, große Kapitalien in Hengsten anzulegen, die sich aus hohen Deckgeldern bezahlt machen. Die Hoffnung auf letzte sowie auf große staatliche Prämien wirken als Ansporn, die vorzüglichsten Hengste aufzukaufen und den umwohnenden Nachbarn zum Beschäldienste anzubieten. Rechnet man, daß der Hengst 80—120 Stuten deckt und ein Deckgeld von 40—160 ℳ, wie das in Belgien üblich ist, für die Stute einbringt, rechnet man dazu die Prämien, deren jährlicher Betrag sich auf 4000 ℳ und mehr belaufen kann, so ergibt das eine Summe von 10 000

bis 12 000 ℳ jährlicher Einnahmen, die dem belgischen Züchter die enormen Kaufsummen von 20 000 ℳ und mehr für Ankauf eines erstklassigen Hengstes nicht zu hoch erscheinen lassen.

Neben all den genannten Faktoren sei nicht vergessen, noch auf einen hinzuweisen, der vielleicht mehr als alle andern die großen Erfolge der belgischen Pferdezucht erklärt; das ist die in Belgien durchgeführte Arbeitsteilung in der Aufzucht von Pferden.

Es ist das nicht eine künstlich erzielte Arbeitsteilung wie in der großkapitalistischen Industrie, die den Produzenten zu einer einseitig handfertigen, aber wenig denkenden Arbeitsmaschine umgestaltet, sondern eine von jeher bestehende, den Natur- und Wirtschaftsverhältnissen des Landes angepaßte Arbeitsteilung, die jedem Produzenten Freude macht, jedem Gewinn bringt und daneben der Gesamtheit der Züchter die Vorteile der Arbeitsteilung, nämlich billigere Produktion durch zweckmäßigste Ausnutzung der Produktionskräfte und bei großem Absatz und Markt hohe Reingewinne verschafft.

Man wird oft von Pferdezüchtern sagen hören: gute Elterntiere halten, gute Fohlen erzeugen und diese richtig aufziehen, das kann ich in meiner Wirtschaft wohl, aber bei dem Verkaufe nach vierjähriger Arbeit einen nennenswerten Reingewinn erzielen, das kann ich auch bei Lieferung erstklassiger Ware nur höchst selten, denn dafür sind die Kosten der Aufzucht des jungen Pferdes während all der Jahre zu hoch.

Man sehe, wie es die Belgier machen: Der gewöhnliche Zweck des belgischen Pferdezüchters ist, ein Pferd zu produzieren, das mit vier Jahren seinen höchsten Wert erreicht und dann zu hohem Preise verkauft wird. Die Zahl der Pferde, die vom Tag ihrer Geburt bis zum Tag ihres Verkaufs als vierjähriges Pferd bei demselben Besitzer bleiben, würde man, abgesehen von den von vornherein für die eigne Zucht bestimmten Tieren, fast an den Fingern abzählen können. Sollten die belgischen Züchter ihre ganze Aufzucht vier Jahre hindurch halten, füttern, weiden und in ihren Ställen unterbringen müssen, so würde ihnen die Pferdezucht wohl auch bei hohen Verkaufspreisen als ein höchst undankbares Gewerbe erscheinen.

Die Mehrzahl der belgischen Pferde wechselt während der ersten vier Lebensjahre wenigstens zwei- bis dreimal den Besitzer, oftmals aber noch viel öfter. Und das kommt so:

Pferde zur Welt bringen tun mehr oder minder alle Provinzen Belgiens, wie schon mitgeteilt wurde, Mittelbelgien am meisten, Flandern und die Ardennen weniger, die Campine noch weniger und das Land von Herve sowie einige Gebiete gärtnerischer Kleinkultur in Niederbelgien noch sehr viel weniger. Das richtet sich nach der Intensität der Zucht und diese wieder nach den Boden- und Wirtschaftsverhältnissen und nach der Größe der Betriebe.

Schon die ganz jungen Fohlen werden den Verhältnissen der einzelnen Landesteile entsprechend auf verschiedene Art verwertet. Es gibt Landwirte, die nur so viele Stuten decken lassen, wie sie in ihrer Wirtschaft Fohlen großziehen können, es gibt andre, die einen Teil ihrer Fohlen aufziehen, einen Teil verkaufen, und es gibt schließlich Landwirte, die alle Fohlen in ganz jungem Alter verkaufen. Der Fohlenverkauf nimmt dort stärkern Umfang an, wo es an genügenden Weiden

und Stallungen mangelt, um alle jungen Tiere aufziehen zu können, wie das namentlich in den westflämischen Poldern und in den Ardennenwirtschaften der Fall ist. Beide genannten Landesteile sind Fohlenlieferanten, sei es für ihre Landsleute in den angrenzenden Provinzen, sei es für die ausländischen Käufer. In Westflandern und in der Provinz Luxemburg liegen demgemäß die größten Fohlenmärkte Belgiens.

Andre Landwirte Belgiens halten ihre Fohlen, bis sie 18 Monate alt geworden sind; dies ist die Mehrzahl unter den Züchtern. Bis dahin kostet das junge Pferd noch nicht viel; es verbringt die zwei Sommer auf der Weide und wird einen Winter im Stall gefüttert. Vor Beginn des zweiten Winters werden sie verkauft. Die Hauptproduktion dieser 18 Monate alten Pferde liegt in Brabant und in den umliegenden Gebieten intensiver Pferdezucht in den Ardennen und in den Poldern. Käufer dieser jungen Pferde sind vorwiegend die Bauern von den leichten Böden Flanderns und der Campine.

Diese Sandbauern, die in ihren kleinen Wirtschaften nur eins, zwei oder drei Pferde für die Arbeit nötig haben, lassen das junge Pferd schon mit etwa zwei Jahren arbeiten. Die Gespannarbeiten bei ihnen sind weder zahlreich, noch schwer, so daß die jungen, arbeitswilligen Tiere nicht überanstrengt werden. Im Gegenteil nehmen sie bei der reichlichen Fütterung und sorgfältigen Pflege täglich an Wert zu, bis sie im Alter von drei Jahren zu einem hohen Preise wieder verkauft werden. Die übliche Art der Pferdehaltung in Flandern ist daher die Verwendung zweijähriger Pferde zur Arbeit und Aufzucht. Es gibt Kreise in Flandern, wo die Bauern keine einzige Zuchtstute besitzen, sondern lediglich mit junggekauften Pferden arbeiten. In der Umgegend von Gent schätzt man das Verhältnis der gekauften zu den selbstgezogenen jungen Pferden auf 80 : 20, in andern Bezirken wie 50 : 50. Wenn das Geschäft einigermaßen gut abläuft, hat das Pferd ein Jahr und länger dem Bauern die Arbeit verrichtet, hat dabei arbeiten gelernt und an Wert zugenommen und wird schließlich zu einem hohen Preise als dreijähriges Pferd wieder verkauft. Der Bauer hat dabei in jeder Hinsicht ein gutes Geschäft gemacht.

Nach dieser ersten Arbeitsstation auf den leichten Böden des nördlichen Belgiens geht ein Teil der nun dreijährigen und kräftiger gewordenen Pferde als Arbeitspferde nach den Lehmböden im Hesbegau, ein andrer nach dem Condroz. In diesen beiden Landesteilen findet man viele Wirtschaften, die Dreijährige kaufen und bei voller, aber nicht übermäßiger Arbeit ein Jahr lang halten, um sie als Vierjährige weiter zu verkaufen. Mit vier Jahren hat das belgische Pferd das Alter erreicht, in dem es als volljähriges Pferd in seiner größten Kraft und Schönheit den Käufern aus dem Ausland angeboten und von diesen mit hohen Preisen bezahlt wird. Also auch bei den Landwirten im Hesbegau und Condroz wickelt sich das Geschäft so ab, daß sie ihre jung gekauften Pferde eine Zeitlang bei sich arbeiten lassen und dann mit Vorteil weiter verkaufen. Oft beendigen sie die Zeit, während der die jungen Pferde bei ihnen bleiben, durch eine Art Mastperiode, d. h. eine Zeit, in der die nunmehr Vierjährigen keine Arbeit verrichten und gut gefüttert werden, um auf dem Markt und vor dem Käufer eine gute Figur zu machen.

Bisweilen ist auch dies Herstellen für den Markt, „Anmästen für Deutsch-

land", wie man es nennt, ein besonderes Gewerbe, das durch Pferdehändler, Brennereibesitzer und andre Spekulanten betrieben wird.

Wickelt sich das Leben des gewöhnlichen Arbeitspferdes, wie oben beschrieben, schon in recht abwechslungsreichen Phasen ab, so kann man bei der Aufzucht junger Hengste oft noch viel mehr und viel eigenartigere Arten von Spekulationsgeschäften wahrnehmen.

Es gibt Landwirte, die nur Hengste halten, alte und junge, mit denen sie alle Arbeit in ihrem Betriebe verrichten und deren sie jährlich eine gewisse Zahl verkaufen, um wieder einige junge einzukaufen. Es gibt andre, die einen Trupp zweijähriger Hengste einkaufen, den sie einen Sommer über in die Weide jagen, um sie im Winter wieder zu verkaufen. Schließlich trifft man auch Landwirte, die eine Koppel dreijähriger Hengste kaufen, diese ein Jahr lang weiden und füttern und dann als Beschäler verkaufen. Wieder andre, die ebenfalls eine Koppel junger Hengste aufkaufen, machen nur aus den Tieren Hengste, die sich am besten entwickeln, die andern lassen sie kastrieren und machen daraus Luxuswallache, d. h. Wallache von schönem Exterieur und mächtigen Formen, die sie zu hohen Preisen verkaufen.

Außer den genannten hauptsächlichsten Arten von spekulativen Pferdegeschäften könnte man sicherlich noch eine ganze Zahl andrer nennen, wenn man den belgischen Pferdezüchtern alle Geheimnisse und Künste ihrer Pferdezucht ablauschen wollte. Das Charakteristische für die ganze Organisation der Pferdezucht ist, daß die jungen Pferde die einzelnen Stadien der Aufzucht in verschiedenen, ihnen jederzeit am besten entsprechenden Verhältnissen zubringen. Sie gehen aus einer Hand in die andre, und jeder ihrer Besitzer macht im allgemeinen ein gutes Geschäft. Der Fohlenverkäufer rechnet, daß er das Fohlen, abgesehen vom Deckgeld, umsonst produziert hat, der flämische Sandbauer, daß sein Zweijähriger bei ihm gearbeitet und beim Verkauf noch 400 ℳ Gewinn gebracht hat; ebenso der Besitzer des Dreijährigen und ebenso der Verkäufer des Vierjährigen. Alle haben sie ein gutes Geschäft gemacht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der glückliche Ablauf all dieser Pferdegeschäfte nicht allein auf dem großen Handelsverständnisse des belgischen Landwirts, sondern auch auf der großen Nachfrage und guten Zahlungskraft des letzten Käufers, der in den meisten Fällen der deutsche Kaufmann ist, beruhen.

Hätte Deutschland nicht Bedürfnis an großen Lieferungen guter und bester belgischer Arbeits- und Zuchtpferde, so würde der Pferdehandel dem Belgier weniger Chancen bieten, und würde Deutschland nicht alljährlich für belgische Pferde Millionen und Millionen Gelder nach Belgien hereinbringen, so würde der Geldumlauf im dortigen Pferdegeschäft weniger flott und weniger gewinnbringend sein, als er es heute ist.

Wie für die erfolgreiche Fortentwicklung jeder Arbeitsteilung, so ist auch für die merkwürdige Art der natürlichen Arbeitsteilung in der belgischen Pferdezucht ein gesicherter großer Markt eine unerläßliche Vorbedingung. Das wissen die Belgier auch, und darum sind für sie Pferdezucht und Pferdehandel zwei unzertrennliche Begriffe. Man muß nicht nur verstehen, gute Pferde groß zu ziehen, sondern auch, sie mit Gewinn zu verkaufen; das eine ist so wichtig wie das andre.

Wie hoch die Wertschätzung des Handels beim Belgier gehen kann, mußte ich eines Tages erfahren, als ich nach stundenlanger Fußwanderung in einem Großbetriebe des südlichen Brabant anlangte und trotz meiner Anmeldung dort niemand antraf, der mir die Wirtschaft hätte zeigen wollen. Die Schwester des Landwirts, die ich nach längerm Suchen antraf, erklärte mir, daß ihr Bruder ausgeritten sei; es wäre seine Gewohnheit, nur dann zu Haus zu bleiben, wenn sich Pferdehändler angemeldet hätten. Nachdem ich diese Auskunft, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, erhalten hatte, trat ich meinen Rückweg von 8 km bis zur nächsten Bahnstation an.

9. Markt und Handel mit Pferden.

Nach der belgischen Statistik betrug der Umsatz an Pferden auf den Märkten des Landes während des Jahres 1905 insgesamt 74 300 Pferde, darunter 18 760 Fohlen. Für den Gesamthandel ist diese Zahl viel zu gering, da alle beim Bauern auf dem Hofe gekauften Pferde nicht mit in Rechnung gesetzt wurden.

Wollte man auch all die Pferde zählen, die ihren Besitzer wechseln, ohne auf den Markt gebracht zu werden, so würde man wohl ungefähr die Hälfte des gesamten belgischen Pferdebestandes im Lauf des Jahres im Handel antreffen können.

Als vornehmste Pferdemärkte sind Neufchâteau, St. Hubert, Arlon, Bastogne, Ciney, Binche, Thourout und Brügge bekannt; es gibt jedoch noch eine große Menge kleinerer Pferdemärkte, namentlich im nördlichen Belgien. Die Käufer des Auslandes besuchen nicht nur die Märkte, sondern gehen auch überall zu den Bauern aufs Land, um nachzufragen, ob sie Pferde zum Kauf hätten. Belgien ist zu jeder Zeit des Jahres mit einer großen Zahl solcher Auslandskäufer, namentlich deutscher Juden, überschwemmt, die in allen Dörfern und Gehöften nach käuflichen Pferden suchen. Wer in Belgien auf dem Lande reist, wird oft auf der Landstraße alten Landauern und Karossen begegnen, die aus einer Dorfremise hervorgeholt, mit zwei kleinen Pferdchen bespannt und von einem mächtig schmauchenden Kutscher gefahren werden; fragt man nach dem Grunde des merkwürdigen Aufzugs, so versichert der belgische Landmann, schon ehe er die Insassen zu Gesicht bekommen hat: „Das sind deutsche Pferdehändler, die das Land abreisen".

Die Preise sind, seit Deutschlands Nachfrage nach gutem Materiale ständig größer wurde, sehr hoch angestiegen. Vor 30 Jahren bezahlte man für ganz erstklassige belgische Hengste 1500—3000 ℳ, vor 20 Jahren waren die Preise für erste Zuchthengste schon auf 8000 ℳ gestiegen und in den letzten Jahren sind Preise von 20 000—25 000 ℳ für belgische Hengste bezahlt worden.

Als mittlere Preise für gute Ware kann man heut etwa annehmen:

3—6 Monate alte Fohlen . . .	200— 400 ℳ
1 Jahr alte Fohlen	300— 600 „
1½ Jahr alte Fohlen	400— 700 „
2 Jahre alte Pferde	700— 900 „
3 „ „ „	800—1100 „
4 „ „ „	1000—1200 „

Für gute Stuten und Luxuswallache werden noch höhere Preise angelegt, die für erste auf 2000—2500 ℳ, für die letzten auf 1600—2000 ℳ ansteigen können. Für die Nachkommen berühmter Elterntiere werden von belgischen Züchtern oft ganz erstaunlich hohe Summen gefordert und oft auch bei Bietung unerhörter Preise deren Verkauf verweigert.

Daß das gewaltige Steigen der Pferdepreise zum größten Teil auf die große Nachfrage von seiten Deutschlands und auf die Zahlungskräftigkeit seiner Käufer zurückzuführen ist, unterliegt gar keinem Zweifel.

Die belgische Pferdeausfuhr ist, dem steigenden Bedürfnisse Deutschlands folgend, ständig angewachsen. Belgien exportierte

1865 . . .	12 883 Pferde	1901 . . .	21 890 Pferde
1870 . . .	8 067 „	1902 . . .	24 949 „
1875 . . .	12 212 „	1903 . . .	26 551 „
1890 . . .	19 814 „	1904 . . .	27 658 „
1895 . . .	24 633 „	1905 . . .	29 631 „
1900 . . .	24 748 „		

Die Pferdeausfuhr des Jahres 1905 verteilt sich folgendermaßen:[1])

	Pferde	Fohlen	
nach Deutschland	17 854	1316	22707 + 2071
„ Luxemburg	4 853	755	= 24778
„ Frankreich	1 683	539	
„ den Niederlanden . . .	1 390	906	
„ den Vereinigten Staaten .	338		
„ England	273		
„ der Schweiz	175		
„ Österreich-Ungarn . . .	30		
„ Kanada	8		
„ andern Ländern	11		
zusammen . .	26 615	3516	

Die Einfuhr von Pferden nach Belgien weist die erstaunlich große Zahl von 39 886 Pferden und 1866 Fohlen auf. Die Lieferanten dieser Importe sind

	Pferden	Fohlen
England mit	24 417	—
Frankreich mit	6 712	495
Niederlande mit	5 221	1354
Deutschland mit	2 075	—
Luxemburg mit	1 190	12
Argentinien mit	123	—
Vereinigte Staaten mit . .	80	—
Rußland mit	46	—
andre Länder mit	22	5
zusammen . .	39 886	1866
	41 752	

1) Statistique de la Belgique. — Tableau général du commerce avec les pays étrangers 1905.

Davon dienten 22 284 Tiere zu Schlachtzwecken, wovon England 20 676, Luxemburg 902, Frankreich 506, Deutschland 181, die Niederlande 19 lieferten; der Rest des Imports besteht aus englischen Kavallerie- und Luxuspferden, aus kleinen Arbeitspferden verschiedener Herkunft, kaltblütigen Pferden aus Frankreich und den Niederlanden u. a.

Die Einfuhr von kaltblütigen französischen Pferden nach Belgien hat in den letzten Jahren etwas zugenommen, zum Leidwesen der Pferdezüchter des südlichen Belgiens. Sie beklagen sich, daß die den belgischen Pferden nicht ebenbürtigen Pferde des französischen Nachbargebiets für einige Zeit nach Belgien kämen, um dann als Vollblut-Belgier weiter verkauft zu werden und durch ihre minder guten Qualitäten den Markt drückten.

Im allgemeinen gilt jedoch im belgischen Pferdehandel mit dem Auslande, daß Einfuhr und Ausfuhr sich keineswegs ergänzen oder aufheben, da es sich bei ihnen um ganz verschiedene Ware handelt. Man kauft vornehmlich Schlachtpferde und Luxuspferde, und man verkauft schwere Arbeitspferde der einheimischen Rasse. Obschon sich die Belgier für diesen Exporthandel auch in den Niederlanden, Frankreich, den Vereinigten Staaten, Italien und einigen andern Ländern einen Markt geschaffen haben, so ist Deutschland doch ihr ganz überwiegend wichtigster Abnehmer.

Die Einfuhr belgischer Pferde nach Deutschland betrug nach der deutschen Statistik im Jahr

1902	20 963	Stück
1903	21 906	„
1904	24 669	„
1905	25 921	„

die einen Wert von 36 Millionen Mark repräsentieren.

Der Gesamt-Pferdeimport nach Deutschland betrug im Jahr 1905 134 452 Stück, einem Werte von etwa 100 Millionen Mark entsprechend, der Export 10 887 Stück, so daß sich die Mehreinfuhr auf 123 452 Stück beläuft. Von den nach Deutschland importierten Pferden sind 7 % Renn-, Reit- und Luxuspferde, 93 % Arbeitspferde. Belgien war an diesem Importe mit 20 % der Zahl nach, bezw. mit 35 % dem Werte nach beteiligt.

Die außerordentliche wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in den letzten 30 Jahren hat eine stark vermehrte Verwendung von schweren Arbeitspferden zur Folge gehabt, die durch die eigne Produktion nicht hinreichend gedeckt wird. Diesen Verhältnissen entsprechend, hat man sich unter den Lieferanten des Auslandes diejenigen herausgesucht, die in der Lage waren, das fehlende Pferdematerial am besten zu liefern: und das ist in erster Reihe Belgien, dessen Kaltblutzucht anerkanntermaßen „gegenwärtig an der Spitze marschiert".

Um den jährlich steigenden Bedarf an Kaltblutpferden zu decken, ist man seit Jahren in Deutschland an der Arbeit, durch Kreuzung mit importierten belgischen Zuchttieren das belgische Arbeitspferd in Deutschland nachzuzüchten und mit der Zeit die heute für Kaltblutpferde ins Ausland gehenden Millionen Geldes der einheimischen Pferdezucht zuzuwenden.[1])

1) Siehe: J. Leyder, Le cheval belge en Allemagne: Annales de Gembloux 1905, und Johnen, Über den Stand der Zucht des schweren Arbeitspferdes in Deutschland 1906.

Der Übergang zur einheitlich angefaßten Nachzüchtung des belgischen Pferdes datiert in der Rheinprovinz aus dem Anfange der 80er Jahre, zu welcher Zeit die Halbbluthengste des Wickrather Staatsgestüts in größerer Zahl durch Belgier ersetzt wurden. Im Jahr 1906 standen in Wickrath 194 Belgier, bezw. rheinische Belgier und fünf Halbbluthengste. Außerdem sind in der Rheinprovinz 140 bis 150 Privat- bezw. Vereinshengste tätig. Die Zahl der von diesen 320 schweren Hengsten gedeckten Stuten beträgt etwa 16 000 Stück.

In der Provinz Westfalen hat die Landwirtschaftskammer im Jahr 1905 80 000 ℳ zur Einführung von belgischen Zuchtfohlen bewilligt; im Gestüt Warendorf standen 1906 72 schwere Hengste, die zum Teil Originalbelgier, zum Teil rheinische Belgier und zum Teil westfälische Belgier waren. Außerdem stehen in der Provinz etwa 25 belgische Privathengste.

Das Landgestüt Dillenburg in Hessen-Nassau zählt 103 Belgier, außerdem stehen in der Provinz Hessen-Nassau noch gegen 12 Privathengste.

In der Provinz Sachsen streiten sich der Belgier und der Shire um die Vorherrschaft. Die von der sächsischen Landwirtschaftskammer gewährten Mittel werden zu gleichen Teilen für die Einführung reinrassiger Stutfohlen beider Rassen verwandt. Im sächsischen Landgestüte Kreuz bei Halle stehen 65 Belgier, 10 Clydesdales, 62 Shires und 12 Halbbluthengste. Von den in der Provinz angekörten Privathengsten sind 56 Belgier und 13 Shires.

Auch jenseits der Elbe finden sich belgische Hengste bis nach Ostpreußen zu. Das Landgestüt Leubus in Niederschlesien hat 174 Hengste, darunter 66 Belgier. Das Landgestüt Cosel in Oberschlesien hat 198 Hengste, darunter 58 Belgier, 81 Clydesdales und 1 Dänen. An belgischen Privathengsten hat Schlesien 80 Stück. Die Provinz Pommern hat im Landgestüt Labes unter 170 Hengsten vier Belgier; an belgischen Privathengsten besitzt Pommern 10 Stück.

In den vorgenannten sieben preußischen Landgestüten standen im Jahr 1903 insgesamt etwa 560 belgische Hengste. Die Zahl der in Preußen befindlichen belgischen Deckhengste im Besitz von Privaten und Vereinen wird für das Jahr 1904 auf mindestens 450 Stück geschätzt, so daß in Preußen im ganzen etwa 1000 belgische Hengste benutzt wurden.

Das Reichsland Elsaß-Lothringen hat in seinem Landgestüte Straßburg 74 Hengste, darunter 47 Belgier, außerdem eine große Zahl belgischer Privathengste, mit den Gestütshengsten zusammen etwa 150 Stück.

Baden hat 55 staatlich subventionierte belgische Hengste und außerdem fünf belgische Privathengste. Hessen-Darmstadt besitzt in seinem Landgestüte 27 Belgier und außerdem 1 angekörten Privathengst.

Das Königreich Bayern hat in der Pfalz und in Unterfranken 37 Landbeschäler belgischer Rasse und 27 angekörte Privathengste desselben Schlages.

Württemberg unterstützt seine vier Zuchtvereinigungen zur Zucht des schweren Pferdes, die 8 belgische Hengste halten.

Im Königreich Sachsen stehen nur 3 Deckhengste belgischer Rasse. Die Thüringischen Staaten haben zusammen 30 Staats- und 10 Privathengste belgischen Schlages. Braunschweig hat bei einem Landbeschälerstande von 43 Hengsten 29 Belgier.

In Mecklenburg-Schwerin gibt es 15 angekörte Belgier in Privatbesitz.

Rechnet man alle Hengste der belgischen, bezw. rheinisch-belgischen oder westfälisch-belgischen Rasse zusammen, die in Deutschland zur Zucht verwandt werden, so ergibt es etwa 1400 Stück, die sich annähernd zu gleichen Teilen in staatlichem und in Privatbesitz befinden.

Trotz der großen Anstrengungen der deutschen Züchter, den einheimischen Bedarf an belgischen Kaltblutpferden selbst zu decken, ist bisher eine Verminderung der Pferdeimporte aus Belgien nicht zu bemerken.

Deutschlands Pferdeeinfuhr im Jahr 1905 [1]) betrug

aus	Stück	Wert in 1000 ℳ
Belgien	25 921	36 004
Dänemark	28 955	25 396
Österreich-Ungarn	19 206	11 295
den Niederlanden	16 561	10 573
Rußland	35 948	10 054
Frankreich	5 057	6 302
Großbritannien	2 026	3 757
der Schweiz	887	771

Auch die Erhöhung des Einfuhrzolls von 20 auf 50 bezw. 75 ℳ, die durch einen Zusatz zum deutsch-belgischen Handelsvertrage von 1904 festgesetzt und am 1. März 1906 in Kraft trat, hat nicht den geringsten Einfluß auf den Export belgischer Pferde nach Deutschland gehabt.

III.

Viehzucht.

1. Rindviehbestand.

Der Rindviehbestand Belgiens betrug im Jahr 1905 insgesamt 1 788 328 Stück Vieh. Das sind auf 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche 101 Rinder.

Die genannte Zahl umfaßte

		‰
Zuchtstiere	20 758	12
junge Stiere	27 259	15
Milchkühe	889 125	497
Stärken	270 480	151
Zugochsen	31 697	18
Mastvieh	78 696	44
junge Ochsen	70 988	40
Kälber (jünger als ein Jahr)	399 325	224
	1 788 328	

1) Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1906.

Pflügen mit dem Wendepflug in Flandern.

Pflügen in Ostflandern.

Belgien ist ein Land, in dem die Viehzucht noch bis vor gar nicht langer Zeit eine untergeordnete Rolle in der landwirtschaftlichen Produktion spielte. Um Rinder für den Export zu produzieren, waren die Naturbedingungen Belgiens nicht geeignet. Die Landwirtschaft produzierte Rinder nur zur Deckung des einheimischen Konsums und auch das bei der wenig wirtschaftlichen Zuchteinrichtung und den wenig wertvollen Viehschlägen des Landes nur in unvollkommenem Maße. Was die eigne Produktion an Kälbern, Magervieh, Milchkühen, Fettvieh sowie Butter und Käse für die belgische Bevölkerung nicht liefern konnte, das gab das nördliche Nachbarland mit vollen Händen. Zumal solange Holland und Belgien ein Land bildeten, vollzog sich der Bezug von holländischem Vieh als etwas ganz Selbstverständliches.

Auch nach der Trennung beider Länder dauerten die Importe holländischen Viehes ruhig fort, und die belgische Viehzucht blieb in ihrer extensiven Form weiter bestehen, ohne daß die belgischen Landwirte Anstrengungen machten, den Markt ihres Landes mit einheimischen Produkten zu versehen. Die Niederlande lieferten reichlich und zu billigen Preisen alles, was die belgische Landwirtschaft nicht zu liefern imstande war, um die mit dem Anwachsen der Bevölkerung und ihrer Ansprüche ständig sich mehrende Nachfrage nach Produkten der Rindviehhaltung zu decken.

Mit der Zeit bekam nun freilich dies Importgeschäft ein etwas bedenkliches Aussehen, denn die belgische Bevölkerung wuchs von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maß und damit zugleich das Bedürfnis an Lebensmitteln, während sich die Zunahme an Produkten der Rindviehzucht nur ganz langsam hob.

Die Entwicklung vollzog sich fast mit solcher Genauigkeit, wie die der Malthusschen Zahlenreihen von Bevölkerungszunahme und Produktionssteigerung.

Die belgische Bevölkerung wuchs von 1831 bis 1904 von 3 785 814 auf 7 074 910 Menschen, also um etwa 87 %; die Größe des Rindviehstapels betrug im Jahr 1846 etwa 1 203 891 und im Jahr 1904 etwa 1 782 290 Tiere, d. i. eine Zunahme von etwa 48 %.

Als die Viehimporte aus Holland in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts anfingen, ganz ungeheuer großen Umfang anzunehmen, stieß den bis dahin an keinerlei Agrarzoll denkenden Belgiern die Sache doch etwas vor den Kopf.

Nicht allein, daß sie jährlich steigende Summen ans Ausland für Nahrungsmittel bezahlen mußten, welche ebenso gut die eigne Landwirtschaft zum großen Teile hätte liefern können, und daß sie immer abhängiger von ihren Lieferanten wurden, auch die in Holland billigern Produktionskosten für Viehzuchtprodukte machten sich in höchst unangenehmer Weise bemerkbar, indem sie die belgischen Landwirte zwangen, ihre Produkte zu gleich niedrigen Preisen auf belgischen Märkten zu verkaufen. Der letzte Faktor war ausschlaggebend, um im Jahr 1887 in der belgischen Kammer ein Gesetz (Loi Dumont) durchzubringen, mit dem gegen die Überströmung des Marktes mit holländischem Vieh eine Schutzwehr errichtet wurde.

Seit jenem Jahre nahm die Vieheinfuhr ab, zumal die einheimische Viehzucht gleichzeitig anfing, Anstrengungen zur intensivern Produktion zu machen. Die Entwicklung des Viehimporthandels nach Belgien zeigt folgende Tabelle:

	Import Stück Rindvieh	Export Stück Rindvieh	Mehreinfuhr Stück Rindvieh
1840	14 615	5 153	9 462
1866	25 965	13 600	12 965
1870	66 669	36 959	29 710
1875	96 629	50 662	45 967
1880	140 359	49 436	90 923
1885	129 411	52 219	77 192
1890	101 291	6 449	94 842
1895	45 131	102	45 029
1900	60 631	84	60 547
1905	54 916	122	54 794

Der Umschwung kam nach Erlaß der Loi Dumont nicht sofort; der Markt mußte Zeit haben, um sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen und die belgische Landwirtschaft, um ihre Produktion unter den günstiger gewordenen Bedingungen zu steigern. Bei Betrachtung obiger Zahlenreihen ist jedoch der Erfolg der Gesetzgebung ganz außer Zweifel zu stellen, zumal wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung in den letzten 20 Jahren sehr stark angewachsen und das Bedürfnis nach Rindfleisch somit sehr gestiegen ist. Wenn Belgien auch keineswegs vom Ausland unabhängig geworden ist und ohne dessen Viehimporte voraussichtlich niemals wird auskommen können, so ist der belgischen Viehproduktion doch ein schönes Stück des einheimischen Marktes erobert worden, zu dessen Deckung sie ihre Zucht und Haltung erheblich verbessern und intensivieren mußte.

Mit welchem Erfolge sie das getan hat, beweisen die Zahlen der Viehzählung. Der Rindviehstapel betrug im Jahr

1846	1 203 891	Rinder
1856	1 257 649	„
1866	1 242 445	„
1880	1 382 815	„
1895	1 440 037	„
1900	1 657 491	„
1905	1 788 328	„

Vom Jahr 1846—1880 eine jährliche Zunahme um 5263 Stück, vom Jahr 1880—1905, also nach Erlaß der Loi Dumont, eine Zunahme von 16 220 Stück Vieh auf das Jahr.

Man kann also nicht ganz mit Unrecht sagen, daß seit dem Inkrafttreten der Einfuhrbeschränkungen und Zollerhebungen auf ausländisches Vieh für die belgische Viehzucht eine neue Zeit angebrochen ist, in der sie mit Fleiß und Ausdauer bis auf den heutigen Tag an der Vermehrung und Verbesserung ihrer Produktion arbeitet.

Das Soll und Haben der belgischen Viehzucht stellt sich heute etwa folgendermaßen:

Geboren wurden während des Jahres 1904 .	760 777	Tiere
importiert	64 936	„
zusammen . . .	825 713	Tiere

Verluste durch Krankheit u. dgl.	74 277 Tiere
exportiert	67 „
Zunahme des Viehstapels	6 038 „
geschlachtet	745 331 „
zusammen . . .	825 713 Tiere

Der Import und Export an Rindfleisch ist ohne Bedeutung. Außer dem genannten Import von 64 936 Rindern importierte Belgien im selben Jahre (abzüglich der Ausfuhr an denselben Erzeugnissen) 7 659 000 kg Milch, Butter und Käse vom Ausland.

Die Verteilung des Viehstapels über die einzelnen Landesteile war im Jahr 1905 folgendermaßen:[1])

	Stiere	Kühe	Jungvieh	Kälber	Arbeitsochsen	Mastvieh	zusammen
Antwerpen . .	1 739	96 373	21 112	32 705	692	4 261	156 882
Brabant . . .	3 297	126 465	39 980	43 945	3 227	9 803	226 717
Westflandern .	3 196	130 335	58 064	69 857	1 875	11 765	275 092
Ostflandern . .	3 867	128 429	54 821	79 155	4 626	11 944	282 842
Hennegau . .	2 623	112 837	50 602	44 086	5 408	15 192	230 748
Lüttich . . .	2 360	99 012	36 516	37 984	3 277	10 226	189 375
Limburg . . .	1 004	68 224	25 401	28 033	2 028	4 337	129 027
Luxemburg . .	1 196	67 678	44 565	31 978	7 432	4 400	157 249
Namur . . .	1 476	59 772	37 666	31 582	3 132	6 778	140 406
Belgien . . .	20 758	889 125	368 727	399 325	31 697	78 706	1 788 338

Am stärksten ist die Rinderhaltung, abgesehen von dem Land von Herve, das der reichste Viehdistrikt Belgiens ist, natürlicherweise im Kleingrundbesitz des nördlichen Belgiens, am schwächsten in den Großbetrieben Mittelbelgiens und des Condroz. Abgesehen von einer Anzahl intensiver Ackerwirtschaften im Hesbegau und von den reinen Abmelkwirtschaften, die man im Umkreis großer Städte und in sehr dicht besiedelten Industriegegenden antrifft, treiben alle belgischen Wirtschaften mehr oder minder Zucht, fast alle Wirtschaften produzieren Milch und Butter für den Verkauf, in allen Teilen des Landes wird Viehmast getrieben. Das Bedürfnis des belgischen Marktes nach Magervieh und Fettvieh, Kälbern und Milchkühen, Rindfleisch und Kalbfleisch, Milch, Butter und Käse ist so groß, daß jeder belgische Landwirt das eine oder andre mit Vorteil produzieren und aus seiner Wirtschaft an den Markt bringen kann.

2. Die belgischen Viehrassen.

Noch vor 15 Jahren war von irgend welcher Rassenzucht in Belgien keinerlei Rede. Die einheimischen Viehschläge waren, ohne daß man je etwas für deren Veredelung getan hätte, blindlings mit Tieren andrer Rassen gekreuzt, und auch die Kreuzung war oft ohne Ziel und Zweck mit Vertretern der heterogensten fremden Rassen erfolgt.

[1]) Recensement agricole 1905.

Als sich im Jahr 1891 die „Société national pour l'amélioration des races bovines en Belgique“ bildete und in demselben Jahr eine nationale Viehschau abhielt, um festzustellen, was Belgien an Viehschlägen besaß, lautete das Urteil Leyders: „Unser belgisches Rindvieh bildet zum größten Teil ein ganz unentzifferbares Gewirr der verschiedenartigsten Viehrassen“, und ein andrer Viehkenner des Landes schrieb über diese Ausstellung: „Noch nie sah man eine Kollektion von so ungleichartigen Tieren, in allen Größen, in allen Farben und Formen, von solch schlechter Qualität“.

Professor Demarbaix schrieb in seinem Bericht über eine Ausstellung in Antwerpen: „Dieser Bericht braucht nicht lang zu sein; denn, um ehrlich zu sein, die Viehausstellung machte jedes genauere Studium überflüssig. Man kann sie mit wenigen Worten charakterisieren: es war ein klägliches allerbuntestes Rassengesindel; es war ein Mengelmus von Vieh, wie man es sich schlimmer nicht vorstellen kann. Die Ausstellungsleitung hatte keine Schuld daran, sondern allein die belgischen Viehzüchter, deren Mehrzahl, ohne einer wissenschaftlich begründeten, vernunftgemäßen Zuchtrichtung zu folgen, aufs Geratewohl und dem Zufalle vertrauend bisher ihre Zucht getrieben haben. Abgesehen von einigen Tieren eines einheimischen Viehschlages und denen des flämischen Schlages, hätte auch der sachverständigste Viehkenner keinerlei Weg durch das ausgestellte Viehmaterial finden können.“

Belgien ist jederzeit gezwungen gewesen, Vieh vom Ausland einzuführen, sowohl Milchtiere, um den Bedarf des Landes an Milch und Butter zu decken, als auch Mager- und Fettvieh, um genügend Fleisch für seine Bevölkerung zu haben. Als nächster Nachbar des viehreichen Hollands hat ganz naturgemäß eine jahrelange Überschwemmung Belgiens mit holländischem Vieh stattgefunden, dessen Blut man heute mehr oder minder in allem belgischen Rindvieh voraussetzen kann. Um einer Überfeinerung des belgischen Viehes, die leicht durch die ständige Viehzufuhr von Holland erfolgen konnte, vorzubeugen, und um eine mehr fleischgebende Viehrasse den Bedürfnissen des belgischen Konsums entsprechend heranzuzüchten, begann man in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, Durhamvieh einzuführen. Die jahrelang fortgesetzte Kreuzung mit diesem Vieh hat einem großen Teile des belgischen Viehes einen Charakter gegeben, den man noch heute deutlich in ihm erkennt und der schließlich der überwiegende Charakter des belgischen Viehes geworden wäre, wenn man nicht rechtzeitig mit der Einfuhr neuen Durhambluts aufgehört hätte.

Den Bemühungen der belgischen Viehzuchtgesellschaft ist es gelungen, während der letzten 25 Jahre etwas System in die ganz verfahrene Rindviehzucht des Landes zu bringen. Man hat eine Anzahl von Viehtypen festgestellt im Anschluß an die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Gegenden und an die vorwiegenden Charaktere des in ihnen heimischen Viehes; man vereinigt alle zwei Jahre die Repräsentanten dieser Schläge auf einer Brüsseler Viehschau und versucht nunmehr zielbewußt, den festgestellten Idealtypen der einzelnen Schläge näher zu kommen, sei es durch Veredelungskreuzung, sei es, wie im Land von Herve, durch ständige Einfuhr ein und desselben ausländischen Blutes.

Man ist freilich noch weit entfernt davon, alles belgische Vieh in diesen zum Teil ziemlich willkürlich konstruierten Viehschlägen unterbringen, geschweige denn einzelne ausgeglichene größere Viehbestände aufweisen zu können. Für die belgische Viehzucht ist dies Ziel auch ziemlich schwer zu erreichen, nicht nur wegen der jahrelangen Zielloſigkeit der Züchtung, sondern auch wegen der Uninteressiert-

heit und wirtschaftlichen Kurzsichtigkeit der meisten Viehbesitzer, deren Viehbestand aus nicht mehr als zwei oder drei Kühen besteht. Daß Belgien im Vergleich zu seinen Nachbarländern mit seiner Viehzucht erheblich im Rückstand ist und bis vor kurzem nichts für eine zielbewußte Rassenzucht getan hat, liegt nicht zum wenigsten auch daran, daß man in Belgien niemals Vieh für den Exporthandel gezüchtet hat, sondern lediglich das heranzog, was dem Geschmack und Bedürfnisse jedes einzelnen Viehbesitzers entsprach und was, sehr natürlich, nicht nur von Provinz zu Provinz, sondern oft auch von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft ganz verschiedenerlei war.

Die „Société nationale pour l'amélioration des races bovines en Belgique" verteilt den belgischen Viehbestand heute auf sechs Gruppen, nämlich:

1. Flämisches Vieh,
2. Belgisches Vieh,
3. Condroz-Vieh,
4. Vieh des Landes von Herve,
5. Ardennen-Vieh,
6. Campine-Vieh.

Das rote flämische Vieh ist der einzige Viehschlag in Belgien, bei dem man Ausgeglichenheit und Einheit von Formen und Eigenschaften in einem größern Zuchtgebiet antrifft. Es ist hervorgegangen aus dem alten einheimischen Flamenvieh, das auch im französischen Flandern gezüchtet wird und nach der Zentrale des dortigen Zuchtgebiets „Casselsches Vieh" genannt wird. In Belgien ist es über den Süden der Provinz Westflandern verbreitet, und zwar über die Bezirke von Kemmel, Ypern, Roussellaere, Dixmude, Menin, Courtrai, Ingelmunster und das benachbarte Gebiet von Templeuve im Hennegau. Es ist ein Vieh von guten Formen und mit dunkel-rotbraunem Haarkleide, bisweilen mit weißen Flecken darin. Man benutzt es als Milch- und Mastvieh, zu welchen zwei Zwecken es gleich gut geeignet ist. Da man wenig oder gar nicht mit Shorthornblut oder andern Viehrassen gekreuzt hat, besitzt das rote flämische Vieh eine gute Vererbungstreue und Konstanz der Rasseeigenschaften, ein Charakter, der es von allem übrigen belgischen Vieh vorteilhaft unterscheidet. Als mittlere Milchproduktion der flämischen Kuh rechnet man 3000—3300 kg mit 3,7 % Fettgehalt.

Als Abart des roten flämischen Viehes betrachtet man das Vieh von Veurne-Ambacht. Veurne-Ambacht ist der westlich und südlich von Ostende beginnende Polderbezirk, der sich wie ein Zipfel südwärts bis über Dixmude hin erstreckt und in dessen Mitte das Städtchen Veurne liegt; ein großer Teil dieser Polderländereien liegt in Dauerweide und dient zum Fettgräsen von Rindern. Der hier einheimische Schlag unterscheidet sich von dem reinen Casseler Vieh durch Blutmischung mit holländischem und vor allem mit Durhamvieh. Seit einigen Jahren hat das Kreuzen mit englischem Blut aufgehört, da die Charaktere des Fleisch- und Fettrindes zu sehr die Oberhand gewannen, und man benutzt heute entweder selbstgezogene Stiere oder Stiere des Casselschen Schlages. Die Kreuzung mit dem englischen Blute hat dem Vieh von Veurne-Ambacht seinen Charakter gegeben; es ist ein schweres Rind, mit der charakteristischen rotscheckigen Shorthornfarbe, sehr geeignet für Mästerei und weniger reich in der Milch. Man schätzt seine Milchleistung auf 2600—4100 kg. Die Viehmast wird sowohl im Stall, als auch auf

der Weide betrieben. Die in den Polderweiden fettgegrästen Rinder sind sehr gesuchte feine Ware auf dem Brüsseler Fettviehmarkt; im Alter von $3^1/_2$—4 Jahren wiegen sie etwa 750—850 kg. Als Arbeitsvieh wird das flämische Vieh selten verwandt.

Der zweite Viehschlag, bei dem man noch einige Gleichheit in Form und Eigenschaften finden kann, ist das einheimische „belgische Vieh" die sogenannte „Race bleue". Diese Race bleue ist ursprünglich hervorgegangen aus einem mit viel holländischem Blute durchsetzten einheimischen Vieh, das man in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mit Shorthornvieh gekreuzt hat. Als man in den 90er Jahren davon abging, immer neue Tiere aus der Fremde einzuführen, und den einheimischen Viehbestand in sich selbst ausgleichen und veredeln wollte, suchte man in Mittelbelgien das beste vorhandene Vieh zusammen und vereinigte dies im Herdbuch von Tirlemont. Es war ein Vieh, das durch die Kreuzung der schwarz-weißen Holländer mit den scheckig-roten Shorthorn-Rindern eine blaugraue Farbe erhalten hatte und dem man daher nicht zu Unrecht den Namen einer Race bleue beilegte. Ist das Haarkleid dieser Rinder auch nicht so blau, wie bisweilen auf den Bildern sezessionistischer Maler, so ist es doch von so eigentümlich blau-grauer Farbe, daß der Name „blaues Vieh" nicht schlecht gewählt erscheint. Als Zuchtgebiet der Race bleue beschaut man ganz Mittelbelgien, also das Gebiet, das im Osten bei Lüttich beginnt und sich über den Hesbegau, Brabant, den Norden der Provinz Namur und Hennegau bis zur französischen Grenze im Westen hin erstreckt. Man würde nun freilich falsch gehen, wenn man glaubte, alles Vieh dieses großen Gebiets hätte die Charaktere der Race bleue; das ist entfernt nicht der Fall; selbst in dem eigentlichen Zuchtzentrum bei Tirlemont gehört noch nicht $^1/_3$ des Viehbestandes mehr oder minder zur Race bleue: der große Rest sind Rinder von allerhand Herkunft und Eigenschaften, die nichts mit dem blauen Vieh gemein haben. Die Bildung der Race bleue hat vor allem den Zweck gehabt, den unter den gleichen Boden- und Wirtschaftsverhältnissen stehenden Betrieben Mittelbelgiens ein Zuchtziel zu stecken, von dem sie nicht allzuweit entfernt waren und das ihren Zwecken am besten entsprach. Das blaue Vieh ist von sehr großer, kräftiger Gestalt, mit feiner Haut und sowohl als Milchtier, wie als Fleischtier produktiv. Man hat Zuchtstiere im Gewicht von 1200 kg gezogen und von guten Milchkühen 3000—4500 kg Milch während der Laktationsperiode erhalten. Die auf den Brüsseler Ausstellungen zusammengebrachten besten Vertreter dieser Race bleue bieten ein gut ausgeglichenes Bild und geben über den eigentlichen Viehbestand Mittelbelgiens eine etwas zu günstige Vorstellung. Die Race bleue ist zurzeit noch lange nicht groß genug und dürfte es voraussichtlich auch nicht so bald werden, um den Bedarf Mittelbelgiens an Milch-, Mager- und Arbeitsvieh zu decken. Es erfolgen darum aus allen Teilen Belgiens, ja aus Holland und Frankreich ständige Importe nach dem Zuchtgebiete der Race bleue, die ihrem Vordringen hinderlich sind. Schließlich sei auch nicht unerwähnt, daß der äußere Charakter dieses Viehes, die blaue Farbe, keineswegs als gefestigtes Rassemerkmal angesehen werden kann. Sie ist vor nicht zu langer Zeit durch Kreuzung von Rindern mit ganz heterogenen Haarkleidern entstanden und heute sehr leicht geneigt, aus der Zucht wieder zu verschwinden; nicht nur bei Kreuzung mit andersfarbigen Rindern, sondern auch bei Kreuzung innerhalb der blauen Rasse. Mir ist von

erfahrenen Züchtern jener Gegend gesagt worden, daß ihr seit etwa 10 oder 15 Jahren konstant gezüchtetes blaues Vieh von Generation zu Generation die blaugraue Farbe verliert und mehr und mehr weiß wird.

Was nicht zur Race bleue gehört und den Hauptteil des Viehbestandes Mittelbelgiens ausmacht, ist ebenso wie das Vieh von Ostflandern und einem großen Teile der Campine in keinerlei Rasse zusammenzubringen. Man hat anfänglich wohl eine ostflämische Rasse einheimischen Viehes konstruieren wollen, ist davon aber wieder abgegangen, da dies Unternehmen gar keine Aussicht auf Erfolg hatte, und betrachtet das dortige Vieh heute als völlig rasselos.

Mit den beiden genannten Viehschlägen, dem roten flämischen und dem blauen mittelbelgischen Vieh, ist die Zahl der belgischen Viehschläge von einigermaßener Gleichheit erschöpft. Die übrigen vier Schläge, die man konstruiert hat, bestehen tatsächlich nur auf dem Papier und haben keinen andern Zweck, als der Zucht größerer Bezirke eine mehr einheitliche Richtung zu weisen. Unter ihnen weist das Condrozvieh noch am ersten Spuren von Gleichartigkeit auf. Der Farbe und Form nach besteht keinerlei Einheitlichkeit; es gibt schwarzbuntes, rotbuntes auch blaubuntes Condrozvieh. Was ein großer Teil des Condrozviehes gemeinsam hat, ist die sehr starke Mischung mit englischem Shorthornblut. Ums Jahr 1840 kaufte die belgische Regierung Shorthornstiere in England und stellte diese zur kostenlosen Benutzung in verschiedenen Teilen des Landes in Dienst. Im Condroz war die Durhamkreuzung bald allgemein; es gab selbst Züchter, die ihren ganzen Viehbestand in England kauften, Reinzucht trieben und ihre nachgezogenen Durhams an ihre Nachbarn verkauften. Ohne jede Rücksichten auf die Eigenschaften der einheimischen Rasse wurde blindlings mit englischen Stieren gekreuzt, und es dauerte nicht lange, bis sich überall eine starke Reaktion gegen die zu weitgetriebene Kreuzungszucht bemerkbar machte. Man beklagte die übertriebene Feinheit des Knochengestells, den übermäßigen Fettansatz, den geringen Milchertrag und die große Empfindlichkeit des Viehes für Tuberkuloseerkrankungen. Noch heute gilt als bekannte Tatsache in Belgien, daß dort, wo man am meisten Shorthornblut in dem Viehstapel hat, auch die Ausbreitung der Tuberkulose am stärksten ist. Gegen Ende der 80er Jahre wurde mit der Einfuhr von englischen Zuchttieren aufgehört. Außer der sehr starken Kreuzung des Condrozviehes mit englischem Blut, ist in geringerm Grad auch holländisches Zuchtvieh benutzt worden; heute betreibt man im Condroz ebenso wie in ganz Belgien mit Ausnahme des Landes von Herve Veredelungszucht durch Auswahl und Verwendung der besten einheimischen Zuchttiere. Unter allen belgischen Viehschlägen ist das Condrozvieh am längsten und stärksten mit Sorthornblut gekreuzt und hat am meisten dessen Charakter angenommen. Das Condrozvieh eignet sich sehr für Mästung, und wird in großer Zahl von dort in jugendlichem Alter nach den intensiven Wirtschaften Mittelbelgiens und auch nach den Polderweiden in Veurne-Ambacht zur Mästung ausgeführt. Die Milchproduktion ist nicht sehr groß; man rechnet auf einen mittleren jährlichen Milchertrag von 2500 kg von der Kuh; seit die Wirtschaftsverhältnisse des Condroz durch Anbau von vielen Futtergewächsen dahin geändert sind, daß es namentlich in größern Wirtschaften vorteilhafter erscheint, recht viel Milch und Molkereiprodukte zu produzieren als Jungvieh, tritt das Interesse an der Hebung der Milchergiebigkeit wieder mehr in den Vordergrund, und man wird wohl mit

der Zeit versuchen, den Shorthorncharakter weiter zu verdrängen und durch die Eigenschaften eines bessern Milchtiers zu ersetzen.

Die interessantesten Zuchtverhältnisse findet man in dem Lande von Herve, östlich von Lüttich, wo zum überwiegenden Teile reine Weidewirtschaft ohne jeden Ackerbau getrieben wird und somit die Fragen der Viehzucht naturgemäß im Vordergrund aller wirtschaftlichen Interessen stehen. Als man in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Einfuhr von englischen Zuchtstieren nach Belgien begann, machte man auch im Land von Herve den Versuch, die alte einheimische Rasse damit zu kreuzen. Sobald man jedoch sah, daß die Eigenschaften des Shorthorn den wirtschaftlichen Erfordernissen dieses Milch- und Butterlandes geradeswegs entgegenstanden, ließ man sehr schnell die Finger davon und züchtete wieder das alte einheimische Vieh. Dies ist ein rotes und rotbuntes Vieh, das zu demselben Viehschlage gehört, wie das Ijsselvieh in den Niederlanden und das rheinische Vieh bis Ruhrort; ein robustes, mastfähiges Milchtier, von dem man 3000—4000 kg Milch mit $3^1/_2$—4 % Fett für Kuh und Laktationsperiode erhalten kann. Als sich in den Jahren 1860—1880 die Preise für Milch, Butter und Käse und damit die Rentabilität des Meiereiwesens sehr hoben, ließ man im Land von Herve mit der Zucht nach und legte sich mehr und mehr auf Produktion von Milch und Meiereiprodukten. Alte Kühe wurden durch milchreiche Kühe ersetzt, die man aus Holland importierte. Da es sich für die Landwirte im Land von Herve lediglich darum handelte, gute Milchtiere zu haben, nahm man die besten Milchkühe, die man finden konnte, und das waren die schwarzweißen hochedlen Friesenkühe aus dem Norden der Niederlande. Die Pachten und Bodenpreise stiegen sehr an, und bald war für einen großen Teil der dortigen Bauern die Zucht von Rindern ein unrationelles Nebengewerbe, das neben ihrer Milch- und Meiereiwirtschaft, aus der sie ihre Einnahmen zogen, ohne viel Interesse betrieben wurde. Als daher im Jahr 1884 das Herdbuch von Verviers zur Verbesserung des Viehschlags im Land von Herve gegründet wurde, fand man die Zucht ziemlich vernachlässigt und namentlich den vorhandenen Bestand an Zuchtstieren den wirtschaftlichen Erfordernissen nicht entsprechend. Unter den eigentümlichen wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes von Herve, die eine ständige Einfuhr fremden Milchviehs erforderlich machen, da die eigne Produktion von Milchtieren zur Deckung der Nachfrage nicht ausreicht, beschloß man, den bisherigen Maßnahmen der dortigen Landwirte zu folgen und weiter holländisches Vieh nicht nur als Milch-, sondern auch als Zuchtvieh einzuführen. So kam es, daß die Herdbücher im Land von Herve trotz des in überwiegender Zahl im Land noch vorhandenen einheimischen roten Viehes das schwarzweiße Friesenvieh als die Rasse des Landes proklamierten.

Seit jener Zeit wird nun ein erbitterter Streit um die Vorherrschaft zwischen friesischem und einheimischem Vieh gekämpft, ein Kampf, der um so merkwürdiger ist, als die Mehrzahl des Viehes und eine große Anzahl einsichtiger Züchter für letztes, die offiziellen züchterischen Vertretungen für erstes streiten. Was für die Bemühungen der Herdbücher vor allem andern spricht, ist die wirtschaftliche Notwendigkeit ihres Landes, Milchvieh einzuführen, der sie nicht besser als durch Einfuhr von Friesenvieh glauben gerecht werden zu können. Was am meisten gegen sie spricht, ist die von einer großen Zahl erfahrener Züchter

festgestellte Tatsache, daß das Friesenvieh in dem rauhern Bergklima und auf den trockenern Böden ihres Landes sehr schnell degeneriert, d. h. in der Nachzucht wohl seine äußern Formenmerkmale beibehält, aber die guten Eigenschaften als Milchkuh und als widerstandsfähiges Weidevieh verliert, weniger Milch gibt, weniger Kälber gebiert und leicht der Tuberkulose verfällt. Die Herdbuchbestrebungen im Land von Herve sind ebenso wie die der übrigen belgischen Herdbücher in ganz übertriebener Weise auf den Formalismus gerichtet. Der Grund hierfür ist einigermaßen verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß Belgien vor kurzer Zeit überhaupt noch keinerlei Viehschläge unter seinem Rindviehbestand unterscheiden konnte und seit Einsetzen einer modernern Zuchtwirtschaft und nach vorgenommener Trennung größerer Zuchtbezirke zunächst auf Heranzüchtung charakteristischer Formen in jedem derselben hinarbeitete, um eine Handhabe zur Unterscheidung der geschaffenen Einteilung zu gewinnen. In diesem Sinne wünscht auch das Herdbuch von Verviers einen einheitlich schwarzweißen Rindviehbestand, basiert auf der Einfuhr von reinblütigem Holländer Vieh, in seinem Zuchtbezirke heranzuziehen. Was seinen formalistischen Wünschen sehr entgegenkommt, ist die große Vererbungstreue des altadligen Friesenviehs. Die geringste Bluteinfuhr von reinem Friesenstamm ist imstande, in wenigen Generationen einem ganzen Viehbestande Farben und Formen des friesischen Viehes zu verschaffen; eine von vielen dortigen Züchtern festgestellte höchst interessante Bestätigung des Gesetzes von der Vererbungstreue, welches besagt, daß die durch viele Generationen hindurch unverändert erhaltenen Eigenschaften sich mit mehr Kraft und Sicherheit auf den Nachwuchs vererben als die Eigenschaften einer weniger in sich konstanten Rasse. Das durch Jahrhunderte unverändert gezüchtete friesische Vieh ist in diesem Falle schon durch verhältnismäßig geringe Blutzufuhr imstande, der weniger konstanten einheimischen Rasse seinen Charakter in kurzer Zeit aufzuprägen.

Diesem Umstand zufolge wird das Herdbuch von Verviers auch ohne jeden Zweifel in kurzer Zeit rasche Fortschritte in der Ausgleichung des Viehbestandes innerhalb seines Bezirks machen, indem es sich zugleich noch auf die Vorliebe eines Teiles der Züchter für schwarzweißes und seine Abneigung gegen rotes Vieh stützen kann, die noch aus der Zeit der mißglückten, in diesem Bezirke völlig verfehlten Shorthornkreuzungen besteht. Schade nur, daß das Land von Herve, obgleich ein schönes und reiches Weideland, doch kein holländischer oder friesischer Wiesenboden ist, und daß sich die Rinder, die in Holland bis zum Bauch im Kraft und Saft strotzenden Grase weiden, nicht so ohne weiteres auf dem lehmigen Hügelrücken und in dem rauhern Klima der Vorardennen nachzüchten lassen. Es ist noch nicht das schlimmste, daß jede Ausstellung solcher Herdbuchkühe den Eindruck eines in allen Dimensionen verkleinerten, sozusagen eingetrockneten Friesenviehs macht; was die Herdbücher vor allem stutzig machen müßte, ist, daß heute, nach etwa 20jährigem Arbeiten des Herdbuchs, ein großer Teil der Züchter im Land von Herve die Bemühungen des Herdbuchs nicht nur für verlorene Mühe erklärt, sondern ihm einen geradezu schädlichen Einfluß auf die Viehzucht ihres Landes zuschreibt. Das schärfere Klima, das veränderte Futter in den Weiden, das allzuscharfe Melken und zu frühzeitige Decken der Sterken verderben das holländische Vieh, sobald es im Land von Herve angekommen ist. Ein Rückgang in der Milchleistung ist bei den importierten Kühen noch nicht zu bemerken, wohl aber schon in der nächstfolgenden Generation.

Das behaupten die Züchter, und das Herdbuch bestreitet es; Milchmessungen, um die Wahrheit festzustellen, hat man nie gemacht. Abgesehen davon, klagt man allgemein über die geringe Widerstandsfähigkeit des friesischen Viehes, das leicht der Tuberkulose verfällt, schwächliche Kälber gebiert und vielfach güst bleibt. Ein Züchter in der Nähe von Bleyberg erzählt, daß sein ganzer Viehbestand in der dritten Generation seit Einführung der Holländer Zuchttiere tuberkulös gewesen sei, und daß er ihn darum abgeschafft und durch völlig neues Vieh habe ersetzen müssen.

Daß sich unter den Viehzüchtern im Land von Herve auch Freunde des Herdbuchs finden, ist selbstverständlich; und zwar sind das diejenigen, die sich durch öffentliche Anerkennung einen Namen als Rassenviehzüchter verschafft haben und ihre holländische Nachzucht zu hohen Preisen weiter verkaufen können. Was die Gegner des Herdbuchs wünschen, ist Rückkehr zur einheimischen, widerstandsfähigen roten Rasse, die sich durch Auswahl der besten Tiere innerhalb der Rasse sowie durch Einfuhr roter Jisselstiere aus den Niederlanden verbessern und in ihren Charakteren befestigen ließe. Sie haben aber dem übermächtigen Herdbuche gegenüber zurzeit wenig Aussicht auf Erfüllung ihrer Wünsche, da die Viehkörungen und Prämienverteilung in Händen des Herdbuchs liegen und eine Änderung dieser Verhältnisse in absehbarer Zeit kaum zu erreichen sein dürfte.

Das Vieh der Ardennen-Region hat keinerlei einheitliche Rassemerkmale. Man hat es in eine Klasse zusammengefaßt, weil die Produktionsbedingungen und Zuchtzwecke jenes Bezirks ungefähr gleichartig sind, und versucht, durch Auswahl der besten selbstgezogenen Stiere jener Region sowie durch Einfuhr von guten Stieren aus dem Condroz die Eigenschaften des Rindviehs zu verbessern. Das Ardennenrind hat wie die meisten belgischen Rinder eine Beimengung von holländischem sowie englischem Blut in den Adern; es ist von allerhand Farbe und oft von kleiner Gestalt und geringer Produktionskraft. Die Milcherträge der Kuh betragen 1500—2500 kg Milch während einer Laktationsperiode; zu Mastzwecken ist das Vieh jenes Landes wenig geeignet. Dagegen ist es als Arbeitstier geschätzt und oft als solches benutzt. Von dem Gesamtbestand an Zugochsen, der sich auf etwa 31 697 in ganz Belgien beziffert, kommen 7432 auf die Provinz Luxemburg. Man macht heute wohl noch einen Unterschied zwischen Rindern der Famenne und von Niederluxemburg, dem nördlichen und südlichen Vorplateau der Ardennen, und den Rindern der eigentlichen Gebirgsardennen, und zwar derart, daß erste im allgemeinen schwerer, letzte leichter sein sollen; es ist aber wahrscheinlich, daß ein solcher Unterschied, wenn er überhaupt besteht, in allernächster Zeit nicht mehr zu finden sein wird, da die Ardennen durch intensive Bewirtschaftung heute über so vorzügliche Weiden verfügen, daß sich das darauf gezüchtete Vieh ohne Scheu mit dem Vieh der Famenne und aus Niederluxemburg messen kann.

In einen letzten Zuchtbezirk hat man schließlich das Vieh der Campine zusammengefaßt. Auch dieser Zuchtbezirk ist allein mit Rücksicht auf die der Campine eignen Natur- und Wirtschaftsverhältnisse, keineswegs auf irgendwelchen Rassecharakter konstruiert worden; denn von einheitlichen Rasseeigenschaften kann auch beim Vieh der Campine keine Rede sein. Man hält dort das einheimische Vieh vermengt und gekreuzt mit großen Mengen aus Holland eingeführter Rinder. Was aus Holland kommt, ist aber keineswegs, wie im Land von Herve, ausgesucht

gutes, friesisches Zuchtvieh, vielmehr sind es Rinder, wie sie auf den Sandböden des südlichen Teiles der Niederlande, in den Provinzen Nordbrabant und Limburg, gezüchtet werden; und auch von diesen noch nicht die besten, sondern oft gerade die minderwertigen Exemplare, so daß man bei den Nordbrabanter Bauern wohl sagen hört, wenn ein recht kümmerliches Rind in den Handel kommt: „das ist gut für die Belgen". Die Sandbäuerlein der Campine müssen leichte und anspruchslose Kühe haben, die sich damit begnügen, ihr Leben im kleinen Tiefstall des Bauernhauses zu verbringen; die schweren und teuren Rinder der belgischen Züchter passen da nicht hin und die kostbaren und weidegewohnten Friesen noch minder. Vieh, das aus Holland kommt, muß schon an der belgischen Grenze Zoll bezahlen, also darf der Einkaufspreis, dem Geldsäckel der Campinebauern entsprechend, nicht zu hoch sein; daher denn viel Einfuhr von kleinen, minderwertigen holländischen Rindern nach der Campine. Mangels genügender Weiden und eines größern Zuchtmaterials wird die Viehzucht in der Campine sehr extensiv getrieben und geht die Rasseverbesserung nur sehr langsam vorwärts. Das Kempenvieh ist seiner Herkunft entsprechend ohne jede Einheit in Form und Farbe. Die recht stattlichen gelbbraunen Campinerinder, die man in größerer Zahl bei Gelegenheit der großen Brüsseler Viehausstellungen zu sehen bekommt, repräsentieren nicht das Vieh der Campine, sondern sind Produkte einiger gut unterhaltenen, mit größern Mitteln ausgerüsteten Zuchtställe. Zu Mastzwecken ist das Campinevieh wenig geeignet, sein Hauptzweck ist die Milchproduktion, in der es bei sehr reichlicher und sorgfältiger Fütterung oft hohe Erträge gibt.

Zusammenfassend besitzt Belgien einen Rindviehbestand, der sich in sechs oder sieben Gruppen einteilen läßt, Gruppen, die sich freilich wenig durch eigne Charaktere unterscheiden und die in ihren Eigenschaften weder Ausgeglichenheit, noch Konstanz besitzen. Der größte Teil des belgischen Viehes dankt seine Eigenschaften sowohl des Exterieurs als der Leistung der Kreuzung mit nicht belgischen Viehrassen: „Das Condrozvieh ist ein Shorthornbastard, das Vieh im Land von Herve gemischt- oder reinblütiges Holländer Vieh. Das Ardennenvieh von Holländer oder Shorthornabstammung, das Kempenvieh holländischer Herkunft und schließlich auch ein großer Teil des sogenannten einheimischen belgischen Viehes Shorthorn- oder Holländer Kreuzungsprodukte. Was bleibt also eigentlich an wirklich einheimisch-belgischem Vieh übrig? Ein Teil der Race bleue und das flämische Vieh; doch auch in erstem findet sich mehr oder minder holländisches und englisches Blut, und von letztem ist ein Teil, nämlich das Vieh in Veurne-Ambacht, mit englischem Blute gekreuzt."[1])

3. Viehzüchterische Einrichtungen.

Seit ein paar Jahren haben alle neun belgischen Provinzen ein Provinzialreglement, das die Stierkörung obligatorisch macht und durch ein verbreitetes System von Prämienaustellung zur Erhaltung der besten Zuchttiere beitragen soll. Nach diesem Reglement muß jeder zum öffentlichen Sprungdienste bestimmte Stier

1) Mullie, Notice sur les races bovines de la Belgique: Situation de la laiterie en Belgique 1903.

der Provinzial-Körungskommission vorgestellt werden und darf seinen Dienst nur verrichten, wenn er angekört und mit einer Körungsmarke versehen ist.

Über die Resultate der Stierkörungen des Jahres 1905 gibt die nachstehende Zusammenstellung Auskunft.[1])

	Zahl der vorgestellten Stiere	Zahl der angekörten Stiere
Antwerpen	803	684
Brabant	—	—
Westflandern	2000	1729
Ostflandern	—	—
Hennegau	1972	1512
Lüttich	1887	1770
Limburg	953	851
Luxemburg	900	758
Namur	798	645

Der Vergleich der angekörten Stiere mit der in der Viehzählung genannten Gesamtanzahl Sprungstiere (20 758) zeigt, daß nur etwa die Hälfte der im Land anwesenden Stiere angekört wird, während der Rest, ohne gekört zu sein, für die Privatzuchtzwecke seines Besitzers oder mit Übertretung der Körvorschriften zum öffentlichen Sprungdienst benutzt wird. Die große Zahl der nichtgekörten Stiere kann durchaus nicht wunderbar erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Züchter einen jungen Stier halten, den sie einigemal beim Decken ihrer Kühe verwenden und dann fett machen und an den Schlächter verkaufen. Die Haltung und Verwendung von Vatertieren für private Zuchtzwecke ist in der Rindviehzucht zweifellos viel größer als in der Pferdezucht und ebenso zweifellos kommen in erster auch viel mehr Zuwiderhandlungen gegen die Provinzial-Zuchtverordnungen vor als in letzter; daher die große Zahl nichtgekörter Sprungstiere.

Die zur Durchführung der Provinzialreglements erforderlichen Kosten werden vom Staat und den Provinzen je zur Hälfte getragen. Das die Reglements vorgesehene Prämiensystem bezweckt, durch Auswahl und Prämiierung der besten männlichen wie weiblichen Zuchttiere den Viehstapel des Landes zu verbessern. Die nicht unerheblichen Kosten dieser Prämiierungen werden zum größten Teile vom Staat, zum kleinern von den Provinzen getragen. Der Staat bezahlt etwa 160 000 ℳ, die Provinzen 120 000 ℳ zur Austeilung von Viehprämien.

Im Jahr 1905 gewährte der Staat zur Ausführung der Provinzialverordnungen für Hebung der Viehzucht:[1])

Antwerpen	15 622 Frcs.
Brabant	36 014 „
Westflandern	36 378 „
Ostflandern	28 538 „
Hennegau	39 760 „
Übertrag	156 312 Frcs.

1 Bulletin de l'Agriculture 1907.

	Übertrag	156 312 Frcs.
Lüttich	25 541	„
Limburg	16 110	„
Luxemburg	26 711	„
Namur	5 930	„
Ausgaben für Medaillen .	12 674	„
zusammen . . .	243 278	Frcs.

Außer den genannten Fürsorgemaßnahmen seitens der Regierung und der Provinzialverwaltungen, sind während der letzten Jahrzehnte seitens der Züchter eine ganze Anzahl Gesellschaften, Herdbücher und Zuchtvereine zur Hebung der Viehzucht ins Leben getreten. Unter diesen steht an erster Stelle die „Société nationale pour l'amélioration des races bovines en Belgique", die alle zwei Jahre im Monat Mai eine große nationale Viehschau im Ausstellungsgebäude des Palais du Cinquantenaire zu Brüssel abhält. Die Gesellschaft erhält eine reichlich bemessene Staatsbeihilfe, so daß sie ihre Ausstellungen zu einem Unternehmen von größter Bedeutung für die heimische Viehzucht hat ausgestalten können.

Im Jahr 1906 waren 984 Rinder zu dieser Ausstellung eingesandt, welche die Rindviehbestände aller Landesteile repräsentierten und nach der oben mitgeteilten Einteilung in Rassen verteilt waren. Die zur Austeilung gelangenden Preise beliefen sich auf 23 000 ℳ. Für diese Ausstellungen wird dasselbe prächtige Ausstellungsgebäude benutzt, das im Monat Juni die Pferdeausstellung birgt, und die sehr übersichtliche Ausstellung und tagelange Vorführung von einzelnen Rindern oder Rindergruppen verfehlt nicht, ein großes, aufmerksames Publikum zu fesseln und äußerst instruktiv zu wirken.

Eine den belgischen Verhältnissen besonders günstig angepaßte Art von Vorführung ist die Zusammenstellung von Tiergruppen, die sich aus einem Stier und zehn Kühen zusammensetzen. Die nach Form und Farbe zusammengestellten, möglichst gleichartigen Tiere brauchen nicht eine Familie zu bilden oder demselben Besitzer zu gehören, sie müssen nur sämtlich demselben Herdbuch angehören oder in einem Zuchtverband, bezw. deren mehreren desselben Bezirks, eingeschrieben sein. Der Zweck dieser Gruppenbildung, für deren Prämiierung die recht erhebliche Summe von 8000 ℳ ausgesetzt ist, besteht einerseits darin, den belgischen Züchtern die Begriffe von Viehschlag, Ausgeglichenheit des Viehes, harmonische Körperformen u. dgl. fest einzuprägen, anderseits das seit noch nicht zwei Jahrzehnten neugeschaffene Zuchtsystem Belgiens, d. h. Veredlungszucht durch Auswahl des besten einheimischen Viehes, populär zu machen. Das Mittel zu diesem Zweck ist zweifellos gut gewählt, denn die Gruppenbildung fesselt während der Ausstellungstage stets das Interesse der anwesenden Züchter aufs äußerste, und wenn am letzten Tage das Vorführen der besten Gruppen, der Stier voran, die zehn Kühe in einer Reihe aneinandergekoppelt hinterher stattfindet, und die schönen, ausgeglichenen Rinderreihen mit ihren mächtigen Stieren an der Spitze den großen Ring betreten, erbraust jedesmal stürmischer Beifall durch die weite Ausstellungshalle.

In verschiedenen Provinzen haben sich Herdbücher gebildet, die, sei es die ganze Provinz umfassen, sei es sich auf einzelne Gemeinden beschränken. Eine Anzahl solcher Zuchtverbände hat sich hier und da zu einem großen Verbande zusammengetan. Schließlich besteht in Belgien noch eine große Zahl von kleinern, örtlich

eng begrenzten Zuchtvereinen, deren Zahl sich im Jahr 1905 auf insgesamt 338 belief mit 13 354 Mitgliedern und 41 584 eingetragenen Rindern. Diese Zuchtvereine verteilten sich folgendermaßen über die einzelnen Provinzen:

	Zahl der Zuchtvereine	Mitglieder	Eingetragene Rinder
Antwerpen	19	712	3 033
Brabant	16	576	2 504
Westflandern	65	4 015	6 660
Ostflandern	155	3 266	5 390
Hennegau	16	610	1 840
Lüttich	9	948	7 906
Limburg	15	956	4 311
Luxemburg	24	1 373	3 431
Namur	19	898	6 509
Belgien	338	13 354	41 584

All diese Zuchtvereine erhalten staatliche Subsidien, die sich insgesamt auf etwa 80 000 ℳ belaufen. Die Tätigkeit eines solchen Vereins erstreckt sich meist nur über ein oder zwei Dörfer, in denen man das beste Vieh herausgesucht und in das Vereinsregister eingetragen hat. Jeder Züchter wird angehalten, ein Viehregister zu führen, um die Nachkommen der besten Tiere als solche erkennen und, falls sie den Aufnahmebedingungen entsprechen, ebenfalls in das Vereinsregister eintragen zu können. Auf diese Weise hofft man mit der Zeit kleinere Bestände von ausgesucht gutem Vieh zu gründen, die den Grundstock zu der allgemeinen Verbesserung des Viehstapels bilden sollen. Um die Zuchtbestrebungen zu fördern, veranstaltet man außerdem Viehausstellungen sowohl in den einzelnen Dörfern, als in größern Bezirken, wo die einzelnen Zuchtvereine ihr Vieh nebeneinander ausstellen und um die ausgesetzten Preise untereinander wetteifern.

Was all diesen belgischen Züchterverbänden und Herdbüchern eigentümlich ist, ist die große Überschätzung des Formalismus in der Viehzucht. Alle streben sie mehr oder minder in erster Reihe auf Ausgleich der Farbe, der Gestalt und der Körperformen ihrer Rinder. Es mag ja unter den der Rassenzucht sehr ungünstigen Bedingungen Belgiens zurzeit angebracht erscheinen, erst einmal abgeschlossene Schläge zu bilden und deren Formen konstant zu machen, ein Ziel, das die starke Hinneigung zum Formalismus mit sich bringt. Die Auswahl nach Form und Farbe ist schließlich auch viel einfacher und führt viel schneller zu Resultaten, als die Auswahl nach Zuchtzweck und Leistung eines Viehschlags. Die Steigerung der Produktivität und individuellen Leistungsfähigkeit des Rindes ist ein den belgischen Zuchtverbänden heute noch fernliegendes Arbeitsfeld. Es werden wohl auch hierauf nebenhergehend langsam Fortschritte gemacht, doch ohne zielbewußtes Vorgehen der Zuchtverbände. Probeschlachtungen und Milchmessen, regelmäßige Fettuntersuchungen u. dgl. sind in Belgien fast ganz unbekannt. Durch die übertrieben formalistischen Bemühungen der Herdbücher und Zuchtverbände ist es zu erklären, wenn ein sehr großer Teil der belgischen Züchter diesen fernbleibt und, ohne deren Bestrebungen sich anzuschließen, auf eigne Hand fortzüchtet und an

der Verbesserung seines Rindviehbestandes durch Hebung der Leistungsfähigkeit desselben unabhängig von den öffentlichen Viehzuchtmaßnahmen arbeitet.

4. Haltung und Nutzung des Rindes.

Die übergroße Mehrzahl des belgischen Rindviehs ist Eigentum kleiner Besitzer, die nicht mehr als zwei oder drei, höchstens fünf Rinder ihr eigen nennen. Die Haltung und Verpflegung des Viehes in den kleinbäuerlichen Betrieben ist genugsam bekannt, als daß deren Lob nochmals gesungen zu werden brauchte. Schon Thaer und Schwerz haben darüber berichtet, wie intensiv die Belgier ihr Vieh füttern, das sie meist im Stall halten und mit liebevoller Sorgfalt und Aufwendung vieler Arbeit versorgen. Nach den Mitteilungen der genannten beiden Autoren teilen sich die Belgier mit den Westdeutschen den Ruhm, die Stallfütterung erfunden zu haben.

„Wenigstens drei Stück Vieh ebenso stark und ebenso kräftig von derselben Ackerfläche zu füttern, worauf nur ein Stück hinreichend Weide hat, und von jedem dieser Stücke ungleich mehr Dünger zu erhalten, als von einem Stücke Weidevieh, ist das große Problem, welches diese Wirtschaften völlig befriedigend auflösen. Welche großen, welche unermessenen Folgen dieses auf die Landeskultur haben müsse, kann jeder überdenken und bei den Belgen mit Evidenz gewahr werden."

Die Haltung, Wartung und Fütterung des Viehes in diesen kleinen Wirtschaften hat sich seit Schwerz' Zeit nicht viel geändert; sie ist heute ebenso intensiv, vielleicht noch intensiver als damals. Was sich geändert hat, ist der wirtschaftliche Zweck der Viehhaltung. Wenn Schwerz vor 100 Jahren schrieb: „Man erinnere sich nur, daß das Vieh des Ackers wegen, und nicht der Acker des Viehes wegen da ist", so stimmt das heute nur noch für die größern Ackerwirtschaften Mittelbelgiens; für alle Kleinbetriebe, also fast für den ganzen Norden Belgiens gilt heute das gerade Gegenteil. Dort dient die ganze Produktion des Ackers lediglich der Unterhaltung des Viehstapels, abgesehen von den beträchtlich kleinen Mengen an Roggen, Kartoffeln und Rüben, die der Bauer selber in seinem Haushalte verzehrt. Außerdem wird auch noch in vielen der kleinen Betriebe Futter zugekauft und die Bauern wissen zu sagen, daß, wenn es in früherer Zeit eine Schande war, Futter zu kaufen, weil es bewies, daß die Wirtschaft nicht genug leistete, es heute als Ehre und Zeichen eines modernen und intelligent geleiteten Betriebs gilt wenn der kleine Sandbauer nicht nur seine Ernte verfüttert, sondern noch Futtermittel dazu kaufen muß, um sein Vieh zu unterhalten.

In den kleinen intensiven Sandwirtschaften von 10—15 ha Größe mit 6 Kühen und 15 Stück Jungvieh und Kälbern verbraucht man jährlich etwa 5000—6000 kg Handelsfutterstoffe, was einem Geldwerte von 700—800 ℳ entspricht.

Was übrigens Schwerz schon vor 100 Jahren feststellte, daß die sehr intensive Fütterung, wie sie in all jenen kleinen Wirtschaften namentlich im Winter getrieben wird, mehr Ausgaben als Einnahmen verursacht, ist durch neue Rentabilitätsberechnungen der Winterfütterung in Flandern bestätigt worden. Schwerz meint, „wenn es auch nicht wahr ist, daß die Kühe überhaupt keinen reinen Ertrag abwerfen, so ist solches doch unwidersprechlich im Winter wahr. Der Verlust in dieser Jahreszeit ist offenbar und kann in jeder Wirtschaft bloß durch das Plus des

Sommers gedeckt werden. Je mehr man also unverhältnismäßig im Winter auf die Kühe verwendet, desto größer ist das Defizit, das daraus hervorgeht. Dagegen befindet sich auf der andern Seite eine nicht minder gefährliche Klippe, nämlich eine allzu sparsame und zu schlechte Winterbehandlung, weil bekannt ist, daß Kühe, die im Winter stark zurückgesetzt worden sind, im folgenden Sommer auch bei dem reichlichsten Futter nicht lohnen."

Was die Weidefütterung und Stallfütterung angeht, so sei vorweg bemerkt, daß im allgemeinen keiner der beiden Extremfälle des Futtersystems, d h. einseitige Weidefütterung und ausschließliche Stallfütterung, von den belgischen Landwirten gehandhabt oder als Ideal betrachtet wird. Die Sommerstallfütterung, die im Land des Kleinbesitzes auf leichtem Boden, also vornehmlich in der Campine und in Flandern zu Haus ist, wird einseitig konsequent nur dort durchgeführt, wo sich der Bauer schlechterdings in der Unmöglichkeit befindet, seinen Kühen ein Stückchen Grasland zur Weide zu geben.

Das kommt vor, und zwar wie schon Schwerz bemerkt, auf magerem, dürrem Sandboden in einer volkreichen, tätigen, lebhaften Gegend mit viel Industrie und Gewerbe, wie Hopfenbau, Garten- und Gemüsebau, und besonders in Gegenden vorwiegenden Zwergbesitzes. All diese Landwirte treiben die einseitige Stallfütterung jedoch nur der Not gehorchend; sie wissen sehr wohl, wie gut es ihren Kühen tut, wenn sie im Sommer etwas weiden können, und wenn es nur irgend angeht, suchen sie ihnen etwas Weidegelegenheit zu verschaffen; sei es, daß sie eine kleine Weide anlegen, oder den gesäten Spergel abweiden lassen, sei es, daß sie um ihre Äcker herum breite Graskanten fürs Vieh stehen lassen oder am Abend mit ihren Kühen den Graben entlang gehen, um sie dort die Gräser und Kräuter abbeißen zu lassen.

Auch die ausschließliche Weidefütterung wird von der übergroßen Mehrzahl der belgischen Landwirte für irrationell angesehen und nicht gehandhabt. Die Belgier sind gute Ackerwirte und als solche wissen sie den Wert des Stalldüngers zu schätzen. Das Rindvieh ist für jeden belgischen Landwirt eine Düngermaschine. Stallmist zu sammeln, ist entschieden der wichtigste Zweck, den die Belgier verfolgen, wenn sie ihr Vieh Nacht über aus der Weide in den Stall holen, und nicht nur das, sondern, wie fast im ganzen Land üblich, auch mittags einige Stunden aufstallen. Der im Stall zurückbleibende Dünger ist ihnen die Arbeit des mehrmaligen Ein- und Austreibens wert. Zugleich hat man den Vorteil, die Kühe im Stall melken zu können und sie vor der sengenden Mittagssonnenglut im kühlen Stalle geborgen zu haben. Die Dauer der Mittagsstallruhe richtet sich weniger nach der Hitze des Tages, als nach der Menge der Weidegelegenheit, derart, daß, wo reichliche Weiden vorhanden sind, das Vieh kürzere Zeit im Stall bleibt, und wo wenig Weide ist, nur für kurze Zeit, bisweilen nur für einige Stunden am Abend ausgetrieben wird. Ständig auf der Weide findet man in Belgien sehr wenig Vieh; das Vieh im Land von Herve, die fettgräsenden Rinder in den Graspoldern Westflanderns und in manchen Gegenden das Jungvieh; abgesehen also von letztem, das man zwecks Heranziehung gesunden kräftigen Viehes in völliger Freiheit läßt, nur das Vieh zweier Gegenden, in denen man den Wert des Stalldüngers, für die Ackerwirtschaft nicht so hoch in Rechnung zu setzen braucht, wie das im allgemeinen in Belgien der Fall ist.

Die Ausdehnung der Weideländereien Belgiens beträgt 295 466 ha, das sind etwa 0,6 ha für das Stück Hornvieh. Das sagt aber nicht genug, denn auch alle Heuländereien werden in Belgien nach Aberntung des ersten Schnittes geweidet; ebenso ein Teil der angebauten Futterpflanzen, wie Klee, Luzerne, Gras und Spergel.

Stellt man all jene Kulturen zusammen, die lediglich zu Futterzwecken bestimmt sind, so ergibt das eine Fläche, die fast die Hälfte alles belgischen Kulturbodens einnimmt. Die Statistik von 1905 zählt

Futterrüben	58 123 ha	=	3,30 %	des	landw.	genutzten Bodens
Möhren	2 539 „	=	0,14 „	„	„	„ „
Stoppelrüben und Rutabaga	4 816 „	=	0,27 „	„	„	„ „
Rotklee	96 169 „	=	5,46 „	„	„	„ „
Inkarnatklee	13 534 „	=	0,77 „	„	„	„ „
andrer Klee und Kleegemenge	30 721 „	=	1,74 „	„	„	„ „
Luzerne	13 380 „	=	0,76 „	„	„	„ „
Esparsette	9 688 „	=	0,55 „	„	„	„ „
Heuwiesen	225 044 „	=	12,77 „	„	„	„ „
Weiden	231 900 „	=	13,16 „	„	„	„ „
Obstgärten	63 566 „	=	3,61 „	„	„	„ „
Raigras und Timothee	7 653 „	=	0,43 „	„	„	„ „
Futtergemenge	5 403 „	=	0,31 „	„	„	„ „
	762 536 ha	=	43,23 %	des	landw.	genutzten Bodens

Dazu kommen als Stoppelfrucht

Stoppelrüben	138 886 ha	=	7,88 %	„	„	„ „
Möhren	13 860 „	=	0,79 „	„	„	„ „
Spergel	25 436 „	=	1,44 „	„	„	„ „
	178 182 ha	=	10,11 %	des	landw.	genutzten Bodens

Von der Körnerernte der belgischen Landwirtschaft kann man gut die Hälfte auf Rechnung der Fütterung setzen, das wären ungefähr 780 Millionen Kilogramm Körnerfrüchte.

Außer diesen in den landwirtschaftlichen Betrieben selbst hergestellten Futterstoffen gelangten während des Jahres 1905 zur Verfütterung an Handelsfutterstoffen:

Leinkuchen und Leinmehl	197 771 500 kg
Baumwollsaatkuchen und -mehl	14 693 900 „
andre Kuchen und Kuchenmehle	29 545 700 „
Fleischmehl	474 200 „
Mais und Maismehl	73 553 500 „
Kleie	255 066 100 „
Malzkeime u. dgl.	10 573 900 „
getrocknete Treber	18 895 600 „
frische Treber und Schlempe	427 166 900 „
Zuckerrübenschnitzel	1 241 837 900 „
	2 269 579 200 kg

Bei Betrachtung dieser großen Zahlen sei jedoch nicht vergessen, daß sie nicht auf Rechnung des Rindviehs allein kommen, sondern unter Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen und Geflügel zu teilen sind. Immerhin kommt der weitaus größte Teil der aufgezählten Futterstoffe den Rindern zu gut.

Wollte man die Handelsfutterstoffe allein auf Rechnung des Rindviehs setzen, so würde sich der jährliche Verbrauch an denselben, ausschließlich der beiden letztgenannten voluminösen Futter, für das Stück Rindvieh auf folgende Mengen belaufen:

in Antwerpen .	528 kg	Handelsfutterstoffe für das Stück Rindvieh
„ Brabant . .	465 „	„ „ „ „ „ „
„ Westflandern .	287 „	„ „ „ „ „ „
„ Ostflandern .	374 „	„ „ „ „ „ „
„ Hennegau . .	338 „	„ „ „ „ „ „
„ Lüttich . . .	405 „	„ „ „ „ „ „
„ Limburg . .	159 „	„ „ „ „ „ „
„ Luxemburg .	81 „	„ „ „ „ „ „
„ Namur . .	273 „	„ „ „ „ „ „
in Belgien .	336 kg	Handelsfutterstoffe für das Stück Rindvieh

Diese Zahlen geben den besten Maßstab für den Grad der Intensität, den die Viehhaltung in den einzelnen Provinzen erreicht hat. Die Gegenden der intensiven Kleinkultur in Brabant, Antwerpen und Ostflandern sowie das Land von Herve in der Provinz Lüttich mit seiner hochintensiven Viehhaltung verbrauchen am meisten, der weniger fortgeschrittene östliche Teil der Campine in der Provinz Limburg sowie das zum Teil noch recht rückständig wirtschaftende Niederluxemburg am wenigsten Handelsfutterstoffe. Den höchsten Grad der Intensität erreicht die Viehfütterung in jenen Ackergroßbetrieben Mittelbelgiens, die jährlich einen oder mehrere Satz Fettvieh im Stall mästen, wie das im Hesbegau und namentlich im Land von Thuin üblich ist. Dort rechnen viele Landwirte überhaupt auf keinen Geldgewinn aus der Mästerei; im Gegenteil beweisen die genau geführten Wirtschaftsbücher, daß bei der scharfen Fütterung des Mastviehs alljährlich Geld zugesetzt wird; doch kann man dies unrationelle Geschäft nicht ändern oder gar aufgeben mit Rücksicht auf den Stalldünger, den man aus dem Mastviehstall für den Ackerbau gewinnt.

Am stärksten ist die Viehhaltung im Land von Herve, wo man auf 10 ha 15–28 Kühe bezw. 30–35 Stück Rindvieh (Stiere, Kühe, Jungvieh und Kälber), ohne Arbeits- und Mastvieh hält. Nächstdem in den kleinen Wirtschaften der Campine und des flämischen Sandbodens, wo auf 10 ha 8–10 Kühe bezw. 15–20 Stück Rindvieh insgesamt gehalten werden; auf den flämischen Lehmböden sind es auf 10 ha 4–6 Kühe bezw. 8–15 Stück Rindvieh, in Luxemburg 2–4 Kühe bezw. 6–10 Stück Rindvieh, in den Poldern 2–4 Kühe bezw. 8–10 Stück Rindvieh, im Condroz und in den Ardennen 1–2 Kühe bezw. 4–10 Rinder und in Mittelbelgien 1–2 Kühe bezw. 4–8 Rinder insgesamt.

Es gibt Gegenden, in denen vornehmlich Zucht, andre, in denen viel Mästerei getrieben wird, und wieder andre, in denen man vornehmlich Milchvieh hält. Eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung der Viehzucht für die einzelnen Provinzen gibt die nachstehende Tabelle:

	Anzahl Geburten	Anzahl Geburten auf 1000 Milchkühe
Antwerpen	86 628	899
Brabant	110 779	876
Westflandern	116 904	897
Ostflandern	112 450	876
Hennegau	93 186	826
Lüttich	90 196	911
Limburg	59 189	868
Luxemburg	53 620	792
Namur	52 133	872
Belgien	775 085	872

Als vornehmliche Zuchtwirtschaften kann man die Betriebe des Condroz und der Ardennen ansprechen, die von ihrer relativ nicht sehr großen Zahl von Kühen Jungvieh aufziehen, das sie im Alter von $1^1/_2$—2 Jahren als Zucht-, Mager- oder Arbeitsvieh verkaufen. Flandern und ein Teil der Campine bringen ebenfalls Jungvieh, namentlich Kälber, auf den Markt. Der westliche Teil der Campine sowie der angrenzende Teil Brabants und Ostflanderns kauft Kälber und macht sie fett. Im übrigen Ostflandern findet man bei den kleinen Bauern oft ein paar junge Ochsen oder güste Kühe im Stall, die sie fett machen. In den Poldern Westflanderns wird nicht nur umfangreiche Zucht getrieben, sondern auch noch für die Fettgräserei viel Vieh aus andern Gegenden zugekauft. Durch die starke Viehzucht unterscheiden sich die belgischen Polder wesentlich von dem im Norden angrenzenden Poldern des zu den Niederlanden gehörigen seeländischen Flanderns. Letzte treiben einen einseitig intensiven Ackerbau mit mehr oder minder starker Mastviehhaltung, aber wenig oder gar keine Viehzucht. Da die Bodenverhältnisse in beiden Landstrichen genau dieselben sind, muß der Grund für die verschiedene Betriebsweise in wirtschaftlichen Umständen gesucht werden; und sie findet sich auch leicht darin, wenn man bedenkt, daß die Niederlande zur Deckung ihres Bedarfs an Jungvieh und Magervieh in Holland und Friesland Landesteile besitzen, die dank ihrer großen, natürlichen Graswüchsigkeit billiger und besser Vieh produzieren als die geborenen Ackerböden in seeländisch Flandern. In Belgien dagegen, das über ähnliche Rekrutierungsbezirke für seinen Viehstapel nicht verfügt, ist es, nachdem der Einfuhr holländischen Viehes ein Riegel vorgeschoben wurde, auch in den westflämischen Polderwirtschaften sehr wohl rentabel, Viehzucht zu treiben, da überall im Land die Nachfrage nach Jungvieh groß ist und für Mastvieh auf den Fettviehmärkten Belgiens gute Preise bezahlt werden. In Mittelbelgien mit seinen intensiven Ackerwirtschaften wird viel Vieh im Stall gemästet, sei es Magervieh, seien es jung ausgediente Arbeitsochsen. In den Großbetrieben jener Gegend treibt man oft gar keine Viehzucht, sondern begnügt sich, zwei oder drei Kühe für den Haushalt zu melken. In den Mittel- und Kleinbetrieben Mittelbelgiens tritt die Viehzucht etwas mehr hervor; man treibt dort Zucht und Mästerei nebeneinander. Das Land von Herve schließlich ist derjenige Teil Belgiens, der trotz seines Viehreichtums am wenigsten den Charakter einer Zuchtgegend trägt. Um Viehzucht zu

treiben und Jungvieh aufzuziehen, sind die Pachtpreise zu hoch. Nur durch intensive Milch- und Meiereiwirtschaft können die dortigen Landwirte die hohen Pachten herauswirtschaften. Sie verkaufen darum einen Teil ihrer Kälber gleich nach der Geburt und behalten nur ganz vereinzelte, besonders gute Kälber, die sie für ihre Herde aufziehen. Doch genügt dieser Nachwuchs in der Regel nicht zur ausreichenden Rekrutierung ihres Kuhstalls, so daß sie noch Kühe, namentlich holländischer Herkunft, hinzukaufen müssen.

Auch in der Viehzucht und Viehnutzung besteht also in Belgien eine ziemlich weitgehende Arbeitsteilung, wenn sie auch lange nicht in dem Maße entwickelt ist, wie in der belgischen Pferdezucht.

Die wichtigste Nutzung des Rindviehs ist fast in der ganzen belgischen Landwirtschaft, so merkwürdig es klingen mag, die Düngerproduktion. Ihretwegen hält der kleine Sandbauer sein Vieh Sommer und Winter über im Stall, ihretwegen holt man in vielen belgischen Wirtschaften das Vieh des Mittags und des Nachts in den Stall, und nur ihretwegen hält der mittelbelgische Landwirt sein Mastvieh. Der Ertrag dieser Nutzung läßt sich zwar nicht sofort in Geld umsetzen und doch ist sich jeder, auch der kleinste belgische Landwirt bewußt, daß der Stalldünger für ihn Geld, und mehr als das, wert ist.

„Der Mist", schreibt Schwerz, „behauptete bei den Alten den Rang einer Gottheit. Wenn ihm eine Verehrung gebührt, so gehört den Flamländern unstreitig die Würde seines Priestertums oder zum wenigsten das Prädikat seiner eifrigsten Verehrer. Auf den Mist gründet sich die vorzügliche Kultur ihres Bodens."

Der zweitwichtigste Produktionszweck der Rindviehhaltung ist die Milchgewinnung, an die sich ein über das ganze Land hin verbreitetes sehr reges Meierei- und Molkereiwesen anschließt. Die Belgier besitzen keine Viehrassen, die einseitig auf Milchreichtum gezüchtet wären. Man findet wohl vereinzelt in allen Teilen des Landes und unter allen Sorten belgischen Viehes vorzügliche Milchtiere, doch ist der große Milchreichtum kein belgischer Rassecharakter. Der belgische Boden produziert kein Vieh, das wie die Holländer und Friesenkühe Euter trägt, die ihm, fast bis zur Erde herabhängend, voll Milch strotzen. Das aus Holland nach Belgien importierte Vieh verliert in der Nachzucht seine große Milchergiebigkeit, und das heute in Belgien gezüchtete Vieh hat durch die jahrzehntelange Einfuhr von Shorthornblut zum großen Teil etwas von den Eigenschaften jenes Fleisch- und Fettrindes übernommen. Obgleich schon die Milchleistung des Rindes für die Mehrzahl der belgischen Landwirte wichtiger ist als seine Nutzung als Fleischtier, so ist doch die Vereinigung beider Produktionszwecke den wirtschaftlichen Verhältnissen Belgiens ganz entsprechend.

Die außerordentlich dichte und sehr konsumfreudige Bevölkerung Belgiens verlangt von der einheimischen Viehzucht die Lieferung großer Mengen Milch, Butter und Käse. Die Produktion an den beiden ersten reicht auch so ziemlich zur Deckung des Bedarfs aus, von letztgenanntem Produkte bezieht Belgien große Mengen vom Auslande.

Der Milchkonsum ist auf den Kopf der Bevölkerung nicht sehr groß, da die Belgier keine großen Milchtrinker sind. Nimmt man $^1/_6$ kg Milch als täglichen Konsum für den Einwohner an, so ergibt das eine Milchmenge von etwa 430 Millionen Kilogramm, d. h. etwa dem fünften Teile der Gesamtmilchmenge, welche das

belgische Vieh hergibt. Die jährliche Butterproduktion läßt sich auf etwa 52 Millionen Kilogramm festsetzen, wozu noch etwa 3 Millionen Kilogramm Butter vom Ausland bezogen werden. Was die belgische Käserei liefert, ist im Verhältnis zur einheimischen Milch- und Butterproduktion unbedeutend.

Die Milch- und Butterproduktion ist namentlich für den landwirtschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb Belgiens von außerordentlicher Wichtigkeit; sie hat dort einen großen Teil des einstigen Handelsgewächsbaues verdrängt und spielt heute die ganz erste Rolle in der Wirtschaft. Aus dem Verkaufe von Milch und Butter bezieht daher die große Mehrzahl der belgischen Landwirte ihre Bareinnahmen.

Die in den Niederlanden unter gleichen Verhältnissen liegenden Wirtschaften betreiben neben der Milchwirtschaft, die auch ihr wichtigster Wirtschaftszweig ist, ein zweites, recht erhebliches Gewerbe noch nebenher; das ist die Schweinemast. Die Vereinigung von intensiver Milchwirtschaft und Schweinemast, wie man sie im niederländischen Kleinbetriebe, z. B. auf allen Sandböden des Landes, antrifft, kennt man in der belgischen Landwirtschaft weniger. Dieser höchst charakteristische Unterschied der beiden Länder liegt in ihrer Wirtschaftslage. Die Niederlande produzieren ihr Jungvieh vornehmlich in den von Natur dazu bestimmten Provinzen im Norden und Nordwesten des Landes. Die Landwirte der südlichen Provinzen dieses Landes liefern die Milch ihrer intensiven Viehhaltung an Molkereien und machen mit der zurückerhaltenen Magermilch Schweine fett, die einen wichtigen Ausfuhrartikel nach England bilden.

Völlig anders in Belgien, das keine ähnlichen reichen Viehzuchtprovinzen besitzt, wodurch auch die Landwirte der ärmern Sandböden in die Lage versetzt werden, mit ihrem Jungvieh auf dem Markte zu erscheinen und aus dessen Aufzucht ein rationelles Gewerbe zu machen. Der Jungviehaufzucht zuliebe haben die Belgier viel mehr an der alten Gutsmeierei festgehalten, anstatt sich in dem starken Maße wie die Niederländer zu Molkereien zusammenzuschließen. Mit der Magermilch der Molkereien hätten sie wohl Schweine mästen, aber nicht Jungviehaufzucht treiben können. Und da die Jungviehaufzucht den kleinen Landwirten infolge der großen Nachfrage nach Vieh in Belgien ganz lohnend ist, hat sich die Schweinemast anderseits nicht zu dem großen Umfange wie in den Niederlanden entwickeln können, so daß von einem namhaften Schweineexport aus Belgien keine Rede ist. Wie merkwürdig, daß zwei dicht beieinander liegende Länder unter fast den gleichen Naturbedingungen, wie sie die niederländischen und die belgischen Sandprovinzen besitzen, doch infolge der wirtschaftlichen Erfordernisse des Landes ihre Produktion ganz verschieden einrichten müssen.

Diesen wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechend tritt auch die Viehmast in der belgischen Landwirtschaft recht wesentlich in den Vordergrund. Die belgische Bevölkerung verzehrt sehr viel Fleisch, und zwar sowohl viel Rind-, wie auch viel Kalbfleisch. Nach Mitteilungen des Ministère de l'Agriculture in Brüssel betrug die Anzahl in Schlachthäusern geschlachteter Kälber im Jahr 1904 305 895, die der erwachsenen Rinder 397 315, wozu noch etwa 42 125 Kälber und Rinder zu zählen sind, die auf dem Lande geschlachtet wurden. Letztes sind zum großen Teile wohl notgeschlachtete Tiere, da ein Anmästen von Rindern oder Kälbern für die eigne Küche in Belgien nirgends üblich ist.

Auf den Kopf der Bevölkerung beträgt der Fleischkonsum des Jahres 1904 21,1 kg Rindfleisch und 3,9 kg Kalbfleisch.

Es ist von Interesse, diese Zahl mit ähnlichen Erhebungen Deutschlands und der Niederlande zusammenzustellen. Man berechnete im Jahr 1902 den Fleischverbrauch auf Person und Jahr[1]) auf

in	Rindfleisch kg	Kalbfleisch kg	zusammen kg
Königsberg	8,9	1,8	10,7
Breslau, Görlitz	15,5	4,5	20,0
Dresden, Chemnitz, Leipzig	14,6	4,3	18,9
Essen, Düsseldorf, Köln, Duisburg, Krefeld	22,7	3,0	25,7
Stettin	20,6	2,5	23,1
Bremen, Hannover, Braunschweig	17,5	3,2	20,7
Kiel, Lübeck	21,1	5,4	26,5
Kassel, Wiesbaden, Frankfurt a. M.	30,0	8,2	38,2
Stuttgart	31,7	7,8	39,5
Mannheim, Karlsruhe	31,4	6,0	37,4
München, Nürnberg, Augsburg	34,0	12,1	46,1
Niederlande	16,6	0,02	16,62
Belgien	21,1	3,9	25,0

Während die Niederlande in ihrem Bedarf an Rind- und Kalbfleisch etwa unsern schlesischen und sächsischen Landesteilen gleichzustellen sind, erhebt sich der Fleischkonsum Belgiens bis zu dem der Rheinlande; ein paar für die Konsumfähigkeit der drei Völker höchst interessante Vergleichszahlen.

Die vornehmlichsten Gegenden für Viehmast in Belgien sind die Zuckerrübenböden Mittelbelgiens mit ihren intensiven Großbetrieben, nächstdem die Polderweiden von Veurne-Ambacht und der Mittel- und Kleingrundbesitz Flanderns, wo die Bauern ihr ausrangiertes Vieh häufig im Stall fett machen. Die Kälbermast wird im Westen der Campine sowie in den angrenzenden Gegenden Brabants und Ostflanderns getrieben.

5. Viehversicherung.

Etwa ein Siebentel des belgischen Rindviehstapels ist versichert. Dabei ist dann freilich nur das Vieh der meist kleinern Besitzer gezählt, das in genossenschaftlichen Versicherungen eingeschrieben ist. Das Vieh der größern Besitzer, die diesen Genossenschaften nicht angehören, sondern bei großen, zum Teil ausländischen Gesellschaften versichert sind, entzieht sich naturgemäß jeglicher Zählung.

Die kleinen genossenschaftlichen Versicherungen, meist Dorfsvereinigungen mit oder auch ohne Rechtspersönlichkeit, finden sich vornehmlich in den nördlichen Provinzen Belgiens, in denen der Bauernbund unter den Kleingrundbesitzern eine sehr einflußreiche Stellung hat und auf dessen Anregung hin viele dieser Genossenschaften zustande gekommen sind. Man zählte im Jahr 1905

1) Der deutsche Bauer und die Getreidezölle, Jena 1902.

in	Zahl der Versicherungen	Zahl der Mitglieder	Zahl der versicherten Tiere
Antwerpen	104	9 513	32 053
Brabant	191	19 767	43 230
Westflandern	20	1 201	7 878
Ostflandern	239	26 565	80 629
Hennegau	32	3 111	5 112
Lüttich	97	5 879	26 999
Limburg	153	14 534	41 632
Luxemburg	64	1 449	2 628
Namur	60	3 964	9 112
Belgien	960	85 983	249 273

Der Wert der in diesen 960 Versicherungen eingeschriebenen Rinder betrug 68 724 000 ℳ, die Gesamtzahl der Prämien 549 000 ℳ und die Zahl der Unfälle während des Jahres 1905 6852, wovon in 963 Fällen der Staat mit einem Gesamtbetrage von 92 : 700 die Entschädigung trug; aus dem Verkaufe des Fleisches der verunglückten Tiere kamen 342 000 ℳ, und der durch die Versicherungsgesellschaften bezahlte Schadenersatz betrug 549 000 ℳ; die Verwaltungskosten beliefen sich insgesamt auf 23 000 ℳ und der am Jahresende in den Kassen verbleibende Geschäftsüberschuß 661 600 ℳ.

Die einzelne Versicherung erstreckt sich über eine möglichst beschränkte Gemarkung und zählt demgemäß nicht sehr viele Mitglieder und Policen. Als Typus mag man annehmen eine Mitgliederzahl von 115 Bauern mit zusammen 250 Kühen, und zwar 35 Bauern oder Arbeiter mit einer Kuh, 40 mit zwei Kühen, 25 mit drei Kühen, acht mit vier Kühen und sieben mit fünf Kühen. Diese Zahlen stellen den mittleren Bestand einer größern Anzahl von Brabanter Viehversicherungen dar.

Die Art der Organisation ist sehr verschieden. Ein Teil der Versicherungen nimmt eine feststehende Summe, etwa 2—5 ℳ für ein Rind, als Prämie, überläßt, dem Eigentümer das Fleisch des verunglückten Tieres und gewährt ihm eine feststehende Entschädigung, die etwa 80—160 ℳ beträgt. Dies ist das primitivste und bequemste System von Viehversicherung, allerdings auch das am wenigsten gerechte. Etwas komplizierter schon ist eine andre Organisation, bei der man das versicherte Vieh nach seinem Wert in drei Klassen teilt und für jede Klasse eine besondere Prämie und Entschädigung festsetzt. Für die Höhe letzter ist dabei oft noch der Wert des Fleisches des verunglückten Tieres maßgebend derart, daß die Entschädigung niedriger zugemessen wird, wenn das Fleisch verkäuflich und zum Konsum geeignet ist. Das gerechteste System von Versicherung ist das, wobei man die Tiere nach ihrem Werte schätzt und im Verhältnis zu diesem Werte die Prämie sowie die Entschädigungssumme festsetzt. Das Schätzen geschieht gewöhnlich durch eine Kommission von Vertrauensmännern, und als Prämie nimmt man 1—2 %, während als Vergütung bei Unglücksfällen meist zwei Drittel des Wertes erstattet werden.

Wie bei der genossenschaftlichen Pferdeversicherung nehmen auch diese Versicherungen nur Landwirte als Mitglieder auf und versichern nur gegen natürlichen Todesfall oder Abschlachten infolge eines Unglücksfalls oder einer Krankheit, an

denen der Besitzer keine Schuld trägt. Brandschaden wird nicht ersetzt und ebensowenig Verluste durch Viehseuchen und ansteckende Krankheiten, für die der Staat Entschädigung gewährt. Ist das Fleisch des verunglückten Tieres brauchbar, so wird es entweder dem betreffenden Mitgliede überlassen und in der Regel die Vergütung entsprechend herabgesetzt, oder es wird zum Vorteil der Versicherungsgesellschaft verkauft. Die Mehrzahl der genossenschaftlichen Viehversicherungen hat aus den Überschüssen einen Fonds gebildet, um in schlechten Jahren daraus ihre Verpflichtungen decken zu können.

Wie bei der Pferdeversicherung, so haben sich auch für die Viehversicherung die Dorfgenossenschaften zu größern Verbänden zwecks Rückversicherung zusammengeschlossen. Man zählt 12 solcher Viehrückversicherungsverbände mit zusammen 675 angeschlossenen Gesellschaften und 174 907 Stück versicherten Viehes.

Die Einnahmen der Rückversicherungskasse setzen sich zusammen aus den Beiträgen der angeschlossenen Gesellschaften, die $1^1/_2$—4 ‰ des versicherten Wertes betragen, aus Provinzial- und aus Staatssubsidien. Der Staat gewährt ebenso wie bei der Pferderückversicherung jedem Verband eine den eingezahlten Rückversicherungsprämien gleiche Summe, die jedoch 12 000 Frcs. für die Provinz nicht übersteigen darf. Im Jahr 1905 betrugen die Einnahmen der belgischen Viehrückversicherungsverbände 125 000 ℳ Prämien, 33 000 ℳ Provinzial- und 70 200 ℳ Staatssubsidien.

Die Ausgaben bestehen aus den ausgezahlten Schadenvergütungen, die gewöhnlich 30—33 % des verlorenen Wertes betragen und den Verwaltungskosten; erste beliefen sich im Jahr 1905 auf 199 500 ℳ, letzte auf 9600 ℳ.

Auch die Rückversicherungsgesellschaften haben wie die meisten kleinern Versicherungen Reservefonds, um in Jahren mit viel Verlusten die angeschlossenen Versicherungen daraus unterstützen zu können. Die Rückversicherung in Löwen legt beispielsweise jährlich 10 % von den Einnahmen zurück, bis sie in ihrem Reservefonds eine Summe beisammen hat, die 4 ‰ des versicherten Wertes all ihrer Gesellschaften betragen soll.

Die Vorteile einer ordentlich eingerichteten Viehversicherung sind für die Landwirtschaft ganz außerordentlich groß. Das Vieh ist mit das kostbarste Gut, das die Landwirte, besonders in den kleinern und mittleren Wirtschaften Belgiens besitzen; zugleich das Gut, das am meisten der Gefahr durch Krankheit oder Unglück ausgesetzt ist. Es ist darum für die Festigung des landwirtschaftlichen Besitzes von allergrößtem Werte, wenn sich der Landwirt durch eine verständig eingerichtete, nicht zu teure Versicherung der Gefahr großer Verluste in seinem Viehbestande entziehen kann.

Man hat im Jahr 1893 im belgischen Parlamente den Vorschlag gemacht, eine durch Provinzialreglements obligatorische Viehversicherung einzuführen, um dadurch auch die zurückhaltenden, den Genossenschaften ablehnend gegenüberstehenden Landwirte in die Versicherungen hereinzubekommen. Der Vorschlag ist jedoch abgelehnt, da man sehr mit Recht aus einer zwangsweisen, nötigenfalls über große Bezirke hin arbeitende Versicherung nicht viel Gutes erwartete; zwecks möglichst großer Ersparung von Verwaltungskosten und Vereinfachung der Schätzungsarbeit verdienen die kleinen, aus freiwilligem Entschluß der Landwirte

entstehenden Versicherungen zweifellos vor großen obligatorischen Versicherungen den Vorzug.

6. Veterinärmaßnahmen.

Die heutige Regelung des Veterinärdienstes in Belgien datiert vom 10. Dezember 1890. Früher war jede Provinz in eine Anzahl Kreise geteilt und in jedem Kreis ein Reichstierarzt angestellt. Diese Einteilung ist durch den königlichen Erlaß von 1890 aufgehoben und seitdem jedem approbierten Tierarzt in Belgien gleiches Recht und gleich großer Einfluß auf die Veterinärpolizei eingeräumt. Außerdem bestimmt besagter Erlaß, daß zur Überwachung des Veterinärdienstes und der Ausführung der gesundheitspolizeilichen Maßregeln in jeder Provinz ein „Inspecteur vétérinaire", nötigenfalls ein oder mehrere Stellvertreter desselben und schließlich ein dem Ministerium attachierter Tierarzneiinspektor angestellt werden.

Man zählte im Jahr 1904 insgesamt 16 Veterinärinspektoren und 559 approbierte Tierärzte in Belgien.

Die Veterinärinspektoren sind beauftragt mit der ständigen Überwachung des Gesundheitszustandes der Haustiere ihrer Provinz und mit der Kontrolle über Handhabung der Gesundheitspolizei. Sie müssen sich dorthin begeben, wo ansteckende Tierkrankheiten auftreten, um Mittel gegen deren weitere Verbreitung zu ergreifen. Sie stehen dem Landwirtschaftsministerium, der Provinzial- und Kreisverwaltung sowie in besondern Fällen den Bürgermeistern, Zoll- und Bahnhofsvorstehern auf deren Wunsch zur Verfügung. Sie überwachen die Ausführung der Verordnungen über Fleischbeschau und Markthandel sowie Einfuhr von Vieh und Fleisch an den Landesgrenzen. Um die Veterinärinspektoren unabhängig von der tierärztlichen Praxis zu machen und ihre Zeit und Arbeit ganz in den Dienst der Veterinärinspektion zu stellen, sind sie als Staatsbeamte angestellt und als solche besoldet.

Den approbierten Tierärzten ist zur Pflicht gemacht, jeden Fall ansteckender Krankheiten, der ihnen zur Kenntnis kommt, innerhalb 24 Stunden dem zuständigen Bürgermeister mitzuteilen und zugleich Maßnahmen zur Verhütung einer weitern Übertragung der Krankheit zu treffen. Anderseits sind auch die Bürgermeister verpflichtet, von jedem ihnen zu Gehör kommenden Fall ansteckender Krankheiten den Tierarzt zu benachrichtigen. Konstatiert der Tierarzt eine bösartige, ansteckende Krankheit, so muß er den zuständigen Bürgermeister um Beseitigung des kranken Tieres ersuchen sowie für Entnahme einer Fleischprobe zur Untersuchung, für Vernichtung ansteckungsgefährlicher Kadaver, Reinigung des Stalles und nötigenfalls für Isolierung krankheitsverdächtiger Stallgenossen Sorge tragen.

Als ansteckungsgefährliche Krankheiten gelten nach dem tierärztlichen Erlasse vom 20. September 1883 die Rinderpest, die Lungenseuche, der Rotz, der Milzbrand, die Maul- und Klauenseuche, die Schafpocken, Klauenfäule und Räude sowie die Tollwut.

Das Gesetz über die Gesundheitspolizei der Haustiere datiert vom 30. Dezember 1882. Danach hat die Regierung das Recht, durch königlichen Erlaß beim Ausbruch von Viehseuchen Maßregeln zu deren Verhütung zu nehmen sowie gegen Einschleppung von Krankheiten aus dem Auslande besondere Maßnahmen an den Grenzen zu treffen. Der Staatsgewalt steht das Recht zu, seuchenkrankes oder

verdächtiges Vieh beseitigen zu lassen, wofür dem Eigentümer ein Anspruch auf Entschädigung für das vernichtete Tier zusteht. Außerdem werden Strafen festgesetzt für diejenigen, die bei Ausbruch einer ansteckenden Krankheit oder beim Verdacht einer solchen nicht sofort ihren Bürgermeister davon benachrichtigen, ihr Vieh nicht abgeschlossen halten, sondern mit anderm Vieh in Berührung kommen lassen und dadurch zur weitern Ausbreitung der Seuche Anlaß geben.

Nähere Ausführungen zu dem Gesetze von 1882 brachten Sondererlasse, deren erster vom 20. September 1883 Maßnahmen bei Ausbruch von Lungenseuche, Rotz, Maul- und Klauenseuche, Schafpocken, Klauenfäule, Räude und Tollwut trifft, der zweite vom 20. Dezember 1883 Maßregeln bei Auftreten von Rinderpest, ein dritter vom 12. September 1894 Maßnahmen gegen Milzbrand und ein vierter vom 10. August 1897 Maßnahmen zur Tuberkulosebekämpfung enthält.

Für die wegen Erkrankung an ansteckenden Krankheiten geschlachteten Tiere gewährt der Staat folgende Schadenvergütungen:

Bei Schafpocken, Klauenfäule, Räude und Tollwut ein Drittel des Wertes bei landwirtschaftlich, ein Fünftel bei allen nicht landwirtschaftlich genutzten Tieren; bei Rotz und Lungenseuche die Hälfte des Wertes bis zu einem Höchstbetrage von 360 ℳ für Pferde und 240 ℳ für Rinder;

bei Milzbrand ein Drittel des Wertes bis zu einem Höchstbetrage von 100 ℳ fürs Rind;

bei Rinderpest zwei Drittel des Wertes;

bei Rindertuberkulose: falls sich dieselbe bei der Schlachtung eines Tieres herausstellt und das Fleisch für völlig wertlos erklärt wird, 50 % des Fleischwerts; falls die Schlachtung auf Veranlassung der Behörden geschieht, da ein Tier als tuberkuloseverdächtig gilt und auf die Tuberkulinimpfung reagiert hat, 70 % des Wertes für Zuchtkühe, wenn deren Fleisch ganz wertlos, und 25 %, wenn es für den Konsum noch brauchbar ist. Der Wert wird in der Weise festgesetzt, daß man das betreffende Tier bei der Schlachtung als gesund betrachtet. Die Entschädigung geht in erstem Falle bis zu einem Höchstbetrage von 336 ℳ, im andern Falle, wenn das Fleisch verwertbar ist, bis zu 120 ℳ.

Für alle andern Rinder (ausschließlich also der Zuchtkühe) werden 50 % des Fleischwerts erstattet, falls das Fleisch unbrauchbar, 25 %, falls es verzehrbar ist.

Falls die Schlachtung auf Veranlassung des Eigentümers geschieht, weil sein Tier auf Tuberkulinimpfung reagiert hat, so wird bei Kühen und tragenden Stärken 70 % des Fleischwerts vergütet, falls das Fleisch unbrauchbar, 15 %, falls es brauchbar ist; für andre Rinder 50 %, falls das Fleisch unbrauchbar ist.

Die Form, in der diese Maßnahmen ausgeführt werden, ist die, daß ein Bauer, der ein tuberkuloseverdächtiges Rind in seinem Stalle vermutet, den Tierarzt zur Untersuchung und Tuberkulinimpfung kommen läßt. Untersuchung und Impfung geschehen auf Kosten des Eigentümers, falls es sich um einen ersten Fall in seinem Viehstapel handelt; im Wiederholungsfalle, oder wenn die Untersuchung auf Veranlassung des Tierarztes vorgenommen wird, wie das in der Mehrzahl der Fälle vorkommt, so trägt der Staat die Kosten. Bestätigt die Untersuchung den Verdacht, so schlachtet der Bauer das Rind, legt die vier Viertel auf die Wagschale und erwartet den zweiten Besuch des Tierarztes, um den Tatbestand feststellen und das Gewicht des ausgeschlachteten Tieres bestimmen zu lassen. Der Tierarzt

nimmt, falls er Tuberkulose konstatiert, Fleischproben zur Untersuchung, bestimmt das Gewicht des ausgeschlachteten Tieres und ordnet dessen Vernichtung an. Nach dem festgestellten Werte des Tieres bezw. Gewichte des Fleisches wird alsdann die Höhe der Vergütung festgesetzt. Von den im Jahr 1904 wegen Tuberkulose beseitigten 5858 Rindern wurde bei 3191 die Krankheit im Schlachthaus bei der Schlachtung festgestellt, bei 2323 Rindern geschah die Schlachtung und Feststellung der Tuberkulose auf Anordnung der Veterinärpolizei und bei 344 Rindern auf Wunsch des Eigentümers.

Die Tuberkulosebekämpfung hat in Belgien ursprünglich in andrer, viel radikalerer Weise stattgefunden.

Vom 1. Januar 1892 bis 1. Juli 1893 bezahlte der Staat (laut Königlichen Erlasses vom 3. April 1892) für abgekörte tuberkulöse Rinder, die man in den Schlachthäusern antraf, ein Fünftel des Wertes der ausgeschlachteten vier Viertel des Tieres bis zu einem Höchstbetrage von 60 *M*. Vom 1. Juli 1893 bis 1. Januar 1906 (laut Königlichen Erlasses vom 23. Oktober 1893) ein Drittel des Wertes der ausgeschlachteten vier Viertel des Tieres bis zu einem Höchstbetrage von 100 *M*.

Am 30. Oktober 1895 erschien alsdann jener Königliche Erlaß, auf Grund dessen der Belgische Staat selbsttätig, und zwar in sehr rigoroser Weise gegen die Tuberkulose vorgehen wollte. Wie bisher sollten die bei Schlachtung tuberkulös befundenen und polizeilich abgekörten Rinder vergütet werden, und zwar mit 50 % des Wertes der ausgeschlachteten vier Viertel des Tieres ohne Festsetzung eines Höchstbetrags. Außerdem erklärte sich der Staat bereit, jedes auf Tuberkulinimpfung reagierende Tier zu übernehmen und dafür bei völliger Abkörung 70 % des Wertes der ausgeschlachteten vier Viertel, bei Gutkörung für den Konsum 25 % des Wertes der ausgeschlachteten vier Viertel des Tieres zu bezahlen.

Gar bald kam man jedoch zu der Überzeugung, daß durch das radikale Vorgehen, wobei auch Tiere geschlachtet werden, die zwar auf Tuberkulin reagierten, aber sonst keinerlei Krankheitsmerkmale zeigten und oft gar nicht an klinischer Tuberkulose litten, das Ziel nicht erreicht wurde.

Die großen Ausgaben standen in keinem Verhältnisse zu dem damit erreichten Nutzen. Es wurde darum im Jahr 1897 dieser erste Versuch der Tuberkulosebekämpfung wieder aufgegeben und das neue Verfahren eingeführt, bei dem die Tuberkulinimpfung nur einen beigeordneten Wert für die Stellung der Diagnose hat. Wie mir belgische Tierärzte versicherten, wird heute vielfach ganz von der Impfung Abstand genommen und lediglich auf äußere Kennzeichen hin die Schlachtung vorgenommen.

Der Umfang der Tuberkulosebekämpfung in Belgien ergibt sich aus den folgenden Zahlen:

	Zahl der geschlachteten Tiere	Summe der vom Staat gezahlten Entschädigungen
1892	2 733	141 000 *M*
1893	4 428	333 000 „
1894	3 595	249 000 „
1895	2 954	318 000 „

	Zahl der geschlachteten Tiere	Summe der vom Staat gezahlten Entschädigungen
1896	6 184	577 000 ℳ
1897	8 660	812 000 „
1898	9 035	943 000 „
1899	9 045	943 000 „
1900	10 269	1 150 000 „
1901	9 439	965 000 „
1902	7 539	765 000 „
1903	5 628	571 000 „
1904	5 858	557 000 „

Für Verluste durch Schweinetuberkulose vergütete der Staat im Jahr 1904 255 Tiere mit 9800 ℳ, für Verluste durch Milzbrand 916 Rinder mit 70 060 ℳ; außerdem gewährte er 12 400 ℳ für 51 an Rotz gefallene Pferde und 800 ℳ für 13 Pferde, die wegen andrer ansteckender Krankheiten beseitigt werden mußten.

Zwecks Regelung des Viehhandels an den Landesgrenzen steht dem Landwirtschaftsminister das Recht zu, jene Tiere untersuchen und nötigenfalls in Quarantäne stellen zu lassen, bei denen die Gefahr der Seucheneinschleppung vorliegt. Die Kosten von Untersuchung und Quarantäne kommen in solchen Fällen auf Rechnung des Importeurs. Außerdem kann der Minister die Einfuhr auf einige Grenzstationen beschränken und in ernsten Fällen selbst Ein- und Durchfuhr von Tieren verbieten oder Gesundheitsatteste bei der Einfuhr fordern. Diese Befugnisse des Ministers haben ihren Ausdruck gefunden in einigen Königlichen Erlassen vom Jahr 1883, 1894, 1895 und 1897, die den Viehhandel mit dem Auslande regeln.

Die heute geltenden Bestimmungen über Vieheinfuhr nach Belgien sind im wesentlichen folgende:

Milchkühe und tragende Färsen dürfen nach Belgien eingeführt werden nach Bezahlung von 3 Centimes für das Kilogramm Einfuhrzoll, zehntägiger Stationierung in Grenzquarantäne und resultatlos verlaufender Tuberkulinimpfung. Die Einfuhr darf jeden 1. und 15. des Monats über bestimmte Grenzorte stattfinden.

Schlachtvieh darf eingeführt werden unter der Bedingung, daß es sofort den Schlachthäusern zugeführt wird, nach Bezahlung von 3 Centimes für das Kilogramm für fette Kühe und fette Färsen, 4 Centimes für das Kilogramm für fette Stiere und 5 Centimes für das Kilogramm für fette Ochsen und fette Kälber Einfuhrzoll. Die Einfuhr darf an den Hauptgrenzplätzen zweimal wöchentlich stattfinden. Zuchtstiere dürfen mit besonderer ministerieller Erlaubnis frei eingeführt werden. Für Magervieh sind die Grenzen völlig geschlossen, so lange wie sie nicht durch besondern Erlaß wieder geöffnet werden, was jedoch seit dem betreffenden Erlasse vom Jahr 1897 noch nicht vorgekommen ist.

Die Gründe der genannten Maßnahmen sind nicht nur in veterinären, sondern auch in protektionistischen Zwecken zu suchen.

7. Viehhandel.

Die Marktstatistik zählte im Jahr 1905 einen Gesamtantrieb von 467 586 Stück Rindvieh, was etwas über den vierten Teil des Gesamtviehstapels Belgiens aus-

macht. Will man sich ein richtiges Bild von dem Viehhandel im Land machen, so muß man diese Zahl noch um ein gut Stück erhöhen, weil alle nicht zu Markt gebrachten, sondern von Stall zu Stall, oder vom Stall an den Schlächter verkauften Rinder in ihr nicht mitberücksichtigt werden.

Der Marktverkehr notierte[1]) einen jährlichen Umsatz von

27 967	Stieren	zu einem	Mittelpreise	von	316 ℳ
47 902	Ochsen	„	„	„	342 „
138 772	Milchkühen	„	„	„	298 „
55 521	jungen Ochsen . . .	„	„	„	149 „
104 698	Stärken	„	„	„	140 „
92 726	Kälbern	„	„	„	82 „

Die genannten Mittelpreise der Marktstatistik können bei der Art ihrer Feststellung, wobei hochwertiges und minderwertiges Vieh zusammengezählt wurde, kein sehr deutliches Bild der Viehpreise geben. Es seien darum die mittleren Preise für das Kilogramm Lebend- und Schlachtgewicht von den bedeutendsten belgischen Marktorten angegeben:[2])

man zahlte im Jahr 1905 für das Kilogramm Lebendgewicht

für Ochsen	0,56—0,76 ℳ
„ Stiere	0,44—0,68 „
„ Kühe und Stärken	0,55—0,72 „
„ Kälber	0,76—1,00 „

man zahlte für das Kilogramm Schlachtgewicht

für Ochsen	1,07—1,34 ℳ
„ Stiere	0,96—1,17 „
„ Kühe und Stärken	1,04—1,28 „
„ Kälber	1,04—1,60 „

Belgien hat zurzeit einen Viehbestand von 1 788 328 Rindern; der Bedarf an Schlachtvieh betrug im Jahr 1904 insgesamt 745 331 Rinder. Diese Zahl steigt jedes Jahr weiter an, und zwar nicht nur im Verhältnis zu der Zunahme der Bevölkerung, sondern über diese hinaus, was den Beweis liefert, daß das belgische Volk seinen Bedarf an Fleisch und seine Lebensansprüche steigert. Vom Jahr 1904—1905 stieg die Zahl der Schlachtungen in öffentlichen Schlachthäusern um 42 623 Rinder. Der jährliche Konsum für den Einwohner betrug im Jahr 1904 21,1 kg Rind- und 3,9 kg Kalbfleisch.

Den überwiegend größten Teil seines Fleischbedarfs deckt Belgien aus dem jährlichen Nachwuchse seines Viehbestandes, der im Jahr 1904 760 777 Kälber lieferte. Bei der steigenden Intensität der Viehzucht, der rationellern Haltung und Verbesserung des Gesundheitszustandes, wie sie heute in Belgien zu beobachten sind, wird die belgische Viehzucht in der Lage sein, sowohl die Qualität der marktreifen Rinder, wie die Zahl des jährlichen Nachwuchses auch weiter zu heben und somit von Jahr zu Jahr mehr zur Deckung des einheimischen Bedarfs beizutragen.

1) Bulletin de l'Agriculture 1906, 6.
2) Annuaire statistique de la Belgique 1907.

Den Bedürfnissen des Konsums völlig gerecht zu werden, ist ihr bis heute nicht gelungen und wird ihr voraussichtlich auch in absehbarer Zeit nicht gelingen; Belgien wird darum ein viehimportierendes Land bleiben. Die Vieheinfuhr des Jahres 1905 betrug 54 916, die Ausfuhr 122 Rinder, und zwar importierten:[1])

	Volljährige Stiere	Junge Stiere	Volljährige Ochsen	Junge Ochsen	Kühe	Stärken	Kälber	Zusammen
die Niederlande	4628	44	10 072	228	19 700	9396	5 306	49 374
die Vereinigten Staaten	2517	—	2 183	—	—	—	—	4 700
Frankreich	—	—	—	—	650	42	—	692
Deutschland	—	—	—	—	70	—	21	91
andre Länder	13	4	8	—	1	28	5	59
	7158	48	12 263	228	20 421	9466	5 332	54 916

Die Ausfuhr betrug nach

Deutschland	—	—	—	—	32	—	21	53
Frankreich	2	—	—	—	—	19	—	21
den Niederlanden	3	—	—	—	5	1	4	13
Luxemburg	—	—	3	2	—	—	—	5
andern Ländern	4	—	—	—	8	18	—	30
	9	—	3	2	45	38	25	122

Die Einfuhr verteilt sich auf Fettvieh, Magervieh sowie Zucht- und Milchvieh zu etwa je einem Drittel. Als Fettvieh kommen die volljährigen Stiere und Ochsen sowie ein Teil der Kühe, Stärken und Kälber herein. Als Zucht- und Milchvieh dient die Mehrzahl der eingeführten Kühe, Stärken und Kälber, und als Magervieh, dessen Einfuhr ja eigentlich verboten ist, dennoch aber stattfindet, dient ein großer Teil des eingeführten Jungviehs sowie ein Teil der als Milchvieh eingeführten Kühe.

Der Hauptgrenzhandel spielt sich an der holländischen Grenze ab, da die Niederlande mehr als neun Zehntel der gesamten belgischen Vieheinfuhr liefern. Von dem niederländischen Vieherport, der 1905 insgesamt 55 500 Stück Rindvieh betrug, gingen 49 535 Stück nach Belgien.

1) Tableau général du commerce avec les pays étrangers de 1905.

IV.

Schweinehaltung und andre Nutztierhaltung.

1. Schweinezucht.

Gerade so wie die Rinderzucht, ist auch die Schweinezucht von den Belgiern in früherer Zeit sehr wenig intensiv betrieben worden. Schwerz schrieb vor 100 Jahren: „Man legt sich in den mir bekannten Distrikten der Niederlande wenig auf die Schweinezucht. Kleine Bauern mästen wohl Schweine von 10 Monaten; größere Pächter aber warten, bis sie 15—24 Monate alt sind. Die Mutterschweine und Eber, die erst in ihrem siebenten und achten Jahre gemästet werden, erreichen nicht selten ein Gewicht von 600 Pfund."

Obgleich Belgien mit seinem überwiegenden Kleingrundbesitze die günstigsten Bedingungen für Schweinezucht und -haltung bot, betrieb man doch diesen Zweig des landwirtschaftlichen Gewerbes als völlige Nebensache. Man züchtete ohne Ziel, man fütterte ohne wirtschaftliche Berechnung, man hatte noch nicht wie heute die der Schweinemast zufallenden Molkereiabfälle; alles in allem bot die Schweinehaltung keine großen Aussichten auf Gewinn, zumal in lebenden Schweinen und Schweinefleisch ein solch großer Handel mit den Nachbarländern stattfand, daß die billiger produzierten Importe jederzeit die Preise zu drücken imstande waren.

Das blieb so bis in die 80er Jahre, erst von da ab kam ein neuer Zug in die Schweinehaltung. Der Bestand an Schweinen betrug in Belgien im Jahr:

1846	496 564
1856	458 410
1866	632 301
1880	646 375
1895	1 163 133
1905	1 046 519

Was den Umschwung brachte, waren nicht allein die veränderte Wirtschaftsweise, die sich namentlich im Kleinbetrieb mehr und mehr von der Produktion von Ackerfrüchten ab- und der Stallwirtschaft zuwandte, die bessere und rationellere Futtermethoden brachte und mit den Molkereien und deren Magermilch die Schweinemast befördern half, sondern auch die veränderten Marktverhältnisse. Belgien, das so lange einen ungehinderten umfangreichen Austausch von Schweinen und Schweinefleisch mit dem Auslande gepflegt, bald große Importe empfangen, bald große Exporte versandt hatte, fing an, sich fester auf die eignen Füße zu stellen und seine Schweineproduktion in erster Reihe für den einheimischen Markt einzurichten.

Das mußte wohl so kommen, denn dem freien Austauschhandel wurden an allen Seiten Grenzen gezogen. Deutschland, Frankreich und England ließen keine lebenden Schweine zu sich mehr hinein, und die beiden ersten Länder legten auch auf die Fleischeinfuhr einen Zoll.

Wenn man die Aus- und Einfuhrstatistik Belgiens verfolgt, so sieht man, welch unregelmäßigen Zickzackgang der Handel in Schweinen und Schweinefleisch in früherer Zeit gegangen ist und zu welch bösen Folgen es auch führen kann, wenn ein Land sich mit einem der wichtigsten Nahrungsmittel in zu große Abhängigkeit vom Auslandhandel begibt. Überschaut man den Gesamthandel in Schweinen und Schweinefleisch während des vergangenen Jahrhunderts, so ist Belgien immer ein mehr exportierendes als ein importierendes Land gewesen, wenn auch die Exporte im allgemeinen nicht sehr groß waren. Und bis auf den heutigen Tag ist Belgien ein Land, das mehr Schweinefleisch aus- als einführt. Der Handel mit Schweinen zeigte in den 80er Jahren Importe, die bis 150 000 Stück im Jahr stiegen, während man gleichzeitig 90 000—100 000 Schweine exportierte. Nach 1880 ging der Handelsverkehr mit dem Auslande rapid zurück, zuerst der Import-, dann auch der Exporthandel; er ist heute so gut wie Null. Der Handel in Schweinefleisch mit dem Auslande wies ebenfalls in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts sehr große und äußerst schwankende Import- und Exportziffern auf, so daß es bald Jahre gab, in denen mehr eingeführt, bald Jahre, in denen mehr ausgeführt wurde Mit dem Aufhören des großen Schweineexporthandels und der Hebung der einheimischen Schweinezucht ließen die Einfuhren nach und haben heute so gut wie aufgehört; der Exporthandel an Schweinefleisch, der im Jahr 1899 noch über 6 Millionen Kilogramm Mehrausfuhr verzeichnete, ist seit der Zeit ebenfalls ständig im Rückgang und beträgt heute nur noch etwa 2,4 Millionen Kilogramm.

Die belgische Schweineproduktion hat also im Lauf der letzten Jahrzehnte ein völlig verändertes Aussehen erhalten. Man produziert heute vornehmlich für den einheimischen Markt, dessen jährlich steigenden Bedarf zu decken, man alle Anstrengungen machen und die Produktion ständig mehren und bessern muß. Der verhältnismäßig geringe Ausfuhrhandel in Schweinefleisch, der auf England gerichtet ist, wird bei dem sehr großen Schweinestapel Belgiens einstweilen wohl nicht ganz aufhören, hat aber infolge der sehr großen Bedürfnisse des einheimischen Marktes auch wenig Aussicht auf starke Zunahme.

Der Schweinebestand Belgiens betrug bei der Zählung von 1905:

Eber	3 558
Zuchtsauen	123 629
Mastschweine	419 156
Ferkel von 2—6 Monaten	284 997
Ferkel, jünger als 2 Monate	215 179
	1 046 519

Wie sich aus der Art der Schweinehaltung als selbstverständlich ergibt, reicht die genannte Gesamtzahl an Schweinen nicht aus, um den Umfang der jährlichen Produktion darzustellen; letzte ist vielmehr ein gut Teil größer als genannte Zahl. Man kann sich eine annähernd richtige Vorstellung von ihr machen, wenn man von der Zahl des Gesamtschweinestapels die Zuchttiere abzieht und den Rest verdoppelt, entsprechend einem etwa zweimaligen Umsatz an Mastschweinen für das Jahr; man erhält dann eine Zahl von 1,8—1,9 Millionen Schweine, die durch die belgische Landwirtschaft jährlich dem Konsum übergeben werden. Der jährliche

Röstgruben im Land von Waes.

Im Hopfenbau bei Alost.

Konsum für den Kopf der Bevölkerung ist auf etwa 18,6 kg Schweinefleisch anzusetzen. Im Vergleich mit Deutschland[1]) und den Niederlanden zeigt der Konsum von Schweinefleisch folgende Zahlen:

	Schweinefleisch auf den Kopf der Bevölkerung kg
1. Königsberg	11,3
2. Breslau, Görlitz	19,4
3. Essen, Düsseldorf, Köln, Duisburg, Krefeld	21,9
4. Stettin	22,7
5. Kassel, Wiesbaden, Frankfurt a. M.	25,5
6. Dresden, Chemnitz, Leipzig	26,4
7. Stuttgart	26,6
8. Kiel, Lübeck	31,2
9. Bremen, Hannover, Braunschweig	31,8
10. München, Nürnberg, Augsburg	32,0
11. Mannheim, Karlsruhe	33,5
12. Niederlande	10,0
13. Belgien	18,6

Wie aus dieser Zusammenstellung hervorgeht, ist der Konsum von Schweinefleisch in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung erheblich größer als in den beiden nordwestlichen Nachbarländern, und in diesen ist wiederum der Verbrauch in Belgien bedeutend höher als in den Niederlanden. Dieselben Unterschiede weist die Schweinehaltung der drei Länder auf. Auf den Kopf der Bevölkerung wurden im Jahr 1904 gehalten in

Deutschland	312	Schweine
Belgien	163	„
den Niederlanden	157	„

Berücksichtigt man dabei, daß Deutschland Schweinefleisch aus der Fremde einführt, Belgien eine sehr unbedeutende, die Niederlande aber eine große Ausfuhr an Schweinefleisch betreiben, dann tritt der Unterschied des Konsums besonders deutlich in Erscheinung. Daß der Konsum der belgischen Bevölkerung nicht an den der rheinischen heranreicht, liegt zweifellos daran, daß die Gesamtheit der belgischen Arbeiter geringere Löhne bezieht als die westdeutsche Arbeiterschaft. Der auffallend geringe Konsum der Niederlande hat einmal seinen Grund darin, daß auf dem niederländischen Markte stets billiges Rindfleisch in sehr reichlichen Mengen angeboten wird, das die Holländer im allgemeinen dem Schweinefleische vorziehen, sodann auch darin, daß bekanntermaßen die Kaufkraft der niederländischen Bevölkerung hinter der Deutschlands und Belgiens ein gut Stück zurückbleibt, wie das auch von dem Berichterstatter der offiziellen niederländischen Agrarstatistik im Jahr 1906 zugegeben wird.[2])

1) Der deutsche Bauer und die Getreidezölle 1902.

2) Varkenshouderij in Nederland: Verslagen en mededeelingen van de Directie van den landbouw 1906. I.

Die belgischen Schweine sind fast sämtlich Kreuzungsprodukte von einheimischen Landschweinen und importierten, meist englischen Yorkshireschweinen. Reine Landrassen trifft man nicht mehr an, doch haben sich viele Charaktere jener Rassen auch in den Kreuzungsprodukten erhalten. Das einheimische Landschwein, dessen man verschiedene Abarten, wie „flämisches Schwein", „Ardennenschwein" usw., züchtete, war von häßlichem Äußern, hoch auf den Beinen, langohrig und langschwänzig, mit Borsten besetzt, schwer zu mästen, aber sehr anspruchslos und fruchtbar. Die Einfuhr englischen Blutes, die bis zum Jahr 1874 mit großem Eifer auch von der Regierung betrieben wurde, sollte die Mastfähigkeit und Frühreife des einheimischen Schweines vermehren. Als man jedoch, sei es infolge zu weitgehender oder unzweckmäßig betriebener Kreuzungen, zu Mißerfolgen kam, die in stark verminderter Fruchtbarkeit, verringerter Widerstandskraft und schlechter Fleischbildung ihren Ausdruck fanden, hörte man mit den Importen fremden Blutes auf und begann, den einheimischen Schweinebestand aus sich selbst heraus zu verbessern. Diesen Bemühungen wurde ein offizieller Charakter gegeben, seit die Regierung im Jahr 1899 die „Commission pour l'amélioration des races porcines" einsetzte, deren Arbeiten sich auf Hebung und Verbesserung der belgischen Schweinezucht richten sollten. Diese Kommission hielt in den Jahren 1902, 1903 und 1904 Ausstellungen ab, in denen sie jedesmal drei belgische Provinzen vereinigte, und nachdem so in den Provinzen das beste Schweinematerial herausgesucht und durch Zuerkennung von Geldprämien ausgezeichnet war, wurde im Jahr 1905 gelegentlich der Brüsseler Viehausstellung eine erste Landes-Schweineschau abgehalten, die sich von da an, wie die Viehausstellungen, alle zwei Jahre wiederholen soll.

Die Beteiligung an dieser nationalen Schweineausstellung ist bisher freilich keine sehr große gewesen. Der Kleingrundbesitz, in dessen Händen die belgische Schweinezucht vorwiegend liegt, hat für solch große Schauunternehmungen weder Interesse, noch Geld zur Verfügung, und die ausgestellten Schweine repräsentierten daher vorwiegend die erzielten Zuchterfolge einiger Schweinehochzüchter. Im Jahr 1906 waren 61 Schweine angemeldet, die man in zwei Gruppen, nämlich inländische und Yorkshireschweine, teilte. Der Unterschied der beiden Gruppen war nicht sehr groß, da ein Teil der Yorkshireschweine mit deutschem Blute gekreuzt war und sämtliche inländischen Schweine ein gut Teil englischen Blutes in den Adern besaßen.

Das Bedürfnis der niederländischen Landwirte, auf das ich in meinem Bericht über die holländische Landwirtschaft[1]) hinwies, rein englische Schweine neben verbesserten Landschweinen zu züchten, um in den Kreuzungsprodukten dasjenige Schwein zu erhalten, das sich am besten für die schnelle Mästung und den Exporthandel nach England eignet, besteht für die belgische Landwirtschaft in viel geringerm Grade, da Belgien seine einheimische Schweineproduktion zum überwiegenden Teile zur Deckung des eignen Bedarfs an Schweinefleisch und Speck nötig hat und nur einen ganz kleinen Teil davon ausführt.

Gerade der Exporthandel nach England ist es gewesen, der in den Niederlanden die Schweinemast zu einer modernen Industrie umgeschaffen hat, in welcher der Kapitalumlauf durch frühes Absetzen der schlachtreifen Schweine beschleunigt

1) Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden. Paul Parey, Berlin. 1906.

wird. Man mästet die Schweine 50—60 kg schwer und verkauft sie dann etwa sechs Monate alt an den Exportschlächter. Wo dieser Exporthandel weniger entwickelt ist, als z. B. in Belgien, fällt auch das Bedürfnis mehr oder minder fort, einen Schweinetypus zu erzeugen, der in sechs Monaten schlachtreif wird. Die große Masse der Produktion ist in Belgien für einen Konsum eingerichtet, der mit dem nach alter Bauernsitte 2—3 Jahre alten Mastschwein zufrieden ist, ja dies Fettmonstrum dem jungen Fettschweine sogar meist vorzieht; daher denn der Unterschied der Produktion und das geringere Bedürfnis nach Ferkeln, die schnell schlachtreif gemästet werden können.

Setzt man den Konsum und Exporthandel in Schweinen und Schweinefleisch beider Länder in Vergleich, derart daß die exportierten Fleischmassen beider Länder von Schweinen gewonnen werden, die 40 kg Schlachtgewicht besitzen, während für die zum einheimischen Konsume bestimmten 110 kg Lebend-, bezw. 82 kg Schlachtgewicht gerechnet wird, so erhält man

in	zum eignen Konsume	%	zum Export	%
den Niederlanden (1904) .	671 000 Schweine	54	570 700 Schweine	46
Belgien (1904)	1 557 400 „	96	61 200 „	4

Diese Zahlen beweisen hinreichend deutlich, daß die Schweinehaltung in den Niederlanden und in Belgien zwei ganz verschiedenartige Gewerbe sind mit andern Zielen und dementsprechend mit andrer Art der Zucht und Mästung.

Während die niederländische Schweinezucht zum großen Teile für den Auslandsmarkt arbeitet, hat die belgische Landwirtschaft einen sehr großen und aufnahmefähigen eignen Markt mit Schweinefleisch zu versorgen. Abgesehen davon, daß Belgien stärker bevölkert ist als die Niederlande, so hat es auch dank seiner blühenden Industrien eine sehr große konsumfreudige und zahlungsfähige Abnehmerschaft für die Produkte seiner Schweinezucht. Dazu kommt, daß die Zahl der kleinen landwirtschaftlichen Haushaltungen und Betriebe bis zu 15 ha, die bekanntermaßen sämtlich Schweine für ihren Bedarf schlachten, in Belgien erheblich größer ist als in den Niederlanden. Aus all diesen Umständen erklärt sich, warum die belgische Schweinezucht um etwa ein Viertel größer ist als die niederländische und dabei doch nur einen Exporthandel treibt, der noch nicht einmal den neunten Teil des niederländischen ausmacht.

Die Schweinezucht ist ein Gewerbe, das im Kleingrundbesitz besser gedeiht als im Großgrundbesitz; das beweist die Stärke der Schweinehaltung in den verschiedenen Teilen Belgiens, die im Kleinbesitz 5- bis 10mal so stark ist wie in den Gegenden des Großbetriebs. Man zählte im Jahr 1905

in	Anzahl Schweine	auf 100 ha Kulturfläche
Antwerpen . .	79 122	61
Brabant . . .	143 114	62
Westflandern . .	180 513	72
Ostflandern . .	205 817	101
Hennegau . . .	47 624	18

in	Anzahl Schweine	auf 100 ha Kulturfläche
Lüttich	132 025	76
Limburg . . .	114 574	89
Luxemburg . .	85 742	46
Namur	57 988	29
Belgien . .	1 046 519	59

Obgleich ein großer Teil der belgischen Landwirte Zucht und Mast gleichzeitig betreibt, so kann man doch meistens eine Art Arbeitsteilung bemerken, derart, daß die kleinen Besitzer Schweine züchten, während die größern Landwirte und anderseits auch die Arbeiterhaushalte Mast treiben; letzte nur für ihren eignen Bedarf, erste auch für den Handel. Und diese Arbeitsteilung tritt auch in bezirksweiser Abgrenzung in Erscheinung derart, daß manche Gegenden vorwiegend Ferkel, andre vorwiegend fette Schweine zu Markt bringen.

Auf eine Art des Handels muß noch besonders hingewiesen werden, da derselbe für einen größern Bezirk charakteristisch ist, das ist der Handel in Schweineschinken in den Ardennen. Man wird es wohl in allen Teilen Belgiens und auch andrer Länder zuweilen antreffen können, daß arme Leute, die ein Schwein fett gemacht haben, die Schinken als die wertvollsten Teile des Tieres verkaufen und für die eigne Küche nur den Rest zurückbehalten. In den belgischen Ardennen mitsamt einem Teile der Famenne und des Condroz wird dieser Schinkenverkauf jedoch auch von größern Besitzern betrieben, die jährlich ihre drei bis vier Schweine fett machen. Der Grund dafür liegt darin, daß die Ardennenschinken seit alter Zeit in Belgien den Ruf besonderer Schmackhaftigkeit besitzen und mit hohen Preisen bezahlt werden. Das bildet für viele der dortigen kleinen und kleinsten Besitzer einen Anlaß, die Schinkenproduktion zu einer Art besondern Gewerbes zu machen; sie verkaufen die Schinken, die als Delikatesse nach den großen belgischen Städten verschickt werden, und verzehren den Rest des Schweines selber, oder verkaufen ihn an ihre Dorfnachbarn. Der gute Ruf und höhere Preis des Ardennenschinkens ist allerdings auch der Grund dafür, daß viele belgischen Schweine, die nie die Ardennen auch nur von weitem gesehen haben, dennoch Ardenner Schinken am Leib tragen, um mit diesen eines Tages einen der Ware unkundigen städtischen Haushalt zu beglücken.

Die Bildung von Zuchtvereinen unter den Schweinezüchtern befindet sich z. B. noch in den allerersten Anfängen; ebenso ist man noch nicht zur Bildung eines belgischen Schweinestammbuchs gekommen, dessen Gründung durch die Commission pour l'amélioration des races porcines angestrebt wird. Dagegen zählte man im Jahr 1906 29 kleine Versicherungsgesellschaften gegen Schweineverluste, die namentlich in den flämischen Dörfern auf Veranlassung der Bauernvereine zustande gekommen sind. Ein Teil dieser hat sich zu einer Rückversicherung in Brügge zusammengetan, die ebenso wie die Rückversicherungen für Pferde und Rinder eingerichtet und vom Staate unterstützt wird.

Die Größe des belgischen Schweinestapels ist während der letzten zehn Jahre ziemlich konstant geblieben; vorgekommene Schwankungen erklären sich im wesent-

lichen aus den Schwankungen der Kartoffelernten. So hat die schlechte Kartoffelernte des Jahres 1904 beispielsweise den Schweinestapel von 1 154 721 auf 1 046 519 Stück zurückgehen lassen.

Produktion, Handel und Konsum gestalteten sich während des Jahres 1904 folgendermaßen:

Geburten . . .	1 738 952 Schweine	krepiert	227 759 Schweine
Einfuhr (lebend und geschlachtet) .	55 „	konsumiert . . .	1 557 400 „
		ausgeführt (lebend und geschlachtet) .	61 200 „
	1 739 007 Schweine		1 846 359 Schweine

Entsprechend dem Überwiegen des Verbrauchs über den Nachwuchs und Import verminderte sich der Schweinestapel bis zum darauffolgenden Jahre 1905 nach den Angaben der Statistik um 91 798 Tiere.

Die Preise des Jahres 1905 betrugen auf den wesentlichsten belgischen Märkten 0,70 bis 0,88 ℳ für 1 kg Lebendgewicht und 0,94 bis 1,46 ℳ für 1 kg Schlachtgewicht.

Der Schweinehandel mit dem Auslande wies im Jahr 1905 eine Einfuhr von 37 und eine Ausfuhr von 255 Stück auf. Der Import an Schweinefleisch betrug 156 kg, der Export 2 441 546 kg. Für den Handelsverkehr mit dem Auslande spielt also lediglich der zuletzt genannte Export belgischen Schweinefleisches eine Rolle, der vornehmlich auf England gerichtet ist. Nach der Ausfuhrstatistik gingen nach

England	2 262 184 kg
Deutschland	101 677 „
Frankreich	70 538 „
Luxemburg	6 559 „
andern Ländern . . .	588 „
	2 441 546 kg

Von der Gesamteinfuhr Englands an Schweinefleisch bedeutet der Import aus Belgien freilich noch keine 0,5 %.

2. Schafzucht.

„Flandern war die erste Gegend, die sich durch die Schafzucht und Wollmanufakturen bereicherte. Man findet in Belgien aber heutzutage wenig Schafe mehr daselbst."

So schrieb Schwerz vor 100 Jahren, und während des ganzen verlaufenen Jahrhunderts ist die Schafzucht in Belgien ohne Aufhalten rückwärts gegangen.

Man zählte im Jahr

1816	969 630 Schafe
1825	774 134 „
1846	662 508 „
1880	365 400 „
1895	235 722 „

Seitdem ist der Rückgang noch ständig weitergegangen. Nach den jährlich veröffentlichten Berichten des landwirtschaftlichen Ministeriums scheint die Schafzucht in ganz Belgien mehr und mehr zu verschwinden. Selbst in der Provinz Luxemburg, die sich verhältnismäßig noch am meisten für Schafzucht eignet, findet man nur noch ganz vereinzelt größere Schafzuchten bei einigen großen Besitzern.

Die Schafzucht ist heutzutage für die belgische Landwirtschaft von sehr untergeordneter Bedeutung. Die ursprünglichen Landrassen, deren Schwerz einige beschreibt, sind zunächst mit spanischem, später mit englischem Blute gekreuzt worden. Jedoch waren alle diese Kreuzungsversuche und Rasseverbesserungen bei der geringen Ausdehnung der belgischen Schafzucht von wenig Einfluß. Die heute in Belgien gezüchteten Schafe haben kaum irgendwelche besondern Rassemerkmale. Sie sind weder ausgesprochene Fleischproduzenten, noch liefern sie feine Wolle; es sind weder Fleisch-, noch Wollschafe, sondern vereinigen in sich beide Produktionszwecke in mehr oder minder vollkommener Form.

Nach der 1895 zum letztenmal erfolgten Zählung fanden sich in

Antwerpen	20 110	Schafe
Brabant	21 195	„
Westflandern . . .	16 419	„
Ostflandern	32 354	„
Hennegau	50 392	„
Lüttich	11 867	„
Limburg	23 447	„
Luxemburg	33 006	„
Namur	26 932	„
Belgien . . .	235 722	Schafe

Davon waren 76 251 jünger und 159 471 älter als ein Jahr; die Geburtenzahl desselben Jahres belief sich auf 83 695 Lämmer, was etwa einem Drittel des Gesamtbestandes an Schafen entspricht.

Für das Jahr 1905 wird man den Schafbestand Belgiens auf etwa nur noch 90 000 annehmen dürfen, da der Antrieb zum Markt nicht mehr als 29 886 Schafe und Lämmer betrug.

Die Gründe für den unausgesetzten Rückgang der Schafhaltung liegen in dem starken Rückgange der Wollpreise, in der erheblichen Einschränkung der Gemeindeweiden und -hutungen, die teils aufgeteilt und beackert, teils aufgeforstet worden sind; vor allem aber in der steigenden Intensivierung der belgischen Betriebe, die das Schaf aus der Wirtschaft verdrängte und Rindvieh an seine Stelle setzte.

Das Schaf gehört in den Großbetrieb, wo es, ohne großen Gewinn zu bringen, doch etwas aufbringt, da seine Haltung wenig Kosten verursacht. Wo der Grundbesitz zerstückelt ist und die dicht gedrängte ländliche Bevölkerung durch hartes Arbeiten und starkes Düngen große Roherträge dem Acker abzwingen muß, da verschwindet das Schaf, und die Kuh kommt in den Stall, die zwar mehr kostet, aber dafür auch sehr viel mehr Dünger liefert.

Die letzten Reste der belgischen Schafzucht finden sich in den Ardennen und in Niederluxemburg sowie in der Campine; hier kann man ab und zu noch einen größern Hof antreffen, der einen Trupp Schafe hält und regelrechte Zucht treibt.

Die Lämmer werden im Januar und Februar geboren und im Herbst nach den intensiven Ackerwirtschaften Mittelbelgiens zur Stoppelweide verkauft.

Die Großbetriebe des Hennegau pflegen sämtlich im Herbst eine größere Zahl Schafe zu kaufen, die sie auf der Stoppel weiden und mit Schnitzeln und Rübenblättern marktreif füttern. Es ist kein glänzendes Geschäft dabei zu machen, doch gehört das Abweiden der Stoppel zum regelrechten Betriebe jener Großwirtschaften. Als ich einstmals auf dem Wege zu einem Besitzer jener Gegend die Stoppeln voll Strohhalme und abgefallener Ähren sah, fiel mir das so auf, daß ich ihn sogleich fragte, ob er keine Schafe halte. „Ich weiß, warum Sie danach fragen; Sie haben meine Stoppel dort gesehen", antwortete er; „Sie haben recht, sie ist noch nicht so, wie sich das für einen ordentlichen Betrieb schickt; meine Schafe sind nur noch nicht eingetroffen; ich erwarte meinen Kommissionär mit den Schafen dieser Tage."

Einen Teil dieser 8–9 Monate alten Schafe bezieht Belgien aus den Nachbarländern, da seine eigne Schafzucht nicht ausreicht, um die Nachfrage nach Lämmern zu decken. Die Nachfrage von seiten der großen Ackerwirtschaften nach Schafen zur Stoppelweide ist mit der stärkste Faktor, der sich heute dem völligen Verschwinden der belgischen Schafzucht widersetzt.

Eine dritte Art von Schafhaltung ist die bei den Arbeitern, die ein oder zwei Schafe als Milchtiere halten. Doch werden die Milchschafe in Arbeiterhaushalten mehr und mehr durch Ziegen und Kühe verdrängt.

Schaffleisch ist ein in der feinen Küche der großen belgischen Städte gern gesehenes Fleisch; um dieser Nachfrage zu genügen, importiert Belgien fast viermal soviel Schafe aus der Fremde, wie es selbst produziert.

Die Importe des Jahres 1905 betrugen aus

den Niederlanden	42 041 Schafe	und aus den Niederlanden . .	29 221 Lämmer
Argentinien . .	40 567 „	Deutschland . .	21 614 „
Deutschland . .	22 110 „	andern Ländern .	3 615 „
andern Ländern	8 710 „	zusammen . .	54 450 Lämmer
zusammen . .	113 428 Schafe		

Der Export an Schafen und Schaffleisch ist gleich Null.

Die Gesamtproduktion an Wolle ist entsprechend der geringen Zahl der Schafe nicht groß; man kann sie für das Jahr 1905 etwa auf 300 000 kg einschätzen; demgegenüber importierte Belgien für seine Wollenindustrie

aus	t	und führte aus nach	t
Frankreich . . .	15 583	Deutschland . . .	9 251
Australien . . .	13 839	Frankreich . . .	4 021
Argentinien . . .	13 726	andern Ländern .	4 882
England	10 627	zusammen . .	18 154
andern Ländern .	10 085		
zusammen . .	63 860		

Die Mehreinfuhr an Wolle betrug also 45 706 t.

3. Ziegenzucht.

Die Ziegenzucht hat in Belgien die umgekehrte Entwicklung wie die Schafzucht gehabt; sie hat von Jahr zu Jahr mehr zugenommen und besitzt heute eine viel größere Bedeutung für Belgien als die Schafzucht. Die Anzahl der Ziegen ist gut dreimal so groß wie die der Schafe.

Die Ziegenzählung des Jahres 1895 gibt an in:

Antwerpen	43 546
Brabant	19 254
Westflandern	57 733
Ostflandern	58 628
Hennegau	27 258
Lüttich	8 562
Limburg	7 909
Luxemburg	18 471
Namur	16 308
Belgien	257 669

Die Ziege ist das Milchtier des ländlichen Arbeiters, der zu wenig Land besitzt, um eine Kuh zu halten. In solchen Arbeiterhaushalten, die meist mit recht vielen Kindern gesegnet sind, können infolge der geringen Barverdienste, wie sie in Flandern bei 0,50—0,80 ℳ vielfach nur erworben werden, keine Ausgaben für Milch gemacht werden. Wenn die Ziege trocken steht, muß man sich ohne Milch zu behelfen suchen. Wenn die Ziege aber in voller Milch ist, so hat man nicht nur Milch als Kaffeezusatz, sondern auch genug, um den Kindern Milch und kräftige Milchsuppen zu geben. Man sagt darum in Flandern: Als de geit gelammerd is, het is de weelde in huis, was soviel heißt, als mit dem Zicklein kommen die guten Tage für den Haushalt.

Eine gute Ziege gibt jährlich 600—800 Liter Milch, in besondern Fällen selbst bis 1000 Liter. Die Unterhaltskosten sind äußerst gering. Die Ziege lebt gewöhnlich von allerhand wertlosem Abfall: im Sommer von ausgejätetem Unkraut und dem Gras an den Grabenkanten unter Beigabe von etwas Klee, etwas Brot, Leinmehl oder Grütze, im Winter von Kartoffelschalen, Rüben, Rübenblättern, Stroh und etwas Kraftfutter. Das Ziegenfutter kostet also etwa 8 bis 16 Pfennig für den Tag, das sind 29—58 ℳ für das Jahr. Das Liter Milch kommt dadurch auf etwa 8 Pfennige zu stehen. Ziegen, die nur 300—400 Liter Milch geben, sind schlechte Milchtiere, denn ihre Milch ist zu teuer.

Um die Ziegenrasse zu verbessern, hat sich eine Menge kleiner Dorfsvereine gebildet. Im Jahr 1904 bestanden 124 solcher Ziegenzuchtvereine, davon 123 in den beiden Flandern. Die Mitglieder sind Arbeiter und Parzellenbesitzer mit 1 bis 3 Ziegen. Man hat durch Auswahl aus dem bestehenden Material als beste Ziege die „Hertegeit", d. h. Hirschziege, herausgezüchtet, eine kleine hornlose Ziege mit Riesenenter und meist eselfarbigem oder fuchsigem Haarkleide. Zur Vergrößerung des Milchertrags kreuzt man mit Schweizer Saanenziegen, die sich in der Reinzucht jedoch nicht bewährt haben, da sie anspruchsvoller und weniger widerstandsfähig sind, als die einheimische Rasse.

Zur Beförderung der Ziegenzucht veranstaltet man, namentlich in Flandern, dem Hauptziegenlande, oftmals Ziegenausstellungen, wobei die besten Tiere ausgesucht und prämiiert werden. Bei solchem Ziegenfeste versammelt sich das ganze Dorf mit Pastor, Lehrer und Sachverständigen auf dem fahnengeschmückten Dorfanger; es gibt Musik und viel Gedränge, im Dorf ein Karussel und Pfefferkuchenbuden, in den Schenken große Nachfrage nach Bier und zum Schluß ein Tänzchen. Alles amüsiert sich königlich. Im Jahr 1905 hatten manche flämischen Dörfer ihr Ziegenfest mit dem Nationalfest der 75jährigen Unabhängigkeit Belgiens zusammengelegt; man ersieht daraus, daß die Ziegenzucht wirklich eine bedeutende Sache für manche armen Ortschaften jenes Landes ist.

Auf Anregung der Bauernvereine hat sich in den letzten Jahren eine große Zahl von Ziegenversicherungen gebildet, kleinen Dorfgenossenschaften mit 100 bis 200 Mitgliedern, und diese Dorfvereine, deren man etwa 190 in den beiden Flandern zählt, sind zu zwei provinzialen Rückversicherungen zusammengeschlossen.

Der Nachwuchs betrug im Jahr 1895 203 836 Stück, das macht auf 100 der gezählten Ziegen und Böcke 79 Zicklein.

Als Kuriosum sei noch bemerkt, daß in manchen Ardennendörfern der alte Brauch besteht, einen Ziegenbock in den Kuh- und Pferdestall zu setzen, in dem Glauben, daß dadurch das Haus vor Krankheit und Blitzgefahr bewahrt bleiben würde.

4. Geflügelzucht.

Die einzige Geflügelzählung, die man in Belgien vorgenommen hat, geschah im Jahr 1866; man zählte damals etwa 4 400 000 Stück. Nach den schätzungsweise gemachten Angaben des belgischen Ministeriums soll die Zahl der Hühner jetzt auf 10 Millionen gestiegen sein.

Daß trotz dieser starken Vermehrung der Hühnerhaltung dennoch die Bevölkerung Belgiens und mit ihr die Bedürfnisse viel stärker gestiegen sind, geht daraus hervor, daß Belgien bis in die 70er Jahre vergangenen Jahrhunderts ein Eier exportierendes Land war und heute für etwa 8 Millionen Franken Eier importiert.

Nichtsdestoweniger spielt die Geflügelhaltung in Belgien eine recht erhebliche Rolle und hat sich durch die Lieferung der Mechelner Poularden selbst im Auslande einen Ruf erworben.

In Ländern mit viel Kleinbesitz und mit einer dichten Bevölkerung hat die Geflügelhaltung stets einen besonders fruchtbaren Boden; denn die große Zahl der kleinen Betriebe gewährt viel Abfälle als Futter, viel Hände zur Aufzucht und viel Interesse an der Wahrnehmung auch des kleinsten Gewinnes, und die dichte Besiedelung bringt eine starke Nachfrage und damit gute Preise für Eier und Hühnerfleisch zuwege, welche die Hühnerzucht rentabel machen.

Belgien verfügt außerdem über eine Anzahl sehr guter Landschläge, die heute mit viel Sorgfalt rein fortgezüchtet und durch Auswahl der besten Exemplare verbessert werden. Man hat, wie überall in der Hühnerzucht, auch in Belgien sehr viel Kreuzungsversuche gemacht, besonders viel italienische Hühner bis in die letzte Zeit eingeführt, hat dabei aber mehr und mehr die Erfahrung gemacht, daß die ausländischen Rassen sich auf die Dauer weniger gut bewähren, als die alten

einheimischen Schläge. Vor allem hat man erkannt, daß nur die Zucht des Huhnes mit Erfolg betrieben werden darf, die der Grund und Boden vorschreibt. Man weiß sehr genau, daß für das Legehuhn eine fette Weide mit viel Gewürm und ähnlicher Kost, für das Fleischhuhn Sandboden nötig ist, weil der für letzte Zucht gehaltene Schlag auf fetter Weide zu schnell fett werden würde, was bei Zucht feiner, fleischiger Poularden vermieden werden muß. Man hat seinerzeit versucht, das beste belgische Legehuhn, das Bräkelhuhn, das in Flandern zu Haus ist, auch in den südlichen Teilen Belgiens, in den Ardennen, heimisch zu machen. Diese Versuche sind aber gänzlich mißglückt.

Der beste belgische Schlag unter den Legehühnern ist das Bräkelhuhn, ein silbergraues oder goldbraunes Huhn mit großem, hellgefärbtem Kragen: es ist über den ganzen Norden Belgiens verbreitet, und zwar in Flandern in etwas größerer, in der Campine in kleinerer Gestalt. Es sind vorzügliche Eierleger, die bis zu 150, im Mittel 110 Eier im Jahr legen, Eier von 55—65 g.

Das Hüttegem-Huhn ist ein durch Einführung von Cochinblut vergrößertes Bräkelhuhn, das in der Umgegend von Alost gezüchtet wird. Auch das Brabanter Huhn ist zweifellos mit dem Bräkel verwandt; es trägt als Eigentümlichkeit auf dem Kopf eine kleine Haube.

Die Barbues mit ihren kleinen Singhähnchen die kleinen und großen Kampfhähne sowie eine Menge ausländischer Rassen werden meist nur von Liebhabern und zu Sportzwecken gehalten.

In den Ardennen sowie im Land von Herve hält man einheimische Schläge, die mehr oder minder stark mit französischem und italienischem Blute gekreuzt sind und sich als gute Eierleger auszeichnen.

Das bekannteste belgische Huhn ist das Mechelner Huhn, ein Schlag, der vornehmlich zu Mastzwecken gezüchtet wird. Mit ihrem Eierlegen ist es meist nicht weit her; sie produzieren im Durchschnitt 50—60 kleine Eier im Jahr. Man unterscheidet schwarze, weiße und graue Mechelner, außerdem einen größern Schlag bei Mecheln und einen kleinern bei Merchtem, nordwestlich von Brüssel.

Das Gesamtzuchtgebiet der Mechelner Poularde ist die Gegend nördlich von Brüssel bis Löwen, Aerschot, Mecheln und Merchtem Die großen Mechelner, die einen wichtigen Exportartikel nach Deutschland darstellen, kommen mit sechs bis sieben Monaten zur Mast. Die Mastperiode dauert zwei bis drei Wochen, und das Schlachtgewicht geht bis zu 4 und 5 kg auf das Stück. Die frühreifen Hühner von Merchtem kommen schon mit drei bis vier Monaten zur Mast und dienen vorwiegend dem inländischen Konsum.

Die größern Mäster, wie man solche beispielsweise in Londerzeel, nördlich von Brüssel, antrifft, kaufen das ausgewachsene, vier bis fünf, höchstens sechs Monate alte Mechelner Huhn auf den Geflügelmärkten, stellen es, gleichviel ob Hahn oder Henne, ohne Verschneidung in die Mastkäfige und füttern es zweimal am Tag mit Buchweizenmehl, das mit Buttermilch zu einem dickflüssigen Brei angerührt ist. In 14 Tagen ist die Poularde fertig, d. h. das Huhn hat ein zartes, weißes und sehr saftiges Fleisch bekommen, ohne daß es dabei zu fett geworden wäre. Der bedeutendste Markt für junge Hühner ist Mecheln, wo man bisweilen bis zu 50 000 Stück junge Hühner desselben Schlages in lebendem Zustand aufgetrieben sehen kann. Der Mäster kauft in der Weise, daß er die auf den Wagen oder in

Körben untergebrachten Tiere scharf mustert, das schlechteste Huhn herausgreift und danach den Preis bestimmt. Eine Koppel von zwei Stück kostet in der ersten Saison bis zu 10 und 12 ℳ, später 2,50—4,00 ℳ.

Zum Teil besteht eine Arbeitsteilung zwischen Züchtern und Mästern, derart, daß manche Dörfer mehr züchten, andre sich mehr auf Mast legen; die kleinen Bauern tun meist beides zugleich, indem sie schon im Dezember mit Brüten anfangen und während der Monate Februar und Mai die erste und teuerste Ware auf den Markt bringen. Den jungen Hühnern fehlt es an nichts; sie leben mit den Bauern zusammen in der Stube, schlafen in der Nähe des Ofens und vertreiben sich den Tag mit essen. Damit es ihnen doch nur ja nicht an Gelegenheit dazu fehle, bestreichen manche dieser kleinen Mäster Stuhlleisten und Betttanten mit Brotteich, und die jungen Hühnchen leben in solcher Bauernstube wie im Schlaraffenland. Sobald sie einigermaßen ausgewachsen sind, müssen sie freilich ihr junges Leben lassen. Um zu jeder beliebigen Zeit junges Geflügel zu haben, benutzt man auch vielfach Brutmaschinen. So unterhält ein Züchter in Londerzeel 21 Brutmaschinen mit 250 Eiern und brütet darin während des Jahres etwa 63 000 Eier aus, die ihm zum Preis von 0,13 ℳ für das Stück 8400 ℳ kosteten; er gewann 44 100 junge Hühnchen, die er zum Durchschnittspreis von 0,44 ℳ verkaufte, so daß er 19 400 ℳ damit verdiente.

Außer der Poulardenzucht und -mast, die in Belgien mit vielem Erfolge getrieben wird, ist es den Belgiern auch gelungen, mittels einer guten Organisation ihres Handels den einheimischen Markt stets mit frischen Eiern zu versorgen. Auf dem Land und in den Industriebezirken ist das verhältnismäßig einfach, denn die dortige Bevölkerung deckt ihren Bedarf durch direkten Einkauf beim Landwirt, so z. B. die Industriearbeiter bei Lüttich, Charleroi und Mons, die mit den Ausgaben fürs Essen nicht geizen und viele Eier verzehren. Was in Belgien besonders guten Eindruck macht, ist, daß es gelungen ist, auch die großen Städte das ganze Jahr hindurch mit frischen Eiern zu versehen. Die Produzenten bringen nur frische Ware zu Markt, so daß Brüssel sich rühmen kann, die Stadt zu sein, in der man mit Hühnereiern besser versorgt wird, als in den meisten andern Großstädten. Ich kann diesen Ruhm nach meinen mehrjährigen Erfahrungen nur bestätigen.

Der genossenschaftliche Eierverkauf hat in Belgien keine große Bedeutung, der Handel liegt vielmehr in Händen einer Unzahl von Agenten, die zwischen den Bauern und den städtischen Abnehmern vermitteln. Der Konsument hat in Brüssel seinem Eierhändler gegenüber das Gewohnheitsrecht, schlechte Eier gegen gute einzutauschen; und das wirkt auf die Händler und Agenten zurück, so daß auch diese nur frische Eier von ihren Lieferanten annehmen. Auch zwischen frischen und eingelegten Eiern wird ein deutlicher Unterschied gemacht, der sich in einem Preisunterschied von einigen Pfennigen ausdrückt. Man hat auch viele zum Teil große Eiermärkte in Belgien; der größte derartige Wochenmarkt ist in Sottegem, wo Brüssel seinen Bedarf deckt.

Um auch im Winter legende Hühner zu haben und dann von den hohen Eierpreisen profitieren zu können, sorgen manche Landwirte dafür, im Beginn des Winters einige junge Hennen von 4—5 Monaten zu haben, die dann mit Eierlegen beginnen. Sie können während der Monate Dezember bis Februar 30 bis

40 Eier legen, die zu 10 Pf. das Stück verkauft werden. Man muß freilich schon einige Erfahrung im Fach besitzen, um nicht zu früh ausgebrütete Hennen vor dem Winter legen und während des Winters sich ausruhen zu sehen, oder zu spät ausgebrütete Hennen zu haben, die erst nach dem Winter mit Legen beginnen. Dank dieser Spekulation mit den Winterlegern, die von zahlreichen Bauern getrieben wird, hat Brüssel auch im Winter stets frische Eier, die für 13—15 Pf. das Stück im Handel zu haben sind. Aber auch trotz der intensiven Hühnerhaltung und guten Organisation des Eierhandels in Belgien muß man doch zur Deckung des großen Bedarfs noch erhebliche Eiermengen aus der Fremde einführen; die Statistik des Jahres 1905 macht über den Eierhandel folgende Angaben:

Einfuhr aus	Stück	Ausfuhr nach	Stück
Rußland . . .	103 176 000	Frankreich . . .	83 566 000
Italien . . .	75 253 000	Deutschland . . .	38 989 000
Bulgarien . . .	23 261 000	England	18 316 000
Deutschland . .	16 058 000	andern Ländern .	3 447 000
den Niederlanden	14 344 000	zusammen . .	144 318 000
andern Ländern .	4 538 000	= 8 888 200 kg	
zusammen .	236 630 000		
= 13 929 000 kg			

Die Einfuhr entspricht 16 090 000 ℳ, die Ausfuhr 9 854 000 ℳ, so daß also für 6 236 000 ℳ mehr ein- als ausgeführt wurden.

Auch im Handel mit lebendem Geflügel führt Belgien mehr ein als aus, und zwar hauptsächlich italienische Hühner. Im Jahr 1905 betrug die

Einfuhr aus	an lebenden Hühnern kg	Ausfuhr nach	an lebenden Hühnern kg
Italien	355 000	Frankreich	326 000
den Niederlanden	140 000	Deutschland . . .	20 000
Deutschland . .	41 000	den Niederlanden .	14 000
andern Ländern .	6 000	andern Ländern . .	1 000
zusammen . .	542 000	zusammen . . .	361 000

Das entspricht also einer Mehreinfuhr von 80 000—100 000 Hühnern.

An geschlachtetem Geflügel dagegen wird mehr aus- als eingeführt; die Mechelner Poularden bilden einen der wenigen belgischen Agrarexportartikel. Die Ausfuhr geht vorwiegend nach Deutschland.

Einfuhr aus	an geschlachtetem Geflügel kg	Ausfuhr nach	an geschlachtetem Geflügel kg
Italien	19 000	Deutschland . .	291 000
Deutschland . . .	9 000	Frankreich . .	91 000
Frankreich	8 000	England . . .	47 000
andern Ländern . .	8 000	den Niederlanden	29 000
zusammen	44 000	andern Ländern	6 000
		zusammen	464 000

Das macht eine Mehrausfuhr von 420 000 kg, entsprechend einer Zahl von 150 000—200 000 Poularden.

Die Schlachtung der Poularden erfolgt mit leerem Kropfe durch einfachen Halsschnitt. Dann wird das Tier gerupft, was bei dem Mechelner Huhn infolge seiner dicken Haut schnell und gut vonstatten geht, der Darm ausgezogen, die Bauchhöhle mit Seidenpapier ausgestopft, der Kropf mit einem Löffelstiel gereinigt und schließlich der Brustknochen eingedrückt, worauf die Füße gewaschen, die Schnittstelle gereinigt und die Flügel verschränkt werden. Hierauf erhalten die Läufe eine bestimmte Lage, und schließlich kommen die so zubereiteten Poularden in den Kühlkeller auf Gestelle, wo sie mit einem Brette bedeckt werden, das mit einem Gewichte beschwert wird, so daß sie in erkaltetem Zustande gepreßt erscheinen, wie wir sie in unsern Delikateßhandlungen sehen. Eine ungepreßte Poularde dürfte dem deutschen Geschmack aber mehr zusagen, weil sie sich besser tranchieren läßt.[1])

Die Unterstützung der Geflügelzucht seitens der belgischen Regierung bedarf keines großen Aufwandes, immerhin unterhält der Staat Geflügelzuchtlehrer und läßt Vorträge über Geflügelzucht halten.

Große Geflügelzuchtanstalten fehlen in Belgien; die Betätigung der Geflügelzüchtervereine und Geflügelliebhaber äußert sich durch Abhalten von Ausstellungen, Einfuhr und Züchtung guter Rassen und Verbreitung derselben durch Verkauf von Zuchtgeflügel und Eiern. Auch wird auf fast allen Dorfausstellungen ein Preiskampf für Geflügel abgehalten, und die besten Tiere werden dabei mit Preisen ausgezeichnet.

5. Kaninchenzucht.

Das Kaninchen ist ein wichtiges Haustier, namentlich in den kleinen Haushaltungen der flämischen Provinzen. Nach der einzigen angestellten Zählung im Jahr 1866 gab es 878 000 Stück im Land, davon 330 000 in West- und 366 000 in Ostflandern; heute ist ihre Zahl zweifellos größer.

Bei Arbeitern und kleinen Bauern findet man oft 4—8 Kaninchenmütter, die jährlich vier- bis sechsmal Junge werfen; jedesmal 6—10 Stück, so daß man von einer Mutter 40—50 Kaninchen im Jahr züchten kann.

Die Zucht ist einfach und gewinnbringend. Das Kaninchen frißt alles, was die Küche an Abfällen liefert, und paßt sich jeder Fütterungsweise an. Die Kaninchenzüchter verkaufen ihre jungen Tiere oft mit fünf oder sechs Wochen; sie kosten dann 0,40—0,50 ℳ das Stück. Andre halten sie, bis sie vier oder fünf Monate alt sind. In der guten Saison kosten sie dann 1,60—1,80 ℳ; im Sommer fallen die Preise auf 1,20—1,40 ℳ fürs Stück. Man verkauft die Kaninchen an Händler, die sie nach den belgischen Städten bringen oder zum Export nach England abliefern.

Der größte Teil der Kaninchenzucht und -mast liegt in Händen von Arbeitern, oder es sind die Kinder der kleinen Bauern, die sich damit beschäftigen; nur selten wird Kaninchenzucht im großen betrieben, doch auch das kommt vor. So kaufte z. B. ein Bauer im Monat Mai 150 Kaninchen im Alter von vier bis fünf Wochen

1) Beek, Die Geflügelzucht in Dänemark und Belgien im Vergleich zu Deutschland; in „Mitteilungen der D. L. G.“, 1904, Stück 35, 36 u. 37.

und verkaufte sie wieder im Oktober, als sie ein Lebendgewicht von 4—5 kg erreicht hatten.

Meistens züchtet man die gewöhnliche Kaninchenrasse mit grauem Haarkleide; doch gibt es auch, namentlich bei Gent, viele Züchter, die das größere, sogenannte Riesenkaninchen züchten, das ein Lebendgewicht von 7—8 kg erreicht.

Kaninchenfleisch ist ein in der belgischen Küche überall bekanntes, aber im allgemeinen nicht besonders beliebtes Essen.

Im Jahr 1905 wurden exportiert:

nach England	2 300 000 kg	Kaninchenfleisch
„ andern Ländern . . .	13 000 „	„
zusammen	2 313 000 kg	Kaninchenfleisch

Also auch das Kaninchen ist ein belgischer Exportartikel; der Export belief sich auf fast $2^1/_2$ Millionen Mark.

6. Bienenzucht.

Die Imkerei, die in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Belgien als irrationell zum Teil aufgegeben wurde, hat sich in den letzten Jahren infolge besserer Fachkenntnisse und zweckmäßigerer Zuchtmaßnahmen wieder ziemlich stark ausgebreitet. Die Zählung des Jahres 1895 fand in

Antwerpen	12 421	Bienenstöcke
Brabant	10 352	„
Westflandern	5 148	„
Ostflandern	6 267	„
Hennegau	12 790	„
Lüttich	10 407	„
Limburg	13 859	„
Luxemburg	19 188	„
Namur	17 358	„
Belgien	107 790	Bienenstöcke.

Die Zentren der Imkerei sind die Ardennen, der Condroz und die Campine, also die Landesteile Belgiens, die am meisten Heideland besitzen. Außer dem beliebten Heidekraut hat die erstgenannte Region viel Kleefelder, die letzte ziemlich viel Buchweizenfelder, die der Imkerei zustatten kommen. In den Kleinbetrieben des dicht besiedelten Flanderns sowie auch in den großen Ackerwirtschaften Mittelbelgiens ist mangels genügender Honigpflanzen und auch mangels genügenden Interesses die Imkerei nicht sehr verbreitet. Auch in den eigentlichen Zentren der Imkerei sind es weniger die Landwirte als kleine Bauern, Landpfarrer, Schulmeister und allerhand Liebhaber, die sich damit abgeben.

Was der belgischen Imkerei sehr charakteristisch ist — wie überhaupt fast aller belgischen Produktion —, ist eine sehr zweckmäßig durchgeführte Arbeitsteilung. Wenn die Imker Mittelbelgiens Ende Juni ihren Klee mähen, senden sie ihre Bienenstöcke nach der Campine oder nach den Ardennen zur Blüte des Heidekrauts; andre halten sie während der Kirschblüte bei sich und verschicken sie Mitte Juni nach einem Dorfe mit viel Buchweizenfeldern. Solche Assoziégeschäfte kommen sehr

viel vor; man erhält die Adresse eines Geschäftsteilhabers in andrer Gegend durch Bekannte oder durch die Zeitung, und es bestehen oft jahrealte Beziehungen zwischen zwei Imkern im Norden und Süden des Landes, die alljährlich ihre Bienen hin und her schicken, die Gewinne teilen, doch sich nie gesehen haben und sich persönlich gar nicht kennen.

Die Erträge an Honig sind bei diesem Kompagniegeschäft zweier Imker beträchtlich höher, als wenn die Körbe auf ein und demselben Platze jahrüber gelassen werden.

Als mittlere Erträge rechnet man 18—30 kg Honig und Wachs; die Preise sind infolge starker ausländischer Konkurrenz gering; man bezahlt für das Kilogramm gewöhnlichen Honig etwa 0,60 bis 0,80 ℳ, Schleuderhonig wird mit 0,80 bis 1,60 ℳ für das Kilogramm bezahlt.

Die Einfuhr des Jahres 1905 betrug aus

Frankreich	637 000 kg
Deutschland	513 000 „
den Vereinigten Staaten	500 000 „
andern Ländern . . .	100 000 „
zusammen . .	1 750 000 kg

was einem Werte von etwa 840 000 ℳ entspricht.

7. Gesamtumfang der Viehhaltung.

Zusammenfassend zeigt die belgische Nutztierhaltung folgendes Bild. Nach den letzten Zählungen betrug

	die Anzahl	der Wert in 1000 ℳ
Zucht- und volljährige Arbeitspferde	160 931	160 931
Junge Pferde (1—3 Jahre alt) . .	51 723	41 378
Fohlen	32 558	13 025
Zuchtstiere	20 758	9 642
Milchkühe	889 125	266 737
Mastvieh	78 696	26 544
Zugochsen	31 697	9 509
Jungvieh	368 727	81 622
Kälber	399 325	31 946
Schweine	1 850 000	111 000
Schafe	90 000	1 800
Ziegen	257 669	2 577
Geflügel	10 000 000	15 000
Kaninchen	878 000	878
Bienenstöcke	107 790	700
		773 289

Die Anzahl der Tiere wurde, soweit Angaben vorlagen, nach dem Bestande des Jahres 1905 angegeben; die Zahl der Schweine wurde, um ein möglichst zutreffendes Bild von der Jahresproduktion zu geben, erheblich erhöht. Für Schafe und Geflügel wurden die letzten Erhebungen derart den heutigen Verhältnissen an-

gepaßt, als die Zahl erster erheblich herab-, die der letzten erheblich heraufgesetzt wurde. Für Ziegen, Kaninchen und Bienenstöcke wurden mangels neuerer Erhebungen die statistischen Angaben des Jahres 1895 bzw. 1866 gesetzt.

Für die Berechnung des Wertes des belgischen Viehstapels wurden die heute geltenden Durchschnittspreise angenommen. Wohlgemerkt, gibt die Zahl von 773 000 000 ℳ den ungefähren Wert des belgischen Viehstapels an, nicht die Menge der Produkte, welche die Tierhaltung jährlich liefert. Letzte umfaßt außer einem Teile des obigen Kapitals noch verschiedene andre Produkte, wie Wolle, Milch, Eier und andres, wie z. B. auch den Stalldünger.

Insgesamt beschaut, reicht die belgische Nutztierhaltung nicht aus, um den einheimischen Bedarf zu decken, d. h. es geht mehr Geld für Tiere und tierische Produkte ins Ausland, als nach Belgien hereinkommt. Das ist allerdings bei den einzelnen Produkten verschieden; Pferde, Schweine, Schweinefleisch, geschlachtetes Geflügel und Kaninchen sind wichtige belgische Ausfuhrartikel; in allen andern Produkten der Tierhaltung überwiegt die Einfuhr, wie die nachstehende Übersicht zeigt.

Im Jahr 1905 betrug

	Ausfuhr	Wert in 1000 ℳ	Einfuhr	Wert in 1000 ℳ	Mehrausfuhr in 1000 ℳ	Mehreinfuhr in 1000 ℳ
Pferde . . . . . Stück	26 615	25 550	39 886	10 551	14 999	—
Fohlen . . . . . „	3 016	1 448	1 866	478	970	—
Rinder . . . . . „	122	17	54 916	20 926	—	20 909
Schweine . . . . . „	255	18	37	1	17	—
Schafe . . . . . „	—	—	113 428	3 460	—	3 460
Lämmer . . . . . „	—	—	54 450	1 190	—	1 190
Geflügel, lebend . 1000 kg	361	436	542	786	—	350
Schweinefleisch . „	2 441	2 756	—	—	2 756	—
Geflügel, geschlachtet „	464	743	14	70	673	—
Kaninchen, „ „	2 313	2 480	1	1	2 479	—
Wolle . . . . „	18 154	76 248	63 860	153 263	—	77 015
Honig . . . . „	1	1	1 750	840	—	839
Eier . . . . . „	8 925	9 854	13 929	16 090	—	6 236
Milch und Rahm . . hl	41 216	247	5 173	62	185	—
Käse . . . . . 1000 kg	1	2	2 796	626	—	624
Butter . . . . „	1 724	3 861	4 561	10 216	—	6 353
					22 079	116 976

Wie diese Zahlen zeigen, überwiegt die Einfuhr erheblich; auch wenn man von der Wolle absieht, die ja mehr als industrieller Rohstoff, denn als landwirtschaftliches Erzeugnis in Belgien eine Rolle spielt, so geht immer noch doppelt soviel Geld für Tiere und tierische Produkte ins Ausland, wie nach Belgien hinein.

V.

Molkereiwesen.

Die Verarbeitung der Milch zu Butter und Käse besteht schon etwa ebensolange, wie die Menschen Milchvieh halten; sie ist die älteste landwirtschaftliche Industrie, die Belgien besitzt.

Die Aufteilung des belgischen Grundbesitzes in kleine Betriebe ließ Milchviehhaltung und Milchwirtschaft hier schon frühzeitig zu einem wichtigen Teile des landwirtschaftlichen Gewerbes werden.

„Ohne Kühe", schreibt Schwerz, „kann kein landwirtschaftlicher Haushalt bestehen, zwar nicht immer wegen der zu verkaufenden Produkte, doch immer wegen des häuslichen Bedarfs. Brot, Gemüse und Molkenwerk sind unentbehrlich, sind das sine qua non. Die Notwendigkeit der Kühe ist so entschieden, daß, wenngleich ihr Ertrag nicht alle darauf verwendeten Kosten decken sollte, man ihrer doch nicht würde entbehren können. Ihre Hauptbenutzung besteht in der Milch und der daraus verfertigten Produkte, Butter und Käse.

Das Käsemachen findet im großen wohl in keiner Ackerwirtschaft der Niederländer (d. h. der belgischen Niederländer) statt. Es gehört also nicht hierher."

Dagegen war die Butterbereitung schon damals im ganzen Lande verbreitet und wurde nach den verschiedenartigsten Methoden betrieben. Es gab Gegenden, in denen Milch, andre, in denen Rahm gebuttert wurde. Schwerz beschreibt die verschiedenen Butterfässer, die er in Belgien gesehen hat, darunter stehende und liegende, Schlag- und Stoßbutterfässer, alles in annähernd derselben Art, wie es noch heute besteht.

Die Weidegegenden Belgiens, Beurne-Ambacht in Westflandern und das Land von Herve hatten von alters her einen guten Ruf als Produzenten guter Butter, letzte Gegend auch für Käse.

Ein großer Aufschwung trat für das milchwirtschaftliche Gewerbe ein, als die Milchzentrifugen auf der Bildfläche erschienen. Die erste solche arbeitete im Jahr 1883 in Gent; es war eine Maschine von Lefeld. Im Jahr 1887 wurden die ersten Zentrifugen der belgischen Fabrik Mélotte und aus dem Auslande die Lavalseparatoren auf den Markt gebracht. Das Interesse für maschinelle Bearbeitung der Milch nahm nun rasch zu.

Ein neuer Fortschritt wurde erreicht, als die Landwirte sich genossenschaftlich verbanden, um ihre Milch gemeinschaftlich in Molkereien zu verarbeiten. Die erste Genossenschaftsmolkerei wurde im Jahr 1887 in der Provinz Antwerpen errichtet.

Die Molkereigenossenschaften nahmen anfangs langsam zu; als jedoch die anfängliche Furcht vor dem Mißglücken solcher Unternehmung mehr und mehr schwand, nahm das Genossenschaftswesen stark zu; vom Jahr 1894 an wuchsen die Molkereien wie Pilze aus der Erde und erreichten in zehn Jahren die stattliche Zahl von 500.

Durch verbesserte technische Hilfsmittel, durch Zusammenverarbeitung der Milch,

durch veränderte Organisation des Butterhandels und auch in geringem Maße durch die größern Ansprüche des konsumierenden Publikums hat das milchwirtschaftliche Gewerbe in den letzten zwei Jahrzehnten einen nie dagewesenen Aufschwung genommen.

Die Zahl des Milchviehes ist vermehrt, die Ausbeute an Milch und Butter ist gestiegen und die zu Markt gebrachten Mengen Molkereiprodukte sind heute erheblich größer als in früherer Zeit.

Jedoch trotz der starken Entwicklung des belgischen Molkereigewerbes hat diese doch nicht Schritt halten können mit der stark ansteigenden Nachfrage, die von seiten der ständig wachsenden und kaufkräftigern Bevölkerung des Landes gestellt wurde. Bis zum Jahr 1875 hat Belgien Butter exportiert; seit jener Zeit importiert es Butter und vor allem in sehr starkem Maße Käse vom Ausland.

Belgien ist seiner heutigen wirtschaftlichen Struktur nach kein Land, das Lebensmittel in namhaften Mengen zu exportieren berufen ist. Der Übergang vom Buttererport zum Butterimport ist eine Erscheinung, die völlig der Entwicklung entspricht, welche die Fleischproduktion der belgischen Landwirtschaft genommen hat.

Wenn auch berücksichtigt werden muß, daß Belgien mit seiner ungeheuer dichten Bevölkerung natürlich sehr viel Nahrungsmittel verbraucht, so scheint es doch etwas wunderbar, daß es dem Molkereigewerbe in diesem Lande vorwiegenden Kleingrundbesitzes nicht gelingen will, den Bedarf des heimischen Marktes zu decken. Der Vergleich mit den Niederlanden drängt sich unwillkürlich auf und läßt die merkwürdige Verschiedenheit in der milchwirtschaftlichen Produktion beider Länder etwas rätselhaft erscheinen. Die Niederlande haben zwar zwei Millionen Einwohner weniger als Belgien, und große Butterprovinzen, wie Friesland, gibt es in Belgien nicht. Doch kommt auch in den Niederlanden der größere Teil der Butter nicht aus jenen Marschgegenden, sondern von kleinen Landwirtschaften, wie solche auch in Belgien die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe darstellen.

Daß die Niederlande einen Riesenexport in Butter und Käse treiben, während Belgien an beiden Produkten Mangel hat und zur Deckung seines Bedarfs importieren muß, liegt zum Teil wohl in der verschiedenartigen Organisation des Wirtschaftslebens beider Länder; aber nicht darin allein. Ohne jeden Zweifel leistet das belgische Molkereigewerbe nicht das, was es leisten könnte. Zugegeben auch, daß die Belgier niemals die holländische Käserei nachahmen können, da diese ein althergebrachtes, in die holländischen Weidewirtschaften eingepaßtes Gewerbe ist, daß sich schwer von einem Land in ein andres übertragen läßt, so müßte doch die Butterproduktion Belgiens bei richtiger Organisation und Anwendung der modernsten Technik den heimischen Bedarf zu decken in der Lage sein.

Die Gründe, warum dies Ziel nicht erreicht wird, sollen im nachfolgenden auseinandergesetzt werden; es sei gleich vorausgesagt, daß mir, was ich im milchwirtschaftlichen Gewerbe in Belgien gesehen habe, für unsre heimischen Verhältnisse weder empfehlenswert, noch nachahmenswert erschienen ist.

Da das Molkereigewerbe aber in der belgischen Landwirtschaft eine große Rolle spielt und auf ihm die Existenz der meisten belgischen Landwirte basiert, ist es nicht möglich, mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen.

1. Die Butterbereitung.

Milchkühe halten und Butter machen, von Ausnahmen abgesehen, alle belgischen Landwirte. Jedoch ist die Bedeutung der Milchwirtschaft für die verschiedenen Wirtschaften und Gegenden nicht dieselbe. Für die sämtlichen ganz kleinen Wirtschaften ist sie das A und O des Betriebs; ebenso für die Mehrzahl der mittelbäuerlichen Betriebe von 5—20 ha; in den größern Wirtschaften spielt sie nur dort die erste Rolle des Betriebs, wo die Natur des Landes der Viehhaltung besonders günstig ist, also in Gegenden mit vorwiegendem oder ausschließlichem Weideland. Je mehr dies in einer größern Wirtschaft an Ausdehnung abnimmt, um so mehr tritt die Milchwirtschaft zurück. Dementsprechend hat sie in den intensiven Ackerbetrieben Mittelbelgiens nur eine beigeordnete Bedeutung und sinkt unter gewissen Voraussetzungen daselbst so weit herab, daß sie nur ganz nebenher für die Küche des Landwirts getrieben wird.

Da die übergroße Mehrheit der belgischen Landwirte Kleingrundbesitzer ist, so kann man, ohne zu weit zu gehen, behaupten, daß die Mehrzahl der belgischen Landwirte vom Molkereigewerbe lebt. Denn so, wie diese kleinen Wirtschaften eingerichtet sind, bringen sie vornehmlich Milch und Butter zu Markt, und auch ihre sonstigen Erzeugnisse, wie Mastkälber und Schweine, sind tatsächlich ja nichts andres, als in Fleisch umgesetzte Milch und Molkereiabfälle.

Aus diesen Angaben ergibt sich, welch große Bedeutung die Milchwirtschaft für die belgische Landwirtschaft hat; abgesehen von einigen Großbetrieben ist sie für fast alle dortigen Wirtschaften der ausschlaggebende Teil des Betriebs.

Die Belgier sind keine großen Milchtrinker; dennoch beziffert sich der Milchkonsum Belgiens, entsprechend seiner dichten und überwiegend städtischen Bevölkerung, ziemlich hoch. Schätzt man den Durchschnittsmilchverbrauch für einen Tag und Kopf der Bevölkerung auf $^1/_6$ l,[1]) so entspricht das einem jährlichen Konsume von etwa 430 700 000 kg Milch; das ist etwa ein Fünftel der Gesamtmilchproduktion des Landes.

Der größte Teil dieser Milch wird nach den Städten und Dörfern verkauft und meistens gut bezahlt. Die sogenannten Milchbauern wohnen in der Regel rund um die Städte und Industriezentren und machen aus dem direkten Absatze der Milch ein gutes Geschäft; besonders in den Industriegegenden des wallonischen Belgiens ist dieser Milchhandel sehr vorteilhaft, da die dortige Industriebevölkerung mit Ausgaben für Essen und Trinken nicht geizt.

Bei Lüttich, Charleroi und Mons treiben viele Bauern einen schwunghaften Handel mit Nahrungsmitteln, Milch, Butter, Quarkkäse und Eiern, die sie zu den Fabrikarbeitern nach den Dörfern hintragen oder bei sich auf dem Hofe verkaufen. Ich entsinne mich einer solchen Wirtschaft im südlichen Hennegau, die in unmittelbarer Nähe einiger Fabrikdörfer aus diesem Kleinhandel mit Molkereiwaren ein großes Geschäft machte. Im Hof war eine Tafel angeschlagen, zu welchen Stunden des Tages Milch und andre Nahrungsmittel zu haben seien. Die Bäuerin waltete dann mit ihrer Tochter in der geräumigen Küche ihres Amtes als Verkäuferin und die Tür stand nicht einen Augenblick still; es war ein ewiges Kommen und Gehen

1) Situation de la laiterie en Belgique 1903. Ministère de l'Agriculture.

von Frauen und Arbeiterkindern, die mit Töpfen, Schüsseln und Körben auf den Hof kamen, um Magermilch, Buttermilch oder Vollmilch, Weißkäse, Butter oder Eier zu holen. Solch ein Geschäft wirft viel Geld ab. Der Preis für die Milch in diesem Kleinverkaufe von Bauern an den Konsumenten beträgt etwa 16 Pfennige für einen Liter.

Genossenschaftliche Organisationen zum Milchverkauf nach den großen Städten bestehen nicht. Was nicht durch die Bauern oder kleine Aufkäufer in der Stadt ausgehökert wird, geht durch die Hände von großen städtischen Milchgeschäften, die mit einer Anzahl Milchwagen die Milch in der Stadt herum und zu ihren Kunden hinfahren. In den großen Städten gibt es auch überall Milchgeschäfte, die Milch in Flaschen vertreiben und damit dem Bedürfnis nach besonders sorgfältig behandelter Milch nachkommen und ihrerseits gewöhnlich gut dabei verdienen.

Außer der Milch, die als menschliches Nahrungsmittel verwandt wird, kommt noch ein andrer größerer Teil zum direkten Verbrauch als Kälberfutter. Sowohl für die Kälberaufzucht, als für die im Nordosten Belgiens weitverbreitete Kälbermast wird Vollmilch verwandt.

Schätzungsweise kann man den ersten Posten auf 124 000 000 kg Milch ansetzen, indem man nämlich auf jedes der 775 000 in Belgien geborenen Kälber während der ersten acht Tage nach der Geburt je 20 kg Milch rechnet. Und die für die Kälbermast jährlich verbrauchte Milchmenge beläuft sich auf etwa 120 000 000 kg, wenn man annimmt, daß die Hälfte der in Belgien geschlachteten Kälber Mastkälber waren, die jedes etwa 600 kg Vollmilch verzehrten. Alle diese Angaben sind natürlich nur sehr schätzungsweise zu machen.

Der größte Teil der Milch wird zu Butter und Käse verarbeitet. Die Verwendung von Vollmilch zur Käserei ist in Belgien sehr selten: nur im Land von Herve ist solche Fettkäserei hier und da üblich. Insgesamt werden wohl kaum mehr als 60 000 000 kg Vollmilch verkäst; über die Art dieser Käserei und die Herstellung von Magerkäse soll weiterhin noch Genaueres mitgeteilt werden.

Etwa 1 487 800 000 kg Milch werden verbuttert. Die meisten Bauern buttern zu Haus; entweder die süße Milch, wie das ausnahmsweise selbst noch in gut eingerichteten größern Gutsmeiereien vorkommt, oder den von mehreren Tagen aufgesammelten und sauer gewordenen Rahm.

Mangels zweckmäßiger Behandlung werden auf diese Weise vorwiegend minderwertige Produkte hergestellt. Man läßt den Rahm zu lange säuern, man paßt beim Buttern weder Zeit noch Temperatur richtig ab, das Salzen und Ausarbeiten der Butter geschieht auf primitivste Weise und das erhaltene Produkt entspricht schließlich völlig seiner Herstellungsweise.

Vor allem fehlt es den meisten dieser kleinen Gutsmeiereien an der nötigen Sauberkeit. Die Geräte werden nicht genügend gereinigt. Der Rahm und die Butter stehen in der Küche oder in einem schlecht gelüfteten Keller, nehmen dadurch schlechten Geruch und Geschmack an und werden erheblich entwertet.

Schon Schwerz macht darauf aufmerksam, wieviel in dieser Hinsicht im belgischen Molkereigewerbe zu wünschen übrig sei. „Nach meinem Dafürhalten", schreibt er, „kommt es bei der Qualität weniger auf die Art des Buttermachens, als auf Pünktlichkeit und Reinlichkeit an. Wer die Milch in dumpfigen, stinkenden Kammern aufbewahrt, bei dem Buttern die Zeit nicht in acht nimmt, den Rahm

zu lange aufspart, die Gefäße nicht rein hält, sie nicht auswittert, die Butter nicht gehörig wäscht: der buttere, wie er wolle; er wird Wagenschmiere, aber keine Butter hervorbringen."

In Belgien wird viel solcher Wagenschmiere hergestellt, und das wunderbarste ist, daß, je schlechter die Butter, um so überzeugter ist im allgemeinen der Bauer von ihrer unübertrefflich guten Beschaffenheit.

Wo diese Überzeugung ehrlich ist, muß man annehmen, daß der betreffende Bauer sein Lebtag nie andre Butter als die seinige gesehen und gegessen hat oder dermaßen borniert ist, daß er den Unterschied zwischen feiner und schlechter Butter nicht merken kann. Beide Fälle kommen in Belgien vor; es gibt sowohl eine ganze Anzahl unter den kleinsten Bauern, die nie oder wenig gereist sind, und wenn sie auch reisen, so doch niemals auf den Gedanken kommen werden, in einem Gasthause Geld für Butter auszugeben. Der Mangel des Unterscheidungsvermögens zwischen guter und schlechter Butter ist anderseits nicht nur dem einfachsten Bauern eigen, der seine Butter mit „starkem" Geschmack seit Jahren gewöhnt ist, sondern auch unter den zahlungsfähigsten und verwöhntesten Stadtbewohnern sehr verbreitet, wie man das immer wieder mit Überraschung feststellen muß. Was helfen dann alle Maßnahmen gegen Butterpanscherei, solange der Konsument sich ohne den geringsten Einspruch die minderwertigsten Mischungen andrehen läßt. Sollte sich wirklich kein Mittel finden lassen, das zahlungsfähige Stadtpublikum über Aussehen, Geruch, Konsistenz und Geschmack guter Butter aufzuklären?

Die genannten primitivsten Buttereien Belgiens finden sich bei kleinen Bauern und Arbeiterbauern; so fand ich eine solche einmal bei zwei alten Leuten, die ein Hüttchen in der Campine bewohnten, 1 ha Land bebauten und im sumpfartig zugerichteten kleinen Kuhstalle zwei Kühe besaßen. Die Kühe in dem Stall zu melken, ohne nicht halb im weichen Dünger zu versinken, war schon ein Kunststück. Die dort gewonnene Milch wurde in der Stube aufgestellt, abgeschöpft, der Rahm acht Tage lang aufgesammelt und im Stoßbutterfaß verbuttert; auch diese Leute versicherten mit ehrlich ernsten Gesichtern, ihre Butter sei von vorzüglichster Qualität!

Viel Verbesserungen kamen in diese primitiven Buttereien, als die belgische Zentrifugenfabrik Mélotte kleine und billige Handzentrifugen in den Handel brachte und diese mit großem Fleiß und Geschick auf den Bauernhöfen einzubürgern begann.

Heute hat jeder etwas größere Bauer, der Milchvieh hält und Butter macht, wenn er einigermaßen modern wirtschaftet, seine eigne kleine Zentrifuge. Der Besitz einer solchen gilt unter den Bauern als Zeichen von Intelligenz und Wohlhabenheit.

Die belgischen Landwirte melken in der Regel dreimal am Tag, und das Entrahmen mittels der Zentrifuge geschieht sofort nach dem Melken.

Die Behandlung und Reinigung der Maschine ist der Bäuerin oder deren Töchtern anvertraut, die mit einer Art von heiligem Respekte das ihnen anvertraute Instrument versorgen. Namentlich im flämischen Teile Belgiens werden die Zentrifugen mit großer Sorgfalt von den Bäuerinnen reingehalten; man wäscht und putzt sie dreimal täglich, sobald das Entrahmen beendigt ist, und ich habe

Maschinen gesehen, die schon 10—15 Jahre Dienst getan hatten, ohne reparaturbedürftig oder verschlissen zu werden.

In wenigen Jahren hatten die Handzentrifugen in Belgien große Verbreitung gefunden; neben der Fabrik Melotte sind noch mehrere andre Zentrifugenfabriken entstanden, und die Industrie dehnt sich fortgesetzt weiter aus.

Heute sind ungefähr 25 000 Handzentrifugen bei belgischen Bauern im Dienst, davon etwa 21 000 Mélottemaschinen. Der Behendigkeit der Maschinenreisenden zufolge sind auch in manchen kleinen Wirtschaften, die nur vier oder fünf Kühe besitzen, Zentrifugen angeschafft worden, was wohl im Interesse der Butterbereitung, aber keineswegs rationell genannt werden kann. Bei so wenig Kühen macht sich der Anschaffungspreis für die Maschine und die auf Entrahmen und Maschinenreinigung verwandte Arbeit nicht entsprechend bezahlt.

Die Verwendung von Handzentrifugen ist für viele belgische Wirtschaften zweifellos höchst nützlich. Die saubere und schärfere Entrahmung schafft mehr und feinere Butter, und gleichzeitig hat der Bauer noch den sehr großen Vorteil, süße und gute Magermilch als Rückstand zu gewinnen, die er an Kälber und Schweine verfüttern kann.

In letztem Umstande liegt einer der schwerwiegendsten Vorteile der Gutsmeierei mit Handzentrifuge gegenüber den ältern Systemen und auch gegenüber der genossenschaftlichen Verarbeitung der Milch.

Bei letzter ist der Bauer niemals sicher, ob er gute Milch zurückerhält, da die Milch eines mit Krankheit verseuchten Stalles die ganze Milch der Molkerei verderben kann. Mit Rücksicht auf diese Gefahr erhitzen fast alle Molkereien die Magermilch, und somit kommt sie in verändertem und für Fütterungszwecke weniger gutem Zustande zu ihm zurück. Schließlich kann es auch noch vorkommen, daß diese Magermilch aus der Molkerei an heißen Sommertagen bei längerm Transporte sauer nach der Wirtschaft zurückkommt, was den Bauer in die größte Verlegenheit setzen kann.

All dem entgeht, wer seine eigne kleine Milchschleuder hat und die noch kuhwarme Magermilch sofort verfüttern oder im Keller oder Brunnen frisch erhalten kann.

In Gegenden, wo Kälber gemästet werden, wo man Weißkäse macht oder große Sorgfalt auf die Aufzucht von Kälbern und Ferkeln legt, ist die Handzentrifuge zweifellos völlig am Platz; solcher Gegenden sind in Belgien nicht wenig. Der Westen der Campine und das Land im Norden und Nordwesten von Brüssel bis nach Gent hin treibt intensive Kälbermast, alle im Industriegebiet liegenden Wirtschaften, so namentlich die Wirtschaften im Land von Herve, haben gute Absatzgelegenheit für frische Weißkäse, Mager- und Buttermilch; dort überall ist es für die Landwirte rationeller, kleine, saubere Gutsmeiereien einzurichten, als sich in genossenschaftlichen Molkereien zusammenzuschließen.

So wie jedoch viele Neuerungen Gutes und Übles gleichzeitig bringen, so ist es auch bei der Einführung der Handzentrifuge gegangen, indem diese nämlich auch überall dahin kam, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse die Gründung von Molkereien wünschenswert und für eine gute Entwicklung der Gegend geradezu erforderlich machten. Es läßt sich aber leicht denken, daß ein Bauer, der sich zu einer Veränderung seines alten Wirtschaftssystems entschließt, eher ein paar Hundert

Mark riskiert und sich eine Zentrifuge kauft, als sich mit seinen Nachbarn, groß und klein, zu einer Fabrik zusammentut.

Wenn die Belgier so ungeheuer stolz auf die große Verbreitung der Handzentrifugen in ihrem Lande sind, so sollte man doch nicht vergessen, daß es sehr viel leichter ist, diese Maschinen in der Landwirtschaft einzuführen, als ein gut arbeitendes Molkereigenossenschaftswesen zu entwickeln.

Nach vollendeter Tatsache ist es nun schwer, von einem zum andern überzugehen; denn ein Bauer, der erst vor kurzer Zeit eine Zentrifuge gekauft hat und mit seinem Einkaufe zufrieden ist, läßt sich in der Regel nicht leicht dazu bewegen, seine Maschine nun wieder in die Ecke zu stellen und Mitglied einer Molkerei zu werden. Die große Verbreitung der Handzentrifugen auf den Bauernhöfen wirkt daher der Entwicklung des Molkereigenossenschaftswesens direkt entgegen; und das in besonders starkem Maße, als, wie man leicht einsehen wird, gerade die tüchtigsten und unternehmungslustigsten Bauern sich Handzentrifugen angeschafft haben, also gerade jene Leute dem genossenschaftlichen Zusammenschluß ablehnend gegenüberstehen, die vor allen andern dazu berufen wären, als genossenschaftliche Führer aufzutreten.

Viele der kleinen und größern Gutsmeiereien stellen gute Butter her, und die Einführung der Handzentrifugen hat zweifellos zur Hebung des milchwirtschaftlichen Gewerbes viel beigetragen. Damit ist aber nicht gesagt, daß jede Bäuerin, die eine Zentrifuge besitzt, nun auch erstklassige Butter herstellt. Die Bedienung der Zentrifugen ist wohl äußerst einfach und schnell zu erlernen, aber doch nicht ohne genaue Kenntnis der Handhabung möglich. Die ländlichen Fortbildungsschulen für Mädchen haben die Zentrifugenbedienung sämtlich in ihren Lehrplan aufgenommen, so daß sich für die Bauerntöchter leicht Gelegenheit bietet, die moderne Milchwirtschaft zu erlernen.

Da es aber überall auf dem Lande viel Praktiker gibt, die ein ordentliches Studium ihres Faches für überflüssig halten, so kommt die Handzentrifuge auch nach manchen Wirtschaften hin, deren Besitzer sich durch die Beredsamkeit des Verkäufers und durch Eitelkeit gegenüber den Nachbarn, durch eine Art ländlichen Protzentums, zum Ankauf einer Maschine entschließen, deren Gang ihnen lebenslänglich ein Rätsel bleibt.

So traf ich bei Hooghlede in Westflandern eine Bäuerin, die auf 5 ha Land fünf Kühe hielt, diese dreimal täglich melkte, dreimal täglich die Milch entrahmte und im Sommer viermal in der Woche butterte. Mutter und Tochter waren sehr stolz auf ihren Besitz, wie denn all diese kleinen Zentrifugenbesitzer den Fremdling zunächst nach der Küche führen und vor die Zentrifuge stellen, damit er dies neuzeitliche Wunder anstaunen und den Unternehmungsgeist, man könnte sagen, die Waghalsigkeit, der Bäuerin recht respektiere, die sich mit solch einem surrenden Ungetüme zu beschäftigen wisse.

Ich fragte sie dann, woher sie denn die Kunst gelernt hätte, mit der Maschine umzugehen, worauf sie einen Reklamekalender von Mélotte hervorholte, auf dem in sechs Spalten alle Geheimnisse vom Melken bis zum Verkauf der Butter aufgezeichnet waren. Ich wagte nicht, dieser Frau, die augenscheinlich sehr stolz darauf war, lesen zu können, zu sagen, daß mir ihre Ausbildung im milchwirtschaftlichen Fache nach dieser Literatur nicht so sehr weit her zu sein schiene.

Man kann eben auch sehr gut eine Zentrifuge besitzen und dennoch Wagenschmiere statt Butter produzieren.

Die Verarbeitung der Milch in genossenschaftlichen Molkereien datiert in Belgien aus dem Jahre 1887; sie entwickelte sich namentlich stark in den letzten 10—15 Jahren. Man zählt heute etwa 500 Genossenschaftsmolkereien, welche die Milch von etwa 142 000 Kühen verarbeiten; das ist etwa ein Sechstel des Gesamtbestandes an Milchvieh in Belgien; in den Niederlanden ist, trotzdem große Gebiete wegen der in ihnen heimischen Gutskäserei für das Molkereiwesen ausfallen, fast die Hälfte allen Milchviehs Lieferant für die genossenschaftliche Verarbeitung.

Obgleich sich das belgische Molkerei-Genossenschaftswesen also keineswegs mit dem der Niederlande vergleichen kann, so scheint seine Entwicklung doch ziemlich bedeutend, wie die obigen Zahlen andeuten. Die Zahlen sagen aber mehr, als der Wahrheit entspricht. Man geht falsch, wenn man sich nach ihnen eine große Vorstellung vom belgischen Molkereigewerbe machen wollte.

Fast völlig ausfallen tun für das belgische Molkereigewerbe die große Region Mittelbelgiens, das Land von Herve, der Westen von Westflandern sowie der Westen der Campine. In Mittelbelgien mit seinen intensiven Ackerwirtschaften spielt die Milchwirtschaft eine sehr nebensächliche Rolle, auch sind die dortigen Großlandwirte dem genossenschaftlichen Zusammenschlusse besonders abgeneigt. Das Land von Herve und Veurne-Ambacht in Westflandern sind die von alters her besten Gegenden für Butter und Käse. Sie sind ihrer alten Meiereitechnik mit Einführung von Handzentrifugen treu geblieben, und der Westen der Campine ist, wie schon gesagt, als Land der Mastkälber wenig für das Molkereiwesen geeignet.

Man findet das Molkereiwesen Belgiens darum auf einige abgegrenzte Gebiete beschränkt; das sind der Osten der Provinz Ostflandern, der Osten der Campine und die Ardennen. Nach Provinzen geordnet ist die Ausbreitung des Molkereiwesens folgende:[1])

	Molkereien in Tätigkeit	Anzahl der Mitglieder	Anzahl der Kühe
Antwerpen	60	3 856	14 428
Brabant	59	7 997	16 578
Westflandern	15	3 575	12 885
Ostflandern	62	5 332	14 488
Hennegau	27	3 151	12 272
Lüttich	34	2 228	7 627
Limburg	136	8 537	26 138
Luxemburg	91	18 152	38 470
Namur	13	2 290	3 788
Belgien	497	55 118	146 674

Im Mittel besitzt jede Molkerei 107 Mitglieder und jedes Mitglied 2,4 Kühe. Es sind also Genossenschaften der kleinen und kleinsten belgischen Bauern; größere

1) Am 31. Dezember 1905.

Molkereien mit einer Anzahl Großbauern als Mitglieder bestehen in Belgien überhaupt nicht.

Die Milchmenge, welche nach den Molkereien abgeliefert wurde, betrug etwa 354 Millionen Kilogramm; davon wurde der Hauptteil verbuttert, ein kleinerer Teil als Milch verkauft oder verkäst.

Der Gesamtverkauf der Molkereien betrug an

Butter	25 098 000 ℳ
Käse	6 900 „
Milch und Rahm . .	408 000 „

Die meisten Molkereien sind kleine Unternehmungen mit Handzentrifugen. Man zählte

350	Molkereien mit Handzentrifugen
12	„ „ Petroleummotoren
155	„ „ Dampfbetrieb.

Die Einrichtung solcher kleinen Molkereien kommt zustande, wenn sich 20, 30 oder 40 Bauern eines Dorfes zusammentun und durch Einzahlung von Anteilen zu 10 oder 20 ℳ je nach der Menge ihrer Kühe das Anlagekapital zusammenbringen. Mit 1200—1500 ℳ für die Einrichtung und Maschinen sowie 1500 bis 1800 ℳ für das Gebäude läßt sich solch Unternehmen schon in Gang setzen. Um das Anlagekapital schneller zusammen zu bekommen, sucht man einige außerordentliche Mitglieder zu werben, die ihr Kapital in die Sache stecken und, ohne an den etwaigen Gewinnen oder Verlusten teilzunehmen, $3^1/_2$—4 % Zins für ihren Kapitalanteil erhalten. Man stellt einen technischen Leiter an, der zugleich die Buchführung übernimmt und mit zwei Arbeitern alle Arbeiten verrichtet. Den Transport der Milch besorgen die Bauern selbst, entweder jeder einzeln oder mehrere kleinere Besitzer zusammen.

Man verarbeitet täglich etwa 800—1500 l Milch zu Butter und gibt die Magermilch an die Lieferanten zurück. Mit Käserei befassen sich die kleinen Molkereien in der Regel nicht. Der Verkauf der Butter geschieht auf öffentlichen Butterauktionen oder an Privatkundschaft. Die Gewinne werden unter die Genossen verteilt.

Von diesem rein genossenschaftlichen Systeme bestehen sehr viele Abweichungen: so unterscheiden viele Molkereien zwischen Genossen und Milchlieferanten, und zahlen letzten einen feststehenden Milchpreis, ohne sie an den Gewinnen der Fabrik teilnehmen zu lassen; andre gehen so weit, daß sie nur eine kleine Zahl von kapitalkräftigen Landwirten als Genossen zählen, die selbst wohl auch Milchlieferanten sind, aber ihre Molkerei doch mehr als ein Aktienunternehmen betrachten, das zu möglichst billigem Preise bei den umwohnenden Bauern Milch aufkauft und mit möglichst hohem Gewinne für die Unternehmer verarbeitet und verkauft. Ja, es kommt auch vor, daß die in fast allen Molkereien mit etwas Kapital interessierten Nichtlandwirte die Überhand bekommen und, gestützt auf den größten Teil des Anlagekapitals, auf ihre größere Intelligenz und ihren Einfluß, sich zu Herren der Genossenschaft machen, diese völlig wie eine Aktiengesellschaft verwalten und den Bauern, welche die sogenannten Genossen und Teilnehmer am Geschäft sind, so viel Einfluß und so viel Gewinnanteil zugestehen, wie ihnen gut erscheint.

Die letztgenannten Molkereien, deren Zahl recht groß ist, tragen so wenig vom Charakter einer Genossenschaft an sich, daß ihnen eigentlich kaum noch dieser Name zugelegt werden kann.

Die Einrichtung der kleinen Molkereien besteht in einer oder zwei Handzentrifugen, einem Wasserkessel, der über Feuer steht und zum Erwärmen der Milch dient, einem Viktoriabutterfaß, einem Butterkneter, einer Dezimalwage und sonstigen kleinern Gerätschaften. Einzelne haben auch einen Pasteurisierapparat. Größere Molkereien sind mit allen modernen Maschinen ausgerüstet, oft selbst mit Eismaschinen.

Ob klein oder groß, fast alle belgischen Molkereien lassen es an jenen in der Milchwirtschaft unentbehrlichen Erfordernissen fehlen, die auch in der Gutsmeierei vielfach fehlen, Pünktlichkeit und Sauberkeit. Vielfach fehlt es an genügend geschultem Personal und besonders an fachkundigen Molkereileitern; nichts wäre amüsanter, als wollte man feststellen, aus welchen Berufen sich die belgischen Molkereileiter rekrutieren: das würde eine bunte Reihe von Berufen werden. Außerdem fehlt es aber dem Belgier fast überall an dem Sinne für peinliche Sauberkeit, die für eine Molkerei erforderlich ist.

Die Fabrikräume voll Dampf, der Keller unter Wasser, die Wände schlecht gekalkt, die Milchannahme schmutzig und mit löchrigem Pflaster; das kann man immer von neuem antreffen, wenn man die belgischen Molkereien besucht. Man fragt sich beim Betreten solcher Molkereien, wie da wohl feine Butter hergestellt werden kann!

Es versteht sich, daß unter den belgischen Molkereien auch einige anzutreffen sind, die allen Anforderungen entsprechen; die mit ihrer Dampfmaschine in einem neben der Molkerei befindlichen Speicher Futterkuchen mahlen, die sie an ihre Genossen zum Selbstkostenpreis verkaufen. Auch die Gewinnverteilung wird dort nach streng genossenschaftlichem Prinzipe durchgeführt, indem die Milchlieferanten alle 14 Tage ihre Milchlieferung nach Butteranteilen bezahlt bekommen. Diese Bezahlung nach Butteranteilen geschieht nach gedruckten Tabellen, welche die sogenannte „theoretische Buttermenge" der einzelnen Milchlieferanten angeben. Am Jahresschluß wird der durch die „praktische Butter" erzielte Geldüberschuß an alle Genossen im Verhältnis zu ihrer Lieferung verteilt.[1])

Die Entwicklung eines gesunden genossenschaftlichen Geistes ist in Belgien selten anzutreffen; und das ist eine Hauptursache, deren zufolge das Genossenschaftswesen lange nicht das leistet, was es leisten könnte.

Die meisten Genossenschaftsmolkereien sind durch den Dorfpastor ins Leben gerufen oder doch zum großen Teile seinen eifrigen Bemühungen zu danken. Er bleibt an der Spitze oder im Aufsichtsrat des Unternehmens und hat in letztem einige gleichgesinnte Männer als Gehilfen. Sowohl mit direkter Absicht, als auch

1) Die genannten Tabellen sind: J. Frosts Tabellen voor de betaling van melk en room, die im Jahr 1901 vom Bauernverein in Löwen für seine Genossenschaftsmolkereien eingeführt und im Jahr 1901 auf der Internationalen Molkereiausstellung in Brüssel mit dem ersten Preis und Goldener Medaille ausgezeichnet wurden. Die ursprüngliche deutsche Ausgabe ist unter dem Titel „Die Bezahlung von Milch und Rahm nach Butteranteilen" bei Heinsius Nachfolger, Leipzig 1901, erschienen.

unabsichtlich durch den großen intellektuellen Abstand, der zwischen diesen Leitern der Genossenschaft und den übrigen Mitgliedern besteht, trägt die Organisation von Anfang an einen mehr monarchischen oder oligarchischen Charakter als, wie es sein sollte, einen republikanischen oder demokratischen Charakter zu haben.

Und damit kommt der Hauptwert des Genossenschaftswesens, die intellektuelle und kameradschaftliche Erziehung der Genossen, in Fortfall; die Molkerei ist für die Bauern nun einfach nichts andres als ein Unternehmen, an dem sie mit etwas Geld und mit ihrer Milch beteiligt sind, um möglichst viel Vorteil daraus zu ziehen, ohne jedoch den Gang des Geschäfts irgendwie verfolgen oder beaufsichtigen zu können. Die derartig aufgerichteten Genossenschaften beruhen nicht auf dem Selbstvertrauen und dem Gemeinsinn ihrer Mitglieder, sondern auf dem Vertrauen der Bauern in die geistigen Führer des Unternehmens.

In der Regel mag die Sache dabei ja ganz gut und zum wirtschaftlichen Nutzen der Bauern ablaufen, wenn die Leiter der Genossenschaft Sachkenntnis und guten Willen haben und ein Personal für die Molkerei annehmen, das sowohl technisch gut ausgebildet, als auch zuverlässig genug ist, um nicht Pastor und Aufsichtsrat und Bauern, alle zusammen, zu betrügen. Fälle vom Gegenteil kommen häufig genug vor.

Im allgemeinen ist jedoch die Folge der geschilderten Organisation der Genossenschaften, daß die Bauern zunächst unselbständig sind und ratlos ihren Unternehmungen gegenüberstehen, bei erster Gelegenheit zweifelhaft und mißtrauisch werden, und zum Schluß alle davon überzeugt sind, daß die Geldabrechnung in der Molkerei eine völlig willkürliche Sache ist, und daß die Anzahl der Fettprozente von nichts mehr abhängt, als von dem guten oder schlechten Verhältnisse des Bauern zu seinem Pastor.

Daß unter den Molkereimitgliedern, so wird aus Flandern berichtet,[1]) in vielen Orten Argwohn und Unzufriedenheit herrschen, wissen wir aus mündlichen wie aus schriftlichen Mitteilungen, die wir darüber von allen Seiten empfangen. Von jenen Mitteilungen, die uns als „vertraulich“ oder „persönlich“ zugehen, können wir natürlich nur vorsichtig Gebrauch machen, um niemand in Unannehmlichkeiten zu bringen.

Da sind z. B. zwei Molkereien, ganz gleich eingerichtet, etwa gleichviel Milch und gleichviel Unkosten. Beide bezahlten gleichviel aus; aber am Jahresschluß schließt die eine mit 5000 ℳ Überschuß, die andre mit 0 ab. Natürlich entsteht unter den Mitgliedern der zweiten Genossenschaft allgemeine Unzufriedenheit, sie verlangen Aufklärung, werden aber vertröstet, da die Sache in Richtigkeit wäre.

Das ist natürlich nicht die richtige Art, mit Genossen einer Molkerei umzugehen. Die Landwirte, die Mitglieder einer Genossenschaft sind, haben das Recht, alle Rechnungen einzusehen, die ihre Genossenschaft angehen. Sie vertrauen jahraus, jahrein die großen Interessen ihrer Stallwirtschaft einer Einrichtung an, die schon an sich schwierig zu kontrollieren ist und oft genug recht wenig kontrolliert wird; und wenn sie sich dann einmal nach dem Gange der Geschäfte erkundigen, fertigt die Geschäftsleitung sie mit Versprechungen und Vertröstungen ab.

1) De Landbode, 20. Januar 1906.

Die Genossen einer Molkerei haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich um die Interessen ihrer Genossenschaft zu kümmern, und eine Geschäftsleitung, die es nicht für nötig hält, den Genossen jede gewünschte Auskunft über den Geschäftsgang aufs gewissenhafteste zu erteilen, kommt ihren Pflichten nicht nach und untergräbt das Fundament der Genossenschaft.

Die Rückwirkung auf den realen wie idealen Erfolg des Genossenschaftswesens ist denn auch überall, wo solche Verhältnisse herrschen, deutlich wahrzunehmen. Die Bauern sind an ihrer Genossenschaft wenig interessiert; sie halten die geschäftlichen Vorteile der Mitgliedschaft für illusorisch und glauben ebensogut, ja besser, weil gefahrloser, zu fahren, wenn sie nicht Mitglieder der Genossenschaft, sondern nach deren Zustandekommen einfache Milchlieferanten werden. Die von den Molkereien gezahlten Milchpreise sind nicht hoch, sie schwanken zwischen 6,5 und 9 Pf. für das Liter.

Die Verwertung der Milch, von der Verarbeitung der Milch bis zum Butterverkauf, liegt in Händen des Molkereileiters, dessen Maßnahmen oft unkontrollierbar bleiben und von dessen technischen Fähigkeiten und Zuverlässigkeit die ganze Molkereigenossenschaft mehr oder minder abhängt. Ist dieser Beamte schlecht bezahlt, so gibt er sich wenig Mühe mit seiner Arbeit, und ist er am Gewinn interessiert, so sucht er möglichst billig zu arbeiten, ja, wenn es angeht, durch Salz- und Wasserzusatz die Buttermenge zu erhöhen.

Wie ungeniert derartige Manipulationen vorgenommen werden, geht daraus hervor, daß sie in manchen Genossenschaftsmolkereien ohne besondere Heimlichkeit betrieben werden.

Ich kam eines Tages im Süden der Campine in eine Genossenschaftsmolkerei und sah im Butterkeller eine mir fremde Maschine stehen, die mein Interesse anzog. Es war eine Art Wanne, die auf einem Gestell angebracht war, und in der sich eine Welle mit großen eisernen Zähnen, wie in einer Fleischhackmaschine, herumdrehen ließ. Ich fragte den Molkereileiter, was es wäre, und er behauptete mit frecher Stirn, es wäre eine Maschine zum Salzen der Butter. Da der runde Butterkneter, auf dem in jeder Molkerei die Butter gesalzen wird, dicht dabei stand, und ich mir keinen Bären aufbinden lassen wollte, fragte ich dringlicher nach der Art der Handhabung dieser eigenartigen Maschine. Erst die heimlichen Rippenstöße meines Begleiters ließen mich mit Fragen aufhören, und als wir die Molkerei verlassen hatten, sagte mein Begleiter: „Das belgische Gesetz verlangt von unverfälschter Butter einen Höchstwassergehalt von 18 %. Was der in dieser Molkerei hergestellten Butter bis zu 18 % Wassergehalt fehlt, wird ihr mittels der Maschine einverleibt."

Und solche Sachen machen die Belgier in Genossenschaftsmolkereien. Das beweist deutlich genug, wie weit es mit dem genossenschaftlichen Sinn und Verständnisse her ist, wenn keines der Mitglieder in solchen Betrügereien ein Arg findet.

Vielen der angestellten Molkereileiter fehlt es auch an den nötigen technischen Kenntnissen; ja, es fehlt, wie der obengenannte Bericht im „Landbote" meint, in Belgien auch nicht an Personen, die an der Spitze einer Molkerei stehen, und die man anderswo kaum als Molkereiarbeiter annehmen würde.

Wenn es auch selbstverständlich in Belgien an gut arbeitenden Genossenschafts-

molkereien nicht gebricht, so macht doch die Gesamtheit des Molkereigewerbes den Eindruck, als ob dies nicht das leistet, was es leisten könnte, weder im Interesse der Butterproduktion, noch im Interesse einer möglichst hohen Milchverwertung.

Es sei zum Schluß noch darauf hingewiesen, daß in den Ardennen und in Niederluxemburg, ja auch im südlichen Hennegau hier und da eine besondere Organisation des Molkereibetriebs besteht: nämlich die großer Zentralmolkereien mit einer Anzahl Rahmstationen in den umliegenden Ortschaften.

Die Gründe, die zu dieser Organisation geführt haben, sind leicht zu finden. Die Gebirgsdörfer sind meistens zu klein, um sich eine eigne Molkerei bauen zu können, und sie sind zu weit voneinander abgelegen, als daß es vorteilhaft wäre, alle Milch nach einer Zentralmolkerei zusammenzubringen. Wenn schon der Weg zur Zentrale nicht ganz unterbleiben kann, so ist es doch besser, anstatt der ganzen Milch, nur den Rahm dorthin zu transportieren und damit den doppelten Transport eines zehnfach schwereren und voluminösen Produkts zu sparen.

Überall, wo sich in einem Dorf ein paar Leute geneigt finden, stellt man eine Handzentrifuge auf. Die Besorgung der kleinen Station wird einem Bauern übertragen, der dafür einige Entschädigung erhält. Zu bestimmten Stunden am Tage kommt jedes der Mitglieder mit seiner Milch, in der Regel zweimal am Tage. Man wiegt die Milch, nimmt eine Probe und zentrifugiert; der Bauer nimmt seine Magermilch sogleich wieder zurück. Der Rahm wird durch Fuhrwerk nach der Zentralmolkerei transportiert. Es gibt einige große Zentralen, die über 60 Rahmstationen besitzen, so Virton mit 65, Bastogne mit 65, Carlsbourg mit 51, Libramont mit 42.

Eine sehr reich eingerichtete solche Organisation ist die Zentralmolkerei St. Joseph in Virton. Die mit allem maschinellen Raffinement eingerichtete Zentrale kostet ungefähr 80 000 ℳ, die Einrichtung der 65 Rahmstationen etwa 30 000 ℳ. Das Kapital wurde durch Anteile von 16—20 ℳ für das Stück zusammengebracht. Der Eintritt als Mitglied kostet 4 ℳ für die Kuh. Der Rahm kommt einmal täglich, und zwar in den Vormittagsstunden, nach der Zentrale. Manche Wagen haben von der Station bis nach Virton einen Weg von zwei bis drei Stunden zu machen. Die Buttermilch wird zum größten Teil in Virton verkauft. Die Bezahlung der Mitglieder geschieht nach dem Fettgehalte der Milch, der alle 14 Tage für jedes der 2500 Mitglieder festgestellt wird. Das macht eine Unmenge Laboratoriumsarbeit. Der Milchpreis beträgt im Durchschnitt 8 Pfg., eingerechnet die Magermilch, die die Bauern kostenlos zurücknehmen.

Man führte mich mit der größten Bereitwilligkeit durch die Butterkeller, das Laboratorium, das Bureau, doch ich wußte auch ohne Führer den Weg nach der Rahmannahme zu finden und fand unter den ankommenden Kannen mehrere, in denen der Rahm sauer und mit Butterstückchen von Haselnußgröße bedeckt war. Es war am 15. Mai und ein warmer Tag. Ebenso wie an diesem Tage mag ein Teil des Rahmes wohl während des ganzen Sommers sauer in der Zentrale anlangen. Man bedenke, daß der Weg oft stundenlang dauert, die Kannen auf den Wagen in ständiger Schüttelbewegung sind und beim langsamen bergauf und bergab der Sonnenhitze ausgesetzt sind, gegen die sie auch keine über den Wagen geworfenen nassen Planen ausreichend schützen können.

Vom Pasteurisieren des Rahmes, wie man das ordnungsgemäß stets nach der

Anlieferung zu tun vorgab, konnte also während des Sommers keine Rede sein; den sauern und halb ausgebutterten Rahm kann man nicht pasteurisieren.

War mir diese Entdeckung schon interessant, so sollte ich noch weitere Aufschlüsse über die Einrichtung dieser Zentralmolkereien erhalten, als ich eines Tages nach einem Ardennendorfe kam und den dortigen Gastwirt fragte, ob in seinem Dorf eine Rahmstation wäre. „Ja," sagte er, „ich bin zwar noch niemals dort gewesen, aber wir können trotzdem hingehen." Wir kamen auf ein kleines, schmutziges Gehöft, dessen Bauer, anscheinend ein armer Kerl, die Rahmstation als Nebenerwerb betrieb. Er führte uns sogleich in ein freistehendes Zimmer seines Hauses, das er als Rahmstation bezeichnete. Der erste Eindruck war, daß es in dem Zimmer nach allerhand Sachen roch, die nicht hineingehörten und daß es anscheinenend selten gelüftet wurde. Die Wände waren mit Tapeten beklebt, die zur Hälfte abgefallen waren und in großen Stücken von den Wänden herabhingen, hinter sich große Kolonien von Spinnen und anderm Ungeziefer bergend. An der einen Seite stand eine Dezimalwage mit einem Sack Kartoffeln darauf, an der andern Seite lagen drei offene Säcke mit Chilesalpeter und an der dritten Wand stand die Zentrifuge. Schließlich war noch ein Herd mit einem Kessel in dem Raum, und der Bauer erzählte, daß man darin im Winter die Milch vorwärme. Der Fußboden wurde anscheinend niemals gereinigt. Man entrahmte zweimal täglich, um 9 Uhr und um 4 Uhr; jedesmal nach Benutzung der Zentrifuge wurde dieselbe gereinigt. Wenigstens war es so nach Angabe des Bauern. Als wir um 2 Uhr nachmittags bei ihm waren, war sie von morgens her noch nicht gereinigt, und mir scheint es höchst zweifelhaft, ob sie überhaupt jemals ordnungsgemäß gereinigt wurde.

Wir verabschiedeten uns und ich fragte den Gastwirt, der mit mir gegangen war, was sein Eindruck wäre. „Viel," sagte er, „habe ich nicht erwartet, aber von einer solchen Schmutzwirtschaft, wie sie da herrscht, hätte ich mir doch keinen Begriff gemacht."

Man fragt sich bei Feststellung solcher Verhältnisse unwillkürlich, was denn wohl die Einrichtung einer teuren Molkereizentrale nützt und alle Sorgfalt, die man der Rahmverarbeitung zuwendet, wenn der Rahm in solch nichtswürdigen Rahmstationen gewonnen wird. Gute Butter läßt sich niemals erzielen, wenn nicht die Milchbehandlung vom ersten Augenblick an mustergültig ist.

In mehr als einer Hinsicht ist die Entwicklung, die die belgische Milchwirtschaft genommen hat, hinter der andrer Länder zurückgeblieben. Auf den ersten Blick sollte man meinen, es läge sowohl im Interesse der Produktion wie der Produzenten, wenn Belgien, wie das beispielsweise in den Niederlanden der Fall ist, seine Butterproduktion soweit wie möglich überall in Molkereien konzentrierte. Dadurch würde mehr und bessere Butter produziert werden, der Butterhandel ließe sich besser organisieren, und die Bauern müßten nicht zum wenigsten davon profitieren.

Bei genauerm Hinsehen zeigt sich jedoch, daß Belgien nicht in derselben wirtschaftlichen Lage ist wie Holland, und daß sich hier vielfach sehr triftige Gründe der Ausbildung eines glänzenden Molkereiwesens widersetzen.

Die Kälbermäster haben zweifellos ihre guten Gründe, den Molkereien fernzubleiben, ebenso all jene Bauern, die aus direktem Verkaufe von Milch und Molkereiabfällen, wie z. B. frischen Weißkäsen, ein gutes Geschäft machen können.

Die Ackergroßwirtschaften sind zum Teil an der Milchwirtschaft ziemlich uninteressiert. All diese Gegenden bieten kein dankbares Feld für die Molkereien. Belgien mit seiner starken und zum Teil konsumkräftigen Bevölkerung kann nicht, wie Holland, den größten Teil seiner Milch zu Exportartikeln verarbeiten, sondern muß Milch zum Rohverbrauch und als Butter, Käse, Kälber- und Schweinefleisch auf den heimischen Markt bringen, von welchen Artikeln die Produktion des einen unter entsprechenden Verhältnissen ebenso vorteilhaft ist, wie die des andern.

Was außerdem der Ausbreitung des Molkereiwesens in Belgien entgegensteht, ist das Mißtrauen vieler Landwirte gegen die Unternehmer; entsprechend der politischen Spaltung des Volkes, die bis in die praktischsten Gewerbe ihren Einfluß bemerkbar macht, gibt es in vielen Dörfern klerikale und liberale Molkereien nebeneinander. Jede hat ihre Anhänger und ihre Gegner; und wo nur eine Molkerei besteht, bleibt aus politischen Rücksichten ein Teil der Bauern von vornherein fort.

Die Unbildung und Hilflosigkeit namentlich der kleinern Bauern gegenüber der Molkereileitung ist ein weiteres wesentliches Motiv zur Unterdrückung eines gesunden Molkereiwesens. Wo die Molkereien unter Führung der Pastoren stehen, strebt man, diese Abhängigkeit der Mitglieder eher zu verschärfen, als zu heben, und arbeitet somit, ohne es zu wissen und zu wollen, der Entwicklung des eigentlich genossenschaftlichen Gedankens direkt entgegen.

Der Mangel an genügend ausgebildetem und zuverlässigem Personale sowie das mehrfach vorgekommene Fehlschlagen von Molkereien wirken ebenfalls als Hemmschuh, ebenso, wie schon erwähnt, die Verbreitung der Handzentrifugen und die damit parallel gehende Ausbildung der Bauerntöchter in den landwirtschaftlichen Fortbildungskursen, wo ihnen die Handhabung der Handzentrifuge und der Betrieb der Gutsmeierei so plausibel gemacht wird, daß sie in ihrer spätern Wirtschaft lieber selbst Butter machen, als die Milch nach der Molkerei schicken wollen.

Zum Schluß wirkt auch vielerorts noch die Verschuldung des Bauern bei seinem Krämer darauf ein, daß er diesem, um seine Schuld zu tilgen, regelmäßig seine Butter abliefern muß, was ihn dann abhält, sich an einer Molkerei zu beteiligen.

Wenn auch die Zahl der Molkereien in Belgien ziemlich groß ist und noch weiter zunimmt, so sind doch die Verhältnisse dieses Landes für Ausbildung eines großen, glänzenden Molkereiwesens nicht günstig. Wenn sich auch durch besseres Unterrichtswesen die Technik noch heben ließe, so wird es den Belgiern doch immer an jener peinlichen „Pünktlichkeit und Reinlichkeit" fehlen, die das Molkereiwesen erfordert, und vor allem wird sich jener echt genossenschaftliche Sinn, der eine Genossenschaft erst recht hoch bringt, niemals in die Belgier einpflanzen lassen.

Wie die Produktion, so der Handel; was die Bauern oder die Molkereien an guter oder schlechter Ware zu Markt bringen, passiert zu einem nicht unerheblichen Teile noch erst die Hände eines Händlers, der sich beeilt, der Butter noch die letzten natürlichen Qualitäten zu nehmen.

2. Die Käserei.

Die Käserei hat in Belgien niemals eine große Rolle gespielt; die einzige Gegend, deren Käse bekannt geworden sind, ist das Land von Herve mit seinen

„Limburger Käsen". Im allgemeinen stellen die Bauern, die Käse machen, diesen nur für ihren eignen Bedarf her und in den belgischen Städten ißt man holländischen, Schweizer-, französischen, italienischen, deutschen und englischen Käse.

Man kann viererlei Arten von Käserei in Belgien unterscheiden:

1. Die Herstellung von Weißkäsen. Man macht diese Käse fast überall, namentlich in den wallonischen Landesteilen und um die großen Städte herum. Sie werden Maquée genannt und aus Magermilch hergestellt. Die Hauptsaison für diese Käserei ist das Frühjahr und der Sommer, besonders die Radieschen- und Rettichzeit. Sie dienen vorwiegend dazu, auf den Bauernhöfen verzehrt zu werden und nur, wo sich ein geregelter Absatz an eine getreue Kundschaft bietet, kommen sie auch in den Handel. Über den direkten Absatz an den Konsumenten hinaus läßt sich dies Geschäft nicht ausdehnen, da die Weißkäse, aus frischem Quark hergestellt, sofort verzehrt werden müssen. Man formt sie in quaderförmigen Stücken und verkauft sie für 10 Pfg. das Stück. Der Preis für das Kilogramm schwankt zwischen 30 und 80 Pfg. und beträgt im Mittel 55—60 Pfg.

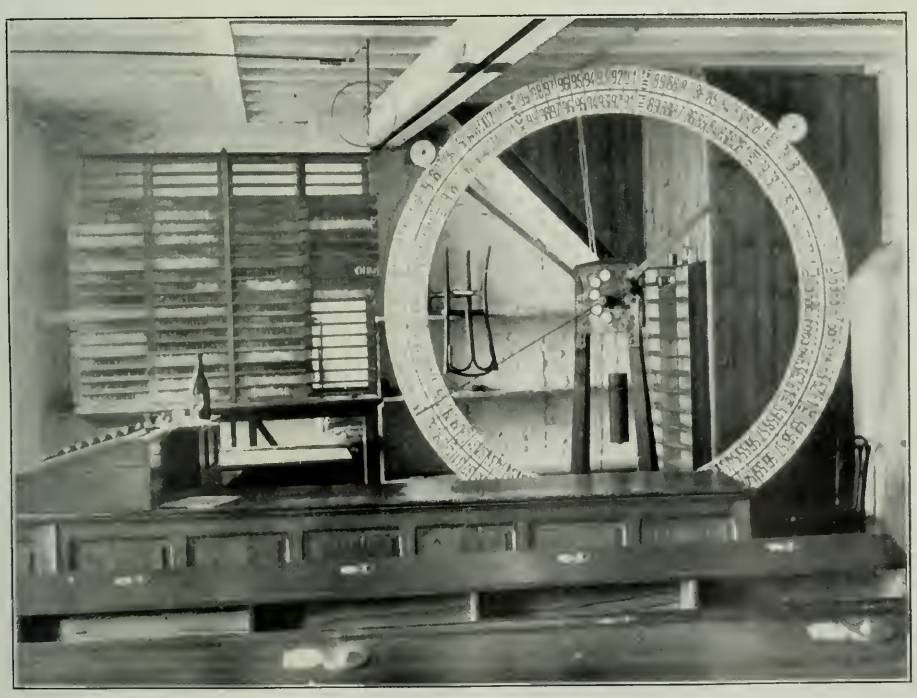
2. Die Herstellung von „Potkees". Dieser Käse ist mehr noch als der erstgenannte ein echter Bauernkäse, der namentlich zur Winterszeit in den Provinzen Brabant, Lüttich, Hennegau und Namur hergestellt und von den Bauern selbst verzehrt wird. Er kommt selten in den Handel.

Über die Fabrikation des Potkäses berichtet Schwerz folgendes:

„Da ich über das Käsen der Belgier nicht viel zu sagen habe, so füge ich statt dessen hier die Methode bei, einen angenehmen, magern Käse zu machen, der sich jahrelang hält, beinahe ohne Geruch ist und sich, da er fest ist, äußerst fein schneiden und schaben läßt. Für meinen Gaumen ist er, auf dem Butterbrote genossen, angenehmer als der grüne Schabkäse; und überdem kostet er nicht viel.

Die verdickte abgerahmte Milch wird in einen Kessel gegossen und über dem Feuer erwärmt, doch nicht stärker, als daß man noch ohne Anstand die Hand darin halten kann. Die Milch, die sich dadurch in Klumpen zusammenzieht, wird nun in ein nicht allzu lockeres Tuch gegossen, damit die Wasserteile ablaufen. Zu dem Ende bleibt die Masse die Nacht über aufgehangen und ist nun am folgenden Tage trocken und fest. Jetzt zerreibt man sie so fein, wie nur immer möglich zwischen den Händen, tut das Geriebene in einen irdenen Topf und rührt es mehrere Tage hintereinander täglich zweimal fleißig auf und um. Die Masse wird nach und nach die weiße Farbe und den Buttermilchgeruch verlieren und anfangen, sich zusammenzuziehen; man muß aber beim Umrühren nicht suchen, die sich zusammenhängenden Teile zu trennen, sondern sie so in dem noch feinen Mehle umwenden, damit sich dies auch nach und nach an die Klumpen festklebt. Sobald die Masse größtenteils zusammenhängend befunden wird, was im Sommer in 6—8 Tagen, im Winter in 10—14 Tagen zu geschehen pflegt — wobei ich beiläufig bemerke, daß von der richtigen Beobachtung dieses Zeitpunkts der ganze Erfolg abhängt —, wird ein Kessel mit etwas frischer Butter ausgestrichen, der Teig hineingetan und zwei Hände voll Salz sowie drei Eßlöffel voll sauren Rahmes darüber hergebreitet. Über einem gelinden Feuer wird nun die Masse sehr fleißig gerührt und so lange durchgearbeitet, bis sie einem wohlgekneteten Brot-

Haushaltungsschule in Flandern.



Buttermijn in Brüssel.

teige gleich sieht. Auch dies fleißige Durcharbeiten ist von Wichtigkeit, daher es ratsam ist, den Kessel von Zeit zu Zeit von dem Feuer abzunehmen, um die Masse mit mehr Freiheit und Nachdruck bearbeiten zu können. Man drückt zuletzt die Masse in ein paar kleine Formen, die man vorher mit einem angefeuchteten feinen leinenen Tuche von innen belegt hat, damit der Käse nachher ohne Anstand aus den Formen herausgeht. 24 Stunden nachher ist der Käse fertig und kann acht Tage darauf verspeist werden. Je älter er ist, desto brauner wird seine Farbe. 50—60 Pfund dicker Milch geben zwei Käse, jeder zu drei Pfund."

Man stellt denselben Käse auch her, ohne die letzten Manipulationen zu seiner Formung vorzunehmen, indem man ihn in der irdenen Schüssel, in der man ihn über das Feuer gebracht hat, läßt und mit einem Messer oder Löffel herausstieht, was man gerieben oder ungerieben zum Brot verzehren will. In diesen Töpfen hat er mehr eine grüngraue als braune Farbe. Häufig setzt man ihm außer Salz auch etwas Gewürz zu. Im Handel kostet der Potkees 50—80 Pfennig das Kilogramm.

3. In der Umgegend von Brüssel und Hal fabriziert man einen sogenannten Brüsseler Käse, indem man den Weißkäse der auf den dortigen Bauernhöfen hergestellt wird, ja selbst aus Frankreich bezogene Weißkäse zu einem sehr pikanten Weichkäse verarbeitet. Der Umfang dieser Produktion ist nicht bedeutend; man findet den „fromage de Bruxelles" kaum irgendwo auf den Speisekarten der Brüsseler Restaurants.

4. Der vierte und bekannteste belgische Käse ist der Limburger Käse aus dem Land von Herve; er war in früherer Zeit selbst auf ausländischen Märkten bekannt; heute ist man im Land von Herve fast völlig zur Butterfabrikation übergegangen, und die Käserei ist dementsprechend sehr stark eingeschränkt. Dieser Umschwung in der dortigen Milchwirtschaft datiert übrigens schon aus Schwerz' Zeit, der berichtete: „In den Wirtschaften, wo Käse gemacht werden, wird nicht gebuttert, und so umgekehrt. Vor einigen Jahren, wo die Butter in sehr hohem Preise war, legten sich die Käsemacher auch aufs Buttern; und nun verlor erstere Ware ein merkliches an Güte und an Kredit im Auslande."

Die heutige Käseproduktion des Landes von Herve überschreitet wohl kaum mehr die Grenzen des Landes; die feinern Qualitäten werden in Lüttich und Verviers verzehrt, und die minder feinen Qualitäten bleiben auf dem Land und in den Dörfern. Die Butterproduktion ist für die dortigen Landwirte rationeller, und seit Einführung der Handzentrifugen ist die ihnen für die Käserei verbleibende Magermilch so mager, daß sie daraus nur noch Käse von geringem Werte herstellen können; sie finden es oft einfacher, die Magermilch an ihre Schweine zu verfüttern.

Man kann zwei Sorten von Käse in jener Gegend unterscheiden, die pikanten Hartkäse und die feinen Weichkäse.

Erste sind die gewöhnlichen Bauernkäse, unter dem Namen „Limburger Stinkkäse" bekannt. Dieser Käse wird aus Magermilch hergestellt, hat ein großwürfelförmiges Format und wird stark ausgearbeitet, reichlich gesalzen und zum Austrocknen 14 Tage lang bei offenem Fenster aufbewahrt. Er muß, um gut auszureifen, ein Jahr liegen. Er wird mit 50 Pfennig das Stück bezahlt.

Die Herstellung von Weichkäsen ist nur dort von größerer Bedeutung, wo sich

glatte Absatzgelegenheit an eine gut zahlende Kundschaft bietet. Man macht kleine Fettkäse, Remoudou oder Remadou genannt. Bei ihrer Herstellung wird dreimal täglich sofort nach dem Melken gekäst. Man gießt die Milch in eine Wanne, fügt zwei Löffel Ferment hinzu, im Winter etwas Farbe und läßt die Milch zwei Stunden stehen. Alsdann wird die zusammengezogene Masse langsam und wenig gerührt und ein Teil der freiwerdenden Molke abgeschöpft. Danach steht die Käsemasse wiederum zwei Stunden und wird dann herausgenommen und auf schräg stehenden Tischen zwischen Holzleisten zu langen Stangen geformt. Die Käsemasse sinkt allmählich zusammen, und die heraustretende Molke läuft von den Tischen herab in bereitgestellte Eimer. Nach vier Stunden schneidet man die Stangen in würfelförmige Stücke und dreht jedes Stück um zwei Achsen, um die eine 180° um die andre 90°. Das ist einer der hauptsächlichsten Kniffe bei dieser Käserei. Durch die doppelte Wendung wird der Druck in dem kleinen Käse so verändert, daß der Käse beim Ablaufen der Molke eine gleichmäßige Konsistenz erhält. Nach einiger Zeit werden die Käsewürfel nochmals durchschnitten, so daß man nun platte Quader erhält. Nachdem diese zwei bis drei Tage zwischen den Leisten und Brettchen gelegen haben, trägt man sie in den Keller, wo sie mit ganz wenig Salz bestrichen und aufeinander gelegt werden. Nach wieder zwei Tagen kommen sie in die Käsekammer, wo sie mit Salzwasser gewaschen und verschmiert werden. Bei diesem Verschmieren werden alle unebenen Stellen mit dem Daumennagel abgekratzt, und alle Vertiefungen in der Oberfläche des Käses mit dieser Masse vollgeschmiert. Alle zwei bis drei Tage werden sie nun gewaschen, verschmiert und gedreht, und in zwei bis drei Wochen sind sie fertig. Sie kommen dann auf den Markt und müssen sofort verzehrt werden. Der Preis für das Originalformat der Remoudoukäse beträgt 25 Pf.; man stellt jedoch auf die gleiche Weise auch ein größeres Doppelformat, les grands, und ein kleineres Format, les demis, her.

Nur der kleinste Teil der Käseproduktion im Land von Herve sind solche Fettkäse, mehr als neun Zehntel sind Mager- oder Halbfettkäse. Wie fast überall in der Käserei, so besteht auch hier das Bestreben, Magerkäse als halbfetten, und halbfetten Käse als Vollfettkäse zu verkaufen.

Da die belgische Käserei nur einen sehr kleinen Teil des Käsebedarfs im Land deckt, so hatte man vor einigen Jahren daran gedacht, verschiedene Arten von ausländischer Käserei in Belgien heimisch zu machen. Die Regierung veranstaltete eine Enquete, deren Resultat jedoch ein negatives war.

„Die Butterfabrikation", sagt der darüber veröffentlichte Bericht,[1]) ist mit weniger Verlusten verknüpft, verlangt weniger Arbeitskraft und Kapital und bezahlt den Liter Milch mit einem höhern Preise, als es im allgemeinen in der Käserei möglich ist. Im Durchschnitt verwertet sich der Liter Milch bei der Butterbereitung mit 10,4 Pfennigen, einschließlich den Wert der Magermilch.

Wenn die ausländische Käserei sich bei uns nicht heimisch machen kann, so liegt das zum Teil daran, daß die bei uns hergestellten Käse von minder guter Qualität sind, und auch daran, daß die Käserei weniger lukrativ ist als die Butterbereitung.

1) Bulletin de l'Agriculture 1905, Nr. 4.

Es wäre darum unvorsichtig, die Landwirte zu einem Unternehmen aufzufordern, bei dem sie arge Verluste erleiden könnten.

In unserm Land ausländische Käsereien nachahmen wollen, hieße nach einem fast sichern Mißerfolge hinarbeiten. Unsre Käse würden niemals die Qualität erreichen, die sie in ihren Heimatländern haben, und außerdem würde die Rentabilität solcher künstlich eingeführten Industrie stets unzureichend sein.

Lassen wir darum den Franzosen ihre Fabrikation des Fromage de Brie und Camembert und unsern Nachbarn im Norden ihre Fabrikation von Gouda- und Edamerkäsen!"

3. Handel in Molkereiprodukten.

Es liegt im Charakter des Belgiers, den augenblicklichen Vorteil, der sich ihm bietet, wahrzunehmen, und nicht zu warten, ob er nicht später einen noch größern Vorteil erlangen kann.

Es gibt natürlich auch in Belgien eine ganze Reihe von Landwirten und Molkereien, welche sich bemühen, feinste Produkte herzustellen, und die in der Bedienung des Publikums mit besten Qualitäten ihren Vorteil suchen und finden. Es gibt aber mindestens ebensoviel andre, die glauben, besser zu fahren, wenn sie das möglichst minderwertige Produkt zum höchsterreichbaren Preise zu liefern suchen, und die, solange die Kundschaft nicht protestiert, den Wert ihrer Produkte herabzusetzen suchen, um einen um so größern Reingewinn beim Verkauf einzustecken.

Bei der überraschend großen und fast in allen Ländern gleich großen Unwissenheit des kaufenden Publikums gegenüber der Qualität von Milch, Butter und Käse ist diese Spekulation meistens nicht falsch und besonders in einem Lande wie Belgien, das mit seinen Molkereiprodukten keine ausländischen Märkte aufsucht und nicht zu fürchten braucht, daß wegen schlechter Lieferung ein allgemeiner Preisrückgang eintreten kann, kommen zweifellos viele der weniger gewissenhaften Produzenten von Milch, Butter und Käse besser noch auf ihre Rechnung als die ganz ehrlichen.

Ein Bauer beispielsweise, der wöchentlich einen Korb voll Butter zur Stadt schickt und von seiner Kundschaft einen annehmbaren Preis erhält, wird die nächste Woche schon versuchen, etwas mehr Wasser in der Butter zu lassen; ist die Kundschaft damit einverstanden, so kommt er bald auf die Idee, seiner Butter noch andre Stoffe, Mehl und Fette, beizufügen, und das setzt er so lange fort, bis seine Kundschaft anfängt, zu reklamieren; dann macht er irgendwelche Ausflüchte und kommt das nächste Mal mit etwas besserer Butter, um zu beweisen, daß er Wert darauf legt, seine Kundschaft gut zu bedienen, und ist diese zufrieden, so fängt die langsame Verschlechterung der Butter von neuem an.

In Battice, dem Hauptbuttermarkt im Land von Herve, ist nach Aussage der dortigen Bauern mindestens die Hälfte der von den Bauern zu Markt gebrachten Butter schon auf den Bauernhöfen verfälscht.

Die Hauptbutterpanscherei findet aber nicht auf den Bauernhöfen, sondern bei den Butterhändlern statt. Es gibt, namentlich im Kleinbesitz, viele Gegenden, wo die Bauern so fest in Schulden beim Krämer sitzen, daß sie nicht nur zur Butterlieferung an ihn verpflichtet sind, sondern sich auch mit den von ihm gebotenen geringen Preisen begnügen müssen. Es kommt vor, daß solcher Butterhändler, der seinem Geschäfte den Namen „der Landbau" oder „die Eintracht" gibt,

um dadurch seinen Kunden eine Art landwirtschaftlicher Genossenschaft vorzutäuschen, die billig auf den Bauernhöfen erstandene Butter noch billiger weiter verkauft.

Besonders der Nordosten Belgiens wetteifert mit den benachbarten Provinzen der Niederlande um den Vorrang in der Butterpanscherei. Jeder beschuldigt den Nachbar auf der andern Seite der Grenze für den Hauptübeltäter.

Der schließliche Erfolg der Unehrlichkeiten im Butterhandel scheint mir aber doch für Belgien schlimmer als für Holland. Während im letzten Lande vorwiegend einige Großexporteure die Butterpanscherei mit Exportbutter betreiben, während die im Land selbst angebotene und ebenso ein großer Teil der Exportbutter, sofern er aus guter Quelle kommt, feinste Tafelbutter ist, leidet in Belgien der ganze Butterkonsum unter den unvollkommenen und vielfach unehrlichen Manipulationen der Butterproduktion und des Handels. Man kann Belgien in allen Richtungen durchqueren; wenn man nicht gerade das Glück hat, bei einem Großbauern zu Tisch geladen zu werden und daselbst seine Butter vorgesetzt zu bekommen, so wird man ohne Übertreibung neunmal schlechte und einmal gute Butter zu essen bekommen, sei es, daß die Butter auf primitivste Weise in einer Kleinbauernwirtschaft hergestellt ist und eine mindere Qualität Kochbutter darstellt, sei es, daß sie mit Margarine und andern Fetten vermengt ist und der Wagenschmiere ähnlicher sieht als der Butter.

In Brüssel gute Butter zu essen, ist mir nur in seltenen Fällen beschert gewesen; man braucht nur die Straßen der Stadt zu durchwandern und die ausliegende ölig glänzende Butter in den Ladengeschäften durch das Fenster anzusehen, um sich eine Vorstellung vom Brüsseler Butter-Detailhandel zu machen.

Der Verkauf der Butter geschieht zum großen Teile direkt durch die Bauern an ihre Kundschaft oder an Butteraufkäufer. Die Buttermärkte haben seit Aufkommen der Molkerei viel verloren. Die Molkereien verkaufen ihre Butter entweder mittels Korrespondenz an Privatkunden oder auf öffentlichen Versteigerungen, wie solche in Hasselt und in Brüssel durch die Händler eingerichtet sind.

In Brüssel befindet sich in der Nähe der Markthallen eine Buttermijn, deren Einrichtung der Buttermijn in Maastricht entspricht, nur daß der genossenschaftliche Charakter des Verkaufs in Brüssel fehlt.

Die Gesamtproduktion Belgiens kann auf etwa 52 073 000 kg geschätzt werden. Der Konsum an Butter und Margarine ergibt sich aus folgender Übersicht:

Butterproduktion in Belgien	52 073 000 kg
Mehreinfuhr	2 837 000 „
Butter zum Konsum	54 910 000 kg
Margarine zum Konsum	9 422 000 „
zusammen . . .	64 332 000 kg,

jährlicher Konsum auf den Einwohner 9,0 kg Butter und Margarine.

Zum Vergleich seien dieselben Zahlen für die Niederlande danebengestellt:

Butterproduktion in den Niederlanden . . .	57 092 000 kg
Mehrausfuhr	22 219 000 „
Butter zum Konsum	34 873 000 kg
Margarine zum Konsum	29 600 000 „
zusammen . . .	64 473 000 kg,

jährlicher Konsum auf den Einwohner 12,5 kg Butter und Margarine.

Die Holländer sind starke Margarineesser; sie essen in der Regel entweder gute Butter oder Margarine, während die Belgier meistens schlechte Butter essen.

Der Gesamtumfang der belgischen Milchwirtschaft wird durch die nachfolgenden Angaben annähernd skizziert:

(889 000 Milchkühe zu je 2500 kg Milch)

Gesamtmilchproduktion	2 222 500 000	kg
Milch als menschliches Nahrungsmittel .	430 700 000	„
Vollmilch zur Käserei	60 000 000	„
„ „ Kälbermast	120 000 000	„
„ „ Kälberaufzucht	124 000 000	„
„ „ Butterbereitung	1 487 800 000	„

daraus (3,5 %) hergestellte Butter 52 073 000 kg.

Die Margarineindustrie wurde im Jahr 1905 in 16 Fabriken betrieben und stellt etwa 9½ Millionen Kilogramm Margarine her, davon kam ein kleiner Teil zur Ausfuhr. Die Margarineeinfuhr war ohne Bedeutung, so daß zum Konsum gelangten 9 422 000 kg.

Der Handel in Molkereiprodukten mit dem Auslande besteht vorwiegend in einem großen Einfuhrhandel von Butter und Käse aus den Niederlanden. Die nachfolgenden Zusammenstellungen geben Aufschluß darüber:

Butter.

Einfuhr aus	kg	Ausfuhr nach	kg
den Niederlanden	3 937 013	Frankreich . .	1 717 323
Frankreich . .	473 793	andern Ländern	6 598
andern Ländern	150 057	zusammen	1 723 921
zusammen	4 560 863		

Mehreinfuhr 2 836 942 kg.

Feine Käse.

Einfuhr aus	kg	Ausfuhr nach	kg
den Niederlanden	8 634 283	den Niederlanden .	42 402
Frankreich . .	740 166	Frankreich . . .	19 992
der Schweiz . .	469 629	andern Ländern .	16 213
Deutschland . .	151 801	zusammen	78 607
andern Ländern	130 673		
zusammen	10 126 552		

Mehreinfuhr 10 047 945 kg.

Gewöhnliche Käse (Weißkäse u. dgl.).

Einfuhr aus	kg		
Frankreich . .	2 795 531		
andern Ländern	249		
zusammen	2 795 780	Ausfuhr	1 177 kg

Mehreinfuhr 2 794 603 kg.

Milch und Rahm.

Einfuhr . . 517 296 l Ausfuhr . . . 4 121 628 l

Mehrausfuhr 3 604 332 l.

Die Gesamtmehreinfuhr an Molkereiprodukten nach Belgien verkörpert einen Wert von etwa 19 Millionen Mark und die Gesamtproduktion des belgischen Molkereigewerbes einen Wert von etwa 192 Millionen Mark.

VI.

Zuckerindustrie.

Belgien steht unter den zuckerproduzierenden Ländern Europas an fünfter Stelle. Nach den Angaben der Statistik produzierten im Jahr 1906/07[1])

	Zuckerrüben in Tonnen	Rohzucker in Tonnen
Deutschland	14 045 000	2 157 200
Rußland	10 336 000	1 450 200
Österreich-Ungarn	8 950 100	1 334 100
Frankreich	5 453 800	731 900
Belgien	1 849 000	279 200
Niederlande	1 199 300	176 390
Schweden	1 007 900	157 670
Italien	1 000 000	112 000
Spanien	706 600	80 600
Dänemark	472 000	66 000
Rumänien	220 000	26 400
Schweiz, Bulgarien, Griechenland	79 000	9 900
Europa	45 318 700	6 581 560

Dank seiner günstigen Klima- und Bodenverhältnisse sowie der günstigen Arbeiterzustände gehört Belgien zu den Ländern intensivsten Rübenbaues, und seine Zuckerfabriken und Raffinerien liefern für den Weltmarkt Zuckermengen, die nicht nur für das kleine Land von recht erheblicher Bedeutung sind, sondern auch im Welthandel eine ziemliche Rolle spielen.

Unter allen landwirtschaftlichen Industrien, deren Belgien eine große Menge zählt, steht die Zuckerindustrie nächst der Molkerei an erster Stelle. Wenn letzte als das wichtigste Gewerbe für den Kleinbesitz, für die Sandböden und Gebirgsteile gelten kann, so ist die Zuckerindustrie für den Mittel- und Großbetrieb der fruchtbaren Gefilde Mittelbelgiens die wesentlichste landwirtschaftliche Industrie.

1) Nach den Berechnungen der Association internationale de statistique sucrière. (Bulletin de l'Agriculture 1907, I.)

Wenn man die belgische Zuckerindustrie auch nicht als eigentliches landwirtschaftliches Nebengewerbe betrachten darf, wie später gezeigt werden soll, so steht sie doch mit der großen Mehrzahl der mittelbelgischen Wirtschaften in allerengster Beziehung.

Der Anbau der Zuckerrübe datiert in Belgien aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Anbaustatistik meldet

im Jahr	1846	2 126 ha
„ „	1856	7 794 „
„ „	1866	18 075 „
„ „	1880	32 627 „
„ „	1895	54 100 „
„ „	1900	63 515 „
„ „	1901	61 528 „
„ „	1902	47 592 „
„ „	1903	53 927 „
„ „	1904	44 302 „
„ „	1905	64 175 „

Bis zum Jahr 1895 nahm der Rübenbau in raschem Tempo alljährlich an Ausdehnung zu. Dann war alles gute rübenfähige Land dieser Kultur eingeräumt, und der Rübenbau nahm eine mehr konstante Ausdehnung an. Bei guten Preisen dehnte er sich bisweilen etwas weiter aus und wurde auch auf den weniger geeigneten Böden Flanderns und des Condroz getrieben, bei fallenden Preisen trat er von diesen Böden wieder zurück. Auch innerhalb des eigentlichen Rübenkulturbezirks, der das ganze Gebiet Mittelbelgiens darstellt, kamen den Preisen entsprechend Schwankungen vor, indem sich der Anbau der Zuckerrübe ein Jahr mehr ausdehnte, das andre Jahr mehr einschränkte; im allgemeinen hat sich aber der belgische Rübenbau seit Erreichen seiner Blüteperiode ziemlich konstant auf derselben Höhe gehalten; ein Beweis dafür, daß er den heute schwieriger gewordenen Konkurrenzverhältnissen des Weltmarkts, dessen Beschickung für die belgische Zuckerindustrie wichtiger ist als der Inlandskonsum, mit gutem Erfolge gerecht zu werden vermag. Die Gründe für die Konkurrenzfähigkeit der belgischen Zuckerindustrie sollen weiterhin noch genannt werden.

Um zunächst eine Vorstellung von der Rübenproduktion zu geben, sei deren Lokalisierung auf die schweren, reichen Lehmböden Mittelbelgiens an erster Stelle genannt. Nach der Statistik 1905 wurden gebaut:

in der Provinz	ha
Antwerpen	730
Brabant	10 399
Westflandern	3 498
Ostflandern	2 886
Hennegau	21 377
Lüttich	13 082
Limburg	5 584
Luxemburg	11
Namur	6 617
Belgien	64 184

Von der Gesamtkulturfläche Belgiens sind das 3,64 % (Sachsen 7,2, Mecklenburg 2,6, Posen 2,5, Schlesien 2,4 % — Niederlande 1,7 %), von der Ausdehnung des Ackerlandes 5,2 %. Rechnet man, daß etwa $^1/_6$ des Areals der Rübenwirtschaften mit Zuckerrüben bestanden ist, so nimmt die gesamte im Wechselbau mit Rüben bestandene Ackerfläche etwa den dritten Teil allen belgischen Ackerbodens ein.

Die Zuckerrübe steht unter allen Handelsgewächsen der belgischen Landwirtschaft an erster Stelle; ihrem Anbau dienen 65 % des Areals, das Industrie- und Spezialkulturen trägt, während nur 20 % dem Flachs, 9 % der Zichorie, 3 % dem Tabak, 2 % dem Hopfen und 1 % dem Raps eingeräumt sind.

Man kann Zuckerrübenbau nicht überall, sondern nur unter natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen treiben, die einen kapitalintensiven Wirtschaftsbetrieb gestatten. Das ist aber weder im Kleinbetrieb auf den flämischen Sandböden, noch im rauhen Klima der Ardennenregion möglich. Der belgische Zuckerrübenbau beschränkt sich daher im wesentlichen auf das zwischen diesen beiden Regionen liegende Mittelbelgien, das im Norden etwa durch die Linie Tongern, Tirlemont, Brüssel, Courtrai und im Süden durch die Linie Lüttich, Namur, Thuin abgegrenzt wird. Dieser ganze Bezirk zeichnet sich aus durch reiche, tiefgründige Lehmböden und ist bebaut durch einen, wenn auch nicht der Zahl, so doch der Fläche nach überwiegenden Mittel- und Großbetrieb; d. h. Wirtschaften von 50 bis 500 ha, im Mittel 80—150 ha Areal. Wer diesen Teil Belgiens mit der Eisenbahn durchquert, wird beim Hinausblicken ins Land sofort bemerken, daß er sich in einem Gebiete der Großkultur befindet, da sich rechts und links von der Bahnlinie ausgestreckte Getreide- und Rübenfelder hinerstrecken.

Am intensivsten wird der Rübenbau im südlichen Hesbegau, also in den Kreisen Avennes, Landen und Waremme, sowie im südwestlichen Hennegau, vor allem in den dortigen Kreisen Thuin, Merbes le Chateau, Paturages, Boussu, Dour, Chièvres, Leuze u. a., getrieben. Hier nimmt die Zuckerrübe etwa den fünften Teil des Ackerlandes ein, und läßt man die kleinern Wirtschaften, die im allgemeinen wenig Zuckerrüben bauen, fort, so ist $^1/_4$—$^1/_3$ des Ackers Zuckerrübenland.

Wo der Boden weniger tiefgründig oder leichter und sandiger wird, treibt man weniger Rübenbau; da auf ersten Böden Temperatur und Feuchtigkeit des Bodens größern Schwankungen ausgesetzt und schwieriger zu regulieren sind und auf letzten die Düngung und damit die Produktion von Zuckerrüben sich teurer gestaltet. Die Zuckerrübenkultur erfordert intensive Düngung sowohl mit Stall-, als mit Handelsdünger; gleichgültig, ob der Boden reich oder arm ist, darf mit keinem von beiden gegeizt werden, wenn man eine Zuckerrübenwirtschaft mit Erfolg treiben will. Es ist natürlich, daß die leichtern Böden infolge geringerer Absorptionskraft und größerer Verluste durch Ausspülung erheblich größere Düngungen beanspruchen, wenn man auf ihnen dasselbe Resultat wie auf reichem Lehmboden erreichen will. Da aber der belgische Landwirt ein guter Ökonom und scharfer Rechenmeister ist, weiß er sich auszurechnen, daß, wenn die starken Düngungen auch auf schwerem Boden gerechtfertigt sind, weil sie durch die großen Rübenernten bezahlt werden, sie doch auf leichterm Boden nur leichtere Ernten bringen oder bei weiterer Steigerung sich nicht mehr bezahlt machen würden. Das

ist der Grund, warum man in vielen intensiven Ackerwirtschaften Mittelbelgiens, deren Boden einen mehr sandigen Charakter trägt, so wie z. B. die Böden des nördlichen Hesbegaus, den Rübenbau nur in beschränktem Umfange treibt, und gar oft kann man von intelligent und modern wirtschaftenden Landwirten jener Gegend sagen hören, daß sie die Rüben nicht wegen des Reinertrags aus den Rüben bauen, sondern hauptsächlich wegen Einhaltung der intensiven Fruchtfolge und wegen des Gewinns der Blätter und Schnitzel, die man als Futter für das Mastvieh nötig hat.

Für die große Mehrzahl der mittelbelgischen Wirtschaften ist jedoch die Zuckerrübe eine Frucht, die nicht nur den intensiven Ackerbetrieb ermöglicht und reichliche Futterstoffe in den Fabrikrückständen liefert, sondern die auch beim Verkauf der Rüben ein schönes Stück Geld abwirft. Es hat Anfang der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts eine Zeit gegeben, in der die belgischen Rübenbauer viel Geld mit den Rüben verdienten und in der die Zuckerfabrikanten und Aktionäre von Zuckerfabriken reiche Leute wurden. Diese Zeiten höchster Blüte sind für die Zuckerinteressenten vorüber, seit die Zuckerproduktion so stark angewachsen ist, daß der Preis für Zucker und damit auch für die Zuckerrüben erheblich herabgedrückt wurde.

Während bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Zuckerbedarf der Welt fast ausschließlich durch die Produktion von Rohrzucker in den tropischen Ländern gedeckt wurde, begann von diesem Zeitpunkt ab die Produktion von Rübenzucker einen gewissen Einfluß auf die Gestaltung des Zuckermarkts auszuüben. Die Produktion von Rübenzucker steigerte sich in kurzer Zeit derart, daß gegenwärtig der Weltbedarf an Verbrauchszucker zu $^2/_3$ durch die Produktion von Rübenzucker und nur zu $^1/_3$ von der des Rohrzuckers gedeckt wird.

Die Weltproduktion an Zucker steigerte sich während der letzten drei Dezennien sprunghaft. Es wurden produziert[1]) in 1000 t zu je 1000 kg:

	Rübenzucker	Rohrzucker
1852/53	202	1260
1859/60	451	1540
1869/70	846	1740
1879/80	1539	1988
1889/90	3523	2507
1899/1900	5456	2867
1900/01	6040	3435

Hieraus geht hervor, daß die Produktion an Rübenzucker, die fast ausschließlich in den alten Kulturländern Europas geschieht, sich in einem Zeitraume von 50 Jahren verdreißigfacht, die des Rohrzuckers noch nicht recht verdreifacht hat.

Die notwendige Voraussetzung für die starke Produktionssteigerung war eine entsprechend gesteigerte Aufnahmefähigkeit für den Zucker; und diese Voraussetzung wurde erfüllt. Aus dem Luxusartikel und Genußmittel Zucker, dessen sich nur wohlhabende Kreise bedienten, wurde im Lauf der Zeit ein erstklassiges Nahrungsmittel. Einen Überblick über die Konsumsteigerung geben die folgenden Zahlen.

1) Paasche, Zuckerindustrie und Zuckersteuer.

die den Zuckerkonsum der Hauptkonsumtionsländer des Rübenzuckers auf den Kopf der Bevölkerung darstellen:

	1870/75 kg	1897 kg	1904/05 kg
Großbritannien . . .	22,6	38,9	45,00
Vereinigte Staaten . .	18,3	28,3	38,00
Frankreich	7,8	13,0	22,00
Deutschland	6,7	12,1	14,42

Berücksichtigt man, daß allein in den vier genannten Ländern die Bevölkerungszahl von etwa 142 auf 223 Millionen Einwohner seit 1870 gewachsen ist, so gibt das einen Anhalt für den Umfang der Bedarfssteigerung.

Bis in die 70er Jahre ging alles gut; die Produktion an Rübenzucker nahm schnell zu, ebenso der Konsum. Die Preise standen hoch. Die europäischen Produzenten hatten einer nach dem andern ihre Zuckerproduktion so gesteigert, daß sie für deren Absatz ausländische Märkte aufsuchen mußten. Auf dem englischen Markte, dessen Versorgung ungeheuer große und jährlich anwachsende Zuckerimporte verlangte, trafen die Produzenten des europäischen Kontinents, namentlich Deutschland, Frankreich, die Niederlande, Belgien und Österreich-Ungarn, zusammen und konkurrierten um den größten Absatz und höchsten Preis.

Die allgemeine starke Ausdehnung der Zuckerindustrie führte alsbald eine Überfüllung des Marktes mit Zucker herbei, und die Preise begannen zu sinken. Eine andre, mehr zentralisierte Industrie hätte von diesem Augenblick an wahrscheinlich ihre Produktion eingeschränkt, um durch ein minder großes Angebot den alten Preisstand zurückzugewinnen. Anders die Zuckerindustrie; sie konnte mit ihren über alle Länder verstreut liegenden Fabriken und Lagerhäusern, mit ihren Hunderttausenden von Rohstofflieferanten und Abnehmern der Fabrikrückstände sich nicht von heute auf morgen um ein wirklich erhebliches Maß einschränken. Die Dezentralisation und feste Einführung dieser Industrie in Tausenden von landwirtschaftlichen Betrieben verhinderte ein Hin- und Herschwanken der Produktion, wie solches in andern Industrien eher möglich ist. Um darum nicht Haus und Hof zu verlieren, begann sowohl von seiten der Zuckerfabrikanten, wie von seiten der Rübenbauer ein energisches Ringen mit den ungünstigen Verhältnissen und ein wahrer Wettlauf, das, was durch die schlechter werdende Marktlage verloren ging, durch verbesserte Produktion wieder einzubringen.

Die Preise fielen anhaltend. Es wurden bezahlt für 100 kg Rohzucker

1870 . . .	44,50 ℳ[1])	1901 . . .	19,10 ℳ[2])
1876 . . .	52,20 „	1902 . . .	15,30 „
1880 . . .	43,00 „	1903 . . .	18,00 „
1885 . . .	27,80 „	1904 . . .	19,60 „
1890 . . .	24,80 „	1905 . . .	22,40 „
1895 . . .	19,20 „		
1900 . . .	20,30 „		

1) Londoner Notiz.
2) Magdeburger Notiz.

Um bei diesem starken Rückgange der Preise dennoch mit Erfolg produzieren zu können, waren die Zuckerfabrikanten gezwungen, ihre Industrie derart zu vervollkommnen, daß sie aus der Mehrausbeute die entstehenden Ausfälle an Einnahmen decken konnten. Das ist ihnen mittels ständiger Verbesserung und Modernisierung ihrer Fabrikanlagen auch zum großen Teile gelungen. Für die Rübenbauer machte sich der Sturz der Zuckerpreise dadurch bemerkbar, daß die Zuckerfabriken die Preise für Zuckerrüben herabsetzten, und zwar so erheblich herabsetzten, daß der Rübenbau für viele Landwirte unrentabel wurde. Man schränkte ihn darum auf den weniger reichen Böden und in den am Rübenbau minder interessierten Kleinbetrieben ein; die Großbetriebe auf reichem Boden dagegen, die ihre Wirtschaften völlig auf den Rübenbau eingerichtet hatten und weder die Zuckerrüben in der Fruchtfolge, noch die Rübenschnitzel für ihren Mastviehstall entbehren konnten, spannten nun auch ihrerseits alle Kraft ein, um durch vermehrte und verbesserte Produktion die ausfallenden Einnahmen wett zu machen.

Man legte mehr Sorgfalt auf die Auswahl der Rübensaat und ersetzte die bis dahin angebauten Arten, die große Massen Rüben von minder hohem Zuckergehalte lieferten, durch neue deutsche Rübenvarietäten, so daß der Zuckergehalt, der vor 1880 im Mittel 8—10 % betragen hatte, bis zum Jahr 1895 auf 12—14 % anwuchs. Seitdem nahmen die Erträge an Zucker, den die Landwirte vom Hektar ernteten, weiter zu.

Nach den Angaben der Association internationale de statistique sucrière betrugen die Ernteerträge in Belgien

während der Kampagne von	Rüben auf den ha kg	Zuckergehalt %	Zucker auf 1 ha kg
1888—89 . . .	27 400	12,08	3310
1889—90 . . .	39 300	12,28	4825
1890—91 . . .	33 800	11,93	4032
1891—92 . . .	26 000	12,80	3328
1892—93 . . .	31 900	11,90	3537
1893—94 . . .	35 800	12,80	4582
1894—95 . . .	31 900	12,10	3860
1895—96 . . .	30 000	14,10	4230
1896—97 . . .	32 700	13,20	4316
1897—98 . . .	33 600	14,61	4909

Als Grenzen der Rübenerträge mag man heute 20 000—48 000 kg mit einem Gehalte von 12—18 % Zucker annehmen; im Mittel 30 000—35 000 kg mit 13—15 % Zucker.

Mit dieser recht erheblichen Steigerung der Ernteerträge verbanden die Landwirte eine ständig fortschreitende Modernisierung und Intensivierung ihrer Produktion, die mit möglichst ökonomischer Organisation des Betriebs Hand in Hand ging. Der Rübenbau hatte die Bodenpreise und Pachten gesteigert, er hatte einen erheblich größern Kapitalaufwand auf den Hektar erforderlich gemacht, da Arbeiter, Maschinen, Düngestoffe, Angespann und Ackerwagen bei Einführung des Rübenbaues verdoppelt und verdreifacht werden mußten. Dieser Übergang zum kapitalintensiven Betriebe hatte den Landwirten aber auch den Rechenstift in die

Hand gedrückt und die von Haus aus schon praktischen belgischen Landwirte zu geriebenen Geschäftsleuten gemacht, die ganz genau kalkulieren lernten, wie weit sie mit dem Aufwande für ihre Rübenkultur gehen dürften, um ihren Gewinn daraus zu steigern.

Die Ausgaben eines ländlichen Betriebs setzen sich aus drei Hauptposten zusammen: der Verzinsung des Grundkapitals, dem Aufwande für käufliche Futter- und Düngemittel und den Arbeitslöhnen. Alle andern Ausgaben im landwirtschaftlichen Betriebe sind von untergeordneter Bedeutung. Nach den Angaben der Rentabilitätserhebungen des Reichsamts des Innern vom Jahr 1902 machen diese drei Posten in der deutschen Landwirtschaft 99,21 ℳ auf den Hektar aus, und zwar

Verzinsung des Grundkapitals	28,21 ℳ
Aufwendung für käufliche Futter- und Düngemittel .	29,71 „
Arbeitslöhne	41,29 „

Auf die Bildung des ersten Postens steht dem einzelnen Landwirte verhältnismäßig wenig Einfluß zu; seine Höhe richtet sich nach der Höhe der Bodenpreise und Pachten, die weniger von den persönlichen Wünschen des Landwirts, als von den natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Gegend abhängig sind. Die Zumessung des zweiten Ausgabepostens steht schon mehr unter dem Einflusse des Wirtschaftsleiters. Obschon kein verständiger Landwirt seinem Acker den Dünger und seinem Vieh das notwendige Futter entziehen wird, kann der Aufwand an beiden doch je nach dem Grade der Betriebsintensität hoch oder niedrig zugemessen werden. In Zuckerrübenwirtschaften jedoch, die stets intensiv geführt werden, stellt auch die Ausgabe für Handelsdünger und Futter mehr oder minder einen Posten dar, an dem nicht gespart werden darf. Jeder rationell wirtschaftende Rübenwirt weiß, wieviel Handelsdünger er jährlich für seine Äcker und wieviel Futterstoffe er für sein Vieh ankaufen muß; ein Heruntergehen unter dies Maß und ein Sparen an diesem Ausgabeposten würde die Intensität und Leistungsfähigkeit seiner Wirtschaft schwächen. Es bleibt also nur der letzte Posten, die Ausgaben an Arbeitslöhnen, an dessen Reduzierung der Rübenbauer denken kann, ohne seinen Betrieb zu schädigen.

In der Tat sind die Ausgaben für Arbeitslöhne in einer intensiven Wirtschaft der Ausgabeposten, durch dessen Herabsetzung eine Veränderung der Produktionskosten und Steigerung der Rentabilität am ehesten möglich ist. Die Arbeitslöhne bilden in allen größern Landwirtschaftsbetrieben den größten Ausgabeposten, darum wird eine möglichst wirtschaftliche Einschränkung gerade dieser Ausgaben auch eher zu dem erstrebten Ziele führen, als andre kleine Ersparnisse und Kürzungen im Ausgabenkonto.

In der praktischen Organisation der Arbeit und dem schärfsten Haushalten mit den Arbeitslöhnen besteht meines Erachtens der wichtigste Faktor für das Florieren des belgischen Zuckerrübenbaues und für die Konkurrenzfähigkeit der belgischen Zuckerindustrie.

Die Böden, auf denen der Belgier Zuckerrüben baut, sind sämtlich schöne alte Kulturböden, deren Beackerung mit einem handfesten Wendepflug und einem guten Ochsen- oder Pferdegespann besorgt werden kann. Belgien hat keine Dampfpflüge und keine Untergrundpflüge für seinen Zuckerrübenbau nötig. Man pflügt im

Herbst, arbeitet den Acker im Frühjahr mit dem Federzinkenkultivator oder schweren Eggen durch, eggt und walzt, drillt die Saat und hackt die Rübenfelder mit der Maschine. All diese Geräte werden in sämtlichen belgischen Rübenwirtschaften benutzt, in vielen kommt noch der Düngerstreuer zum Aussäen des Handelsdüngers hinzu. Die Ackergeräte und Maschinen erfreuen sich überall der besondern Pflege des Besitzers oder seiner Söhne, die für Reinigung, Ölung, Anstrich und gute Aufbewahrung derselben Sorge tragen.

Betreffs des Angespanns ist der belgische Rübenbauer in einer sehr günstigen Lage, günstiger vielleicht, als sie sich Landwirten andrer Länder bietet. Denn die Arbeitspferde sind für jeden belgischen Landwirt gleichzeitig Zuchttiere oder Handelsobjekte, und aus Pferdezucht und -handel zieht der belgische Landwirt dank dem blühenden Exporthandel von Pferden nach Deutschland einen so hohen Gewinn, daß viele belgischen Landwirte die Pferdearbeit geradezu als geschenkt betrachten können. Die Arbeitsochsen, die jung, aber doch schon angelernt zu mäßigem Preis aus kleinern belgischen Wirtschaften angekauft werden, dienen den Rübenbauern als Arbeitstiere und Masttiere, derart, daß mancher sie nur eine Frühjahrs- oder Herbstperiode hindurch arbeiten läßt und dann sofort zur Mast aufstellt. Sie kommen dann in jungem Alter und nicht übermäßig angestrengt in den Maststall, mästen sich schnell und bringen durch das Mastgeschäft, das nicht nur Geld fürs Fettvieh, sondern auch wertvollen Dünger liefert, gar oft solch reichlichen Vorteil, daß ihre Arbeit während der Kampagne so gut wie umsonst zu stehen kommt. Beide Tiere, Pferde und Ochsen, haben die intensiven belgischen Rübenwirtschaften in solch reichlicher Zahl, daß sie nicht nur nie Mangel an Angespann haben, sondern im Gegenteil Pferde und Ochsen mit möglichster Schonung behandeln können.

Es ist überaus interessant, festzustellen, daß in einer der intensivsten und bestlohnendsten Rübenwirtschaften Belgiens, die auf 340 ha Gesamtareal etwa ein Drittel mit Rüben bestellte, laut jahrelanger Buchführung von den Pferden jährlich nur 175, von den Ochsen nur 130 Arbeitstage verlangt wurden. Der Vorteil des sehr reichlichen Angespanns ist für den belgischen Landwirt ein vielfacher: er erhält sich bei schonender Behandlung den vollen Wert seines lebenden Inventars, er kommt mit ungeschwächten, arbeitsfähigen Tieren in die Zeit schwerer Ackerarbeit, seine Gespanne halten auch bei härtester Arbeit, wie beim Rübenfahren im Herbst, gut durch und dienen ihm trotz aller schweren Arbeit noch als gute Mutterstuten oder mastfähige Fettochsen.

Die Rentabilität des reichlichen Angespanns ist, wohl gemerkt, zum Teil auf die sehr günstige Lage des belgischen Pferdehandels zurückzuführen. Die Mästung junger Arbeitsochsen und Möglichkeit ständiger leichter Rekrutierung zu nicht unerschwinglichen Preisen wird sich auch vielleicht in andern Ländern hier und da vorfinden oder nachahmen lassen; um aber die Pferdearbeit zu so billigem Preise wie der Belgier zu haben, muß man erst einmal die großen Erfolge der belgischen Pferdezucht und die außerordentlich günstigen Bedingungen des belgischen Pferdehandels erreichen; und das sind Verhältnisse, die weniger schnell nachzuahmen sein werden, in denen der belgische Landwirt darum mit vorteilhaftern Produktionsbedingungen arbeitet.

Das reichliche Angespann gewährt schließlich noch einen letzten, wesentlichen

Vorteil, indem es die Möglichkeit bietet, mit der teuren Handarbeit zu sparen und so viel Arbeit wie möglich durch Maschinen verrichten zu lassen. Wer jederzeit ein paar Ochsen oder Pferde zur Arbeit disponibel hat, wird nicht zögern, seine Rüben mit der Maschine bearbeiten zu lassen, und er wird das so frühzeitig und regelmäßig tun können, daß er nicht gezwungen ist, mit großen Koppeln von Rübenarbeitern den ganzen Sommer in den Feldern herumzuziehen, weil ihm sonst seine Felder im Unkraut ersticken. Alle, auch die kleinsten belgischen Rübenbauer arbeiten soviel wie möglich mit Hackmaschinen, weil sie diese Arbeit für billiger halten, als die Handhacke. Natürlich kann nur jener Landwirt jederzeit seine Hackmaschine gehen lassen, der jederzeit das Angespann dafür hat. In Wirtschaften, die z. B. in der Heuernte alle Arbeitstiere vor die Erntewagen spannen müssen, wird es leicht vorkommen, daß gerade durch das Stillstehen der Hackmaschinen während weniger Tage, bei abwechselndem Regen und Sonnenschein, das Unkraut in den Rüben sehr stark aufschießt und die mangels Angespann für die Hackmaschinen unterbliebene Arbeit durch teure Handhacken nachgeholt werden muß.

Die wichtigste und größte Ersparnis, die der Rübenproduzent an den Herstellungskosten seiner Rüben vornehmen kann und die ihm bei richtiger Organisation der Arbeit auch ohne Intensitätsverminderung den Reinertrag steigern hilft, das ist die Einschränkung des größten Ausgabepostens seiner Wirtschaft, des Arbeitslohns. Nicht als ob er seine Arbeiter schlecht bezahlen oder durch sie für halben Lohn nur halbe Arbeit machen lassen sollte; das würde sich gar bald empfindlich rächen. Aber die richtige Einteilung der Arbeiten, die wirtschaftlich mögliche Einschränkung und Vermeidung der Handarbeit, die Beschäftigung der rechten Arbeiter am rechten Orte, das sind Dinge, mit denen der Landwirt die Produktionskosten seiner Wirtschaft erheblich weiter noch vermindern kann, als mit wirtschaftlicher Verwendung von Maschinen und Angespann.

Ehe nun gezeigt werden soll, wie sparsam der belgische Rübenwirt mit seinen Arbeitern umgeht, sei vorweg gesagt, daß er auch ohne sein Zutun und Verdienst sich bezüglich der Arbeiterverhältnisse in besserer Lage befindet, als die Rübenproduzenten aller Nachbarländer; und das aus zwei Gründen. Erstens hat er in der Regel einen, wenn auch nicht großen, so doch ausreichenden Bestand fester Arbeiter für seine Wirtschaft, die arbeitswillig sind und ihm nicht zu teuer zu stehen kommen, und zweitens hat er einen unerschöpflichen Zuzug starker und ziemlich anspruchsloser Sommerarbeiter, die er sich nach seinem Belieben für längere und kürzere Zeit, einmal oder mehreremal im Sommer aus dem benachbarten Flandern kommen lassen kann. Das sind selten günstige Verhältnisse, wie man sie in andern Ländern nur ausnahmsweise hier und da in der Nähe dicht bevölkerter Dörfer antreffen kann.

Die Arbeitslöhne in der belgischen Landwirtschaft sind, insgesamt beschaut, niedriger als die der drei Nachbarstaaten Deutschland, Frankreich und die Niederlande. Sieht man von all jenen Löhnen ab, die im kleinbäuerlichen Betriebe bezahlt werden und die oft auf ein erstaunlich niedriges Maß herabsinken, sieht man auch ab von ausnahmsweise hohen Löhnen, zu deren Zahlung hier und da ein in der Nähe der Stadt oder großer Industrien wohnender Landwirt gezwungen wird, so kann man die durchschnittlichen Tagelöhne für Sommer-Freiarbeiter als

ein ziemlich gutes Maß zum Vergleich des Lohnstandards der genannten vier Länder verwenden.

Diese Tagelöhne betrugen in den Rübenbaudistrikten der vier Länder, die für die nordwesteuropäische Zuckerindustrie und die Beschickung des Londoner Marktes die Hauptrolle spielen, im Jahr 1905/06:

	Tagelohn
Belgien	1,60—2,00 ℳ und halbe Kost
Deutschland:	
polnische Tagelöhner . .	1,50—2,00 „ und Kost
deutsche Tagelöhner . . .	1,75—2,00 „ ohne Kost
Niederlande	1,80—3,35 „ ohne Kost
Frankreich	1,80—3,20 „ und halbe Kost

Die volle Kost besteht in der Gewährung des gesamten Lebensunterhalts, d. h. außer Brot und Kartoffeln zwei bis drei Mahlzeiten täglich, während die halbe Kost, wie sie den flämischen Sommerarbeitern in Belgien und Frankreich gewährt wird, aus täglich zweimaliger Zuteilung von Suppe und Kartoffeln besteht. Brot, Fleisch, Speck und andre Lebensbedürfnisse müssen die Arbeiter selber bezahlen. Belgien zahlt, wie diese nach persönlichen Aufzeichnungen und nach den neuesten Publikationen in den vier Ländern festgesetzten Mittelzahlen zeigen, die niedrigsten Tagelöhne, und das nicht nur in der Landwirtschaft, sondern, wie genaue Sonderuntersuchungen ergeben würden, auch in den meisten andern Gewerben. Das wird auch niemand wundernehmen, der dem Gesetze von Angebot und Nachfrage und der wirtschaftlichen Erfahrungstatsache, daß reichliches Arbeiterangebot die Löhne herabsetzt, Mangel an Arbeitern die Löhne steigert, eine gewisse Richtigkeit zuerkennt, denn nach den neuesten Erhebungen zählt

Belgien . . .	227	Einwohner auf dem Quadratkilometer
Niederlande . .	154	„ „ „ „
Deutschland . .	112	„ „ „ „
Frankreich . .	72	„ „ „ „

Sind schon die Tagelöhne in Belgien niedriger als in den Nachbarländern, so trifft dasselbe noch mehr zu von den Akkordlöhnen, die bekanntlich im intensiven Rübenbau eine sehr erhebliche Rolle spielen. In Belgien und Frankreich ist es üblich, die sämtlichen Arbeiten in den Rüben einem Trupp Sommerarbeiter zu übergeben und ihnen nach Beendigung der sämtlichen Hack- oder Erntearbeiten einen Gesamtlohn für den Hektar zu bezahlen; in Deutschland wird in der Regel jede Hacke, das Verhacken und Verziehen einzeln, nur die Erntearbeiten zusammen bezahlt; in den Niederlanden folgt man bald dem einen, bald dem andern Systeme.

Die erste Arbeit der belgischen Rübenarbeiter, das Reinhalten der Rüben, setzt sich aus dem Verhacken, Verziehen sowie ein- oder zweimaligem Hacken der Felder zusammen. Diese Arbeiten werden von den Sommerarbeitern ohne besondere Aufforderung von seiten des Arbeitgebers eine nach der andern, jede zu seiner Zeit verrichtet, wobei der Arbeitgeber seinerseits stillschweigend, aber selbstverständlich verpflichtet ist, zwischen jeder Handhacke die Rüben mit der Maschine durchzugehen.

Für das Reinhalten der Rüben bezahlt man für den Hektar:

im Hesbegau	30—32 ℳ
in Brabant	32—36 „
im Hennegau	36—40 „

Für die Erntearbeiten, d. h. Rüben roden, köpfen, zusammenwerfen und auf Wagen laden, werden für den Hektar bezahlt

im Hesbegau	36—40 ℳ
„ Hennegau und in Brabant .	36—48 „

Zählt man die in deutschen und niederländischen Wirtschaften einzeln bezahlten Akkordlöhne der Rübenbearbeitung zusammen, so kommt man schon beim Ansetzen verhältnismäßig geringer Sätze zu höhern Bearbeitungskosten, als sie in Belgien gezahlt werden. So verdienen beispielsweise die in der Gegend von Kassel beschäftigten polnischen Sommerarbeiter für den Hektar

erste Hacke	6 ℳ
verhacken	6 „
verziehen	10 „
zweite Hacke	10 „
dritte Hacke	9 „
zusammen . . .	41 ℳ

Stellt man die aus einer großen Zahl von Rübenwirtschaften aller vier Länder entnommenen Lohnsätze zusammen, so zeigt der Vergleich etwa folgendes Bild:

	Lohn in Mark für den Hektar			
	Belgien	Frankreich	Deutschland	Holland
Rübenbearbeitung (alle Arbeiten bis zur Beendigung des Rübenhackens)	30—40	32—40	40—60	50—60
Rübenernte (roden, köpfen, zusammenwerfen)	37—48	40—60	40—60	50—60

Belgien und Frankreich weisen die niedrigsten Lohnsätze für die Rübenbearbeitung und -ernte auf, und das nicht etwa, weil sie sehr viel billigere Arbeiter als andre Länder haben — das könnte auf Belgien, aber niemals auf Frankreich zutreffen —; der Hauptgrund für den Unterschied der Arbeitslöhne liegt in der ökonomischern Organisation der Arbeit, d. h. in dem größern Einschränken der Hand- und der reichlichern Verwendung der Maschinenarbeit. Der belgische und französische Landwirt bestellt und reinigt seine Rübenfelder mehr durch Anspannung seiner Intelligenz und durch ein wohldurchdachtes Verfahren, als durch einen grenzenlosen Aufwand von menschlicher Arbeitskraft, in der Annahme, daß ihm letzter auch durch die reichsten Ernten nicht vergolten werden kann, wenn er damit über eine vernünftige Grenze hinausgeht.

Dichtbestandene Getreidefelder, sofortiges Schälen der Stoppeln, Verwendung reinen Saatguts sind seine Hauptmittel zur Bekämpfung der Unkräuter; saubere Vorbereitung des Ackers und reichlichste Düngung die Mittel zur Erzielung hoher Erträge; Walzen und Eggen, die Handhacke zu seiner Zeit und die Hackmaschine lockern und reinigen den Rübenacker so viel wie möglich, und so gelingt es den belgischen und französischen Landwirten, bei Verwendung von verhältnismäßig

wenig menschlicher Arbeit und bei beträchtlicher Ersparnis an teuren Arbeitslöhnen reiche Rübenernten zu produzieren.

Die obigen Zahlen bilden eine wichtige Grundlage für die Beurteilung der Konkurrenzfähigkeit der Zuckerindustrie in den vier Ländern. Setzt man voraus, daß die Pachten bezw. Zinsen des Grundkapitals sowie der Aufwand für Gespanne, Maschinen und Düngestoffe in intensiven Rübenwirtschaften dieser vier Länder annähernd gleich sind und daß auch die Ernteerträge, die man von dem Hektar im Mittel erzielt, nicht viel voneinander abweichen, zwei Voraussetzungen, die wohl nicht überall und nie völlig zutreffen, aber doch nicht ganz unrichtig scheinen, so bleibt als wesentlichstes, unterscheidendes Moment die Höhe der Arbeitslöhne hier und dort, die den Zuckerrübenbau des einen Landes bei niedrigern Zuckerpreisen in die höchste Gefahr zu bringen vermag, während im andern Lande auch dann noch der Rübenbau gute Gewinne abwirft.

Der belgische Rübenbau hat den Beweis geliefert, daß er auch bei den erheblich verschlechterten Konjunkturen der letzten Jahre, die den Rübenbauern andrer Länder recht verhängnisvoll wurden, nicht nur sein Feld behauptet, sondern sich noch ausgedehnt hat und nicht nur dem steigenden inländischen Zuckerbedarfe gerecht geworden, sondern auch auf dem Auslandsmarkte noch weiter vorgedrungen ist.

Die Produktionskosten stellen sich in Belgien für den Hektar Zuckerrüben etwa auf folgende Sätze:[1])

	in Brabant	im Hesbegau	bei Lüttich
	ℳ	ℳ	ℳ
Pacht und Abgaben	91,20	126,40	120,00
Ackerbestellung, Saat und Maschinenhacken	44,80	80,00	96,00
Verhacken, verziehen, behacken	40,00	40,00	32,00
Stalldünger, dessen Transport und Ausstreuen	144,20	160,00	182,40
Handelsdünger	92,00	72,80	105,60
Saatgut	20,00	28,80	26,40
Roden, laden, zur Bahn transportieren .	74,10	96,00	104,00
	506,30	604,00	666,40

Die in der deutschen Landwirtschaft nach Howards[2]) Berechnungen erforderlichen Produktionskosten für 1 ha Rüben betragen einschließlich eines der belgischen Kostenberechnung entsprechenden Transportlohns von 34 ℳ für den Transport der Rüben vom Felde zur Eisenbahn 364—840 ℳ, wobei zu bemerken ist, daß mehr als zwei Drittel aller berücksichtigten Kostenberechnungen über 500 ℳ und etwa ein Drittel von ihnen über 650 ℳ hinausgingen.

Wenn solche zahlenmäßigen Berechnungen auch stets mit großer Vorsicht aufzunehmen sind und nicht blindlings miteinander verglichen werden dürfen, so können sie doch die Annahme stützen, daß der belgische Landwirt Rüben billiger produzieren kann, als sein deutscher Nachbar.

Die Gesamtmenge der im Jahr 1905 in Belgien produzierten Zuckerrüben

1) Monographies agricoles 1900.

2) Howard, Die Produktionskosten unsrer wichtigsten Feldfrüchte 1902.

betrug 2101 Millionen Kilogramm, wobei für die angebauten 64 175 ha ein mittlerer Ernteertrag von 32 700 kg angenommen ist.

Der Verkauf der Rüben an die Fabriken findet im Sommer statt, die Lieferung sofort nach der Ernte. Das Anlegen von Rübenmieten zwecks Aufbewahrung der Rüben bis zu einem spätern Lieferungstermin ist in Belgien unbekannt. Sobald eine genügende Menge Rüben gerodet ist, beginnt auch sofort das Abfahren zur Fabrik oder nächsten Eisenbahnstation, und es ist Sache der Fabriken, die plötzlich von allen Seiten kommenden Rüben, die nicht alle auf einmal verarbeitet werden können, auf dem Fabriksgelände aufzustapeln.

Die Bezahlung der Rüben geschieht entweder nach Gewicht oder nach Gewicht und Zuckergehalt. Das erste System ist namentlich in Flandern üblich, wo im dortigen kleinbäuerlichen Besitze die einzelnen Rübenlieferungen oft so klein sind, daß die alte Gewichtsbezahlung einfacher und zweckmäßiger erscheint. Die größern Wirtschaften Mittelbelgiens verkaufen ihre Rüben fast sämtlich nach Zuckergehalt. Bei ihnen kennt man auch weniger die altbekannten Kniffe und Tücken der Zuckerfabriken, die eine für die Fabrik vorteilhafte Saat an ihre Bauern liefern, ihnen die Düngestoffe oder deren Verwendung auf dem Rübenacker anweisen und Vorschüsse in solcher Höhe geben, daß sie sich ihre Rübenlieferanten von Jahr zu Jahr binden. All das findet man mehr im Kleinbetrieb, die intelligentern und kapitalstärkern Großlandwirte haben sich davon freigemacht und selbst die Zuckeranalysen der Fabriken unter ihre Kontrolle genommen. Zu diesem Zwecke hat man Vereine gebildet, die auf einer eignen Wage und im besondern Laboratorium Menge und Gehalt der Rüben vor Ablieferung an die Fabrik feststellen und dadurch jeder unehrlichen Bewertung und Bezahlung seitens der Fabriken vorbeugen. Im Jahr 1905 zählte man 54 solcher Rübenbauervereine mit zusammen 1869 Mitgliedern.

Die genossenschaftliche Bezahlungsweise, als die gerechteste Form der Abrechnung, findet man in einer Fabrik des Hennegau, die als Genossenschaft von 350 Bauern aufgerichtet ist. Hier wird der Gesamtgewinn der Fabrik unter die Genossen nach Menge und Gehalt ihrer Rübenlieferungen verteilt. Trotz der verschiedenartigen Art der Rübenbezahlung sind die Preise doch im allgemeinen überall ziemlich die gleichen.

Außer der eignen Produktion an Zuckerrüben verarbeitet die belgische Zuckerindustrie auch noch eine erhebliche Menge aus den Nachbarländern, namentlich aus den Niederlanden eingeführter Rüben. Der Rübenimport betrug 1905 insgesamt 317 Millionen Kilogramm, wovon 308 aus den Niederlanden kamen. Die Zuckerrüben aus den Niederlanden kommen vorwiegend in 12 an der Grenze liegenden Zuckerfabriken zur Verarbeitung; diese Fabriken decken einen Teil ihres Rübenbedarfs aus den umliegenden Gütern, da aber deren Produktion nicht groß und namentlich im flämischen Kleinbetriebe für die Zuckerfabrikanten sehr unzuverlässig ist, so kann man getrost behaupten, daß die Mehrzahl der genannten Zuckerfabriken an der Nordgrenze des Landes mit der Absicht errichtet sind, holländische Rüben zu verarbeiten. Belgien hat eine Zeitlang auf diese Rübenimporte einen geringen Zoll gelegt, denselben aber mit Rücksicht auf die interessierten Zuckerfabriken und auch in der Erkenntnis, daß die holländische Einfuhr keinen Preisdruck auszuüben vermag, wieder aufgehoben.

Seit der Zuckerpreis durch die Bestimmungen der Brüsseler Konvention für die europäischen Länder mehr oder minder derselbe geworden ist, und seit dessen Höhe sich wieder nach Angebot und Nachfrage auf dem Weltmarkte regelt, sind auch die Rübenpreise aller Länder mehr oder weniger gleiche geworden. Wo es sich um rechtmäßige Bezahlung der Rüben handelt, d. h. wo nicht der Zuckerfabrikant seinen Rübenbauern nach Willkür die Preise diktiert, da steht der Rübenpreis mit dem Zuckerpreis in engster Beziehung. Eine gute Zuckerkonjunktur oder Aussicht auf solche läßt die Rübenpreise steigen, eine Überfüllung des Zuckermarkts und niedriger Zuckerpreis läßt auch die Rübenpreise sinken. Und so wie der Zuckerpreis für alle Länder derselbe ist, so sind auch die Schwankungen in den Rübenpreisen überall damit parallel laufend. Die Differenzen in den Rübenpreisen, die man heute noch zwischen verschiedenen Ländern und Gegenden feststellen kann, beruhen zum großen Teil auf der verschiedenartigen Abmachung der Bezahlung hier und da. Eine Fabrik will sauber gereinigte Rüben haben, die andre bezahlt sie, so wie sie aus der Erde kommen, die eine bezahlt nach Gewicht, die andre nach Gewicht und Gehalt; eine leistungsfähige und modern eingerichtete Fabrik kann mehr aus den Rüben gewinnen, als eine altmodische Fabrik; hier stellt man die Transportkosten auf Rechnung des Lieferanten, dort auf Rechnung der Fabrik; solche und ähnliche Gründe wirken auf die Verschiedenartigkeit der Rübenpreise verschiedener Produktionsgebiete stärker ein, als die Produktionskosten der Zuckerrübenbauern. Will man letzten aber, und nicht mit Unrecht, doch einen gewissen Einfluß auf den Rübenpreis zugestehen, so mag man mit gutem Recht annehmen, daß die Belgier dank ihrer niedrigen Arbeitslöhne und praktischen Wirtschaftsorganisation und die Holländer dank ihrer reichen Böden billiger Rüben produzieren können als die Landwirte Deutschlands und Frankreichs. Daher denn auch die noch immer recht glänzende Lage der Zuckerindustrie dieser beiden Länder. Zwischen dem Rübenpreise der Holländer und der Belgier wird man kaum einen wesentlichen Unterschied bemerken können; wenn die Belgier mehr als den siebenten Teil ihrer einheimischen Rübenproduktion aus den Niederlanden kaufen, so liegt das einmal daran, daß das Bedürfnis der belgischen Zuckerfabriken durch die einheimische Rübenproduktion nicht gedeckt werden kann, da alle für einen rationellen Rübenbau in Frage kommenden Böden des Landes bereits durch Zuckerrüben im richtigen Wechsel okkupiert sind; anderseits gelingt es den Belgiern dadurch, daß sie ihre Fabriken möglichst gewinnbringend arbeiten lassen und die holländischen Fabriken bisweilen um ein Weniges im Rübenpreis überbieten, einen Teil der niederländischen Rübenproduktion über die Grenze zu ziehen. Daß die dabei bewilligten Preisdifferenzen nicht groß sind, wird durch den Umstand bewiesen, daß die Holländer ihrerseits einen, wenn auch kleinen Teil belgischer Zuckerrüben kaufen und nach Holland zur Verarbeitung transportieren. Dabei liegt keinesfalls ein Grenzaustausch vor, sondern es kommt, wie ich selbst im nördlichen Hesbegau festgestellt habe, vor, daß in kurzem Abstande von einer belgischen Zuckerfabrik die belgischen Landwirte ihre Rüben nach holländischen Fabriken verkaufen, die mehr als einen halben Tag Eisenbahntransport entfernt liegen. Gegenseitiges Konkurrieren und Schikanieren, Bildung von Interessenverbänden durch Zuckerfabrikanten einerseits und Rübenbauern anderseits arbeiten diesem merkwürdigen Handel in die Hände.

Der belgische Ein- und Ausfuhrhandel in Zuckerrüben betrug im Jahr 1905:

	Einfuhr	Ausfuhr
Niederlande	307 662 902 kg	11 564 528 kg
Frankreich	9 261 259 „	4 043 701 „
andre Länder	320 510 „	15 608 229 kg
	317 244 671 kg	

Der Rübenpreis der genossenschaftlichen Fabrik im Hennegau betrug im Jahr 1905/06 17,60 ℳ für 1000 kg bei 14 % Zucker. Die Transportkosten werden dabei bis zu gewisser Höhe von der Fabrik getragen.

Belgien zählte im Jahr 1905 108 Zuckerfabriken, die sich in folgender Weise über die Provinzen des Landes verteilten:

	Zuckerfabriken
Antwerpen	3
Brabant	14
Westflandern	3
Ostflandern	6
Hennegau	44
Lüttich	26
Limburg	6
Luxemburg	—
Namur	6
Belgien	108

Außerdem gibt es in Belgien 26 Zuckerraffinerien.

Die Fabrikation des Rübenzuckers ist, wie diese Zahlen für Belgien beweisen, stets örtlich begrenzt; sie muß den Rohstoff in der Nähe haben und setzt ein landwirtschaftlich wie industriell intensives und stark entwickeltes Wirtschaftsleben voraus; dazu gute Transportwege zur An- und Abfuhr der Produkte, die sehr voluminöse und verhältnismäßig sehr schwere Lasten darstellen.

Die Übersicht über die belgische Zuckerindustrie ergibt sich aus den folgenden für das Jahr 1905 geltenden Zahlen.

Die Produktion an Zuckerrüben betrug etwa	2100 Millionen Kilogramm,
dazu kam eine Mehreinfuhr von etwa	300 „ „
Rüben, so daß also insgesamt zur Verarbeitung gelangten etwa	2400 Millionen Kilogramm.

Die 108 Zuckerfabriken des Landes stellten daraus während der Kampagne desselben Jahres her 244 Mill. Kilogramm Rohzucker und 69 Mill. Kilogramm weißen Kristallzucker, wovon der Mehrexport nach dem Auslande betrug 94 Mill. Kilogramm Rohzucker. Die verbleibenden 150 Mill. Kilogramm Rohzucker und 69 Mill. Kilogramm weißer Kristallzucker gelangten zum Teil (73 Mill. Kilogramm) zur Lagerung zwecks späterer Verwendung, zum Teil zur Verarbeitung nach den Raffinerien, zum Teil in den Konsum.

Die Raffinerien stellten im selben Jahre her 69 Mill. Kilogramm Raffinadezucker und 17 Mill. Kilogramm weißen Kristallzucker; davon wurden ausgeführt (Ausfuhr vermindert um die gleichzeitige Einfuhr) 12 Mill. Kilogramm Raffinade-

zucker und 19 Mill. Kilogramm weißer Kristallzucker, so daß im Land verblieben etwa 57 Mill. Kilogramm Raffinadezucker und 67 Mill. Kilogramm weißer Kristallzucker. Erster wurde vollständig verzehrt, von letzterm etwa ein Drittel den Beständen fürs folgende Jahr zugeschlagen und der Rest ebenfalls verzehrt.

Insgesamt beschaut exportiert Belgien also fast doppelt soviel Zucker, wie es selbst verzehrt. Von der Rohzuckererzeugung exportierte es etwa $^2/_5$, und von den raffinierten Zuckerarten etwa $^1/_4$. Der Hauptabsatz ist der von Rohzucker nach dem Auslande, der sich auf etwa 90 Millionen Kilogramm beziffert, der inländische Konsum betrug im Jahr 1905 nach den Angaben der Statistik 70 415 950 kg; der Export an raffinierten Zuckern etwa 40 Millionen Kilogramm.

Der Zuckerkonsum in Belgien stellt sich demnach auf den Kopf der Bevölkerung im Vergleich zu den Nachbarländern

in Belgien	auf	10,0	kg	für	den	Einwohner
„ den Niederlanden . .	„	13,4	„	„	„	„
„ Deutschland	„	14,4	„	„	„	„
„ Frankreich	„	22,0	„	„	„	„
„ den Vereinigten Staaten	„	38,0	„	„	„	„
„ England	„	45,0	„	„	„	„

Die Größe des Zuckerkonsums eines Volkes hängt ab von der Höhe des Zuckerpreises, von der Zahlungsfähigkeit der Bevölkerung und von den Gewohnheiten und der Ernährungsweise der breiten Volksmassen. Der Preis des Konsumzuckers ist gleich dem Zuckerpreise des Weltmarkts zuzüglich der Konsumsteuer des betreffenden Landes. Da diese Steuern in den meisten europäischen Ländern recht erheblich sind, läßt sich ein Zusammenhang der Steuerhöhe und der Menge des konsumierten Zuckers gar nicht ableugnen. Belgien erhebt auf 100 kg Zucker 16 ℳ Steuern. Rechnet man, daß zur Herstellung von 100 kg Zucker 1300 bis 1400 kg Rüben erforderlich sind, so verhält sich die auf diese Rübenmenge fallende Steuer zum Rübenpreis etwa wie 16 : 24. Es ist danach verständlich, daß alle Zuckerinteressenten Belgiens sowie auch der in ähnlicher Lage befindlichen Nachbarländer auf Herabsetzung der schwer drückenden Steuerbelastung des Zuckers andringen.

Nach der belgischen Steuergesetzgebung werden 16 ℳ Verbrauchssteuer von Roh- und Raffinadezucker und 8 ℳ von Sirup und Melasse erhoben. Zucker, die zur Verarbeitung auf Schokolade, Biskuits und andern Süßigkeiten verwandt werden, sind steuerfrei; ebenso Melasse und denaturierte Zucker und Sirupe, die zu industriellen Zwecken verwandt oder ans Vieh verfüttert werden. Eine Herabsetzung der Zuckersteuer ist aus fiskalischen Gründen trotz der Bemühungen der belgischen Zuckerfabrikanten einstweilen nicht zu erwarten. Die Einnahme des belgischen Staates aus den Zuckersteuern betrug im Jahr 1905 etwa 13 Millionen Mark.

Zum Vergleich seien die Steuersätze der Nachbarländer Belgiens hier auch noch angeführt:

Belgien	20 Fr.	=	16,00 ℳ	Zuckersteuer
Niederlande	27 Fl.	=	45,00 „	„
Deutschland			14,00 „	„
Frankreich	27 Fr.	=	21,60 „	„

Als bestes Beispiel dafür, daß die Herabsetzung des Zuckerpreises den Verbrauch zu steigern imstande ist, gilt England. Dort hat man die Zuckersteuer im Jahr 1870 von 12 sh auf 6 sh, im Jahr 1873 auf 3 sh herabgesetzt und im Jahr 1874 ganz aufgehoben. Der Zuckerkonsum auf den Kopf der Bevölkerung stieg in England von 21,3 kg im Jahr 1870 auf 23,6 kg im Jahr 1873 und auf 24 kg im Jahr 1874, und seit 1874 bei völliger Steuerfreiheit bis auf 45 kg im Jahr 1904/05.

Aber allein ausschlaggebend ist die durch den Steuersatz bedingte Höhe des Zuckerpreises für den Konsumtionsumfang doch nicht, wie obige Zahlen beweisen. Die Niederlande und Frankreich haben eine höhere Zuckersteuer als Belgien und dennoch einen größern Konsum. Es kommt eben hinzu, daß für einen starken Zuckerkonsum auch ein zahlungsfähiges, genußbedürftiges Abnehmervolk sich findet, wie das im reichen Frankreich und England der Fall ist, und zweitens, daß es Volksgewohnheit ist, viel Süßigkeiten zu essen, wie das sehr stark in England, aber auch in Holland ziemlich üblich ist. Der Holländer beginnt jeden Tag mit süßem Gebäck und Honigkuchen und ißt, soweit es sein Geldbeutel erlaubt, gern allerhand Marmeladen, Kompotte und eingelegte Früchte.

Belgien bietet für einen starken Zuckerkonsum in jeder Hinsicht ein wenig dankbares Feld; es hat seinen Zucker durch eine ziemlich hohe Steuer verteuert, es hat bei Berücksichtigung der gesamten Volkszahl große Bevölkerungsschichten, namentlich in den übervölkerten Gebieten Flanderns, die äußerst zahlungsschwach und anspruchslos sind, und schließlich ist auch die Vorliebe für süße Speisen und Süßigkeiten im belgischen Volke nicht stark entwickelt. Man kann z. B. oft in Brüssel sehen, daß arme Straßenkinder ihren erbettelten Groschen lieber zum Ankauf einer Tüte mit „Pommes frites“ verwenden, als sich Bonbons dafür kaufen. Die Ausbreitung des inländischen Marktes, wie sie die belgischen Zuckerinteressenten durch Ermäßigung der Zuckersteuer herbeigeführt sehen möchten, würde auch bei Erfüllung dieses Wunsches nur sehr langsam fortschreiten. Es darf nie vergessen werden, daß der erhöhte Verbrauch des Zuckers in direkter Form oder in Gestalt von Marmeladen, Konserven, Kakes u. dgl. einen Umschwung der Volksgewohnheiten voraussetzt, und eine solche Änderung in der Ernährungsform der breiten Volksmassen geht nur sehr langsam vor sich.

Wie bereits gesagt, liegt das Schwergewicht der belgischen Zuckerindustrie auf der Produktion für den Auslandsmarkt, d. h. die Menge des dem Auslandsmarkt übergebenen Zuckers ist etwa doppelt so groß wie jene Zuckermenge, die in Belgien selbst verzehrt wird.

Der Hauptexportartikel ist Rohzucker; die Aus- und Einfuhr an Rohzucker verteilte sich im Jahr 1905 folgendermaßen:

Ausfuhr nach	Rübenzucker	Einfuhr aus	Rüben- und Rohrzucker
	t		t
England	52 529	Frankreich	1126
den Niederlanden . .	25 395	England	749
Kanada	10 777	Ägypten	146
Dänemark	4 105	Türkei	39

Ausfuhr nach	Rübenzucker t	Einfuhr aus	Rüben- und Rohrzucker t
Schweden	1 232	Deutschland . . .	22
Italien	144	Guadeloupe . . .	5
Australien	36	Trinité	3
Deutschland	33	den Niederlanden .	0,2
andern Ländern . .	10	andern Ländern . .	1775
zusammen . . .	94 261	zusammen . . .	3865

Die Mehrausfuhr des Jahres 1905 an Rohzucker betrug demnach 90 396 t.

Der Handel in raffiniertem (Kandis-, Bastard-, Puder-, Würfel-, Glukose-) Zucker gestaltete sich folgendermaßen:

Ausfuhr nach	t	Einfuhr aus	t
England	21 218	England	580
den Niederlanden . .	6 273	Frankreich	149
Marokko	3 799	Deutschland . . .	10
China	2 594	den Niederlanden .	7
Portugal	2 198	andern Ländern . .	9
Persien	1 023	zusammen . . .	755
Dänemark	904		
Ägypten	888		
Norwegen	838		
Türkei	759		
den Vereinigten Staaten	627		
Italien	601		
Englisch-Indien . .	440		
Deutschland . . .	362		
andern Ländern . .	1 193		
zusammen . . .	43 717		

Die Mehrausfuhr an raffinierten Zuckern betrug demgemäß etwa 43 000 t. An Sirup und Melasse betrug die

Ausfuhr nach	t	Einfuhr aus	t
den Niederlanden . . .	508	England	55
andern Ländern . . .	6	Deutschland . . .	5
zusammen	514	andern Ländern . .	0,4
		zusammen . . .	60,4

so daß also auch hierin der Export, und zwar mit 454 t, überwog.

Der belgische Zuckerexport schließt sich dem breiten Zuckerstrom an, der im Nordwesten Europas aus den Rhein- und Scheldemündungen herausgeht und sich in erster Stelle mit großen Zuckermassen über den englischen Markt ergießt, um erst nach dessen Deckung weiter abliegende Verbrauchsorte aufzusuchen. Mehr als die Hälfte des belgischen Zuckers verbleibt auf dem englischen Markte, so daß man die merkwürdige Tatsache konstatieren kann, daß in England mehr belgischer Zucker

gegessen wird, als in Belgien selbst. Von dem Gesamtbedarf Englands an ausländischem Zucker, der sich im Jahr 1905 auf 1 333 523 t belief, machte die belgische Zufuhr 5,6 % aus. Neben Belgien konkurrieren auf dem englischen Zuckermarkt als Hauptlieferanten:

Deutschland	mit	55,6 %	der	Zuckereinfuhr
Frankreich	„	18,3 „	„	„
die Niederlande	„	9,3 „	„	„
Belgien	„	5,6 „	„	„
Österreich-Ungarn	„	1,9 „	„	„
andre Länder	„	9,9 „	„	„

Außer nach dem englischen Markte schickt Belgien einen größern Teil seines Exportzuckers auch nach den Niederlanden; doch da die Niederlande ebenfalls ein Zuckerexportland sind, so kann man wohl annehmen, daß der nach den Niederlanden versandte belgische Zucker zum großen Teile von da seine Reise nach andern Ländern fortsetzt. England und die Niederlande sind die Hauptabnehmer belgischen Zuckers. England nimmt 55 % der Rohzucker- und 48 % der Raffinadeausfuhr, die Niederlande 27 % der Rohzucker und 14 % der raffinierten Zucker. Mit Deutschland macht Belgien so gut wie gar kein Zuckergeschäft, und aus Frankreich importiert es größere Mengen Roh- und auch einigen raffinierten Zucker.

Belgien erhebt seit dem Gesetze vom 21. August 1903 einen Einfuhrzoll auf Zucker von 16 ℳ (20 Fr.) für 100 kg, sowohl für Roh- als Raffinadezucker; außerdem laut Erlaß vom 26. August 1903 von beiden Zuckerarten einen Zuschlagszoll (surtaxe) von 4,45 ℳ (5,50 Fr.) bei Importen aus den der Brüsseler Konvention vom Jahr 1902 zugetretenen Ländern, d. s. Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Luxemburg, Großbritannien, Italien, Niederlande, Peru und Schweden. Bei Importen aus andern Ländern werden noch weitere höhere Abgaben erhoben.

Auf Sirup und Melasse mit einem Zuckergehalt unter 10 % werden 10 Fr., mit höherm Zuckergehalte 15 Fr. Einfuhrzoll erhoben.

Die zeitige Lage und die Aussichten für die belgische Zuckerindustrie werden von allen Sachkennern und Zuckerinteressenten des Landes für wenig glänzend angesehen. Die Zuckerpreise sind nach Inkrafttreten der Bestimmungen der Brüsseler Konvention am 1. September 1903 stark gesunken, und die seinerzeit durch allerhand Prämien gestützte Konkurrenzfähigkeit der Zuckerindustrie verschiedener Länder beruht nunmehr lediglich auf der Überlegenheit des einen oder andern Produzenten bezüglich der Rübenproduktion und der Technik der industriellen Verarbeitung. Es ist somit eine Konkurrenz erreicht, die durch natürliche und mehr gerechte Mittel auf dem Weltmarkt vordringt und sich gegenseitig den Platz streitig macht.

Ob ein vergrößertes Absatzgebiet dem Rübenzucker in der Welt überhaupt erreichbar ist, scheint recht zweifelhaft. Die Konkurrenz des Rohrzuckers, die bei dem rapiden Aufschwung der Rübenzuckerindustrie in den Hintergrund gedrängt schien, scheint heute alle Aussicht zu haben, mit vollem Erfolge den Kampf gegen den Rübenzucker wieder aufzunehmen. Die neuesten Berichte[1]) lassen namentlich

1) Wolf, Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, die kubanische Zuckerproduktion und die Zukunft der Zuckerindustrie. 1906.

die Rohrzuckerproduktion der Insel Kuba als eine mehr oder minder unmittelbare Konkurrenzgefahr für den Rübenzucker erscheinen, die nicht nur imstande sein wird, ein weiteres Vordringen des Rübenzuckers auf dem Weltmarkte zu unterbinden, sondern sie auch teilweise von demselben zu verdrängen; welch letzte Annahme besonders für den nordamerikanischen Markt nicht unwahrscheinlich dünkt. Es scheint darum, als ob für die europäischen Zuckerexportländer die Sache mehr und mehr darauf hinauslaufen wird, sich ihr heutiges Absatzgebiet im Ausland zu wahren und auf dem heute durch sie besetzten Markte sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Daß sie, und nicht zum wenigsten Belgien, nebenher viel zur Ausbreitung ihres Inlandsmarkts tun können, um dadurch ihrer Zuckerindustrie ein weiteres Absatzfeld zu bieten, steht außer Frage. Der Inlandsmarkt ist der sicherste und der am ehesten für Ausbreitung faßbare Markt für die Zuckerindustrie eines Landes. Je größer die Exportziffern, um so größer ist die Abhängigkeit vom Auslandsmarkt, so daß namentlich für die Zuckerindustriellen Deutschlands, Belgiens und der Niederlande der Londoner Markt wichtiger und von mehr Einfluß auf die Lage der Industrie ist, als der Inlandsmarkt. Belgien und die Niederlande exportieren erheblich mehr Zucker, als sie bei sich im Inland absetzen können, und Deutschlands Mehrausfuhr an Zucker steht dem einheimischen Konsum etwa gleich. Frankreich, das mit diesen drei Ländern auf dem englischen Markte die Hauptrolle spielt, hatte bis zur Brüsseler Konvention nur $^1/_6$ seiner Produktion für den Export über, seither ist die Zuckerproduktion und die Exportmenge Frankreichs zurückgegangen, so daß für die französische Zuckerindustrie der Auslandsmarkt, wenn auch immerhin noch eine ziemlich wichtige, so doch keine so ausschlaggebende Rolle mehr spielt wie für Deutschland, Belgien und die Niederlande.

Alle drei Länder haben in England ihren Hauptabnehmer für Zucker, alle drei arbeiten auf dem Londoner Markte für denselben Preis. Es kommt also, wenn man voraussetzt, daß die Transportkosten zum Londoner Markt nicht viel Unterschied ausmachen, für alle drei Länder darauf hinaus, daß ihre Zuckerindustrie dann florieren wird, wenn sie den Zucker für den Londoner Markt zu möglichst billigen Produktionskosten liefern kann. Dasjenige Land, das zu den billigsten Kosten große Rübenernten gewinnen und mit geringsten Kosten eine große Zuckerausbeute erreichen kann, wird auf dem Londoner Markt am besten abschneiden und die größten Gewinne einstecken. Also auf die rationellste Produktion kommt es an, und das haben die belgischen Zuckerinteressenten auch sehr wohl eingesehen.

„En présence de la situation défavorable de l'industrie sucrière", heißt es in einem Berichte des Jahres 1905,[1]) „le cultivateur et l'industriel doivent unir leurs efforts et ne négliger aucune mesure propre à diminuer le prix de revient du sucre."

Über die belgischen Zuckerfabriken will ich mir kein Urteil herausnehmen, für die belgische Rübenproduktion glaube ich aber, oben nachgewiesen zu haben, daß sie in dem Bestreben, die Herstellungskosten herabzusetzen, einen guten Schritt voraus ist, was für eine günstige Lage der belgischen Zuckerindustrie jetzt und in der nächsten Zukunft zweifellos als ein festes und gesundes Fundament anzusehen ist.

1) Nisoli, L'industrie sucrière, sa situation, son avenir. Annales de Gembloux, 16. année.

VII.

Andre landwirtschaftliche Industrien.

Die starke industrielle Entwicklung Belgiens hat auch auf die Landwirtschaft Rückwirkung gehabt und eine Menge landwirtschaftlicher Industrien entstehen lassen. Es sind zum Teil von alters her zur belgischen Landwirtschaft gehörige Nebengewerbe, zum Teil neuzeitlich geschaffene Etablissements, die in Anpassung an das moderne Markt- und Verkehrswesen sich die Umgestaltung voluminöser und leicht verderblicher ländlicher Rohprodukte in höherwertige Konsumartikel zur Aufgabe gemacht haben.

Die beiden wichtigsten landwirtschaftlichen Industrien Belgiens wurden schon genannt; es ist das Molkereigewerbe und die Zuckerindustrie. Neben ihnen bestehen jedoch noch dutzendweise andre ländliche Nebengewerbe, zum Teil als Hausindustrie auf den Bauernhöfen, zum Teil in Fabriken einzelner Großlandwirte oder landwirtschaftlicher Genossenschaften.

Die meisten dieser Industrien sind auf begrenzte Landesteile, ja manchmal auf einzelne Dörfer beschränkt, je nachdem sie aus den Gewohnheiten der Bevölkerung oder in Anlehnung an die Produktion eines Rohstoffs entstanden sind.

Die älteste und noch heute bedeutendste landwirtschaftliche Industrie Belgiens ist die Textilindustrie.

Gespinst und Gewebe waren schon in ältesten Zeiten Erzeugnisse des flämischen Landbaues. Bis zum 15. Jahrhundert war Flandern berühmt wegen seiner Wollenstoffe. Man verarbeitete nicht nur belgische und niederländische, sondern auch englische, spanische und andre Wollen und trieb mit flämischen Tuchen einen Exporthandel nach aller Welt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam die Wollenweberei in Verfall, da die Wollexportländer ihre Wollen für eigne Bearbeitung zurückhielten und den Flämen daher die Rohstoffe für ihre Tuchweberei ausgingen; je mehr die Wollenweberei zurückging, um so mehr blühte die Leinenindustrie auf. Im Lauf der Zeit entwickelte sich diese zu der glänzendsten ländlichen Hausindustrie, die jemals bestanden hat.

Der Flachsbau dehnte sich aus. Man importierte Rohflachs aus den Nachbarländern, und die Verarbeitung des Flachses zu Gespinst und Geweben war durch ganz Flandern hin eine Quelle von Arbeit und Wohlfahrt, so daß Schwerz im Beginn des 19. Jahrhunderts den Flachs als den nährenden Vater der Provinz Flandern bezeichnen konnte. Gegen 330 000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, fanden damals in dieser weit ausgedehnten Hausindustrie Arbeit und Brot.

Der Zusammenbruch dieser großen Hausindustrie erfolgte in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als die Maschinenspinnerei und der mechanische Webstuhl die Handarbeit der flämischen Bauern außer Konkurrenz setzte, und als einige Zeit darauf die massenhafte Einführung von Baumwolle und Baumwollgeweben einem Teile des Flachsbaues den Garaus machte und das altväterliche Linnen zum Teil verdrängte.

Der Untergang der flämischen Leinenindustrie führte zu einer der schwersten wirtschaftlichen Krisen, die diesem Lande jemals widerfahren sind; ein großer Teil der frühern Flachsarbeiter, Weber und Spinnerinnen mußten andre Arbeit suchen und, wo solche fehlte, auswandern.

Die Beschäftigung mit dem Flachse lag den Flämen durch die jahrhundertelange Übung jedoch so im Blut, daß es nicht lange dauerte, bis die Flachsindustrie, wenn auch in veränderter Gestalt, wieder aufblühte.

Freilich, die Spinnräder kamen nicht wieder und die alten, selbstgewebten Linnen fehlten fortan im Haushalt der flämischen Bäuerin; dennoch hat der Flachsbau standgehalten, die Exporte von Rohflachs aus den Nachbarländern haben wieder stark zugenommen, und die Flachsverarbeitung ist wieder zu einer bedeutenden Industrie für Flandern geworden.

Der Flachsbau nimmt heute in Belgien etwa 20 213 ha ein, wovon der Hauptteil in Flandern anzutreffen ist.

Ein Teil dieses Flachses, namentlich die minderguten Qualitäten, wird noch heute, wie in alter Zeit, von den Bauern selbst geröstet und geschwingelt und als geschwingelter Flachs verkauft. Alle bessern Flächse werden auf dem Felde verkauft, ein Teil nach flämischen Dörfern, deren Bewohner den Flachs in Gruben oder auf dem Felde rösten und im Haus schwingeln und aus dieser Verarbeitung des Flachses eine Hausindustrie gemacht haben; der beste in Belgien gebaute Flachs geht zur Röste nach Courtrai an der Leye, wo der Hauptsitz der westeuropäischen Flachsindustrie ist, und woher die feinsten Flächse der Welt in den Handel kommen.

Die heutige belgische Flachsindustrie, basierend auf einer weitgehenden Teilung der Arbeit, beschäftigt sich im wesentlichen mit dem Rösten und Schwingeln des Flachses. Infolge des großen Aufschwungs, den diese Gewerbe längs den Ufern der Leye genommen haben, ist die belgische Flachsindustrie heute wiederum zu Weltruf gekommen.

Weit davon entfernt, ihren Bedarf an Rohstoffen in der heimischen Landwirtschaft decken zu können, importiert sie etwa achtmal soviel Rohflachs wie im Land produziert wird, verarbeitet den Rohflachs zu feinstem geschwingelten Flachs und entsendet diesen zur Weiterverarbeitung nach englischen und französischen Spinnereien.

Die Hausspinnerei hat in Flandern ganz aufgehört. Die belgischen Spinnereien sind großindustrielle Einrichtungen, die mit der Landwirtschaft direkt nichts mehr zu tun haben, ja nicht einmal belgische Flächse, sondern vorwiegend russische Rohstoffe verarbeiten.

Auch die Leinenweberei ist als ländliche Hausindustrie nur noch vereinzelt anzutreffen; man zählte im Jahr 1900 noch 10 000 mit Weberei beschäftigte Heimarbeiter, davon die große Mehrzahl im südlichen Westflandern, doch sind diese Weber nicht mehr die Leinenweber aus alter Zeit, sondern einfach Heimarbeiter, die im Auftrag von Großunternehmern bei sich zu Haus Wollen, Baumwollen und andre Arten von Tuchen herstellen.

Die heutige Flachsindustrie Belgiens konzentriert sich im wesentlichen auf jene Teile des nördlichen Flanderns, in denen nach alter Weise der Flachs von den Bauern geröstet und geschwingelt wird, und anderseits auf die in einer Unzahl

kleiner und größerer Unternehmungen an der Leye installierte Industrie, die dort etwa insgesamt 12 000 Arbeiter beschäftigt.

Die belgische Flachsindustrie ist das vorbildlichste was im Flachsgewerbe überhaupt bisher erreicht worden ist, nicht nur, weil sie die feinsten Flächse der Welt herstellt, sondern auch weil sie dank ihrer Organisation einer großen Masse ländlicher Bevölkerung eine sehr lohnende Erwerbsgelegenheit bietet und zum Aufblühen von Dörfern, Städten und ganzen Gegenden beigetragen hat. Es ist darum der Mühe wert, auf sie bei andrer Gelegenheit nochmals ausführlicher zurückzukommen.[1])

Eine andre Industrie, die als Heimarbeit heute noch sehr große Verbreitung hat, ist die Spitzenindustrie. Ihre Anfänge reichen bis ins 15. Jahrhundert zurück; sie entstand damals als Schwesterindustrie von Spinnerei und Weberei unter dem Landvolke Flanderns, bei dem die Beschäftigung mit der Textilindustrie von alter Zeit her üblich war. Sie erreichte ihren Glanzpunkt, als zur Zeit Ludwigs XIV. das Tragen vieler und kostbarer Spitzen Mode wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert zählten die flämischen Spitzenarbeiterinnen nach Hunderttausenden. Im Lauf des 19. Jahrhunderts brach auch für die Spitzenindustrie Belgiens eine große Krisis herein, da die fabrikmäßige Industrie sich der Spitzen- und Gardinenarbeit bemächtigte und bald zu einem bösen Konkurrenten der flämischen Heimarbeit wurde.

Nur durch die großkapitalistische Organisation der Spitzenindustrie, deren Leitung und Handelsgeschäfte in den Händen weniger Großunternehmer vereinigt wurde, blieb die Spitzenindustrie in ziemlich großer Ausdehnung bestehen. Man verwandte billigere Fäden, legte mehr Wert auf Auswahl der Klischees und Muster und hielt die arme, geistig wenig regsame flämische Bevölkerung fest unterm Daumen, indem man ihr Lieferung von viel Arbeiten abverlangte und sie schlecht dafür bezahlte. So blieb die belgische Spitzenindustrie lebensfähig.

Man schätzt die Zahl der Spitzenklöpplerinnen heute auf 45 000; im Arrondissement Thielt sind etwa 18 %, in Aalst 13 %, in Dixmude 12 % der weiblichen Bevölkerung mit dieser Industrie beschäftigt.

Während in frühern Jahrhunderten die Städte den Hauptsitz der Spitzenindustrie bildeten, und im 18. Jahrhundert Brüssel und Mecheln allein 100 000 Spitzenarbeiterinnen zählten, ist diese Industrie heute eine vorwiegend ländliche Industrie geworden. Aus den Städten ist sie verschwunden, weil dort andre, lohnendere Arbeitsplätze für Frauen und Mädchen entstanden; nur in Brügge, das arm an sonstigen Industrien ist, zählt man noch einige tausend Spitzenarbeiterinnen. Auf den Dörfern und im Land dagegen ist die Spitzenarbeit in den flämischen Provinzen ein wichtiger Nebenerwerb der armen Bevölkerung. Alle arbeitsfreien Stunden des Tages, besonders in der Winterszeit, werden dazu verwandt, um mit der Spitzenarbeit einen Beiverdienst zu erwerben.

1) Der Verfasser hat im Sommer 1907 im Auftrag der Regierung die flachsbautreibenden Gegenden Hollands, Belgiens und Nordfrankreichs bereist und seine eingehenden Studien in einem Berichte niedergelegt, der im Herbst 1908 vom Reichsamt des Innern als „Berichte über Landwirtschaft, Heft 9" unter dem Titel: „Flachsbau und Flachsindustrie in Holland, Belgien und Frankreich" veröffentlicht worden ist. Im Buchhandel erschienen bei Paul Parey, Berlin 1909.

Viel verdient wird freilich mit der Spitzenarbeit nicht. Eine Enquete vom Jahre 1902 berichtet über Löhne von 0,76 ℳ für 15 Arbeitsstunden in Tamise, 0,42 ℳ für 14 Arbeitsstunden in Courtrai, 0,32 ℳ für 12 Arbeitsstunden in Beveren-Waes und 0,22 ℳ für 10 Arbeitsstunden in Deynze.

Viele Spitzenarbeiterinnen betrachten die Spitzenklöppelei nur als Nebenbeschäftigung und verwenden darauf nur 5, 6 oder 8 Stunden am Tag, je nachdem ihre sonstigen Pflichten im Haus und in der Wirtschaft ihnen Zeit dazu lassen. Andre arbeiten vom Morgen bis zum Abend und kommen bisweilen, wenn die Arbeit gut vorwärts geht, auf 15—16 Arbeitsstunden am Tag.

Eine Folge der neuzeitlichen, großkapitalistischen Organisation dieses Gewerbes ist freilich die gewesen, daß man im Bestreben, für wenig Lohn möglichst viel Ware herzustellen, zu wenig Wert auf feine und feinste Qualität gelegt hat und dadurch hat der Ruf der Brüsseler Spitzen Schaden gelitten. Die mechanische Herstellung von Spitzen, die in andern Ländern bis zu hoher Vollendung ausgebildet ist, wirkt als gefährlicher Konkurrent der flämischen Spitzenindustrie und macht ihr Schritt für Schritt das Terrain streitig.

Eine landwirtschaftliche Industrie, die in frühern Jahrhunderten große Bedeutung in Belgien hatte, seitdem aber fast völlig zur städtischen Industrie wurde, ist die Brennerei.

Sie entstand zu einer Zeit, als Belgien mehr Getreide produzierte als es nötig hatte, und darum einen Teil desselben zu Spiritus verarbeiten und im Anschluß an die Brennereien intensive Viehmast betreiben konnte. Die Viehmast und mehr noch der durch sie gelieferte Stalldünger scheinen die wichtigsten Faktoren zur starken Ausdehnung dieser Industrie gewesen zu sein.

„Das Brennen des Fruchtbranntweins", berichtet Schwerz, „ist schon lange in Flandern eingeführt; denn schon im Jahr 1600 fing man an, Branntwein aus Getreide, Gemüse und Äpfeln zu brennen. Vor dieser Zeit, ohne daß man weiß, bis zu welcher Epoche es hinaufreicht, bediente man sich der Wein- und Bierschleiche dazu, weil man alle andern Arten von Branntwein der Gesundheit nachteilig hielt. Dies erhellt deutlich aus einem Befehle vom 20. März 1601, wodurch bei schwerer Strafe untersagt wurde, aus irgend einer andern Substanz als der Wein- und Bierschleiche Branntwein zu machen. Ungeachtet dieses Verbots fuhr man fort, sich des Getreides zu bedienen, und umsonst suchten neue Gesetze es zu verhindern. In dem Jahre 1671 wurde endlich das Branntweinbrennen aus allen Gattungen von Früchten erlaubt. Von diesem Augenblick an vermehrte sich auch die Anzahl der Brennereien."

„In den Jahren, wo die Ernte nur mittelmäßig ausfiel, murrte man von allen Seiten gegen den großen Aufwand von Getreide, den die Branntweinbrennereien erforderten, allein man überzeugte sich nach und nach, daß, wenn auch diese Fabriken wirklich der übrigen Konsumtion einen starken Teil raubten, sie von der andern Seite auch die Mittel hervorbrächten, eine große Menge Vieh zu mästen und die Fruchtbarkeit der Erde so zu heben, daß das daraus fließende Plus der Produkte mehr als zureichend war, das Minus in der Konsumtion zu decken.

Man findet in dem Departement der Schelde ungefähr 320 sowohl große, als

kleine Branntweinbrennereien, die nach eingezogenen Aussagen und Angaben der Fabrikanten jährlich etwa 81 276 hl Branntwein hervorbringen."

„Der Vorteil, den der Ackerbau von dem Brennen des Getreides zu Branntwein zieht, ist ungleich größer, als der, welcher von seiner Ausfuhr entspringt. Beide bringen Geld ein; allein von dem ausgeführten Getreide bleibt nichts für den Ackerbau zurück, während das andre der Erde so viel und vielleicht mehr wiedergibt, als es davon bezogen hat."

Es wird von Ortschaften im nördlichen Belgien berichtet, die so viel Brennereien besaßen und so viel Fettvieh aufstellen konnten, daß sie mit dem erzeugten Dünger alles Unland und alle Heide im Umkreis in Kultur bringen konnten.

Ein Umschwung trat ein, als im Anfang des 19. Jahrhunderts die maschinellen Neueinrichtungen den Brennereibetrieb im großen Maßstabe rationeller gestalteten, als es der Kleinbetrieb war. Die Gründung einer einzelnen großen Brennerei kostete jedesmal einer ganzen Anzahl von kleinen Brennereien das Leben, und schon im Jahr 1823 klagt der Staat van den landbouw in het Koningrijk der Nederlanden über das Stillstehen vieler ländlicher Brennereien und die damit parallel gehende Verminderung von Rindermast und Düngerproduktion.

Um die landwirtschaftlichen Brennereien lebensfähig zu erhalten, gewährte man ihnen eine Steuerermäßigung auf ihre Alkoholproduktion; aber es war kein Halten; der Großbetrieb siegte und die Kleinbetriebe verschwanden. Die ursprünglich für die Brennereien verwandten einheimischen Getreide machten ausländischen Rohstoffen Platz. Heute verwendet man vorwiegend ausländischen Mais und Gerste sowie Melasse aus den belgischen Zuckerfabriken als Rohmaterial für die Brennerei. Damit ist der Zusammenhang zwischen Landwirtschaft und Brennerei fast völlig gelöst.

Für das Jahr 1843 gibt die Statistik 455 landwirtschaftliche Brennereien an, heute bestehen deren nur noch 26; die im Jahr 1902 erfolgte Gleichstellung der landwirtschaftlichen und der nichtlandwirtschaftlichen Brennereien ließ mehr als 100 ländliche Brennereien vollständig verschwinden und die Mehrzahl der übrigen in Hände von Industriellen übergehen.

Die übriggebliebenen 26 landwirtschaftlichen Brennereien befinden sich

	Anzahl der landwirtschaftlichen Brennereien	Produktion in Hektoliter 50 % Alkohol
in Antwerpen	2	2869
„ Brabant	2	2743
„ Westflandern	1	4149
„ Ostflandern	11	
„ Hennegau	1	4631
„ Lüttich	4	
„ Limburg	3	4210
„ Namur	2	2487
„ Belgien	26	21089

Gleichzeitig bestanden in Belgien noch 121 nicht landwirtschaftliche Brennereien mit einer Gesamtproduktion von 597 637 hl 50 % Alkohol.

Die Gesamtproduktion übersteigt den Verbrauch im Inland, so daß etwa 130 000 hl zur Ausfuhr gelangen. Der jährliche Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung wird auf etwa 8,37 l geschätzt.

Ebenso wie die Brennerei, ist auch die Bierbrauerei heute fast völlig vom landwirtschaftlichen Betriebe losgetrennt und eine selbständige Industrie geworden. In alter Zeit war auch die Brauerei ein rein landwirtschaftliches Nebengewerbe, das in Tausenden von belgischen Wirtschaften zur Deckung des eignen Bedarfs getrieben wurde. Jede dieser größern Brauereiwirtschaften baute selbst Gerste und Hopfen und dehnte die Produktion an Bier höchstens so weit aus, um unter den Nachbarn etwas Bier verkaufen zu können.

Die Zahl der ländlichen Brauereien begann abzunehmen, als der Brauerei-Großbetrieb aufkam und sich mehr und mehr den Kleinbetrieben überlegen erwies. „Unter der österreichischen Herrschaft (1714—1794) bestanden viele kleine Brauereien im Land, in denen man „Kleinbier" braute; man bezahlte für diese Fabrikation nur eine geringe Steuer. Unter dem französischen Regiment (1794—1814) mußte das Kleinbier jedoch ebensoviel Steuer entrichten, wie das schwerere Bier, und viele der kleinen Brauereien verschwanden, und das zum Schaden der Landwirtschaft. Im südlichen Brabant und in der Provinz Antwerpen verringerte sich die Zahl der kleinen Brauereien in 20 Jahren um mehr als 500."[1])

Noch heute findet man fast in jedem belgischen Dorf eine Brauerei, aber bei weitem die meisten sind nicht mehr in Händen von Landwirten. Hier und da kommt es vor, daß die Großbauern eines Dorfes als Aktionäre Eigentümer der Dorfbrauerei sind und diese wie eine Art genossenschaftliche Unternehmung betreiben. Vereinzelt sind auch noch kleinere Brauereien in Händen von Landwirten anzutreffen; doch liegt die Sache dann meist so, daß dieser Mann in Wahrheit Bierbrauer ist und nebenher einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb ohne viel Interesse und Sachkenntnis betreibt.

Die Zahl der belgischen Brauereien betrug im Jahr 1905 etwa 3362, wovon die große Mehrzahl kleine Dorfbrauereien war, die ein leichtes Dünnbier herstellen. Die Gesamtbierproduktion betrug 15,7 Millionen Hektoliter, der jährliche Konsum auf den Kopf der Bevölkerung 223 Liter. Nächst den Bayern sind die Belgier die stärksten Biertrinker der Welt.

Die Bedeutung der Bierbrauerei für die belgische Landwirtschaft ist heute nur noch eine indirekte, indem sie heimischen Hopfen und heimische Gerste für die Fabrikation verwendet und dadurch beiden Kulturen auch trotz starker ausländischer Konkurrenz ein zuverlässiges Absatzgebiet verschafft. Schließlich kommen auch die Treber der Landwirtschaft zugut, indem sie zur Mästung von Vieh verwandt werden und den in der belgischen Landwirtschaft besonders hochgeschätzten Stalldünger vermehren helfen.

Die Mälzerei und Müllerei haben für die belgische Landwirtschaft heute ganz vereinzelt noch den Charakter eines Nebengewerbs. Die Mälzerei wird gewöhnlich im Anschluß an eine Brauerei getrieben; sie verarbeitet vornehmlich Gerste aus den Poldern, dem Hesbegau und südlichen Hennegau, im übrigen ausländische

1) Vliebergh, De landelijke bevolking der kempen, 1906.

Gerste. Die Malzkeime werden an die umwohnenden Landwirte als Viehfutter verkauft.

Die Müllerei, mit Wasserkraft oder neuerdings auch mit kleinen Motoren betrieben, verschwindet mehr und mehr aus den landwirtschaftlichen Betrieben und konzentriert sich in großen, mit Dampf betriebenen, rein industriellen Unternehmungen. Nur ganz vereinzelt trifft man noch Landwirte, die eine Müllerei betreiben. Die großen Anforderungen, die heut in jedem Gewerbe an die Leistungsfähigkeit des Unternehmers gestellt werden, machen es zu schwierig, gleichzeitig ein guter Landwirt und ein guter Müller zu sein; auch verlangt der kaufmännische Teil beider Gewerbe heute so viel Zeit, Kenntnisse und Beziehungen, daß der Doppelbetrieb gar leicht die Leistungsfähigkeit eines Mannes zersplittert.

Neuerdings nehmen sich die großen Genossenschaftsmolkereien etwas der Müllerei an, indem sie für ihre Mitglieder das Mahlen von Futterkuchen und Schroten von Mais und Getreide besorgen.

Die Sirupfabrikation war früher dort überall landwirtschaftliches Nebengewerbe, wo Obstbau getrieben wurde; jeder größere Bauer besaß seine eigne Presse und verarbeitete seine Äpfel und Birnen selber. Heute ist die Herstellung von Sirup auf den Bauernhöfen kaum mehr anzutreffen; die Sirupfabrikation ist in die Hände von Industriellen übergegangen.

Ihr Hauptsitz ist der Süden der Provinz Limburg und das Land von Herve, zwei Gegenden, in denen fast alle Weiden mit Obstbäumen bepflanzt sind und sehr viel Früchte produziert werden. Im Süden der Provinz Limburg zählt man etwa 125—130 solcher Fabriken; Lodz und Umgegend hat deren 45. Die Einrichtung solcher Fabrik ist im allgemeinen wenig kostbar, man verarbeitet hauptsächlich Äpfel, Birnen und Zuckerrüben. Die richtige Mischung der kostbaren Äpfel mit den billigern Rüben ist einer der Hauptkniffe der Fabrikation; das Produkt heißt in jedem Falle Fruchtsirup und wird in Tönnchen, Eimern und Blechbüchsen, die mit unglaublich bunten Fabrikmarken beklebt werden, in den Handel gebracht.

Die Herstellung ist denkbar einfach; man schneidet Äpfel und Rüben in Stücke, verkocht sie zu einem dicken Brei, den man in Fässer schöpft und unter die Presse bringt. Diese Pressen werden durch Handkraft betrieben, indem an jeder Presse ein Arbeiter steht und ein großes horizontalgestelltes Rad mit aller Gewalt ruckförmig hin und her bewegt. Diese Arbeit erfordert viel Kraft und macht einen Höllenlärm; sie beweist übrigens, daß Menschenkraft in Belgien häufig auch da billiger ist als Maschinenkraft, wo sich die Maschinenkraft ohne technischen Nachteil für die Verarbeitung und mit verhältnismäßig geringen Kosten einführen ließe.

Der aus den Pressen ablaufende Saft wird dick eingekocht, und der Sirup ist fertig.

Im allgemeinen verarbeiten die Sirupfabriken im südlichen Limburg 4000 bis 6000 kg Früchte und Zuckerrüben den Tag und haben eine Arbeitsperiode von 70—100 Tagen. Die größten solcher Fabriken stellen jährlich 350 000—400 000 kg Sirup her. Man verkauft den Sirup nach den großen Städten, zum Teil auch nach dem Auslande, namentlich nach England. Der Preis beträgt 15—40 Pf. für 1 kg.

Viele Sirupfabriken stellen außer dem Sirup auch Fruchtessig her, eine Fabrikation, die in früherer Zeit ebenfalls auf vielen Bauernhöfen anzutreffen war.

Die Fabrikation von Fruchtkonserven und getrocknetem Obst ist verhältnismäßig wenig bedeutend.

Von der großen Obsternte im südlichen Limburg und im Land von Herve verarbeiten die belgischen Fabriken nur einen kleinen Teil; das meiste Obst wird nach England und nach Deutschland exportiert.

Eine andre, zwar auch nicht landwirtschaftliche, aber dennoch für die Landwirtschaft sehr wichtige Industrie ist die Gemüsekonservenfabrikation in der Gegend von Löwen und Mecheln.

In unendlich viele kleine, halb gärtnerisch eingerichtete Betriebe aufgeteilt, bringt jene Gegend große Mengen grüner Erbsen und andrer Gemüse hervor, die von den dort gelegenen Konservenfabriken aufgekauft und verarbeitet werden. Man zählt etwa 15 solcher Fabriken in kurzem Abstande voneinander.

Die Hauptarbeitsperiode ist die Zeit vom 15. Juni bis 8. August, d. h. die Zeit, in der Erbsen verarbeitet werden; man arbeitet während dieser Zeit von 3 Uhr morgens bis 11 Uhr abends mit zwei sich abwechselnden Arbeitsschichten; nur der kleinste Teil sind Männer.

Die Erbsen werden in Säcke verpackt, von den Bauern angefahren, gewogen und in großen drehenden Zylindern enthülst. Die Hülsen nehmen die Bauern wieder mit nach Haus, um sie an ihre Schweine zu verfüttern. Die enthülsten Erbsen werden durch einen Trieur in mehrere Qualitäten nach der Größe geordnet, danach etwa vier Minuten gekocht und sodann in kaltem Wasser gewaschen und mit der Hand sortiert. Nachdem alle schlechten Erbsen herausgesucht sind, werden die übrigen Erbsen in Blechdosen getan und der zwischen ihnen bleibende Raum mit einer dünnen Lösung von Zucker und Salz angefüllt. Die künstlich dunkelgrüne Farbe der Erbsenkonserven wird durch Hinzufügen von etwas Kupferoxyd zum Wasser bei der ersten Aufkochung der Erbsen erreicht.

Die Blechbüchsen, die in größern Fabriken selbst hergestellt werden, werden schließlich mit Maschinen luftdicht verschlossen und kommen alsdann für zehn Minuten in die mit kochendem Wasser gefüllten Sterilisationskessel. Nachdem sie einen Tag über zum Abkühlen aufgestellt waren, werden sie zwischen Reißhülsen in Kisten verpackt und gelangen zum Versand. Der größte Teil wird nach dem Ausland exportiert, namentlich nach Deutschland, Frankreich und Italien.

Außer mit dem Hauptgeschäfte der Erbsenkonservierung befassen sich diese Fabriken nach dem Ende der Erbsenzeit auch mit Herstellung von Spargel-, Karotten-, Kirschen- und andern Konserven.

Für die Landwirtschaft jener Gegend ist diese Konservenfabrikation von allergrößter Bedeutung; der Erbsenbau, der die Hauptarbeit und Einnahme der dortigen Landwirte ausmacht, ist in seiner großen Ausdehnung nur durch die Konservenfabrikation ermöglicht worden.

Zwei alte landwirtschaftliche Industrien, die noch heute bestehen, sind die Zichorienfabrikation und die Hopfendarre. Beide sind in Flandern heimisch, dort, wo Zichorie und Hopfen gebaut werden; erste also vornehmlich bei Rousselaere, letzte bei Alost. Die Einrichtungen für diese Industrien sind wenig kostspielig, auf vielen Bauernhöfen freilich auch noch sehr altmodisch und wenig zweckmäßig. Es hat sich daher in beiden Industrien in neuerer Zeit auch der nichtlandwirtschaftliche Betrieb Platz gemacht; es gibt Zichorienfabrikanten, die die ungetrockneten

Wurzeln bei den Bauern kaufen und verarbeiten. Andre überlassen den Bauern das Darren der Wurzeln und betreiben ihrerseits das Pulverisieren der getrockneten Wurzeln. Dieser letzte Teil der Zichorienverarbeitung wird heute von den Landwirten überhaupt nicht mehr selbst ausgeführt; wer sich noch in seiner Wirtschaft mit Zichorienbearbeitung abgibt, tut weiter nichts, als die Zichorienwurzeln schneiden und in der Darre trocknen; er verkauft alsdann die harten Zichorienstückchen an einen Industriellen zur Weiterverarbeitung.

Bei der Hopfenverarbeitung sind in neuerer Zeit genossenschaftlich eingerichtete Industrien entstanden, welche das Darren und Pressen des Hopfens für ihre Mitglieder verrichten und dabei bessere Produkte erzielen, als das in vielen primitiven Darreinrichtungen auf den Bauernhöfen möglich ist.

Beide Industrien spielen für die Landwirtschaft der Hopfen- und Zichoriengegenden eine große Rolle.

Außer den bisher genannten Industrien besteht derer noch eine große Zahl andrer in Belgien, die mehr oder minder mit der Landwirtschaft verbunden sind und von den Landwirten als Nebengewerbe betrieben werden.

So die Klumpenmacherei in Flandern, die Brettschneiderei in den Ardennenwäldern, die einst berühmte Strohflechterei im Tal der Geer zwischen Lüttich und Maastricht, die Verarbeitung von Weidenruten in den Limburger Maasniederungen, in den Scheldeniederungen und in manchen Dörfern von Niederluxemburg; im Verband mit ihr die Korb- und Möbelflechterei; sodann die Waffenschmiederei bei Lüttich, die Nagelfabrikation in einzelnen Dörfern des wallonischen Belgiens, die Fischerei in den Ardennen und viele andre.

Ein Land mit so viel Einwohnern wie Belgien schafft alle Tage neue Bedürfnisse, und eine so dichte Bevölkerung, wie die dieses kleinen Landes, findet alle Tage neue Arbeit. Wer sein Leben fristen will, muß es sich durch Arbeit verdienen; Landwirte, die nur zusehen wollen, wie der liebe Herrgott die Früchte in den Feldern und das Gras auf den Wiesen wachsen läßt, können in Belgien ihr Brot nicht finden.

Aus der starken Nachfrage nach Arbeit und der zwingenden Notwendigkeit, solche zu finden, sowie aus der Genügsamkeit der Belgier hinsichtlich des Arbeitslohns erklärt sich die außerordentlich große Entwicklung, welche die ländlichen Industrien in diesem Lande genommen und bis heutigestags zum Teil bewahrt haben.

Fünfter Teil.

Agrarökonomie.

I.

Marktverhältnisse.

1. Belgiens Stellung im Welthandel.

Belgien steht in der Reihe der handeltreibenden Länder mit an erster Stelle. Als kleines Land mit einem Riesendurchgangsverkehre weist sein Handel Mengen und Werte auf, die sowohl in absoluten Zahlen, als im Verhältnis zur Kleinheit des Landes erstaunlich groß sind.

Nach den Angaben der Statistik[1]) steht Belgien mit seinem Aus- und Einfuhrhandel in absolutem Wert an sechster Stelle, mit Beziehung auf seine Bevölkerungszahl an zweiter Stelle unter allen Ländern der Erde.

Die Gesamteinfuhr des Jahres 1905 belief sich auf 23,4 Millionen Tonnen im Wert von 3992 Millionen Mark, die Gesamtausfuhr auf 19,3 Millionen Tonnen in einem Gesamtwerte von 3403 Millionen Mark.

Ein verhältnismäßig beträchtlicher Teil dieses Handels ist Transithandel, wie das ja bei der geographischen Lage Belgiens zwischen dem konsumierenden europäischen Kontinent und den Nahrungsmittel und industrielle Rohstoffe produzierenden andern Weltteilen sehr natürlich ist. Dieser glücklichen Lage dankt Belgien ganz vornehmlich die große Bedeutung seines Handels, die schon bis in die Zeit des frühsten Mittelalters zurückreicht.

Der belgische Transithandel führte im Jahr 1905 etwa 3 692 000 t ein und wieder aus; in der Tat ein staunenswert großer Verkehr, der in Eisenbahnwaggons verladen täglich 2050 Waggons über die Landesgrenzen herein- und wieder hinaussenden würde. Es versteht sich jedoch, daß sich der größte Teil des Transithandels nicht auf der Bahn, sondern zu Wasser bewegt; übers Meer gingen 59 %, über Flüsse und Kanäle 14 % und über Land nur 27 % des Transitverkehrs.

Am meisten beteiligt an diesem Transithandel sind naturgemäß die nächsten Nachbarn Belgiens; und zwar beträgt der Transithandel in Millionen Mark

Einfuhr aus		Ausfuhr nach
543	Deutschland	356
390	Frankreich	254
149	England	280

1) Statesmans Yearbook 1906 (Angaben für das Jahr 1901)
Ein- und Ausfuhrhandel in Millionen Pfund Sterling

Einfuhr auf 1 Einwohner		Ausfuhr auf 1 Einwohner	
England	852	Niederlande	66,6
Deutschland	609	Belgien	28,0
Vereinigte Staaten	544	Schweiz	26,4
Niederlande	367	Dänemark	24,7
Frankreich	358	England	19,8
Belgien	199	Deutschland	10,0

Obgleich dies große Zahlen sind und nach den Angaben der Statistik der Güterverkehr im Antwerpener Hafen der größte in allen Häfen Europas ist, so soll die Bedeutung des Transithandels für die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens doch nicht überschätzt werden. Wenn der Besitz eines gewaltigen Transitverkehrs auch zweifellos als eine Quelle reichen Einkommens für ein Land angesehen werden muß, so darf man doch nicht vergessen, daß die direkten Vorteile eines solchen doch nur einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Einwohnern der Hafenstädte zugut kommen, und daß die zahlenmäßig großen Importe und Exporte noch nicht beweisen, daß das betreffende Durchgangsland ein bedeutendes Handelsland wäre, aus dessen Handel ein großer Teil des Volkes Gewinn zöge.

Am deutlichsten beweisen das die wirtschaftlichen Verhältnisse Hollands, das sich noch heute wie vor 300 Jahren als Handelsstaat betrachtet, obgleich es doch voll und ganz einen Agrarstaat bildet. Der Transithandel Hollands weist nur eine unerheblich größere Zahl auf, als der belgische und wird, wenn Antwerpen seine Hafenanlagen so großartig ausbaut, wie das geplant wird, möglichenfalls in kurzer Zeit hinter dem belgischen Transitverkehre zurückstehen.

Was schließlich die wirtschaftliche Bedeutung des belgischen Transithandels auch noch herabsetzt, ist der Umstand, daß die heimatliche schwarz-gelb-rote Flagge eine mehr als bescheidene Rolle im Antwerpener Hafen spielt. Der Union Jack, die deutschen Farben und Hollands Flagge beherrschen den belgischen Welthafen, und viele der großen Reederei- und Speditionsgeschäfte Antwerpens sind in Händen von Ausländern. Es wirkt überraschend, daß die Handelsflotte Belgiens, das einen der bedeutendsten und bestgelegenen Häfen der Welt sein eigen nennt, nicht einmal ein volles Hundert Fahrzeuge zählt, so daß die auf Ausfuhr angewiesene Industrie des Landes fast ausschließlich auswärtige Schiffahrtslinien in Anspruch nehmen muß.

Von unendlich viel größerer Bedeutung als der Transitverkehr ist für das belgische Wirtschaftsleben der Spezial-Ein- und -Ausfuhrhandel, dessen Gütermengen das Vielfache des Transitverkehrs aufweisen, auch dann noch, wenn man die Angaben der Statistik dahin berichtigt, daß man einen größern Teil des Spezialhandels auf Rechnung des Transitverkehrs setzt, eine Änderung, die für eine wahrheitsgetreue Vorstellung der Handelsverhältnisse Belgiens nicht unterlassen werden darf.

Eine ungeheuer große Menge an Waren, namentlich von Nahrungsmitteln, die Belgien nur im Durchgangsverkehr passieren, sind in der Statistik unter jene Importe gezählt, die zum Verkauf innerhalb des Landes dienen; man erhält dadurch die falsche Vorstellung, als wenn all diese tatsächlichen Transitgüter in der belgischen Industrie verarbeitet würden, oder als ob sie Produkte des belgischen Bodens und belgischer Arbeit wären.[1])

Doch auch dann, wenn man einen Teil des Spezialhandels als Transithandel betrachtet, ist der Spezialhandel der bei weitem größte Handel Belgiens, er schafft vom Ausland herbei, was der belgische Konsum erforderlich macht, er fährt nach

1) Es ist kaum möglich, die Größe dieses falsch gebuchten Handels auch nur annähernd richtig zu schätzen, vielleicht geht man nicht zu weit, wenn man annimmt, er betrüge in den Niederlanden und Belgien ein Drittel des sogenannten Spezialhandels.

der Fremde, was Belgien an andre Länder von seinem Boden und aus seinen Industrien abzugeben hat; ihm dienen hunderttausende von Händlern und Krämern; er ist es, der im Land das Geld ins Rollen bringt, der dem Käufer das Geld aus der Tasche lockt, um es dem in die Hände zu geben, der etwas zu verkaufen hat.

Der Spezialhandel des Jahres 1905 belief sich auf eine Gesamteinfuhr von 19,6 Millionen Tonnen und eine Gesamtausfuhr von 15,6 Millionen Tonnen, die zusammen einen Wert von 4322 Millionen Mark repräsentieren. Die Hauptinteressenten auch an diesem Handel sind die nächsten Nachbarn Belgiens, und nächst ihnen die getreideexportierenden Länder andrer Erdteile.

	Spezial-Ein- und -Ausfuhrhandel in Millionen Mark
Deutschland	783
Frankreich	711
England	595
Niederlande	405
Argentinien	231
Rußland	216
Vereinigte Staaten von Amerika	188
Rumänien	116
englisch Indien	111
andre Länder	966
zusammen	4322

Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande stehen also auch im belgischen Spezialhandel, ebenso wie im Transitverkehr, an erster Stelle.

Das Studium des belgischen Spezialhandels gibt in deutlicher Weise Aufschluß über das belgische Wirtschaftsleben; eine Beziehung, die von dem des Landes unkundigen und sich lediglich auf statistische Angaben stützenden Staatswirte wohl nicht leicht ohne die Gefahr großer Fehlschlüsse gefunden werden kann, die aber bei genügender persönlicher Kenntnis von Land und Leuten die beste Probe auf das Exempel und der beste Beweis für den Gesamteindruck des Landes ist, der gedacht werden kann.

„Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt.
Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird." (Goethe.)

Will man sich nach den Angaben der Statistik ein Bild über das Wirtschaftsleben eines Volkes machen, so darf man sich nicht durch große absolute Zahlen blenden lassen. Daß Mexiko, Columbia und Venezuela unter den zehn größten Ländern der Erde mitzählen, beweist noch nichts für die wirtschaftliche Größe dieser Länder; daß das Britische Reich, Rußland und China die meisten Einwohner zählen, beweist noch nicht, daß diese Länder mit mehr Produkten auf dem Weltmarkt erscheinen und überhaupt mehr für die gesamte Erde leisten, als Länder mit weniger Einwohnern; und wenn die Vereinigten Staaten von Amerika mehr als zwei Fünftel aller Eisenbahnschienen der Erde besitzen, so ist damit noch nicht gesagt, daß in jenem Land ein besonders lebhafter Verkehr herrschte.

Nur wenn man die statistischen Angaben eines Landes in Beziehung setzt zu

seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und zu dem, was in andern Ländern geleistet wird, kann man seine wirtschaftliche Machtstellung beurteilen, und nur wenn man die Entwicklung seines Wirtschaftslebens kennt und in Vergleich zu der andrer Länder setzt, kann man seinen Grad von wirtschaftlicher Expansionskraft bestimmen.

Belgien zählt trotz seiner territorialen Kleinheit zu den wirtschaftlich wichtigsten Ländern der Erde, nicht nur weil seine Statistiken für Landwirtschaft, Handel und Industrie sehr große Produkten- und Warenmengen aufzählen, sondern auch weil man trotz der einem politischen Kleinstaate schwierigern Konkurrenz dennoch sein Vordringen auf dem Weltmarkte beobachten kann. Ein Land, das gegen die Konkurrenz zahlreicher und starker Mitbewerber standhalten will, muß entweder, dank einer besonders reich spendenden Natur oder dank seiner besonders hohen Fertigkeit, Güter von seltener und unnachahmlich feiner Qualität zu Markt bringen, oder es muß seine Mitbewerber unterbieten können.

Wer Belgiens Land und Leute kennt, wird nicht den ersten, sondern den zweitgenannten Fall als Grund für seine wirtschaftliche Bedeutung halten; und er wird damit für eine Gesamtvorstellung des belgischen Wirtschaftslebens das Richtige getroffen haben.

Es wäre einseitig, diese im allgemeinen zutreffende Annahme auf alle belgischen Produktionen und Erwerbstätigkeiten auszudehnen. Auch Belgien besitzt Naturgaben, denen es viel von seinen wirtschaftlichen Erfolgen zu danken hat — z. B. die günstige Lage des Antwerpener Hafens —, und auch in Belgien schlägt manche Produktion die ausländischen Konkurrenten durch die höhere Leistungsfähigkeit der Produzenten — z. B. in der Zucht schwerer Pferde, in der Bearbeitung von Rohflachs u. a. Aber auch bei genügender Würdigung dieser und ähnlicher Verhältnisse bleibt doch als Gesamteindruck des belgischen Wirtschaftslebens bestehen, was der belgische Nationalökonom Cattier im Jahr 1905[1]) sagte: „Die Arbeit allein läßt uns leben, und zwar eine Arbeit, die ungenügend vergolten wird, weil sie im allgemeinen zu primitiv, zu roh ist."

Diese Vorstellung von dem belgischen Wirtschaftsleben, zu der ich nach mehrjährigem Studium des Landes auf ganz anderm Wege gelangt war,[2]) findet sich bestätigt durch eine sehr gewissenhafte handelsstatistische Studie eines belgischen Staatswirts, auf die im folgenden vielfach Bezug genommen ist.[3])

Die belgische Einfuhr im Spezialhandel verkörperte	
im Jahr 1901 einen Wert von	2 220 992 Fr.
die Ausfuhr	1 828 232 „
Bis zum Jahr 1905 stieg die Einfuhr auf . .	3 068 347 „
und die Ausfuhr auf	2 333 676 „

Das Anwachsen des Handels innerhalb dieser fünf Jahre ist also anscheinend ganz ungeheuer groß; die Einfuhren wuchsen um 847 355 Fr., die Ausfuhren um 505 444 Fr.

1) „C'est le travail seul, qui nous fait vivre et ce travail n'est pas suffisamment rémunéri parceque, en général, il est trop primitif, trop élémentaire." S. Cattier, La Belgique au début du XXe siècle (Revue économique internationale 1905).

2) Teil II, Kapitel 3, „Arbeiterverhältnisse".

3) A. Julin, De quoi ce compose le commerce extérieure de la Belgique? (Revue économique internationale 1907).

Um sich nicht durch diese großen Zahlen blenden zu lassen, tut man gut, die Ein- und Ausfuhren ihrer Art nach genauer zu betrachten. Zu diesem Zweck empfiehlt sich eine Einteilung der Handelsgüter in drei Klassen: 1. lebende Tiere, Nahrungs- und Genußmittel, 2. Rohstoffe und Halbfabrikate und 3. Industrielle Erzeugnisse; kurz: Nahrungsmittel, Rohstoffe und Fabrikate.

In diese drei Gruppen verteilt, betrugen Ein- und Ausfuhr des Jahres 1905:

	Einfuhr in 1000 Fr.	%	Ausfuhr in 1000 Fr.	%
Nahrungsmittel	816 016	26,60	329 194	14,11
Rohstoffe	1 664 643	54,25	1 001 455	42,91
Fabrikate	587 688	19,15	1 003 027	42,98
	3 068 347	100,00	2 333 676	100,00

In allen drei Gruppen hat die Ein- sowie die Ausfuhr während der letzten fünf Jahre zugenommen; setzt man den Handel des Jahres 1901 gleich 100, so belief sich die Steigerung des Güterwerts bis zum Jahr 1905 auf folgende Ziffer:

	Steigen der Einfuhr (dem Werte nach)	Steigen der Ausfuhr
Nahrungsmittel	133,10	126,17
Rohstoffe	145,06	127,14
Fabrikate	127,66	128,25

Diese Zusammenstellung zeigt, wie der Wert der Aus- und Einfuhr bei den Gütern der verschiedenen Gruppen gestiegen ist. Unter den eingeführten Waren hat sich die Wertmenge der Rohstoffe am meisten gehoben (45 %), danach die der Nahrungsmittel (33 %) und schließlich die der Fabrikate (27,6 %).

Unter den Ausfuhrgütern stiegen dem Gesamtwerte nach die Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln etwa gleich stark (26,1 % bzw. 26,9 %), die Ausfuhr industrieller Erzeugnisse stieg etwas stärker (28,2 %). Im allgemeinen zeigt sich, daß die Einfuhr stärker zunahm, als die Ausfuhr.

Man würde jedoch kein richtiges Bild vom belgischen Handel erhalten, wollte man sich mit diesen in 1000 Fr. gemachten Angaben des Handels begnügen; man muß auch das Gewicht der Im- und Exporte betrachten und das Verhältnis, das zwischen dem Gewicht und dem Werte der Güter besteht. Die Gewichtsbestimmungen für die Handelsstatistik sind stabiler und einheitlicher als die Wertbestimmungen, ganz abgesehen davon, daß sich durch die fortschreitende Entwertung des Geldes das Verhältnis zwischen Gewicht und Wert der Güter derart ändert, daß z. B. eine dem Gewichte nach sehr große Einfuhr doch verhältnismäßig recht wenig wert sein kann, und eine dem Werte nach gestiegene Ausfuhr weniger Güter enthalten kann, als das früher der Fall war.

Dem Gewichte nach betrugen die

	Einfuhr in %	Ausfuhr in %
Nahrungsmittel . . .	19,85	8,60
Rohstoffe	74,36	70,04
Fabrikate	5,79	21,36
	100,00	100,00

Die Gesamtmenge der Im- und Exporte hat auch dem Gewichte nach eine steigende Tendenz.

	Einfuhr in 1000 t	%	Ausfuhr in 1000 t	%
1901	13 549	100,0	14 352	100,0
1905	19 667	145,1	15 638	108,9

Das erheblich stärkere Ansteigen der Einfuhr, das sich schon aus der Wertsteigerung der Importe ergab, tritt aus den Angaben über das Gewicht der Güter noch stärker zutage; während die Einfuhr um 45,1 % wuchs, stieg die Ausfuhr nur um 8,9 % des Gewichts.

Die belgische Handelsstatistik zeigt, insgesamt beschaut, eine erhebliche Zunahme des Außenhandels, sowohl was den Wert, als auch was das Gewicht der Transporte angeht. Es wirft sich nun die Frage auf, ob diese Zunahme tatsächlich so stark ist, wie sie die Statistik anzeigt, oder ob sie vielmehr zu einem mehr oder minder großen Teile durch Preisschwankungen verursacht wurde.

Der Preis für die Tonne betrug für die

	Einfuhrgüter	Ausfuhrgüter
1901	164 Fr.	127 Fr.
1902	158 „	130 „
1903	156 „	138 „
1904	153 „	139 „
1905	156 „	149 „

Der Preis für die Tonne exportierter Güter hat, wie sich daraus ergibt, erheblich zugenommen, während der Preis der importierten Waren, abgesehen von der ziemlich erheblichen Verminderung im Jahr 1904, ziemlich konstant geblieben ist. Außerdem zeigt sich, daß der mittlere Wert der Importgüter höher ist, als der der Exportgüter; was im deutschen und französischen Handel gerade umgekehrt der Fall ist.

Es ergibt sich aus dem bisher Gesagten, daß die Steigerung des belgischen Außenhandels in zweierlei verschiedener Richtung erfolgt ist. Der Einfuhrhandel hat sich durch die vermehrte Gütermenge gehoben; der Ausfuhrhandel dagegen, dessen Exportmenge der Statistik nach ebenfalls etwas gestiegen ist, nahm seine Entwicklung vornehmlich durch die Erhöhung des Wertes der Exporte, sei es durch Herstellung wertvollerer Güter, sei es, was für die Gesamtheit des Exports wahrscheinlicher ist, durch allgemeines Steigen der Preise.

Die Einfuhr an Nahrungsmitteln ist in fünf Jahren um ein Drittel gestiegen. Sie umfaßt an erster Stelle die Getreide- und Müllereiprodukte (513 von insgesamt 816 Millionen Franken); außerdem lebende Tiere, Kaffee, Fische, Konserven, Fleisch u. a.

Die Ausfuhr an Nahrungsmitteln erstreckt sich auf dieselben Produkte; es ist aber zu bemerken, daß eine genügende Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens diesen Ausfuhrhandel erheblich geringer erscheinen läßt, als ihn die Statistik angibt. Stimmten die Angaben der Statistik mit der Wahrheit überein, so müßten die aus dem Spezialhandel in Nahrungsmitteln exportierten Produkte nichts andres sein, als die landwirtschaftliche Überproduktion Belgiens.

Wie steht es aber damit bei Produkten, wie Kaffee, Gewürz, Tee, Wein, Olivenöl u. a., die nach den Angaben der Statistik im Spezialhandel ausgeführt wurden? Keins von ihnen ist belgischen Ursprungs; ihre Ausfuhr ist also nichts andres, als eine Weiterbewegung im Transitverkehr. Man kann, ohne fehlzugehen, annehmen, daß auch ein erheblicher Teil der exportierten Getreide- und Müllereiprodukte, die einen Wert von 144 Millionen Franken repräsentieren, vom Ausland hereingekommen, in Antwerpen gelöscht und nach einiger Zeit wieder nach dem Auslande verfrachtet worden ist.

Man darf nicht aus den Augen lassen, daß eine tatsächliche Mehrausfuhr für die große Mehrzahl der landwirtschaftlichen Produkte nicht besteht. Wirklich über den eignen Bedarf produzieren tut die belgische Landwirtschaft im wesentlichen nur Pferde, Schweinefleisch, Flachs, Zucker, Kartoffeln, Zichorien sowie Äpfel, Pflaumen, Weintrauben und einige andre Gartenbauerzeugnisse. Für diese Produkte besteht tatsächlich eine Ausfuhr aus dem Spezialhandel, die jedoch im Vergleich zu der belgischen Agrareinfuhr verschwindend klein ist.

Der belgische Auslandshandel in den Gütern der ersten Warengruppe charakterisiert sich durch ein enormes Bedürfnis nach auswärtigen Produkten und schwachen Quellen einer eignen Mehrproduktion. Für Beurteilung des Exports ist noch zu berücksichtigen, daß der Wert der exportierten Güter verhältnismäßig rascher gestiegen ist, als deren Gewicht; erster in fünf Jahren um 26 %, letzter um 11,5 %, so daß die Wertsteigerung des Exports weniger als Beweis für eine Ausdehnung des Handels anzusehen ist, als es auf den ersten Blick scheint.

Daß diese Wertsteigerung der Ausfuhrprodukte mehr durch die größere Zahlungswilligkeit der Abnehmer, als durch die Verbesserung der Qualität, kurz durch ein Steigen der Preise oder, wenn man so will, durch die allgemeine Entwertung des Geldes erreicht würde, beweist der Handel mit dem wichtigsten belgischen Agrarausfuhrprodukt, den Kaltblutpferden. Es ist außer Zweifel, daß sich die Qualität der belgischen Pferde in letzter Zeit sehr gehoben hat, es ist aber auch ebenso zweifellos sicher, daß die von den deutschen Käufern angelegten Preise für belgische Pferde in kurzer Zeit noch viel stärker gestiegen sind, als das für die Qualität eines Pferdebestandes in gleicher Zeit überhaupt möglich ist.

Behaupten wollen, daß Belgien verhältnismäßig viel Agrarprodukte ausführt, hieße die Wahrheit völlig entstellen; der Export von lebenden Tieren, Nahrungs- und Genußmitteln beträgt nur 14 % des Gesamtexports und ist auch mit dieser Zahl infolge unrichtiger Deklarierungen noch zu hoch beziffert.

Belgien gehört zu den Hauptimportländern für Nahrungsmittel; nur die Schweiz, England und Deutschland führen noch mehr Nahrungsmittel ein als Belgien. In Österreich, Rußland, Italien und während der letzten Jahre auch in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika ist der Anteil der Agrarprodukte unter den Importgütern weniger groß als in Belgien.

Dasselbe gilt in entsprechender Weise vom Exporthandel; die Schweiz, Großbritannien und Deutschland haben einen verhältnismäßig noch kleinern, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien, Österreich, Rußland u. a. einen größern Exporthandel in Agrarprodukten als Belgien.

Der Handel in Rohstoffen und Halbfabrikaten weist die größten Zahlen im belgischen Auslandshandel auf; er exportiert 70 % und importiert 75 % des Gesamt-

handels dem Gewichte nach, und seine Waren stellen im Import mehr als die Hälfte, im Export 42 % des Wertes allen Handels dar. Als wichtigste Waren dieses Handels figurieren Holz, Kautschuk, Erze und Mineralien, Rohstoffe für die Textilindustrie, Häute und Felle, Öle und Fette u. dgl.

Der mittlere Wert dieser Waren ist nicht hoch, und wie im Handel mit Nahrungsmitteln ist der mittlere Wert der Importe höher als jener der Exporte; erster betrug im Jahr 1905 114 Fr., letzter 91 Fr.

Vom Handel in Rohstoffen gilt dasselbe, was über den Handel in Nahrungsmitteln gesagt wurde. Die Zunahme seiner Importe beruht auf quantitativer Vermehrung der eingeführten Güter, während die Steigerung des Exports im wesentlichen auf eine Erhöhung des Durchschnittswerts der exportierten Rohstoffe und Halbfabrikate zurückzuführen ist.

Wie weit dieser Handel tatsächlich Belgiens Bedürfnisse deckt und Belgiens Produktion ins Ausland schafft, ist schwer zu sagen; denn ein guter Teil der im Spezialhandel registrierten Rohstoffe und Halbfabrikate sind zweifellos Transitgüter. Belgien produziert beispielsweise keinerlei oder sehr unbedeutende Mengen von Antimon-, Kobalt-, Kupfer-, Zinn- und Bleierzen, und doch erscheinen diese in der Statistik des Spezialhandels mit einer Exportmenge im Wert von 38 Millionen Franken; dieselbe falsche Registrierung läßt sich mit Leichtigkeit für eine ganze Anzahl andrer Waren nachweisen.

Der Handel in Fabrikaten schließlich ist unter allen Arten des belgischen Außenhandels der wichtigste; er befördert die Produkte des belgischen Gewerbefleißes ins Ausland und hat bei der gewaltigen Ausdehnung der belgischen Industrie, von der man mit Recht zu sagen pflegt, daß sie durch ihren Exporthandel lebt, eine wichtige Aufgabe im belgischen Wirtschaftsleben zu erfüllen.

Der Import an Industrieerzeugnissen umfaßt chemische Produkte, Fäden, mechanische Werkzeuge und Maschinen, Farbstoffe, Baumwollgewebe, Leder, Silber und Geschmeide, Kurzwaren, Wollengewebe, Pflanzenöle, Konfektionsarbeiten u. a.

Der Export erstreckt sich im wesentlichen auf Fäden, mechanische Werkzeuge und Maschinen, Eisen, Glaswaren, Stahl, Farbstoffe, Baumwollgewebe, chemische Produkte, bearbeitete Felle, Steine, Waffen u. a.

Die Einfuhr an genannten Gütern ist während der letzten Jahre ziemlich konstant gewesen, während die Ausfuhr ständig gestiegen und fast den doppelten Wert der Einfuhr an Fabrikaten erreicht hat.

Die Mehrzahl der genannten Exportgüter (82,73 %) sind Waren von geringem Werte (die Statistik rechnet als Durchschnittswert 277 Fr. die Tonne), und nur der kleinste Teil hat einen höhern Durchschnittswert (488 Fr.).

Faßt man alle oben gemachten Angaben zusammen, so entrollt sich folgendes hochinteressante Bild des belgischen Handels. Der Einfuhrhandel nimmt unaufhörlich zu, ebenso wie die Bevölkerungszahl und die Bedürfnisse Belgiens. Die Steigerung der Ausfuhr ist weniger groß und zum größten Teil auf Rechnung der Preisverschiebungen während der letzten Jahre zu setzen. Von den 505 Millionen Franken, um die er von 1901 bis 1905 anstieg, kommen 347 Millionen auf die Höherbewertung der Exporte und nur 158 Millionen Franken auf eine tatsächliche Zu-

nahme des Exports.[1]) Zu zwei Dritteln hat also die statistisch festgestellte Steigerung des belgischen Exports nichts mit der wirtschaftlichen Expansion Belgiens zu tun. An Nahrungsmitteln muß Belgien ungeheure Mengen einführen, ohne irgendwie entsprechende Exportgüter dafür abgeben zu können; der Import an Nahrungsmitteln stieg seit 1901 etwa dreimal so schnell wie der Export an solchen. Der größte Teil des belgischen Auslandshandels besteht aus Rohstoffen und Halbfabrikaten, deren Einfuhren ungeheuer ansteigen, während der Export quantitativ ziemlich konstant bleibt und zur Hauptsache nur infolge der Preissteigerung einen höhern Wert als früher aufweist. Ein großer Teil dieses Handels ist außerdem als lediglicher Transithandel anzusehen, was die Bedeutung des registrierten Exports von angeblich belgischem Ursprunge wesentlich herabsetzt.

Im Handel mit industriellen Erzeugnissen weist Belgien eine erheblich stärkere Ausfuhr als Einfuhr auf, doch sind die meisten dieser Exportgüter von nur mittelmäßiger Qualität; nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Exports umfaßt hochwertige Fabrikate. Und daß auch trotz des bedeutenden Anteils, den die industriellen Erzeugnisse am belgischen Exporthandel haben (43 %), sie dennoch keineswegs den Beweis für eine unerhört starke Expansion der belgischen Industrie liefern, zeigt ein Vergleich mit den entsprechenden Verhältnissen der Nachbarländer, unter denen die wirtschaftlich stärksten einen erheblich stärkern Export an Industriegütern haben: England 81 %, die Schweiz 76 %, Deutschland 65 %, Frankreich 57 %, Österreich 42 %.

Im Kampf um die wirtschaftliche Machtstellung auf dem Weltmarkte genügt es nicht, daß ein Land Fortschritte macht, es darf sich auch nicht überflügeln lassen. Die Handelsstatistik, die Julin die wirtschaftliche Rechnungslegung eines Volkes nennt, beweist, daß es mit der Expansionskraft des belgischen Wirtschaftslebens nicht so glänzend aussieht, wie der äußere Eindruck erscheinen läßt. Sie beruht im wesentlichen auf jener unerschöpflichen Quelle roher Arbeitskraft, die sich der belgischen Produktion in der ungeheuer dichten und ständig anwachsenden, geistig und wirtschaftlich rückständigen Arbeiterbevölkerung des Landes darbietet.

2. Handel und Markt mit Agrarerzeugnissen im Inlande.

Der Handel Belgiens in Agrarerzeugnissen beträgt naturgemäß das Vielfache des in der Statistik als Handel in lebenden Tieren und Nahrungsmitteln gebuchten Einkaufs und Verkaufs. Will man wissen, welchen Anteil die Landwirtschaft in direkter Weise am belgischen Handel hat, so muß man ihre sämtlichen Verkäufe und Einkäufe in Rechnung setzen; unter erstern alles, was sie, sei es in Belgien, sei es im Ausland, zu Markt bringt, unter letztern vor allem ihre alljährlich großen Einkäufe an landwirtschaftlichen Hilfsstoffen, Maschinen und Geräten.

Berücksichtigt man das alles, so ergibt sich, daß auch in dem hochindustriellen Belgien die Landwirtschaft den Hauptanteil am Gesamthandel des Landes hat.

Von den Ackerfrüchten, welche die belgische Landwirtschaft alljährlich produziert, kommt nicht alles in den Handel; ein großer Teil davon bleibt auf dem Lande

1) In Deutschland wuchs in derselben Zeit der Gesamteigenhandel um 1395 Millionen Mark, wovon 1159 Millionen auf Rechnung der Exportsteigerung und nur 236 Millionen auf die Preissteigerung zu setzen sind; also ein umgekehrtes Bild wie in Belgien.

und dient den Produzenten als Nahrungsmittel und als Saatgut oder findet in der Stallwirtschaft Verwendung.

Was an Ackerfrüchten in den Handel kommt, kann man auf ungefähr folgende Mengen schätzen:

		in 1000 kg	in 1000 ℳ
Weizen und Spelz . .	$^2/_3$ der Ernte	249 498	34 358
Roggen und Mengekorn	$^1/_5$ „ „	112 583	13 205
Gerste	$^2/_3$ „ „	65 582	8 402
Hafer	$^1/_3$ „ „	163 466	23 703
Buchweizen	$^1/_{10}$ „ „	323	51
Stroh	$^1/_{20}$ „ „	156 098	1 561
Bohnen	$^1/_2$ „ „	9 038	1 502
Erbsen	$^1/_2$ „ „	4 772	1 054
Flachs, Bast	$^1/_1$ „ „	10 511	12 285
Leinsaat	$^1/_1$ „ „	9 096	1 784
Raps	$^1/_1$ „ „	1 465	309
Tabak	$^2/_3$ „ „	5 034	9 110
Hopfen	$^1/_1$ „ „	5 171	8 736
Zichorie	$^1/_1$ „ „	287 769	5 986
Zuckerrüben	$^1/_1$ „ „	2 101 334	31 520
Kartoffeln	$^1/_3$ „ „	78 544	2 356
Heu	$^1/_{20}$ „ „	26 622	1 331
			157 253

Die in den Handel kommenden Ackerfrüchte stellen also etwa ein Drittel dessen dar, was alljährlich auf den Äckern und Wiesen Belgiens geerntet wird.

Wieviel die landwirtschaftlichen Industrien auf den Markt bringen, ist schwer zu sagen, da die Abgrenzung rein landwirtschaftlicher Industrien schwer zu machen ist. Um nur die Produktion der wichtigsten ländlichen Gewerbe schätzungsweise anzugeben, mag man annehmen eine jährliche Produktion im Wert von etwa

68 Millionen Mark in der Flachsbereitung,
62 „ „ „ „ Zuckerindustrie,
40 „ „ „ „ Spitzenindustrie.

Dazu kommen große Produktenmengen aus jenen andern, sehr zahlreichen Industrien, die mehr oder minder eng mit der Landwirtschaft in Verband stehen, wie die Brennerei, Brauerei, Konserven- und Sirupfabrikation, Klumpenmacherei u. a.

Was die Tierzucht zu Markt bringt, ist ebenfalls schwierig festzustellen, denn wollte man allein den Marktverkehr in Betracht ziehen, so würde man den sehr großen Handel übersehen, der sich bei den Landwirten auf dem Hof und aus einer Hand in die andre ohne Auftrieb auf den Markt vollzieht.

Der Markthandel in Pferden verzeichnete im Jahr 1905 einen Umsatz von 74 300 Pferden, wovon 29 631 Pferde nach dem Auslande gingen; der Wert der zu Markt gebrachten Pferde betrug etwa 42 Millionen Mark; diese Zahl entspricht aber entfernt nicht der Geldmenge, die im belgischen Pferdehandel umläuft. Berück-

sichtigt man all jene Pferde, die ihren Besitzer wechseln, ohne auf einem öffentlichen Markte verkauft zu werden, so geht man nicht falsch in der Annahme, daß etwa die Hälfte des ganzen belgischen Pferdebestandes alljährlich ihren Besitzer wechselt; d. h.

122 600 Pferde im Wert von etwa 67 Millionen Mark.

Die Zahl an geschlachtetem Rindvieh beläuft sich im Jahr auf etwa 788 000 Stück; der Antrieb zu Markt notiert dagegen nur 467 000 Rinder; er gibt also keinerlei zutreffendes Bild von dem tatsächlichen Umfange des jährlichen Viehhandels in Belgien. Auch die durch die Schlachtungen gegebene Zahl des Rindviehs muß noch erhöht werden, will man die Gesamtzahl des gekauften Rindviehs wissen; denn all jene zur Zucht, zur Milchnutzung oder Mästung unter der Hand verkauften Rinder sind nicht darin inbegriffen; ihre Zahl ist aber besonders für die zuletzt genannte Nutzung recht erheblich, da der Aufkauf von Magervieh sehr vielfach durch herumziehende Viehhändler den Bauern im Stall oder auf der Weide besorgt wird. Nimmt man schätzungsweise an, daß etwa $^3/_5$ des gesamten belgischen Viehstapels jährlich verkauft werden, so sind das

1 073 000 Rinder im Wert von etwa 227 Millionen Mark.

Der Antrieb von Schweinen und Ferkeln betrug im Jahr 1905 nach der Marktstatistik etwa 757 000 Stück. Diese Zahl gibt jedoch von dem Gesamthandel in Schweinen durchaus keine richtige Vorstellung, da sehr viel Schweine und Ferkel verkauft werden, ohne daß die Bauern damit zu Markt gehen. Was an Schweinen konsumiert und an Schweinefleisch exportiert wird, entspricht mehr als 1,6 Millionen Schweinen während eines Jahres. Berücksichtigt man, daß ein Teil der geschlachteten Schweine nicht in den Handel kommt, sondern auf den Bauernhöfen verzehrt wird, und daß anderseits viele Schweine zweimal während desselben Jahres in den Handel kommen, einmal als Ferkel und das andre Mal als fettes Schwein, so geht man wohl nicht zu hoch, wenn man den Gesamtjahresumsatz auf

1 500 000 Schweine und Ferkel im Wert von etwa 55 000 000 ℳ

schätzt.

Der Handel in Schafen und Lämmern ist entsprechend der sehr geringen Bedeutung der belgischen Schäferei klein. Er belief sich auf etwa

45 000 Schafe und Lämmer, entsprechend 810 000 ℳ.

Die Wollproduktion brachte zu Markt annähernd

300 000 kg Wolle im Wert von etwa 300 000 ℳ.

Der Handel in Ziegen belief sich entsprechend dem Nachwuchs auf etwa

200 000 Stück im Wert von 200 000 ℳ.

Die Geflügelhaltung brachte etwa $^3/_4$ ihres Gesamtbestandes zu Markt, das sind

7,5 Millionen Stück Geflügel im Wert von etwa 11 250 000 ℳ.

Der Eierhandel belief sich auf etwa eine Gesamtsumme von 9 400 000 ℳ.

Der Verkauf von Kaninchen entsprach einer Summe von etwa 2 500 000 ℳ.

Honig und Wachs wurde für etwa 1 200 000 ℳ in den Handel gebracht.

Was die belgischen Molkereien zu Markt bringen, beläuft sich auf rund

24 250 000 ℳ für Butter,
2 500 „ „ Käse und
343 000 „ „ Milch und Rahm.

Der Milchhandel, der vorwiegend nicht in Händen der Molkereien liegt, setzte Milch für etwa 40 000 000 ℳ um.

Von der Meiereibutter trifft man etwa $^2/_3$ der Gesamtproduktion im Handel an, was einer Summe von etwa 52 Millionen Mark entspricht.

Die belgischen Käse spielen im Handel mit Molkereiprodukten eine verhältnismäßig geringe Rolle; ihr Wert beläuft sich auf etwa 5 000 000 ℳ.

All diese Angaben über die Produktenmengen, welche die belgische Landwirtschaft in den Handel bringt, sind selbstverständlich nur schätzungsweise zu machen und dürfen keinesfalls als absolut richtig und genau angesehen werden.

Gartenbau und Forstwirtschaft blieben ganz unberücksichtigt, da sie mit der Landwirtschaft in der Regel nur lose Fühlung haben und als selbständige Gewerbe zu betrachten sind.

Obige Angaben zusammenfassend, bringt die belgische Landwirtschaft jährlich auf den Markt:

Ackerfrüchte für etwa	157 253 000 ℳ
Erzeugnisse der wichtigsten ländlichen Industrien für	170 000 000 „
Erzeugnisse der Nutztierhaltung für etwa . . .	377 460 000 „
Erzeugnisse des Molkereiwesens für	121 595 500 „
zusammen für etwa . . .	826 308 500 ℳ

Es sei nochmals bemerkt, daß diese Zahlen nicht die Gesamtproduktion Belgiens darstellen, sondern nur jenen Teil, der davon in den Handel kommt. Unberücksichtigt blieb hier einstweilen auch, was Belgien an ausländischen Agrarerzeugnissen auf seinen Märkten umsetzt.

Außer diesen gewaltigen Verkäufen tritt die Landwirtschaft auch mit sehr großen Einkäufen hervor. Die Haupteinkäufe der Landwirtschaft sind landwirtschaftliche Hilfsstoffe, Maschinen und Geräte.

Der jährliche Verbrauch an erstern wird alle Jahre statistisch festgestellt; in Geld umgerechnet, verkörpert er etwa

für Düngestoffe	40 Millionen Mark
„ Futterstoffe	90 „ „

Was die Landwirtschaft jährlich für Maschinen und Geräte ausgibt, läßt sich schwer beziffern; es ist eine sehr große Summe. Nach der letzten Erhebung vom Jahr 1895 wurden in Belgien an größern landwirtschaftlichen Maschinen benutzt:

5 528 Drillmaschinen,
576 Handelsdüngerstreumaschinen,
1 112 Getreidemäher,
703 Grasmäher,
700 Heuwender,
2 073 Pferdeharken,
10 197 Dreschmaschinen,
1 926 Rübenheber,
2 152 Handzentrifugen,
112 Motorzentrifugen u. a.

Diese Zahlen sind während der letzten zwölf Jahre weit überholt, und berücksichtigt man dabei noch, was alles an kleinern Geräten, wie Pflügen, Eggen, Sensen, Spaten, Stallgeräten u. dgl. jährlich angeschafft werden muß, so kann man sich leicht vorstellen, daß diese Einkäufe seitens der Landwirtschaft viel Geld in Umlauf bringen und einem großen Teile belgischer Fabrikanten und Handelsleuten Arbeit und Verdienst verschaffen.

Zieht man schließlich noch in Betracht, daß die Landwirtschaft, ebenso wie die andern Berufsstände, eine große Zahl von Bedürfnissen zur Behausung, Bekleidung und täglichen Notdurft und Nahrung durch Einkauf decken muß, so ergibt sich als Gesamtbild auch für das hochindustrielle Belgien, daß die Landwirtschaft einen sehr großen Teil der wirtschaftlichen Güter und des im Land umrollenden Geldes in Bewegung setzt, und daß auch von Belgien wie von jedem andern Lande das Wort gilt:

„Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt".

Der Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte geschieht in Belgien in weitgehendem Maß aus der Hand des Produzenten direkt in die Hand des Konsumenten. Das gilt namentlich von Milch, Butter, Käse, Eiern, Geflügel, Kartoffeln, Obst und Früchten, Gemüse u. dgl.

Bei der ungeheuer dichten Besiedlung, wie sie namentlich in Flandern und im Industriegebiet Belgiens vorherrscht, sind viele Landwirte in der angenehmen Lage, ihre Produkte auf dem Hof an die umwohnenden Konsumenten zu verkaufen oder durch einen kurzen Weg zu Fuß oder auf der Bahn nach dem nächsten Dorf oder nach der benachbarten Stadt zu bringen und dort auszuhökern. Dieser direkte Absatz hat für die dabei beteiligten sehr zahlreichen Bauern außerordentliche Vorzüge, denn er verschafft dem handelsgewandten Bauern den ungeschmälert höchsten Marktpreis für seine Produkte.

Auch ein großer Teil des Viehhandels spielt sich auf den Bauernhöfen ab. Pferde, Rinder, Mastkälber und fette Schweine werden zum großen Teile vom Bauern direkt an den Händler oder Schlächter verkauft und nicht erst zu Markt gebracht. Das Marktwesen hat, seit das ganze Land mit Eisenbahnen und guten Chausseen kreuz und quer durchschnitten worden ist und somit der Weg auch nach abgelegenen Bauernhöfen erheblich verkürzt wurde, stark nachgelassen.

Lebhafte Pferde- und Füllenmärkte werden heute nur noch im Süden des Landes abgehalten, wo manche Gebirgsdörfer in abgelegener Lage den herumziehenden Händlern zu schwer erreichbar sind und die Bauern ihre Pferde darum nach den Märkten in Binche, Neufchâteau, Arlon u. a. zusammenbringen. Viehmärkte werden überall im Land abgehalten, doch sind diese, abgesehen von den Märkten in den großen Konsumtionszentren, wie Brüssel, ohne Bedeutung. Ein ziemlich lebhafter Markthandel besteht in Ferkeln, namentlich in jenen Teilen des Landes, die mehr Ferkel als Mastschweine produzieren und ihre Ferkel nach andern Dörfern und Gegenden verkaufen. Auch gibt es hier und da ziemlich bedeutende Geflügel-, Eier-, Butter-, Gemüse- und Fruchtmärkte, namentlich in Brüssel und Umgegend.

Die Zeit, in der der Handel in landwirtschaftlichen Erzeugnissen sich ganz vorwiegend auf Wochenmärkten und Messen abspielte, ist für Belgien, ebenso wie

für alle andern modern wirtschaftenden Länder vorbei. Die Namen von Straßen und Plätzen in den belgischen Städten sowie die noch hier und da stehenden großen Verkaufsgebäude, wie z. B. die Tuchhalle in Ypern, erinnern an jene vergangenen Zeiten eines blühenden Marktwesens.

Handel und Verkehr haben sich seit jener Zeit so vollkommen ausgebildet, daß, was von landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht an Ort und Stelle verzehrt wird, oft gar nicht erst zum benachbarten Markte zu gehen braucht, sondern unter Leitung des Händlers direkt den Weg zum Verbrauchsort einschlägt.

3. Ein- und Ausfuhrhandel in landwirtschaftlichen Erzeugnissen.

Das Konto des belgischen Auslandshandels in landwirtschaftlichen Erzeugnissen fängt an mit einer Riesenmehreinfuhr an Getreide. Im Jahr 1905 betrug die

	Einfuhr	Ausfuhr
	t	t
Weizen	1 763 295	398 421
Spelz	1 414	79
Roggen	62 683	14 093
Gerste	400 784	82 968
Hafer	130 414	530
Mais	613 772	199 462
Buchweizen	7 723	3 089
Malz	15 934	764
	2 996 019	699 406

Annähernd 2 300 000 t Getreide werden also jährlich nach Belgien zur Deckung des Bedarfs an Nahrungs- und Futtermitteln aus der Fremde eingeführt; das ist, ganz abgesehen von Mais, den die belgische Landwirtschaft nicht selber produzieren kann, erheblich mehr als die einheimische Ernte; gut 300 000 t Getreide werden mehr eingeführt als in Belgien geerntet.

Auch an allen andern Ackererzeugnissen, die für den Handel in Frage kommen, ist die belgische Produktion unzureichend, so daß ausländische Erzeugnisse zur Deckung des Bedarfs herangezogen werden müssen.

Als einzige Ausnahme sind zu nennen Zichorie und Kartoffeln, in denen Belgien Ausfuhrhandel treibt. Freilich ist letztes Produkt ein sehr unzuverlässiger Exportartikel; bei schlechten Ernten, wie im Jahr 1905, übertrifft auch im Kartoffelhandel der Import den Export.

Alles in allem beläuft sich die Mehreinfuhr an Ackererzeugnissen nach Belgien auf mehr als 400 Millionen Mark, was in der Tat eine ganz kolossale Summe darstellt, die durch den Gesamtwert der belgischen Ernte an marktgängigen Ackerfrüchten keineswegs erreicht wird; diese beläuft sich auf etwa 320 Millionen Mark, bleibt also hinter der Mehreinfuhr um etwa 80 Millionen Mark zurück. Der belgische Ackerbau kann den Bedarf seines Landes bei weitem nicht decken; die Mehrzahl der Belgier ißt nicht belgisches Brot, sondern Brot, das aus dem Getreide andrer Länder gebacken wurde.

Sehr große Zahlen weist der belgische Auslandshandel mit Handelsdüngestoffen auf, teils, weil die belgische Landwirtschaft eine sehr rege Nachfrage nach aus-

ländischen Produkten hat, teils auch, weil Belgien Phosphate herstellt und Guanodünger bearbeitet, die es andern Ländern abgeben kann.

An Guano und Guanofabrikaten wurden im Jahr 1905 43 670 t ein- und 34 819 t ausgeführt.

Die Ausfuhr von Thomasschlacken, die vorwiegend nach Deutschland gerichtet ist, belief sich auf 264 946 t, die Einfuhr auf 53 149 t.

An Superphosphat gingen 161 379 t ins Ausland, 22 393 t wurden eingeführt. Die Ausfuhr geht vorwiegend nach Holland, Deutschland und Frankreich.

An Stickstoffdüngern wurden 201 631 t ein- und 59 066 t ausgeführt.

Die Einfuhr an Kalidüngestoffen betrug 56 798 t, die Ausfuhr 16 665 t. Lieferant der Kalidünger ist Deutschland.

Einen ziemlich erheblichen Ausfuhrhandel treibt Belgien mit Äpfeln: im Jahr 1905 wurden 16 239 t Äpfel, davon etwa drei Viertel nach Deutschland exportiert. Die Äpfeleinfuhr belief sich auf nur 254 t und kam vorwiegend aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

An frischem Obste versendet Belgien außer Äpfeln auch noch Weintrauben nach dem Auslande; freilich läßt dieser Export mit der steigenden Nachfrage nach Tafeltrauben in Belgien selbst ständig nach; der Traubenexport des Jahres 1905 betrug 414 802 kg und ging vornehmlich nach England und Deutschland, in geringem Umfang auch nach Holland.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der belgischen Landwirtschaft sind die Kaltblutpferde. Im Jahr 1905 wurden fast 30 000 Pferde exportiert, davon fast 25 000 nach Deutschland und Luxemburg.

Die Einfuhr an Gebrauchspferden und Fohlen belief sich auf 19 468 Tiere, wovon Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland die Mehrzahl lieferten. Außerdem wurden zu Schlächtereizwecken 22 284 Pferde, davon 20 676 aus England, eingeführt.

Die eingeführten Gebrauchspferde haben einen Wert von etwa 9 Millionen Mark, die Schlächtereipferde von 2 Millionen Mark, und der belgische Pferdeexport entspricht schätzungsweise etwa 43 Millionen Mark,[1]) wovon Deutschland etwa 36 Millionen bezahlt.

Rindvieh führt Belgien in größerer Zahl ein als aus, doch ist diese Einfuhr in den letzten Jahren zurückgegangen, da die belgische Viehzucht ihre Produktion stark vermehrt hat. Im Jahr 1905 wurden 54 916 Rinder nach Belgien importiert, vornehmlich aus den Niederlanden; in geringerm Maß importierten die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und andre Länder Rindvieh nach Belgien.

Die nachfolgenden Zahlen beweisen, in welchem Maße die Einfuhren von Rindvieh nach Belgien in den letzten Jahren nachgelassen haben. Belgien importierte aus

	1903	1904	1905
den Vereinigten Staaten . .	12 488	10 697	4 700
den Niederlanden	58 071	53 182	49 374

1) Nach den Angaben der belgischen Statistik hatte der Pferdeexport des Jahres 1903 nur einen Wert von 33,7 Millionen Franken; eine zweifellos zu niedrig bezifferte Angabe.

Der Rückgang der Rindereinfuhr beweist, daß die belgische Viehzucht in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hat, um den ständig steigenden Bedarf des Landes an Rindern sowie Rind- und Kalbfleisch zu decken. Die vollständige Deckung des einheimischen Bedarfs ist freilich ein Ziel, von dem die belgische Viehzucht noch weit entfernt ist und dessen Erreichung wohl auch außerhalb der Möglichkeit liegt.

In lebenden Schweinen treibt Belgien so gut wie keinen Handel mit dem Auslande, dagegen importiert es erhebliche Mengen Schafe und Lämmer; im Jahr 1905 wurden 113 428 Schafe und 54 450 Lämmer nach Belgien importiert. Den Hauptanteil an diesem Importe haben die Niederlande, demnächst Deutschland, doch geht die Schafeinfuhr aus Deutschland ständig zurück, und Argentinien tritt als neuer leistungsfähiger Lieferant von Schafen auf.

An lebendem Geflügel führt Belgien ebenfalls mehr ein als aus. Der Handel in lebenden Hühnern notierte im Jahr 1905:

Einfuhr 542 000 kg Ausfuhr 361 000 kg;

das entspricht einer Mehreinfuhr von 80 000—100 000 Hühnern. Hauptimporteur ist Italien, Hauptabsatzland für belgisches Geflügel Frankreich.

Der Handel in geschlachtetem Geflügel zeigt eine erheblich stärkere Aus- als Einfuhr, und zwar eine stark steigende Ausfuhr. Im Jahr 1905 betrug

die Ausfuhr an geschlachtetem Geflügel . . .	464 000 kg
die Einfuhr „ „ „ . . .	44 000 „

Die Mehrausfuhr entspricht annähernd einer Zahl von 150 000—200 000 Hühnern, die vorwiegend als Masthühner nach Deutschland versandt werden; in geringerm Maße sind Frankreich, England und die Niederlande Abnehmer für belgische Poularden.

Auch an Eiern führt Belgien mehr ein als aus. Im Jahr 1905 kamen 236 Millionen Eier zur Einfuhr und 145 Millionen zur Ausfuhr. Hauptlieferanten für Eier sind Rußland, Italien und Bulgarien, Hauptabnehmer für belgische Ware Frankreich und Deutschland.

Außer den belgischen Kaltblutpferden liefert die belgische Nutztierhaltung wenig für den ausländischen Markt; geschlachtetes Geflügel, Schweinefleisch und Kaninchen sind noch als belgische Exportartikel zu erwähnen; an allen andern tierzüchterischen Erzeugnissen führt Belgien mehr ein als aus.

Insgesamt beschaut, führt Belgien freilich auch an Fleisch und Fleischkonserven mehr ein als aus. Der Handel des Jahres 1905 notierte:

	Einfuhr kg	Ausfuhr kg
Wild	271 000	45 000
Geschlachtetes Geflügel	44 000	464 000
Kaninchenfleisch	1 000	2 313 000
Rind-, Schaf- und Schweinefleisch .	434 000	3 128 000
Fleischkonserven	2 688 000	3 495 000
Schinken, Speck, Räucherwaren . .	12 943 000	1 986 000
	16 381 000	11 431 000

Es waren also fast 5 000 000 kg Fleisch, die Belgien mehr ein- als ausführte, wobei die lediglich zu Schlachtzwecken hereinkommenden großen Pferdetransporte noch ganz unberücksichtigt gelassen sind.

Von der belgischen Nutztierhaltung gilt also dasselbe, was vom Ackerbau gesagt wurde: sie reicht zur Deckung des einheimischen Bedarfs bei weitem nicht aus.

Dasselbe gilt vom Molkereigewerbe. Die Mehreinfuhr an Butter betrug im Jahr 1905 etwa 2 837 000 kg, an Käse etwa 12 842 000 kg. Die Gesamtmehreinfuhr an Molkereierzeugnissen entsprach einem Werte von annähernd 19 000 000 ℳ. Die Einfuhren nahmen alljährlich stark zu; Hauptlieferant für Butter und Käse ist das benachbarte Holland.

Anders steht es mit den beiden andern, nächst der Milchwirtschaft bedeutendsten landwirtschaftlichen Industrien Belgiens, der Zuckerindustrie und der Flachsbearbeitung; sie arbeiten beide vorwiegend fürs Ausland.

Die Zuckerindustrie stellte im Jahr 1905 einen Mehrexport her von 90 000 000 kg Rohzucker, 43 000 000 kg raffiniertem Zucker und 400 000 kg Sirup und Melasse. Die belgischen Zuckerexporte nehmen ihren Weg zum größten Teile nach England.

Während die Rübenindustrie ihren Bedarf an Rohstoffen vorwiegend im eignen Lande deckt, bezieht die Flachsindustrie etwa achtmal so viel Rohflachs vom Ausland, als in Belgien produziert wird. Die Einfuhr von Rohflachs betrug im Jahr 1901 etwa 138 000 000 kg, wovon Rußland, Frankreich und die Niederlande den Hauptteil lieferten. Die russischen Flächse kommen zur Verarbeitung in den belgischen Spinnereien, die französischen und niederländischen Flächse gehen nach den Röstereien an der Leye.

Was hier geröstet und geschwingelt ist, geht zum größten Teil als hochfeines Produkt nach französischen und englischen Spinnereien; die Ausfuhr an Flachs betrug im Jahr 1905 etwa 47 000 000 kg.

Faßt man alles zusammen, was die Statistik über den belgischen Außenhandel in Agrarerzeugnissen anführt, so ergibt sich, daß Belgien ein sehr stark importierendes Land ist, dessen Einfuhren an landwirtschaftlichen Erzeugnissen die Ausfuhr an solchen bei weitem übertreffen. Nichts wäre falscher, als zu glauben, daß Belgien ein Agrarausfuhrland wäre, dessen intensive Landwirtschaft nicht nur den einheimischen Markt deckt, sondern auch noch große Produktenmengen ins Ausland liefert.

Ganz im Gegenteil muß Belgien, um die Bedürfnisse seiner außerordentlich dichten Bevölkerung zu befriedigen, große Importe an Nahrungsmitteln vom Ausland herbeischaffen. Getreide und Fleisch stehen unter den Importen voran, lebendes Vieh, Molkereierzeugnisse, Eier, Rohstoffe für die landwirtschaftlichen Industrien u. a. folgen.

Als Ausfuhrartikel von größerer Bedeutung produziert die belgische Landwirtschaft im wesentlichen nur Pferde, Kaninchen, Poularden, etwas Schweinefleisch, Kartoffeln, Zichorie, Äpfel, Trauben, Zucker und bearbeiteten Flachs.

4. Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Nahrungsmittel.

Die wichtigsten Markterzeugnisse für die belgische Landwirtschaft sind die Erzeugnisse der Tierzucht. Auf ihnen basiert der größte Teil der belgischen Wirtschaftsbetriebe, sie bringen das Geld auf dem Land in lebhafte Bewegung und sind für einen beträchtlichen Teil der belgischen Bauernschaft die einzigen Wirtschaftserzeugnisse, die sich in Geld umsetzen.

Voran steht die Rinderhaltung, an der fast die ganze belgische Landwirtschaft lebhaft interessiert ist. Der Absatz von Fett- und Magervieh, tragenden Sterken und Milchkühen, Zuchtstieren und Arbeitsochsen, Zuchtkälbern und Mastkälbern bringt in jeder einzigen Wirtschaft Geld ins Rollen und vielen Wirtschaften den Hauptteil ihrer Einnahmen.

Der Markt und Handel in Produkten der Rindviehhaltung ist äußerst lebhaft, da überall im Land große Nachfrage nach den verschiedenen Produkten besteht, und da namentlich der Absatz von Schlachtvieh stets glatt geht und gute Preise bringt. Die ungeheuer dichte Bevölkerung Belgiens macht sowohl in den Land-, als auch in den Stadtgemeinden eine große regelmäßige Zufuhr von Rindfleisch erforderlich, und namentlich die großen Städte: Brüssel, Antwerpen, Lüttich u. a. verzehren große Mengen Kalb- und Rindfleisch und sind für die belgischen Landwirte stets bereite Abnehmer von Schlachtvieh. Von einer Überführung der Märkte mit Schlachtvieh kann keine Rede sein, da Belgien auch noch vom Ausland erhebliche Mengen Fleisch und Schlachtvieh bezieht; allein in der etwas weit getriebenen Kälbermast ist zeitweise eine gewisse Überproduktion beobachtet worden, die auf die Preise für Kalbfleisch drückend einwirkte.

Im allgemeinen geht der Absatz glatt und bringt gute Preise. Freilich hat Belgien in den dicht benachbarten Niederlanden einen gefährlichen Konkurrenten, der in seinen reichen Weideländereien und in seinem milden Klima alle Produkte der Rinderhaltung billiger herzustellen in der Lage ist als Belgien; außerdem einen Konkurrenten, der gerade an den Produkten der Tierhaltung eine große Überproduktion besitzt und gezwungen ist, mit dieser auswärtige Märkte aufzusuchen. Nichts ist darum natürlicher, als daß die Niederlande mit ihrer Überproduktion an Tieren und tierischen Produkten das benachbarte Belgien mit seiner großen Nachfrage an den gleichen Artikeln überschwemmen, und diese Einfuhren sind für den belgischen Produzenten insofern eine böse Konkurrenzgefahr, als die Niederlande billiger produzieren und darum ihre Produkte auch billiger verkaufen können. Die niederländischen Einfuhren sind daher für den belgischen Markt preisdrückend und vielfach preisbestimmend.

Um dieser Gefahr zu begegnen, hat Belgien seit dem Jahr 1887 an seinen Landesgrenzen eine Zollschranke errichtet, die im wesentlichen gegen die Importe aus den Niederlanden wirken sollte. Die Einfuhr von Magervieh wurde ganz verboten und für die Einfuhr von Schlacht- und Milchvieh außer veterinärpolizeilichen Grenzmaßregeln ein Einfuhrzoll erhoben, der von 3 bis 5 Cents für das Kilogramm schwankt. Der Erfolg dieser Maßnahmen hat allen Erwartungen entsprochen. Die Viehimporte vom Ausland haben abgenommen, dafür hat sich die belgische Viehzucht lebhaft entwickelt, der Antrieb zu den Märkten ist gleichmäßiger, und die Preise sind fester und höher geworden. Ein Vergleich der Vieh- und Fleischpreise

in den Niederlanden und Belgien zeigt denn auch deutlich, daß die Produkte der Tierhaltung in Belgien höher im Preis stehen, als im nördlichen Nachbarlande.

Die auf den belgischen Märkten zum Verkauf kommenden Rinder erzielten im Jahr 1905 folgende Mittelpreise:

Stiere	316 ℳ
Ochsen	342 „
Milchkühe	298 „
Junge Ochsen	149 „
Sterken	140 „
Kälber	82 „

Für Schlachtvieh wurde bezahlt:

	für 1 kg Lebendgewicht	für 1 kg Schlachtgewicht
Ochsen	0,56—0,76 ℳ	1,07—1,34 ℳ
Stiere	0,44—0,68 „	0,96—1,17 „
Kühe und Sterken	0,55—0,72 „	1,04—1,28 „
Kälber	0,76—1,00 „	1,04—1,60 „

Die Preise für Rindfleisch betrugen im Jahr 1905 in den Niederlanden 0,97—1,19 ℳ, in Deutschland 1,33—1,60 ℳ.

Nächst den Produkten der Rindviehzucht haben die Pferde den Hauptanteil unter den marktgängigen tierischen Erzeugnissen der belgischen Landwirtschaft. Es ist an andrer Stelle ausführlich dargestellt worden, wie fast alle belgischen Landwirte an diesem Handel interessiert sind: der eine verkauft Fohlen, der andre Jährlinge, dieser Pferde zur Zucht, jener volljährige Arbeitspferde. Im Handel mit Pferden findet eine große Zahl der belgischen Landwirte nicht nur die großen Gewinne ihres Geschäfts, sondern auch das, was ihnen in ihrem Handwerke die meiste Freude macht. Die Preise für die belgischen Pferde stehen außerordentlich hoch, weil die belgischen Kaltblüter, als die besten Arbeitspferde der Welt, überall auf ausländischen Märkten eine sehr gesuchte Ware sind. Keine Konkurrenzzuchten im Ausland und keine Zollschranken haben das ändern können. Die Nachfrage nach erstklassigen teuren Belgierpferden ist auf ausländischen Märkten, namentlich in Deutschland, sehr groß; man zahlt für belgische Pferde, besonders für die schönsten Exemplare, die als Luxuspferde vor städtischen Brauereifuhrwerken gehen, erstaunlich hohe Preise, und dies große und glänzende Absatzgeschäft nach dem Auslande hat die Pferdepreise in Belgien in verhältnismäßig kurzer Zeit stark ansteigen lassen. Das Pferd ist darum für den sachkundigen belgischen Landwirt heute das bestlohnende Produkt seiner Wirtschaft geworden.

Als Mittelpreise werden zurzeit angegeben:

für 3—6 Monate alte Fohlen	200— 400 ℳ
„ 1 Jahr alte Fohlen	300— 600 „
„ $1^1/_2$ Jahr alte Fohlen	400— 700 „
„ 2 Jahre alte Pferde	700— 900 „
„ 3 „ „ „	800—1100 „
„ 4 „ „ „	1000—1200 „

Für gute Zuchtstuten und Luxuswallache, besonders aber für erstklassige Hengste, werden Preise bezahlt, die weit über diese Mittelpreise hinausgehen.

Die Preise für Schafe und Schweine schwankten im Jahr 1905 zwischen

	für 1 kg Lebendgewicht	für 1 kg Schlachtgewicht
Schafe	0,55—0,80 ℳ	1,17—1,60 ℳ
Schweine . . .	0,70—0,88 „	0,94—1,46 „

Die Schweinepreise desselben Jahres in den Niederlanden und Deutschland betrugen für 1 kg Lebendgewicht in den Niederlanden 0,64—0,80 ℳ, für Schlachtgewicht in Deutschland 1,45—1,99 ℳ für 1 kg. Also ebenso wie beim Rindfleisch sind die Preise in den Niederlanden etwas geringer, in Deutschland dagegen beträchtlich höher als in Belgien.

Von den landwirtschaftlichen Industrien ist es das Molkereigewerbe, das die meisten marktgängigen Produkte liefert. Auch ihm bietet sich ebenso wie der Produktion von Fleisch ein großer, aufnahmefähiger Markt im Inland. Es ist gar nicht zu unterschätzen, was an Milch, Butter und Käse in der dichten Bevölkerung Belgiens direkt abgesetzt wird, und dieser direkte Absatz von milchwirtschaftlichen Produkten ist für den Landwirt stets äußerst lohnend. Er verkauft seine Milch zum Konsum, verhökert seine Butter in der Stadt und setzt eine Menge kleiner Quarkkäse zu gutem Preis in der Nachbarschaft ab; das alles bringt ihm einen schönen Gewinn, den er gar oftmals durch Lieferung nicht ganz einwandfreier Waren noch zu steigern weiß. Die Milch wird verdünnt oder teilweise entrahmt und als Vollmilch verkauft, der Butter werden Wasser und andre Zusatzstoffe beigefügt und der Käse aus recht magerer Milch hergestellt; das ist für den Bauern, solange die Kundschaft nicht klagt, ein ganz vorteilhaftes Geschäft. Und daß die Kundschaft nicht klagt, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der sich die Mühe nimmt, hier und da bei Hausfrauen oder Gasthofbesitzern die wirklich erstaunliche Unkenntnis der Qualität milchwirtschaftlicher Produkte festzustellen. „Ich beziehe meine Butter schon seit Jahren von demselben Mann und bezahle den höchsten Preis." Das ist das stets wiederkehrende Argument, mit dem man die feine Qualität der oft allermiserabelsten Butter beweisen will.

Für die Produzenten ist diese Kritiklosigkeit des konsumierenden Publikums äußerst angenehm.

Die Absatzgelegenheit für die Produkte des täglichen Konsums, wie Milch, Butter, Käse, Eier, Gemüse u. dgl., ist in Belgien sehr groß, denn nicht nur die wohlhabende Bevölkerung des Landes, sondern auch die Arbeiterklassen, namentlich der wallonischen Industriebezirke, geizen nicht mit den Ausgaben für Essen und Trinken. Sehr bezeichnend dafür ist es, daß die Holländer mit ihrer starken Butterproduktion noch nicht einmal soviel Butter auf den Kopf der Bevölkerung konsumieren wie die Belgier, dafür aber viermal soviel Margarine essen wie die Belgier.

Der mittlere Butterpreis des Jahres 1905 betrug nach der belgischen Statistik 2,24 ℳ für 1 kg. Belgien importiert viel Butter, namentlich aus den Niederlanden, und hat, um das heimische Molkereigewerbe gegen die billiger produzierende niederländische Konkurrenz zu schützen, einen Einfuhrzoll von 20 Fr. auf 100 kg Butter gelegt. Außerdem unterliegt die niederländische Butter, mit Ausnahme der

ungehindert durchgehenden niederländischen Kontrollbutter, den Kontrollmaßnahmen der belgischen Nahrungsmittelpolizei an der Grenze.

Neben dem Molkereigewerbe stehen als wichtigste Industrien der belgischen Landwirtschaft die Flachsindustrie und die Zuckerindustrie.

Erste verarbeitet nicht nur alle einheimischen Flächse, sondern auch noch annähernd achtmal soviel vom Ausland importierte Rohflächse. Die Flachsbearbeitung hat sich in Belgien, wie an andrer Stelle dargestellt worden ist, zu einer großen selbständigen Industrie entwickelt, die den feinsten Schwingflachs der Welt produziert und mit diesem Artikel einen hervorragenden Platz im internationalen Güterverkehr einnimmt.

Mehr als 47 Millionen Tonnen feinsten Schwingflachses gehen jährlich aus Belgien heraus nach französischen und englischen Spinnereien und bringen viele Millionen Geldes ins Land. Die Herstellung des im Welthandel hoch bewerteten und viel gesuchten belgischen Schwingflachses hat ähnlich wie in der belgischen Kaltblutzucht eine sehr günstige Rückwirkung auf die an Flachsbau und Flachsindustrie interessierten Teile der belgischen Landwirtschaft gehabt. Wo sich ein guter Absatz für feinste Schwingflächse findet, wie an der Leye in Westflandern, da ist auch ständig große Nachfrage nach guten Rohflächsen, und alles, was die belgische Landwirtschaft an guten Rohflächsen produziert, geht zu guten Preisen schlank nach den Leye-Röstereien weg. Der zu Feld stehende Flachs wird entweder flächen- oder kilogrammweise bezahlt; in erstem Falle werden Preise erzielt, die bis zu 1300 ℳ für 1 ha ansteigen und im Mittel etwa 600—800 ℳ betragen; bei der Bezahlung nach Kilogrammen schwankt der Preis zwischen 6 und 20 Pf. für 1 kg, entsprechend der Qualität.

Der zum kleinern Teile von den Landwirten selbst bearbeitete Flachs bringt im Mittel 1,10—1,20 ℳ für 1 kg bearbeiteten Flachses. Die feinen Leye-Flächse werden mit 2—4 ℳ und mehr für 1 kg bezahlt. Der in der Statistik angegebene Mittelpreis des Jahres 1905 betrug für Schwingflachs 1,17 ℳ für 1 kg. Die Leinsaat wurde mit 195,60 ℳ für eine Tonne bezahlt. Die zur Bearbeitung nach Belgien vom Ausland hereinkommenden Rohflächse, ebenso wie die sehr großen Importe russischen Flachses für die belgischen Spinnereien sind zollfrei.

Die belgische Zuckerindustrie verarbeitete etwa 2100 Millionen Kilogramm Zuckerrüben. Setzt man den Mittelpreis der Rüben auf 1,80—1,90 ℳ für 100 kg, so ergibt das eine Summe von 38—40 Millionen Mark, welche die belgischen Landwirte mit ihren Zuckerrüben verdienen. Die Rübenpreise regeln sich nach der Konjunktur des internationalen Zuckermarkts; der belgische Gesetzgeber hat darauf wenig Einfluß. Die von Holland eingeführten 300 Millionen Kilogramm Rüben kommen zollfrei nach Belgien herein; von Roh- und Raffinadezuckern erhebt Belgien einen Einfuhrzoll von 20 Fr. und eine Surtaxe von 5,50 Fr. für 100 kg. Die belgische Zuckerindustrie importiert erhebliche Mengen Rohzuckers aus dem Ausland und treibt einen großen, hauptsächlich nach England gerichteten Exporthandel in Roh- und Raffinadezucker.

Unter den übrigen landwirtschaftlichen Industrien ist von größerer Bedeutung für Belgien nur noch die Spitzenindustrie, doch kann auch sie nur in beschränktem Grad als landwirtschaftliche Industrie bezeichnet werden, insofern nämlich nur, als sie vorwiegend auf dem platten Lande betrieben wird. Sie verarbeitet feine

heimischen Produkte, sondern ist nur eine der ärmern flämischen Landbevölkerung Arbeit und Verdienst gebende Industrie. Obgleich die in der Spitzenindustrie gezahlten Löhne meist sehr gering und vielfach geradezu Hungerlöhne sind, so erstreckt sich ihr Arbeitsgebiet doch über weite Teile des nördlichen Belgiens und verschafft dort vielen Tausenden von kleinen Landhaushalten einen Nebenverdienst.

Die Preise der Ackerfrüchte, die der belgische Landwirt zu Markt bringt, hängen bis auf den Haferpreis sämtlich von den Weltmarktpreisen ab, da Belgien ein stark importierendes Land ist und seine großen Importe an Getreiden und Ackererzeugnissen zollfrei hereinläßt. Allein vom Hafer erhebt man seit dem Jahre 1893 einen Einfuhrzoll von 3 Fr. für 100 kg, um dem heimischen Haferbau, der für die belgische Landwirtschaft große Bedeutung hat, zu einem etwas bessern Preise zu verhelfen. Im Vergleich zu seinen Nachbarn im Süden und im Osten ist der belgische Ackerwirt nicht sehr günstig daran. Jene haben, dank hoher Getreidezölle, erheblich höhere Produktenpreise als er, dafür hat er aber sehr viel günstigere Arbeiterverhältnisse, die manches quitt machen.

Die Mittelpreise des Jahres 1905 betrugen laut der Statistik:[1])

	für 1000 kg	
	Belgien	Deutschland
Weizen	141,00 ℳ	165,20—191,10 ℳ
Spelz	108,40 „	—
Roggen	117,20 „	142,10—158,70 „
Mengekorn	125,40 „	—
Gerste	128,70 „	140,10—179,70 „
Hafer	145,10 „	137,20—158,20 „
Buchweizen	158,50 „	—
Bohnen	160,50 „	—
Erbsen	221,70 „	—
Raps	186,00 „	—
Kartoffeln	65,30 „	50,70— 86,70 „
Heu	62,90 „	—
Stroh	39,40 „	—
Hopfen für 100 kg	167,74 „	265,00 „

Belgien hat geringere Produktenpreise als Deutschland. Der Unterschied der Getreidepreise beweist das deutlich. Wenn darunter auch zweifellos diejenigen belgischen Landwirte zu leiden haben, die Getreide und andre Ackerfrüchte zu Markt bringen, so ist anderseits doch auch nicht abzustreiten, daß ein weitgehender Agrarprotektionismus in das belgische Wirtschaftsleben nicht hineinpassen würde.

Belgien hat eine Unmenge Menschen auf kleiner Fläche satt zu machen, es muß sieben Millionen Menschen Arbeit und Verdienst verschaffen und muß sorgen, daß Nahrungsmittel, sei es im eignen Lande produziert oder vom Ausland in genügender Menge herbeigeschafft und zu Preisen in den Handel gebracht werden,

1) Annuaire statistique de la Belgique 1907. Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1906.

zu denen sie den breiten Volksmassen erreichbar sind. Ein sehr großer Teil dieser Volksmassen ist äußerst zahlungsschwach, aber darum nicht minder aufnahmekräftig für Nahrungsmittel. Keinen Pfennig im Haus, aber alle Jahre ein neues Kind, das ist in vielen belgischen Haushalten die Regel.

Um all diese Menschen satt zu machen, muß es zweifellos Aufgabe der belgischen Staatswirte sein, alles zu tun, um die erste und notwendigste Lebensnotdurft und Nahrung des Menschen so billig wie möglich zu liefern.

Belgien zählt heute zu den billigsten Ländern der Erde und ist unter den Ländern Westeuropas zweifellos das billigste Land.

Nach einer Erhebung des Department of Labor der Vereinigten Staaten von Amerika betrugen die Gesamtjahresausgaben eines erwachsenen Arbeiters für seine allernotwendigsten Bedürfnisse in

Belgien	177,94 ℳ
Deutschland	190,87 „
Frankreich	258,75 „
England	272,22 „
den Vereinigten Staaten von Amerika	277,06 „

Die nach Tausenden zählende belgische Arbeiterbevölkerung, die in Belgien an den Landesgrenzen, namentlich an der französischen Grenze, wohnt, im Ausland auf Arbeit geht, aber ihren Wohnort in der Heimat beibehält, liefert den besten Beweis dafür, daß das Leben in Belgien weniger kostet, als in den großen Nachbarländern.

II.

Kapitalverhältnisse.

1. Die Kapitalkraft des platten Landes.

Daß Belgien ein sehr reiches Land ist, gilt mit Recht als eine überall bekannte Tatsache. Man erfährt das schon bei flüchtiger Bekanntschaft mit dem Lande. Die zahllosen industriellen Unternehmungen, die ständig zunehmenden öffentlichen Bauten sowie der Luxus der Städte, namentlich Brüssels, legen den deutlichen Beweis für den Reichtum jenes Landes ab. Die breiten Avenuen Brüssels, ihre zahllosen vornehmen Privathäuser, die reich ausgestatteten Ladengeschäfte sowie der rege Verkehr eleganter Fuhrwerke und zahlloser Automobile in den Straßen rufen in jedem Fremden sofort den Eindruck hervor, daß er sich in einer sehr reichen Stadt befinde.

Zweifellos besitzen sowohl Brüssel wie auch die übrigen belgischen Städte viel Reichtum, auch wenn man mit dem Charakter des belgischen Volkes rechnet, der gern zum Prahlen geneigt ist und oft mehr Wohlstand vorspiegelt, als eigentlich vorhanden ist. Konsumfreudigkeit und Prahlsucht der Belgier stellen nicht nur den

wirklichen Reichtum gern zur Schau, sondern leiten auch manchen dazu, im stillen zu sparen, um in der Öffentlichkeit glänzen zu können. Die Brüsseler, die monatelang sich äußerste Einschränkungen auferlegen, um während der Wintermonate elegantes Fuhrwerk halten zu können, sind doch so sehr selten nicht. Aber auch abgesehen von diesem Scheinreichtume sitzt viel Geld in Belgien, sowohl in großen, wie in zahlreichen mittleren Kapitalien.

Es wäre eine berechtigte Annahme, wollte man bei dem Glanze des belgischen Stadtlebens auch auf dem Lande die Anzeichen von Reichtum und Wohlstand erwarten; aber wer auf dem Lande danach ausschaut, wird sehr enttäuscht sein. Der Wohlstand des platten Landes tritt dort, wo er überhaupt vorhanden ist, nicht hervor, oder er kommt in ganz andrer Weise in Erscheinung, als der Reichtum der Städte.

Was man als ersten Maßstab für den Wohlstand der Landbevölkerung ansehen würde, ist die Art, wie man auf dem Lande wohnt und lebt. Aber weder schöne Häuser, noch hübsche Wohnungseinrichtungen, noch auch Aufwand in den Lebensgewohnheiten kann man bei den belgischen Landwirten antreffen. Im Gegensatz zum Stadtbelgier liebt es der belgische Landwirt nicht, seinen Besitz nach außen hin zu zeigen, und im allgemeinen ist er auch nicht in der Lage dazu, sich irgendwelchen Luxus zu erlauben.

Der größte Teil der belgischen Landbevölkerung besteht aus völlig kapitallosen Zwergbesitzern, deren kleine Scholle oft noch nicht einmal zureicht, um ihnen Lebensunterhalt zu gewähren, und die darum auf Lohnarbeit ausgehen müssen. Ihr Grundbesitz ist gepachtet oder mit hohen Schulden belastet, Kuh und Schweine vielmals auf Kredit gekauft, und das Kapital, mit dem sie ihre kleine Wirtschaft treiben, steckt vornehmlich in ihren Armen. Je mehr Hände zur Arbeit, um so besser kommen sie darum meist vorwärts. Menschen, die einige Sparpfennige auf der Kasse haben, findet man unter ihnen sehr selten. Um Geld zurückzulegen, reichen ihre geringen Einnahmen nicht aus, und der zahlreiche Nachwuchs, den sie aufzuziehen pflegen, verzehrt alles, was mit harter Arbeit erworben wird. Besonders in der flämischen Landbevölkerung ist es Regel, daß der junge Hausstand mit nichts anfängt, in der größten Arbeitsfähigkeit von Mann und Frau große Ausgaben für die Heranziehung der zahlreichen Kinder zu machen hat, und daß man schließlich, ohne einen Pfennig gespart zu haben, ins Alter kommt und die Kinder, ebenso wie die Eltern, von vorn an mit nichts beginnen müssen. Im Süden des Landes, wo die Lebensbedingungen etwas günstiger sind, als in dem dicht besiedelten Flandern, läuft das Leben all der kleinen Grundbesitzer nicht viel anders ab als in Flandern. Was sie leichter verdienen, verzehren sie auch wieder rasch. Der Südbelgier ist ein Mensch, der nicht gern mit dem Gelde spart, wenn es sich um seine Leibesnotdurft und Nahrung handelt. Wie gewonnen, so zerronnen, gilt bei den Kleinbauern Südbelgiens als Regel. Auch sie lassen ihre Kinder meist in der Welt zurück, ohne ihnen einen Pfennig Geldes oder irgendeinen andern Besitz zurückzulassen.

Sieht man von diesen Zwergbesitzern ab, die der Zahl nach den Hauptteil der belgischen Landwirte ausmachen, so trifft man in allen Teilen des Landes, hier mehr, dort weniger, auf eine große Zahl von kleinen Besitzern, die, wenn auch nicht ganz besitzlos, so doch meistens, ebenso wie die Zwergbauern, kapitallos sind.

Sie haben ihren kleinen Hof von den Eltern übernommen mit all den Schulden, die schon darauf lagen, und die bei der neuen Erbteilung noch weiter angestiegen sind, oder sie haben mit Unterstützung der Brüder und Schwestern und der Schwiegereltern eine kleine Pachtung antreten können. Das Inventar ist ihr Besitz, und wenn sie fleißig arbeiten und Glück haben, so können sie langsam ihr Inventar verbessern, eine gute Milchkuh, ein brauchbares Arbeitspferd oder eine neue Sau hinzukaufen und damit ihren Besitz vermehren. Geht solch kleiner Bauernhof gut vorwärts, so können die Bauersleute ihre Wirtschaft mit mehr Betriebskapital führen; das macht mehr Freude, gibt mehr Erfolg, und man kann, wenn es gut geht, mit der Zeit etwas Schulden abzahlen. Um Geld zurückzulegen, oder um gut zu leben, reichen jedoch auch die Einnahmen solcher gut betriebenen kleinen Wirtschaft in der Regel nicht aus. Nur die wenigsten dieser kleinen Besitzer legen sich eine Sparkasse an und auch dann nur, wenn sie in ihren Lebensansprüchen niemals über das bescheidene Maß, das ihnen als kleinen Bauern gesetzt ist, hinausgehen.

Sie wohnen in einfachen Häusern mit ein oder zwei Stuben, die denkbar schlicht ausgestattet sind und außer den notwendigsten Möbeln nichts als ein paar billige Öldrucke und ein kleines Kruzifix als einzigen Zierat enthalten. Man ißt, was die Wirtschaft aufbringt, und kleidet sich ohne allen Aufwand mit den beim Dorftrödler erstandenen Kleidungsstücken. Der Bauer trägt keinen Stehkragen und keine Kravatte, und die Bäuerin keinen Schmuck und keine bunten Tücher. Ist etwas Geld über, um am Haus Verbesserungen vorzunehmen, so wird es zur Verbesserung und Reparatur der Wirtschaftsräume verwandt. Man kauft eine Milchzentrifuge oder legt einen soliden Jauchebrunnen an, man deckt das Dach mit neuem Stroh oder pflastert den Kuhstall aus.

Um diesen Kleinbauern die Gelegenheit zum Geldsparen so leicht wie möglich zu machen, hat man überall in den Dörfern Raiffeisen-Kassen errichtet, die auch ziemlich benutzt werden. Immerhin ist es doch nur ein kleiner Teil der belgischen Bauernschaft, der es soweit bringt, um etwas Geld zurücklegen zu können.

Unter den Kleinbesitz des nördlichen Belgiens eingesprengt und im südlichen Belgien in ziemlich starker Verbreitung findet man einen Großbauernstand, der auf etwa 40—50 ha Land wirtschaftet und in vielen Dörfern den wirtschaftlich stärksten und einflußreichsten Teil der Bauernbevölkerung darstellt. Die Mehrzahl dieser Höfe sind Pachthöfe mit mehr oder minder großen Baulichkeiten und einem geräumigen Wohnhause, das Wohnräume in zwei Etagen enthält. Von außen machen diese großen Pachthöfe, namentlich in der Campine und in Flandern, oft einen sehr stattlichen Eindruck. Geht man aber hinein, so findet man auch hier die denkbar größte Einfachheit. Keine geschnitzten Wandschränke, keine alten Truhen, keine wertvollen hohen Uhren aus Urgroßvaterszeit und kein wertvolles Porzellan und Geschirr; das mag vielleicht früher hier und da bestanden haben, ist heute aber überall verschwunden und durch neues billiges Mobiliar ersetzt. Die schlichteste Einfachheit herrscht auch in diesen Großbauernhöfen. Der große Raum zum Essen hat gewöhnlich steinernen Fußboden, auf dem ein langer Tisch mit Bänken und Schemeln steht. In der guten Stube ebenfalls ein einfacher Tisch in der Mitte, ein paar Korbsessel, ein Zierschränkchen in der Ecke mit einem billigen Bilderalbum und ein paar Ölbilder an den Wänden; so sieht es in den meisten großen Pacht-

höfen aus. Auch hier ist Geld nur Mittel zum wirtschaftlichen Vorwärtskommen; um das Heim zu schmücken und die Lebensansprüche zu steigern, reicht es in der Regel nicht zu. Das liegt den belgischen Großbauern auch völlig fern; selbst wenn sie Geld über hätten, würden sie es doch nicht zur Steigerung ihrer Ansprüche benutzen, sondern lieber in ihre Wirtschaft stecken oder ausleihen und Zins auf Zinseszins legen.

Im allgemeinen besitzt aber auch diese Bauernaristokratie kein nennenswertes Kapital. Um Geld zu sparen, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse zu schwierig, die Pachten zu hoch und die Erbabfindungen der aus der Familie ausscheidenden Kinder zu kapitalzehrend. Wo sich bei den Großpächtern Geld findet, da ist es meist durch Heirat oder Erbschaft in die Familie gekommen und durch eine vorsichtige Familienpolitik zusammengehalten. Andre haben sich durch Handel und Gewerbe aus dem kapitallosen Bauernstande zu wohlhabenden Leuten aufgeschwungen; der eine hat Glück gehabt im Handel mit Pferden, der andre hat eine kleine Brauerei begonnen und dabei Geld verdient. Aber solche reich gewordenen Großbauern sind nicht häufig anzutreffen.

Eine Klasse von Landwirten mit durchschnittlich mehr Kapital ist der große Pächterstand, der die reichen Fluren Mittelbelgiens bewirtschaftet. Die großen Wirtschaften jenes Landes umfassen etwa 80–300 ha und sind fast sämtlich Pachthöfe. Letzten Umstand darf man freilich nicht als Zeichen für die Kapitalschwäche der dortigen Landwirte ansehen. Diese belgischen Großlandwirte sind Rationalisten, die als gute Geschäftsleute ihr Kapital nicht in einer Form anlegen wollen, wo es ihnen nur 2 oder 3 % bringt, wie das mit Kapitalien zu sein pflegt, die in Grund und Boden in der Landwirtschaft angelegt sind. Wer sein Kapital als Betriebskapital verwendet, kann bei ordentlicher Wirtschaftsführung erheblich mehr Rente davon ziehen. Das wissen die Landwirte Mittelbelgiens aus Erfahrung sehr gut; sie pachten darum einen Hof, so groß, wie ihr Kapital zuläßt, und verwenden das verfügbare Kapital, um die Wirtschaft äußerst intensiv zu führen. Um eine intensive Ackerwirtschaft nach dortigem Modell zu führen, sind für den Hektar etwa 500–800 ℳ Betriebskapital erforderlich. Wer also eine Wirtschaft von 100 ha übernimmt, muß 50 000 – 80 000 ℳ in der Hand haben. Wer Zucht und Handel mit Pferden treiben will, wie es alle dortigen Großlandwirte tun, muß über noch weit mehr Kapital verfügen.

Man soll also nicht glauben, daß die Pächter Mittelbelgiens mit wenig Kapital ausgestattet wären, weil sie nicht Herren auf ihrem Grund und Boden sind. Das beweist nichts. Was den Maßstab für ihr Vermögen liefert, ist die Intensität, mit der sie wirtschaften. Und da es eine große Zahl sehr intensiver Großbetriebe in jener Gegend gibt, kann man auch eine große Anzahl reicher Landwirte dort voraussetzen. Wer zweimal im Jahr hundert Ochsen aufstellt, zwölf erstklassige Zuchtstuten und zwei preisgekrönte Hengste hält und seine Ackerwirtschaft so in Ordnung hat, daß die Felder von schweren Ernten strotzen, den kann man getrost als reichen Mann in jenem Lande betrachten.

Nach außen hervortreten tut auch bei diesen Landwirten der Wohlstand wenig. Sie wohnen in einfachen Häusern, worin außer dem Eß- und Schlafzimmer meist noch eine kleine gute Stube und ein Fremdenzimmer sich befinden. Alles ist sehr einfach und ordentlich möbliert, das Bett im Fremdenzimmer, in dem übrigens

auch die meisten Angehörigen des Hauses, wenn es so weit ist, ihr letztes Stündlein verbringen, oftmals mit unendlich vielen Matratzen ausgestattet. Eine Bedienung im Haus und bei Tisch gibt es nicht; die Magd in der Küche arbeitet auch auf dem Hof, und die Besorgung der Zimmer versieht die Frau des Landwirts und deren Töchter. Man ißt ordentlich, aber ohne Luxus. Der einzige Luxus, den sich fast alle diese belgischen Großpächter erlauben, ist ein guter und oft recht inhaltsreicher Keller mit Burgunder. Belgien ist bekannt als Land des guten Burgunders, und die besten Burgunder findet man in den großen Wirtschaften Mittelbelgiens. Es gibt dort Häuser, in denen die Eltern ihren Kindern einen wohlgefüllten Weinkeller als schönstes Familienerbstück hinterlassen, und jede neue Generation hält das Erbe heilig, versorgt es und mehrt den Besitz nach Kräften. So stolz sie aber auch auf ihren Besitz sind, so gern teilen sie davon andern mit. Dem Belgier, der im allgemeinen nicht übertrieben gastfrei ist, verschafft es Freude und Genugtuung, wenn er seinen Gästen eine gute Flasche Burgunder vorsetzen kann. Damit geizt er nicht, im Gegenteil merkt man ihm die Freude an, sein sonst sehr solides Leben bei Gelegenheit einmal durch eine gute Flasche etwas aufzuheitern. Auch setzt jeder eine besondere Ehre darein, daß man von ihm sagt, er hätte guten Burgunder im Keller. Ich denke mit angenehmer Erinnerung all jener „bonnes bouteilles", die ich als Gast bei belgischen Landwirten getrunken habe; wenn ich auch nicht so weit gehen will, wie ein andrer Deutscher, der beim Verlassen Belgiens meinte: „Die Belgier will ich gern missen, aber um den guten Burgunder tut es mir leid", so muß ich doch feststellen, daß, wo ich in Belgien schöne Stunden auf dem Lande verlebte, der Burgunder im allgemeinen nicht weit war.

Ein verhältnismäßig kleiner Teil dieser belgischen Großlandwirte tritt etwas aus den bisher geschilderten Verhältnissen heraus, indem er seinen Reichtum auch äußerlich durch höhere Lebensansprüche erkennen läßt. Es sind das die Gentlemansfarmers, die vornehmlich im Land von Thuin wohnen, reiche Leute, die außer ihren hochintensiv betriebenen Musterwirtschaften auch außerhalb der Wirtschaften Kapitalien besitzen. Sie wohnen in schönen luxuriös ausgestatteten Landhäusern, halten Luxuspferde und leben, ihren Verhältnissen entsprechend, wie reiche Leute. Man soll sich aber die Zahl dieser reichen Landwirte in Belgien nicht groß vorstellen.

Es gibt gewiß auch auf dem Land in Belgien viel Geld. Die hohe Intensität der Betriebe, der reiche Bestand an Haustieren sowie die ständig wachsenden Bodenpreise und die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes lassen es nicht zu, daß sich dies Kapital in der Hand eines einzelnen rasch vermehre und als Reichtum in Erscheinung träte. Die hohe Intensität der belgischen Landwirtschaft bringt es mit sich, daß sich das auf dem Lande befindliche Geld in ständigem raschen Rollen befindet, und die überaus dichte Bevölkerung verhindert es, daß sich ein festgegründeter, von Generation zu Generation forterbender Bauernreichtum bilden könnte. Wer in der belgischen Landwirtschaft leben will, muß arbeiten, wer etwas verdienen will, muß doppelt, und wer Erworbenes erhalten will, muß dreifach arbeiten.

2. Bodenpreise.

Einen deutlichen Beweis dafür, daß in Belgien viel Geld auf dem Land ist, liefert die Höhe der Bodenpreise. Wenn natürlich auch eine Anzahl andrer Faktoren, wie namentlich die große Nachfrage und die ständigen Erbteilungen, die Bodenpreise hochschrauben, so zeigt deren Höhe anderseits doch auch unzweifelhaft an, daß die belgischen Landwirte in der Lage sind, hohe Preise für den Boden zu bezahlen. Nicht alles Land wird mit Hypotheken belastet und nur mit kleinen Anzahlungen aus einer Hand in die andre weitergegeben. Es geschieht sehr häufig, daß beim Verkauf einer Bodenparzelle ein Bauer die ganze Kaufsumme bar auf den Tisch legt, und oft gerade ein Bauer, von dem niemand erwartet hatte, daß er so zahlungsfähig sei.

Die hohe Intensität der Landwirtschaft und große Produktionskraft des alten Kulturbodens erhöhen die Grundpreise in Belgien bis zu fabelhaften Summen. Je höher die Kultur und je forcierter die Wirtschaftserträge, um so höher die Bodenpreise. Als Beweis dienen die Angaben des Jahres 1895, die für die verschiedenen landwirtschaftlichen Zonen folgende mittleren Bodenpreise angeben:[1])

	für 1 ha
Niederluxemburg	834 ℳ
Ardennen	901 „
Condroz	1128 „
Campine	1217 „
Polder	2475 „
Sandige Lehmböden in Flandern	2484 „
Sandböden in Flandern	2622 „
Land von Herve	2694 „
Lehmböden in Mittelbelgien	2900 „

Diese Reihenfolge ordnet die einzelnen Teile Belgiens nach ihrer Bodenbeschaffenheit und Kulturstufe untereinander. Der gebirgige Südosten des Landes sowie die schralen Böden der Campine sind die billigsten Böden, die reichen Zuckerrüben- und Weizenböden Mittelbelgiens die hochwertigsten Böden des Landes.

Die Qualität des Bodens ist aber nicht allein für seinen Preis maßgebend; einen sehr großen Einfluß hat darauf vor allem andern auch die Nachfrage nach Grund und Boden, die naturgemäß dort am stärksten ist, wo die Landbevölkerung sehr stark ist, wie in den dicht besiedelten Provinzen Belgiens. Die nachfolgende Übersicht zeigt die Preise des Jahres 1895 für Acker- und Weideland in den verschiedenen Provinzen Belgiens und daneben die Dichte der Besiedlung.

	Ackerland 1 ha ℳ	Weideland 1 ha ℳ	Bevölkerungszahl auf 1 qkm
Ostflandern	3071	2888	359
Westflandern	2758	3166	262
Brabant	2745	2754	416
Hennegau	2598	2610	325

1) Recensement général de 1895.

	Ackerland 1 ha ℳ	Weideland 1 ha ℳ	Bevölkerungszahl auf 1 qkm
Lüttich	2460	3502	298
Antwerpen	1930	2081	314
Limburg	1664	2085	106
Namur	1578	1898	98
Luxemburg	859	1371	51
Belgien	2270	2563	240

Berücksichtigt man, daß Brabant und Antwerpen, Hennegau und Lüttich Provinzen mit einer sehr zahlreichen Stadt- und Industriebevölkerung sind, so ergibt sich ein fast völliges Parallelgehen der Bevölkerungsdichte und der Bodenpreise. Je dichter die Bevölkerung, um so mehr Nachfrage nach Grund und Boden und um so höhere Bodenpreise. Der Preis der Weiden ist mehr von ihrer natürlichen Beschaffenheit als von der darauf verwandten Arbeit abhängig. Ganz naturgemäß sind sie darum dort am teuersten, wo reiche natürliche Weideflächen liegen, wie im Land von Herve und in den Poldern von Veurne-Ambacht.

Die Bodenpreise haben in Belgien, ebenso wie in den meisten andern europäischen Ländern, gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts eine merkliche Entwertung unter Einfluß der landwirtschaftlichen Krisis jener Zeit erfahren. Als die sämtlichen Erzeugnisse des Ackerbaues durch die riesenhaften Importe billiger produzierender Länder entwertet wurden, ging auch der Wert des Grund und Bodens in entsprechendem Maße herab.

Vom Jahr 1866—1895 fiel der mittlere Bodenpreis in Belgien fast um ein Drittel. Die Statistik gibt dafür folgende Belege:

Preis des Ackerlandes für den Hektar

im Jahr 1886	3338 ℳ
„ „ 1880	3180 „
„ „ 1895	2327 „

Die Entwertung der Ackerfrüchte hat, wie in manchen andern Ländern, so auch in Belgien zu einem unerhörten Fallen der Bodenpreise geführt; aber auch die belgische Landwirtschaft hat jene große Krisis überwunden. Man hat sich den veränderten Wirtschaftsverhältnissen angepaßt und durch Veränderung der Betriebsweise sowie durch Intensivierung und Modernisierung der Wirtschaftsweise das heruntergekommene landwirtschaftliche Gewerbe wieder hochgebracht.

Seit dem Jahre 1895 steigen die Bodenpreise wieder an. Dafür liegen zwar keine statistischen Erhebungen vor, aber die Aussagen der belgischen Landwirte bürgen dafür. In allen Teilen des Landes und in allen Besitzklassen des landwirtschaftlichen Gewerbes steigen die Bodenpreise heute wieder stark an.

Um eine Vorstellung von der heutigen Höhe der Bodenpreise in Belgien zu geben stelle ich im nachfolgenden eine Anzahl Preise zusammen, die ich mir auf meinen Reisen an Ort und Stelle notiert habe und die darum ein besseres Bild geben, als statistische Mittelzahlen. Es kostete ein Hektar

in den Ardennen, unkultiviertes, aber kulturfähiges Land	240—480 ℳ
Ackerboden im Condroz	1440 „

Ackerboden in der Provinz Luxemburg	1920 ℳ
Ackerboden in den Ardennen	1600—2000 „
Ackerboden in der Campine	2000—2400 „
Weideland in der Campine	2400—2800 „
Ackerboden in intensiver Kleinkultur in der Provinz Luxemburg	2400 „
Bestes Weideland in der Provinz Luxemburg	3600 „
Ackerland in großbäuerlichen Betrieben auf brabantischem Sandboden	2400—3200 „
Ackerland im Land von Herve	3200—3600 „
Weideland im Land von Herve	3200—4000 „
Bester Ackerboden in den Großbetrieben des Hesbegau	3600—4400 „
Ackerboden in der Kleinkultur von Ostflandern und Brabant	4000—4800 „
Ackerboden in den westflämischen Wirtschaften mit intensivem Handelsgewächsbau	4000—5600 „
Sandboden in gärtnerischer Nutzung unweit Brüssels	5600—8000 „

Das kolossale Ansteigen der Bodenpreise ist eine der merkwürdigsten wirtschaftlichen Erscheinungen in der Landwirtschaft unsrer nordwestlichen Nachbarländer. „Seit die Landwirtschaft wieder gut vorwärts kommt", schreibt Löhnis,[1]) „ist die Steigerung der Bodenpreise wieder in vollem Gang, und es ist wohl merkwürdig, daß die Erscheinung bei uns, d. h. in den Niederlanden, viel stärker hervortritt, als in den meisten andern Ländern. In Frankreich, wo doch der kleine, selbstbewirtschaftete Grundbesitz vorherrscht, scheint von Steigerung der Bodenpreise noch immer keine Rede zu sein. Im Gegenteil scheint in einem großen Teile jenes Landes eine fallende Tendenz der Bodenpreise zu bestehen. In England sind die Pachtpreise erheblich niedriger als in den Niederlanden, und auch dort scheint von Steigerung einstweilen keinerlei Rede zu sein."

„In Belgien bestehen etwa dieselben Verhältnisse, wie bei uns. Auch dort ist eine starke Steigerung der Bodenpreise bemerkbar, vor allem in den beiden dichtbevölkerten flämischen Provinzen, dem seit alter Zeit charakteristischsten Lande des Kleingrundbesitzes."

„Ganz naturgemäß ist die Höhe der Bodenpreise größtenteils von der Zahl der Bewerber abhängig. Die Intensität der Nachfrage ist von der Anzahl der Bewerber abhängig, und so besteht natürlich in einem Lande mit einer dichten Bevölkerung die stärkste Nachfrage nach kleinen Grundstücken, weil gerade sie der Mehrzahl der Bewerber erreichbar sind. Wie soll man nun aber erklären, daß in Frankreich, wo der Kleingrundbesitz vorherrscht, der Bodenpreis stets auf dem niedrigsten Niveau bleibt? Die örtliche Nachfrage scheint in Frankreich zum Teil als Folge der geringen Bevölkerungszunahme nicht groß zu sein, und dem städtischen Kapital ist durch die kleinen Betriebe zwecks Kapitalanlage nicht gedient."

„Deuten die niedrig bleibenden Bodenpreise auf eine ungünstige Lage der Landwirtschaft? In England wahrscheinlich ja, aber in Frankreich, wo die Landwirtschaft stärker beschützt wird, als irgendwo sonst in Europa?"

Es fehlt in Frankreich das, was die Landwirtschaft der Niederlande und Belgiens charakterisiert, die große Nachfrage nach Grund und Boden. Diese beiden kleinen

1) Löhnis, Landbouw en Landbouwers in Nederland in De Economist 1907.

Länder sind außerordentlich dicht bevölkert und haben trotz aller Landflucht gerade auf dem Land eine außerordentliche Zunahme der Bevölkerung. Ein großer Teil dieser Landbevölkerung strebt danach, in den Besitz von Grund und Boden zu kommen und macht sich gegenseitig jeden zu Kauf oder Pacht angebotenen Fetzen Landes streitig. Es kommt dazu, daß die landwirtschaftliche Technik in Belgien wie in den Niederlanden in den letzten 15 Jahren eine glänzende Entwicklung genommen hat, so daß heute in den dortigen Betrieben erheblich mehr produziert und weit billiger produziert werden kann als früher. Auch hat sich die Wirtschaftsorganisation den veränderten Wirtschaftsverhältnissen dort so anzupassen gewußt, daß trotz Freihandelspolitik und steigenden Arbeitslöhnen heute erheblich rationeller gewirtschaftet und mehr Geld mit der Landwirtschaft verdient werden kann, als früher. Besonders die großen Gebiete mit kleinbäuerlichem Besitze wirtschaften heute aus den kleinsten Flächen Grund und Boden viel mehr heraus als früher und bieten dadurch einer weit größern Anzahl Menschen Arbeit und Verdienstmöglichkeit.

Wird heut ein Hof verkauft, so melden sich sofort 20 Bewerber, und wird eine Parzelle Land verpachtet, so sind 50—60 Mann zur Stelle, um darauf zu bieten. Es besteht ein wahrer Heißhunger nach Land, der oftmals nur gestillt werden kann, indem der hartnäckigste Bewerber einen unvernünftig hohen Preis für das Land bietet. Durch gut wirtschaften und hart arbeiten muß er dann zusehen, daß ihn sein Kauf später nicht gereut.

Solche Verhältnisse findet man nicht in Frankreich. Man braucht nur die belgische Grenze zu überschreiten, so findet man überall Höfe zu Kauf und zu Pacht angeboten, und zwar zu Preisen, die oft um die Hälfte niedriger sind, als auf gleichem Boden jenseits der Grenze in Belgien. Es fehlt in Frankreich an der großen Nachfrage nach Grund und Boden. Einen deutlichen Beweis dafür erhielt ich, als ich mich bei einem in Frankreich viel gereisten belgischen Advokaten nach den Adressen französischer Landwirte erkundigte, die ich besuchen wollte: „Machen Sie es so wie ich; sagen Sie dem französischen Grundeigentümer, Sie hätten die Absicht, in Frankreich einen Hof zu pachten. Gleich wird er Sie bei sich zu Gast laden und tagelang mit Ihnen von einem seiner Pachthöfe zum andern fahren". Ich habe das bewährte Mittel des Belgiers nicht zu befolgen brauchen, ich fand auch ohne das den Weg zu den französischen Landwirten und konnte mich von der Tatsache durch Augenschein überzeugen, daß es vor allem andern die geringe Nachfrage nach Grund und Boden ist, die in Frankreich die Bodenpreise nicht ansteigen läßt.

Daß das Ansteigen der Bodenpreise in Belgien seine Grenze erreichen wird, ist ohne Frage. Sie wird erreicht sein, sobald alle Mittel der modernen Landwirtschaft erschöpft sind, um den Betrieb rationell zu gestalten, und sobald die Grenze von Arbeitsentgelt erreicht ist, unter der auch der schlecht bezahlte belgische Landarbeiter und der anspruchslose belgische Landwirt seine Arbeitskraft nicht mehr einzusetzen gewillt sind.

3. Pachten.

Die Pachtpreise haben in Belgien in den letzten Jahrzehnten dieselbe Entwicklung wie die Bodenpreise durchgemacht. Sie sind am Ende des vergangenen Jahrhunderts unter Eindruck der Krisis rapid gefallen und steigen in den letzten Jahren wieder stark an.

Die mittleren Pachtpreise betrugen für 1 ha

	Ackerland	Weideland
1866	86 ℳ	107 ℳ
1880	85 „	100 „
1890	78 „	90 „
1895	73 „	86 „

Die Größe der Produktionsfähigkeit des Bodens und der Umfang der Frage nach Pachtland sind für die Pachtpreise die ausschlaggebenden Faktoren. Daß der Boden von Natur sehr reich sei, wird vielfach gar nicht verlangt, nur muß er sich leicht bearbeiten und zu starker Produktion zwingen lassen, dann ist er auch hoch im Preis. Die Böden, auf denen die höchsten Pachten bezahlt werden, wie im Hopfenland von Aalst oder in der gärtnerischen Kleinkultur bei Brüssel, sind von Natur arme und sehr leichte Sandböden.

Im Jahr 1895 erreichten die Pachtpreise in den einzelnen Provinzen für 1 ha folgende mittlere Höhe:

	Ackerland ℳ	Weideland ℳ
Ostflandern	95	94
Brabant	90	91
Westflandern	84	100
Lüttich	82	120
Hennegau	82	83
Limburg	66	76
Antwerpen	58	71
Namur	46	61
Luxemburg	27	48
Belgien	72	84

Die niedrigsten Pachten wurden in der Famenne und bei Bastogne bezahlt, sie gingen im Durchschnitt wenig über 20 ℳ für 1 ha. Die höchsten Pachten brachte die Gegend von Aalst auf, wo die durchschnittliche Pachtsumme über 125 ℳ für 1 ha stieg. Heute sind die Pachten im ganzen Land erheblich höher als vor 12 Jahren. Das beweisen die nachfolgenden auf der Reise notierten Pachtpreise aus den verschiedenen Gegenden des Landes:

	für 1 ha ℳ
schlechter Weideboden in der Famenne	8 — 12
bester Boden in der Famenne	40 — 48
Kartoffelböden und Weidewirtschaften in den Ardennen	32 — 40
mittelbäuerliche Ackerwirtschaft in den Vorardennen des Gebiets Entre-Sambre-et-Meuse . . .	48
Condrozwirtschaften im Mittel	32 — 40
ausgesucht beste Condrozböden	48 — 80
kultivierte Sandböden in der Campine	32 — 72
im Mittel	48

	für 1 ha ℳ
leichter Boden in der Provinz Luxemburg, in großbäuerlichen Betrieben	40 — 48
derselbe in kleinen Höfen	64 — 80
in der intensiven Kleinkultur bei St. Léger (Luxemburg), Ackerland	60
ebenda bestes Weideland	96
auf sandigem Lehmboden im Hogeland zwischen Diest, Aerschot und Mecheln, in großbäuerlichen Wirtschaften	52 — 60
auf Sandboden im nördlichen Westflandern, in großbäuerlichen Wirtschaften	56 — 60
in den Nordseepoldern	72 — 88
auf sandigem Lehmboden bei Ypern in Westflandern	96
auf Sandboden bei Termonde in Ostflandern	80—120
auf Sandboden im intensiven Zichorienbau bei Hooglede, in kleinbäuerlichen Wirtschaften	96—100
ebenda auf Arbeitergrundstücken	144—160
auf sandigem Lehmboden bei Courtrai	104
auf reichem Lehmboden im Land von Thuin, intensive Ackergroßkultur	96
auf reichem Lehmboden im Hesbegau, auf intensiver Ackergroßkultur	120—128
ebenda in Kleinbetrieben	144—160
im intensiven Handelsgewächsbau auf sandigem Lehmboden in Westflandern	120—132
im Hopfenbau bei Aalst	140—160
beste Fettweide in Veurne-Ambacht	176
in der gärtnerischen Kleinkultur bei Brüssel	200—300
Ackerland im Land von Herve, in bäuerlichen Betrieben	128—160
dasselbe in Arbeitergrundstücken	280—300
Weideland im Land von Herve	160—240
Weide mit Obstbäumen im Mittel	150
Weide ohne Obstbäume	220
bestes Weideland im Land von Herve bei Battice	225—320

Diese Zahlen sind für die landwirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens äußerst interessant. Sie zeigen, daß ein großer Teil des Landes für verhältnismäßig wenig Geld verpachtet wird, so namentlich der gebirgige Südosten des Landes sowie auch die Sandböden der Campine und des nördlichen Flanderns. Auch die Polderböden sind zu ziemlich mäßigen Sätzen verpachtet. Erheblich ansteigen tun die Pachten, wenn man in den südlichen Teil Flanderns kommt, wo intensiver Handelsgewächsbau getrieben wird. Hohe Pachten werden auch auf den reichen Lehmböden Mittelbelgiens bezahlt, die höchsten davon im Hesbegau. Ebenso werden ganz erstaunlich hohe Pachtsummen im Land von Herve bezahlt; namentlich das gute

Weideland ist dort sehr teuer. Berücksichtigt man die in bäuerlichen und großbäuerlichen Wirtschaften bezahlten Pachten, so steht das Land von Herve mit seinen hohen Pachtpreisen zweifellos an erster Stelle. Etwas andres ist es, wenn man auch Arbeitergrundstücke und einzeln zur Pacht kommende Parzellen in Rechnung zieht. Für diese sind die Pachtpreise ganz allgemein höher als für geschlossen verpachtete Höfe; oft ist diese Differenz ganz ungeheuer groß. Auf demselben Boden und bei demselben Dorfe, wo die größern Höfe für 70—120 ℳ für 1 ha verpachtet werden, kosten die kleinen Grundstücke und Parzellen 125—160 ℳ, ja, 200 bis 240 ℳ der Hektar. Das ist eine Folge der großen Nachfrage nach kleinen Grundstücken. In der Provinz Luxemburg und manchen Teilen der Ardennen, wo die Gemeinden noch genug Gemeindeland besitzen, um jedem Einwohner ein Stück Acker und Weide zuzuweisen, kennt man diese große Nachfrage nach kleinen Grundstücken nicht und auch nicht die übermäßig hohen Pachtsummen für Landparzellen. Das Ausschlachten von Höfen und Verpachten oder Verkaufen von kleinen Parzellen ist nur dort vorteilhaft, wo viel Bewerber in unmittelbarer Nähe wohnen. Die dichtbevölkerten Teile Belgiens mit ihrer ständig wachsenden Landbevölkerung schaffen eine von Tag zu Tag steigende Nachfrage nach kleinen Grundstücken. Ein Ende dieser Entwicklung und damit ein Ende des Ansteigens der Pachtpreise ist einstweilen noch gar nicht abzusehen.

Die mittlere Pachtsumme betrug von dem mittlern Kaufpreise für Grund und Boden im Jahr 1895 etwa 3,2 %.

Dies Verhältnis schwankte zwischen 2,60 % im Arrondissement Arlon (Niederluxemburg) und 4,34 % im Arrondissement Maeseyck (Campine). „Man hat in Belgien beobachtet, daß der mittlere Pachtschilling der Grundstücke fast in jeder ökonomisch eigentümlichen Gegend eine um so niedrigere Verzinsung des Kaufschillings darstellt, je fruchtbarer, je dichter bevölkert und je mehr von Pächtern, statt von Eigentümern, die Gegend bewirtschaftet ist. Dies hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß die gedachten Umstände ziemlich regelmäßige Begleiter der höhern Kultur sind, die höhere Kultur aber ebenso regelmäßig den Zins erniedrigt.“ [1])

Setzt man als heutigen Preis für guten Ackerboden in Mittelbelgien 4000 ℳ und nimmt als Mittel der dort üblichen Pachten 120 ℳ, so ist die Pacht 3 % von der Kaufsumme des Bodens. Der Hypothekenzins ist stets höher, im Durchschnitt auf etwa 5 %, anzusetzen. Es ist also eine höchst einfache Rechnung, die der belgische Landwirt anstellt, wenn er sich dazu entschließt, lieber eine Pachtung zu übernehmen, als einen Hof zu kaufen.

Nehmen wir an, ein schöner großer Hof in Mittelbelgien würde angeboten mit 100 ha Acker und Wiese und guten Gebäuden, jedoch ohne Inventar; der Kaufpreis beträgt 4000 ℳ, der Pachtpreis 120 ℳ für 1 ha.

Daß jemand den ganzen Kaufpreis von 400 000 ℳ auszahlt, wird nur sehr selten vorkommen; es kommt vor, wenn z. B. ein reich gewordener Industrieller sich einen Landsitz kaufen will, aber gehört doch zu den großen Ausnahmen. Kauft sich solch kapitalkräftiger Mann den Hof mit Auszahlung des vollen Preises, so ist ihm keinerlei Vorwurf zu machen, daß er geschäftlich unklug gehandelt hätte. Sein

1) Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie.

Streben ging nach einem Luxusbesitz, und daß solcher nur durch finanzielle Opfer zu erreichen ist, wird er vorher gewußt haben. Er wird fortan von diesen festgelegten 400 000 ℳ nur eine verhältnismäßig kleine Rente ziehen, eine kleinere jedenfalls, als wenn er sein Geld in Papieren oder Industrien angelegt hätte, dafür hat er aber die Genugtuung, Grundbesitzer zu sein und auf seinem freien Besitze nach Belieben schalten und walten zu können.

Im allgemeinen sind junge Landwirte nicht so reich mit Kapital versehen, daß sie gleich beim Anfang ihrer Geschäftstätigkeit einen Luxusbesitz kaufen können; vielmehr fangen die meisten in der Absicht an, recht viel Geld zu verdienen, und sehen zu diesem Zweck, ihr Geld so praktisch wie möglich anzulegen. Sie wissen, daß, wenn sie einen Hof pachten, sie ihn viel billiger haben können, als wenn sie ihn mit fremdem Gelde kaufen. Der oben erwähnte Hof kostet nur 12 000 ℳ jährliche Pacht, ist er aber mit fremdem Gelde gekauft, das sich zu durchschnittlich 5 % verzinst, so kostet es jährlich 20 000 ℳ Zinszahlung. Ein junger Landwirt, der nur über einiges Betriebskapital verfügt, würde also eine wirtschaftliche Torheit begehen, wollte er ohne eignes Ankaufskapital die erforderlichen 400 000 ℳ von hier und da zusammenbringen und sich dann mit fremdem Geld in den Besitz des Hofes setzen; er täte besser, einen Hof zu pachten.

Etwas andres ist es, wenn er genug Kapital besitzt, um einen Teil der Kaufsumme auszuzahlen, dann wird es von der Menge dieses Kapitals abhängen, ob er kaufen oder lieber pachten soll.

Als erforderliches Betriebskapital rechnet man dort 500 ℳ auf 1 ha. 50 000 ℳ werden also von vornherein zurückgelegt werden müssen, um das Inventar anzuschaffen bzw. vom Vorbesitzer zu übernehmen, und um die Wirtschaft in Gang zu bringen. Besitzt der Bewerber insgesamt 300 000 ℳ, so daß er nach Abzug der Betriebsmittel 250 000 ℳ anzahlen kann, so hat er nur 150 000 ℳ fremdes Geld auf seinem Besitze, deren Verzinsung mit 5 % ihm jährlich 7500 ℳ kostet, was für seine Wirtschaft eine beträchtlich mindere Ausgabe ist, als müßte er von seinem Hofe die Pacht bezahlen. Ob er in diesem Falle den Hof kauft, wird davon abhängen, ob er sich mit einer kleinen Rente von seinem eignen Kapitale begnügen will und den ideellen Gewinn, eigner Herr auf seinem Boden zu sein, als genügendes Entgelt für das schwach rentierende Grundkapital ansehen will. Jeder Landwirt, der diesen ideellen Gewinn hochschätzt, besonders all jene Landwirte, die gern ihren Sohn nach sich auf der Scholle wirtschaften sehen wollen, werden unter solchen Verhältnissen recht tun, sich anzukaufen. Die rationalistisch denkenden Landwirte Mittelbelgiens halten es jedoch in großer Zahl auch unter den genannten Verhältnissen für töricht, ihr Geld in den Grund und Boden zu stecken. Selbst reiche Leute sind dort lieber Pächter und verwenden ihr Kapital als hochverzinsendes Betriebskapital oder legen es außerhalb der Wirtschaft an, wo es höhere Rente bringt als 3 %.

Besitzt der Bewerber in dem obengenannten Hofe nur 200 000 ℳ Kapital, so kann er nach Abzug des Betriebskapitals nur 150 000 ℳ anzahlen; er muß dann 250 000 ℳ Hypotheken mit 5 % verzinsen, was ihn jährlich 12 500 ℳ Zinsen, also mehr als die geforderte Pachtsumme kostet. Wenn er sich in diesem Fall ankauft, anstatt zu pachten, so fängt er sein Geschäft mit einer großen Luxusausgabe an. Ob ihm dieser Luxusbesitz später Freude bringt, hängt von seiner Leistungsfähigkeit

und von seinem Charakter ab. Durch tüchtig wirtschaften kann er sich so viel erwerben, daß er sich glücklich und zufrieden auf seinem Besitze fühlt und mit niemand tauschen will. Geht die Wirtschaft aber nicht nach Wunsch, so wird er bei den geringen Einnahmen aus seinem Betriebskapital und seiner eignen Arbeitstätigkeit unzufrieden werden und dann auf den niedrigen Stand der Grundrente zu schelten anfangen. Er hätte dann besser getan, sich über den Stand der Grundrente vor seinem Ankaufe zu unterrichten.

Ein belgischer Landwirt, der sein Gewerbe ganz vorwiegend als ein Geschäft betrachtet, bei dem er Geld verdienen will, wird mit der Festlegung von Kapitalien in Grund und Boden stets sehr vorsichtig sein, da er weiß, daß diese sich nicht sehr stark verzinsen. Fast all die bekannten Pferdezüchter in Mittelbelgien sind Pächter und all die dortigen Musterwirtschaften sind Pachthöfe; nicht etwa, weil die dortigen Landwirte kein Geld hätten, um sich anzukaufen, oder weil keine Gelegenheit bestände, um sich Grund und Boden zu kaufen, sondern allein deswegen, weil der belgische Landwirt sein Kapital lieber als Betriebskapital verwendet, wobei er durch gut wirtschaften einen hohen Gewinn erzielen kann. Hat er Geld genug, so betreibt er seine Wirtschaft nicht mit 500 ℳ Betriebskapital auf 1 ha, sondern mit 800 bis 1000 ℳ, und ist er ein guter Geschäftsmann, so steckt er noch mehr Geld in sein lebendes Inventar, kauft teure Zuchtpferde, hochwertige Hengste, und kommt, wenn er geschickt ist, dadurch zu um so größern Gewinnen.

Diese Verhältnisse lassen sich nicht ohne weiteres mit deutschen Verhältnissen in Vergleich setzen. Ein deutscher Landwirt wird sich oft nicht vom Ankauf dadurch abschrecken lassen, daß er ebensoviel oder gar mehr Hypothekenzins zu zahlen hat, als er auf einem gleichgroßen Arbeitsfeld anderswo Pacht bezahlen müßte. Man ist in Deutschland eher geneigt, sich als Landwirt mit geringer Verzinsung des Grundkapitals zufrieden zu geben, besonders überall dort, wo der Besitz vom Vater auf den Sohn geht, ohne daß an eine Umrechnung des Grund und Bodens in Geld gedacht würde, überall dort auch, wo durch starke Erbabfindungen oder durch zeitweiliges Fallen der Bodenpreise die Grundrente mehr oder minder illusorisch wird. Diese Verhältnisse sind vom rein rechnerischen Standpunkte nicht ideal, dennoch haben sie ihre Berechtigung, da sie den Ansichten und Gebräuchen der deutschen Landwirte entsprechen. Wo der Grund und Boden Familienbesitz ist, darf man ihn nicht als die lediglich Verkörperung einer Geldsumme ansehen. Er enthält dort vielmehr reiche ideelle Werte, die ihren Platz an der Seite des wirtschaftlichen Wertes voll und ganz zu behaupten berechtigt sind. Solcher Besitz gibt auch nicht nur eine Grundrente, sondern ideelle Gewinne, auf die kein deutscher, auf eignem Boden sitzender Landwirt verzichten wollte. Um sie zu genießen, muß er freilich auf eine hohe Verzinsung seines Grundkapitals verzichten. Diese Anschauung ist den meisten deutschen Landwirten, bewußt oder unbewußt, zu eigen, sie sind darum mit der Zumessung des Grundkapitals beim Einkauf weniger zurückhaltend, als die rationalistisch denkenden Belgier, und gehen auch mit Unternehmungslust noch an die Führung eines übernommenen Besitzes, der ihnen nicht nur keine Grundrente gibt, sondern schwere, jährliche Zinszahlungen erfordert. Das Vertrauen auf die eigne Arbeitskraft und auf eine recht hohe Verzinsung des Betriebskapitals gibt ihnen Mut, sich in das wirtschaftlich oft recht schwierige Geschäft mit guter Zuversicht hineinzubegeben. Kein Mensch wird daran denken,

an der guten deutschen Grundidee, aus der dies Handeln entspringt, etwas ändern zu wollen und den deutschen Idealismus durch den Rationalismus anders empfindender Völker zu ersetzen. Aber eins scheint doch beim Vergleich beider Verhältnisse für unsre Landwirte als unumgängliches Erfordernis zu folgen, daß sie bei Übernahme einer Wirtschaft an den beiden Faktoren keinen Mangel haben, auf denen ihr Unternehmen zum größten Teile basiert: das sind Fachkenntnisse und Betriebskapital. Davon sollten sie von Rechts wegen nicht nur ebensoviel haben, wie der belgische Nachbar, sondern noch mehr, um das wettzumachen, was sie aus ihrem Grundkapitale weniger herausmachen, und um bei all ihrem Idealismus doch auch durch wirtschaftliche Erfolge eine Freude an ihrem Gewerbe zu haben.

Die Pachtabmachungen regeln sich in Belgien gewöhnlich ohne Schwierigkeit. Die Pacht läuft in der Regel über drei, sechs oder neun Jahre, wird aber meist stillschweigend weiter verlängert. Parzellen sowie Wiesengrundstücke werden vielfach nur für ein Jahr verpachtet. Trotz der in einzelnen Gegenden sehr hoch aufgetriebenen Pachtsummen und der ganz allgemein in Belgien hochstehenden Pachten kann man doch für die Allgemeinheit der Pachtverhältnisse nicht behaupten, daß die Pachtgelder für die Landwirte unerschwinglich wären und von geldgierigen Verpächtern soweit wie möglich gesteigert würden.

Der Grund und Boden ist, soweit er verpachtet wird, zum großen Teil in Händen von Grundeigentümern, die genug Kapital und Renten haben, um nicht ihren Pächtern das Fell über die Ohren zu ziehen. Es gibt natürlich auch reichlich solche Fälle, wo der Grundeigentümer ständig versucht, mehr Pacht aus seinem Lande zu pressen, und sobald ein Pächter erklärt, nicht mehr zahlen zu können, einen andern sucht, der mehr zahlen will. Besonders im kleinen Grundbesitz des nördlichen Belgiens ist das Ausschlachten von Ländereien und Verpachten oder Verkaufen kleiner Parzellen ein gutes Geschäft, da sich in der dichten Landbevölkerung stets eine Menge Bewerber findet, die gern viel Geld bezahlen wollen, um in den Besitz von etwas Land zu kommen.

Seit alter Zeit besteht in Belgien in allen Teilen des Landes ein mehr oder weniger ausgebildetes Gewohnheitsrecht zur Regelung der Pachtverhältnisse, das den Zweck hat, das Land gegen übertriebene Ausbeutung seitens des wegziehenden Pächters zu schützen und denselben bis zu gewissem Grade für die von ihm im letzten Jahre geleisteten Arbeiten, Düngung, Saat u. dgl. zu entschädigen.

Von diesem sogenannten „Pachtersrecht" sind die eigentlichen Pachtbeschränkungen zu unterscheiden, welche sich auf die ganze Dauer der Pachtperiode oder wenigstens die letzten Jahre derselben erstrecken und gewisse Vorschriften über die Auswahl der Kulturen, Fruchtfolge u. dgl. enthalten. Diese der modernen Landwirtschaft höchst hinderlichen Pachtbestimmungen haben im großen ganzen heute aufgehört, zu bestehen. Man findet sie nur hier und da noch in Gegenden mit zurückgebliebener Kultur, und auch dort verschwinden sie mehr und mehr.

Das Pachtersrecht, das auf den flämischen Sandböden am weitesten ausgebildet ist, stammt aus uralter Zeit. Es besteht im wesentlichen in folgendem: Wenn ein Pächter seinen Hof verlassen will, so werden einige Zeit vor seinem Fortzuge Sachverständige ernannt, meistens ein paar ältere Landwirte des Dorfes, welche den Wert der zuletzt vom Pächter auf dem Hofe geleisteten Arbeiten zu bewerten haben. Man unterscheidet zwischen einer Schätzung im Monat Mai, im Monat August und

einer Schätzung im Winter. Im Monat Mai werden die Bestellungskosten und der voraussichtliche Ertrag der Ernte bestimmt; bei der Schätzung im August wird die Ernte geschätzt und bei der Schätzung im Winter die Ackerarbeit und Düngung, die der Boden bekommen hat. Die letztgenannte ist die häufigste, da die Pachten in Flandern meist am 24. Dezember oder 1. Oktober ablaufen.

Die Sätze schwanken von Ort zu Ort; als Beispiel seien die in der Umgebung von Gent üblichen Sätze angeführt. Man rechnet dort für 1 ha

für tiefe Bearbeitung mit dem Spaten, die in demselben Jahr erfolgt ist	80—104	ℳ
für tiefe Bearbeitung mit dem Spaten, die im Vorjahr erfolgt ist	48— 60	„
„ „ „ „ „ „ „ vor zwei Jahren erfolgt ist	20— 28	„
für gewöhnliche Bearbeitung mit dem Spaten, die in demselben Jahr erfolgt ist	48— 60	„
für gewöhnliche Bearbeitung mit dem Spaten, die im Vorjahr erfolgt ist	20— 28	„
für tiefes Pflügen, das in demselben Jahre geschehen ist	40— 56	„
„ „ „ „ im Vorjahr „ „	20— 28	„
„ gewöhnliches Pflügen	16— 20	„
„ Schälen des Ackers	8— 12	„
„ einfaches Eggen	2,40— 4	„
„ doppeltes „	4,80— 8	„
„ Eineggen der Saat	5,60— 8	„
„ Walzen	3,20— 4,80	„
„ Säen	4— 5,60	„
„ Stalldünger streuen	9,60— 12	„
„ Handelsdünger „	2,40— 4	„

usw. usw.

Außerdem wird der Stall- und Handelsdünger sowie das Saatgut in Rechnung gesetzt. Auch der zur abgeernteten Frucht gegebene Dünger wird noch mit der Hälfte oder, wenn er für Wintergetreide, Hafer, Buchweizen, Rüben und Bohnen gedient hat, mit einem Drittel in Rechnung gesetzt, ebenso die vorjährigen Düngungen mit Guano, Kalk u. dgl.

Der neu eintretende Pächter ist verpflichtet, alles, was die Schätzungskommission festsetzt, an den abgehenden Pächter zu bezahlen, und daß dies Gewohnheitsrecht niemals Schwierigkeiten bei der Abrechnung zwischen den Pächtern verursacht, beweist die in Flandern übliche Ansicht der neu eintretenden Pächter, die sich in den Worten „Hoe hooger, hoe beter“ ausdrückt.

„Das Pachtersrecht“, schreibt Laveleye, „wäre nützlich überall, in Flandern ist es ganz unmißbar.“

Eine andre in Belgien viel diskutierte Pachtbestimmung ist das „Privilège du propriétaire“. Dieses Privileg gibt dem Verpächter das ihm gesetzlich zugestandene Recht, sich an dem Immobiliarvermögen seines Pächters schadlos zu halten, falls dieser seine Pacht nicht bezahlt. Und zwar hat er das Recht, sowohl das Inventar als auch die Ernte von drei Jahren, des vergangenen, des laufenden und des

kommenden Jahres, zu verkaufen, um daraus in Besitz der schuldigen Pachtzahlung zu kommen. Dies Vorrecht des Verpächters steht unter allen Schuldforderungen an erster Stelle. Erst nach Befriedigung des Verpächters können die Ansprüche von Kreditgebern berücksichtigt werden.

Daß diese außerordentlich rigorosen Bestimmungen öfters in Kraft treten, scheint nicht der Fall zu sein. Sie schädigen aber den Bauern schon durch ihr Vorhandensein, indem sie seine Kreditfähigkeit herabsetzen. Jeder Maschinen- und Düngerhändler wird einem Pächter, besonders einem wirtschaftlich schwach stehenden Pächter gegenüber äußerst vorsichtig sein und ihm ungern Lieferungen machen, für die er nicht sofort bar Geld erhält. Auch die Beschaffung von Geld ist dem wirtschaftlich schwach stehenden und mit dem Privileg des Verpächters bedrohten Bauern sehr erschwert.

Die Ansichten über die Vorteile und Nachteile dieser Pachtbestimmung sind sehr geteilt. Der erste Zweck des Privilegs ist, dem Verpächter, der in der Regel keinerlei Bürgschaftszahlung empfängt, Sicherheit für seinen Pachtzins zu verschaffen. Für die Pächter entwickelt sich daraus in der Regel ein Verhältnis zu ihrem Verpächter, wie zwischen Kreditnehmer und Kreditgeber. Sie können ihre Pacht auch einmal schuldig bleiben oder später, als vorgeschrieben ist, abzahlen, ohne daß der Verpächter ungeduldig würde. Das ist für den Bauern ein gewisser Vorteil. Demgegenüber hat das Privileg für viele Pächter auch recht unangenehme Folgen, weniger in der Ausführung der Zwangsversteigerung, die selten vorkommt, als in der Schädigung ihrer Kreditfähigkeit. Es wird darum von vielen Seiten auf eine Abänderung des Privilegs angedrungen. Man will, daß der Anspruch des Verpächters auf die Ernte von einem, höchstens von zwei Jahren herabgesetzt wird.[1])

4. Lasten.

Die Einrichtung des belgischen Katasters, d. h. die Einteilung des Landes in Parzellen und deren Ertragseinschätzung, wurde zur Zeit des französischen Regiments in Belgien (1794—1814) begonnen, jedoch durch die politischen Ereignisse des Jahres 1814 unterbrochen. Die niederländische Regierung (1814—1830) ordnete noch im selben Jahre die Fortsetzung der unterbrochenen Arbeiten an, die edoch erst im Jahr 1844 zu völligem Abschlusse kamen.

Einige Jahre später bemerkte man, daß die verschiedenen Ländereien seit jener ersten Schätzung eine sehr verschiedenartige Wertsteigerung erfahren hatten, so daß die geforderten Abgaben nunmehr nicht mehr in einem billigen Verhältnisse zum Wert des besteuerten Objekts standen. Es wurde daher durch ein Gesetz vom 10. Oktober 1860 eine Revision des Katasters angeordnet und nach deren Beendigung die neue Grundsteuereinschätzung durch ein Gesetz vom 7. Juni 1867 zur Basis der Grundsteuer gemacht.

Die Ertragseinschätzung unterscheidet fünf Klassen für die Ackerböden und drei Klassen für die andern nutzbaren Böden. Die Einteilung in diese Klassen ist nach Gemeinden geschehen, so daß die Böden der verschiedenen Ertragsklassen nur innerhalb derselben Gemeinde, nicht aber mit den Bodenklassen andrer Gemeinden ver-

1) Lonay, Le privilège du propriétaire. Rapports préliminaires du 3e Congrès international d'Agriculture. Bruxelles 1895.

gleichsfähig sind. Diese Ertragsfähigkeit wird im allgemeinen für die Erhebung der Grundsteuer als feststehend angesehen; jedoch kann bei eingreifenden Veränderungen, wie größern Bodenmeliorationen und Neukonstruktion von Wirtschaftsgebäuden, eine entsprechende Änderung des Ertragswerts vorgenommen werden.

Die Höhe der Grundsteuer beträgt 7 % vom Grundsteuerreinertrag. Ihr Gesamtbetrag ist im wesentlichen unveränderlich und wird alljährlich am 1. Januar umgeschlagen.

Für das Jahr 1905 betrug sie insgesamt 27 351 388 Fr. Der jährliche Zuwachs der Steuer durch partielle Höherbelastung von Ländereien beträgt im Durchschnitt 250 000—300 000 Fr.

Gebäude, die der Landwirtschaft zum Wirtschaftsbetriebe dienen, wie Scheunen, Ställe, Keller, Heuschober u. dergl., werden nicht extra besteuert. Ihre Besteuerung ist in der Grundsteuer einbegriffen.

Die Personalsteuer, welche der belgische Landwirt an den Staat zu entrichten hat, wird nach fünf Gesichtspunkten festgesetzt, die als maßgebend für seine Steuerkraft angesehen werden; das ist 1. der Mietswert seiner Wohnung, 2. die Zahl der Türen und Fenster daran, 3. der Wert des Mobiliars, 4. die Zahl der persönlichen Dienstboten und 5. die Zahl der Luruspferde.

Da die ländlichen Dienstboten in der Regel auch Arbeiten in der Außenwirtschaft ihres Herrn verrichten, ist der Landwirt von der Besteuerung gemäß Punkt 4 befreit; ebenso wird er bei Punkt 5 nur herangezogen, wo es sich um ausschließliche Luruspferde handelt.

Eine eigentliche Vermögenssteuer gibt es in Belgien nicht.

Die Erbschaftssteuer beträgt bei Erbschaft in direkter Linie 1,40 % von dem Werte des in Belgien liegenden Immobiliarbesitzes, bzw. des Besitzes von Hypotheken auf inländische Immobilien; bei Erbschaften in nicht direkter Linie schwankt diese Steuer von 5,50—13,80 %, je nach dem Grade der Verwandtschaft.

Bei Verkauf von Ländereien beträgt die dem Staate zukommende Abgabe gewöhnlich 6,75 %.

Außer den genannten wichtigsten Staatssteuern hat der belgische Landwirt noch eine Anzahl von Provinzial- und Gemeinde-, Kirchen- und bisweilen Waterschappssteuern aufzubringen.

5. Verschuldung.

Über die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes in Belgien liegen keinerlei Angaben vor. Selbst die hypothekarische Belastung des Bodens ist nicht festgestellt. Nach Schätzungen von H. Denis soll die ländliche Schuld Belgiens im Jahr 1885 etwa 785 Millionen und 1897 etwa 870 Millionen Franken betragen haben.

Setzt man diese Summe zu dem schätzungsweise berechneten Werte des Grund und Bodens in Beziehung, wie H. Denis das für das Jahr 1885 getan hat, so ergibt sich, daß die Verschuldung etwa 8,3 % des Bodenwerts ausmacht. Diese Zahl ist nicht hoch; man darf aber nicht vergessen, daß einmal ihre Berechnung durchaus nicht auf feststehenden statistischen Erhebungen geschah und daher nur als annähernd richtig angesprochen werden kann, und daß anderseits ein großer Teil des belgischen Grundbesitzes in Pachtwirtschaft betrieben wird. Etwa 69 % des

belgischen Grundbesitzes wird von Pächtern bewirtschaftet und nur 31 % von Eigentümern. Der größte Teil des Pachtlandes ist nicht hypothekarisch belastet, oder, falls Hypotheken auf ihm liegen, so haben diese doch mit der Verschuldung der Landwirtschaft und mit den Lasten des Landwirts nichts zu tun.

Außerdem gilt aber von der belgischen wie von jeder bäuerlichen Landwirtschaft die Tatsache, daß der Hypothekenkredit sehr oft durch Wechselkredit ersetzt wird; namentlich unter den Kleinbauern ist es vielfach Sitte, den Grundbesitz durch Schulden zu belasten, die bei Freunden und Verwandten gemacht werden, und weniger Umstände und Kosten verursachten als die Aufnahme von Hypotheken.

Ebensowenig wie die Art und Höhe der ländlichen Verschuldung Belgiens geklärt ist, ebenso trübe sieht es im allgemeinen in den ländlichen Kreditverhältnissen aus.

a) Realkredit.

Der Realkredit ist in Belgien, ebenso wie in andern Ländern mit vorwiegendem Kleingrundbesitze, nicht in wenigen großen Kreditinstituten konzentriert, sondern viel mehr in vielen kleinen und größern Hypotheken in den Händen unzähliger Gläubiger verstreut. Bei Bekannten und Verwandten, Nachbarn und Freunden sucht der Bauer sein Kreditbedürfnis zu decken; und an Geldgebern ist kein Mangel; daß dabei die Solidität und Billigkeit des Kredits bisweilen zu kurz kommen, ist ohne Zweifel; eine Ordnung der ländlichen Kreditverhältnisse ist daher schon seit langer Zeit den belgischen Staatsmännern als eine für das platte Land sehr notwendige Aufgabe erschienen.

Die ersten Pläne zur Regelung des Bodenkredits in Belgien stammen aus den Jahren 1848 und 1850. Man wollte damals Kreditinstitute in Nachbildung der preußischen Landschaften einrichten; aber diese Pläne blieben unausgeführt.

Im Jahr 1884 erst kam ein Gesetz zustande, das die Kreditverhältnisse auf dem Land auf eine gesunde Grundlage stellen sollte.

Dies Gesetz vom 15. April 1884 sagt in seinem ersten Artikel: „Die allgemeine Landessparkasse ist ermächtigt, einen Teil ihrer disponiblen Gelder an Landwirte auszuleihen".

Diese „Caisse d'épargne et de retraite" ist eine durch den Staat garantierte Kasse, die unter Aufsicht des Staates von der belgischen Nationalbank verwaltet wird. Die Verleihung von Grundkredit sollte von dieser Kasse nicht direkt, sondern durch Vermittlung ländlicher Zweiginstitute erfolgen. Diese Zweiginstitute oder Comptoirs agricoles sollten in ländlichen Bezirken errichtet werden und eine engere Fühlung zwischen Geldgeber und Geldnehmer vermitteln.

Um den Kredit sicherzustellen, gibt der Artikel 4 des Gesetzes der Sparkasse das Recht, sich nötigenfalls auch an dem Immobiliarbesitz des Landwirts schadlos zu halten. Wenn freilich der Geldnehmer ein Pächter ist, so muß die Sparkasse mit ihren Ansprüchen auf das Immobiliarvermögen hinter dem „Privilège" des Verpächters zurückstehen.

Der Anspruch des Verpächters, heißt es im Artikel 8, „geht über den des Geldgebers, es sei denn, daß der erste sein Anrecht an letzten abgestanden hätte".

Will darum ein Pächter den Kredit der Sparkasse in Anspruch nehmen, so

muß er beweisen, daß er seinen Pachtzahlungen stets pünktlich nachkommt, und daß von seiten des Verpächters an seiner Zahlungsfähigkeit nichts auszusetzen ist. „Der Geldnehmer," sagt Artikel 10, „ist verpflichtet, auf Verlangen in jedem Jahre seine Pachtquittung vorzulegen. Der Geldgeber kann gegen Empfangsbescheinigung diese Pachtquittungen einbehalten."

Auf diese Weise sichert sich die Kasse gegen die Gefahren, die für sie aus dem rigorosen Privilège du propriétaire bei Kreditausgabe an einen Pächter erwachsen können.

Der Erfolg dieser Kreditinrichtungen ist nicht der gewesen, den man erwartet hatte. Im Jahr 1905 gab es nur sieben Comptoirs agricoles, die seit ihrem Bestehen 1968 Hypotheken im Gesamtbetrage von etwa 8,2 Millionen Franken ausgegeben hatten.

Der Geschäftsumfang dieser ländlichen Kreditzweigstellen zeigt sich in folgender Zusammenstellung:

Zweigstelle in	Kreditausgaben des Jahres 1905		Gesamtkreditausgaben bis Ende des Jahres 1905	
	Anzahl	Summe	Anzahl	Summe
Genappe	120	578 100 Fr.	789	4 071 741 Fr.
Gembloux	113	536 750 „	424	1 989 097 „
Namur	15	87 700 „	83	398 496 „
Lens		—	25	145 550 „
Florennes	8	40 200 „	67	226 539 „
La Hulpe	64	115 170 „	366	674 880 „
Louvain	50	163 300 „	214	684 638 „
	370	1 521 220 Fr.	1968	8 190 941 Fr.

Abgesehen von der Zweigstelle in Genappe, auf die fast die Hälfte aller Geldausgaben entfällt, haben die einzelnen Kontore recht wenig Geschäfte gemacht, und was sie an Kredit ausgaben, kam nicht, wie der Gesetzgeber erhofft hatte, dem ländlichen Kleingrundbesitze, sondern vorwiegend den großen Landwirten zugute. Als Beweis dafür dient, daß fast nur größere Beträge erhoben wurden.

Im Jahr 1905 wurden erhoben:

47 Anleihen von weniger als 1000 Fr.
300 „ „ 1000—10 000 Fr. und
23 „ „ 10 000—50 000 Fr.

Das Gesetz von 1884 hat zur Besserung der ländlichen Kreditverhältnisse Belgiens nicht viel beigetragen. Die damals geschaffenen Kreditinstitute haben nie großen Einfluß gewonnen und seit Aufkommen der Raiffeisen-Kassen noch an Bedeutung verloren. „Die Geschichte dieses Gesetzes beweist", wie Verganwen[1]) meint, „daß Gesetze so lange tote Buchstaben bleiben, als die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes ihnen nicht Leben geben. Sie zeigt deutlich, daß jene sich täuschen, die alles Heil von Staatsmaßnahmen erwarten. Möge dies unglückliche Beispiel als Lehre dienen und daran erinnern, daß die wahren Mittel zum Fort-

1) Verganwen, Les Prêts agricoles 1904.

schritt stets und überall in der Initiative des einzelnen liegen, sei es daß diese von Eigeninteresse oder von der Nächstenliebe getrieben würde."

b) Personalkredit.

Für Beschaffung von Personalkredit wendet sich der belgische Landwirt in erster Linie an seine Angehörigen und Freunde. Sie schießen ihm Geld vor, um ein Stück Vieh oder eine Maschine zu kaufen, oder um die laufenden Ausgaben zu decken zu einer Zeit, wo der Landwirt nicht viel zu verkaufen hat und darum leicht in Geldknappheit gerät.

Wo die Angehörigen und Freunde nicht ausreichen, wendet sich der Landwirt an den Notar mit der Bitte um Kredit. Die Notare sind überall im Land Geldverleiher. Sie benutzen die ihnen anvertrauten Depositen, um den Landwirten ihres Bezirks in Geldnöten beizustehen und lassen sich diese Unterstützung und ihr Risiko dabei in der Regel recht gehörig bezahlen. Trotzdem hat diese Art von Kreditverhältnis weite Verbreitung, denn sie ist leicht zu handhaben, und der Notar kennt in der Regel die Bauern seines Dorfes ganz genau, so daß Schwierigkeiten bei der Abzahlung fast nicht vorkommen.

Außer den Notaren spielen die Händler mit landwirtschaftlichen Hilfsstoffen, Vieh und Getreide eine große Rolle als Kreditgeber. „Ein flämischer Landwirt auf 10 ha Land," schreibt Laveleye im Jahr 1878, „kauft jedes Jahr für 2000 bis 3000 Fr. Handelsdünger, den er bei der Ackerbestellung erhält und nach der Ernte bezahlt; eine vorzügliche Form von landwirtschaftlichem Kredit."

Über die Vorzüglichkeit dieses Lieferantenkredits ist man bald andrer Meinung geworden. Durch Lieferung schlechter Ware und Forderung hoher Preise, kommt den Bauern dieser Kredit oft teuer zu stehen.

Ähnlich wie die Händler in Futter- und Düngestoffen sind auch die Viehhändler oftmals die Kreditgeber des Bauern. Sie liefern eine Kuh oder ein junges Rind auf Kredit und sichern sich gleichzeitig den spätern Ankauf desselben Tieres. Der Bauer wird in beiden Fällen geschnitten. Bei den hier und da in der Campine noch vorkommenden Fällen, in denen ein Arbeiter oder ein kleiner Besitzer eine sogenannte Mietkuh erwirbt, verdient der Eigentümer der Kuh, der sie einkauft und verkauft und die Hälfte des Verkaufspreises der Kälber bezieht, bisweilen 40 bis 100 % von seinem Kapital.

Auch die Kornhändler, die Butterabnehmer und allerhand andre Geschäftsleute, die mit den Landwirten, sei es durch Einkauf oder durch Verkauf in Beziehung treten, sind vielfach die Kreditgeber des Bauern, indem sie ihm Vorschüsse auf seine Produkte geben oder ihm ihre Waren auf spätere Bezahlung überlassen. All dieser Kredit, der namentlich in den Kleinbauerngebieten stark verbreitet ist, ist für den Bauern in der Regel sehr teuer. Aber die wirtschaftliche Zwangslage, in der sich viele von ihnen befinden, und die Bequemlichkeit solchen Kredits läßt sie an dem alten, bösen Systeme festhalten.

Besserung ist in diese Verhältnisse erst durch die Aufrichtung der Raiffeisenkassen gekommen, deren bis zum Jahr 1905 insgesamt 428 in Belgien errichtet wurden. Die von diesen Kassen im Jahr 1905 aufgesammelten Spareinlagen betrugen 6,6 Millionen Franken, die ausgegebenen Vorschüsse 2,8 Millionen Franken.

Der größte Teil der belgischen Raiffeisenkassen ist zu Zentralverbänden zusammengeschlossen, deren es sechs im Land gibt. Der größte von ihnen ist die Zentralstelle des belgischen Bauervereins in Löwen mit 215 angeschlossenen Dorfkassen.

Der Staat unterstützt die Raiffeisenkassen durch einen einmaligen Zuschuß von 100 Fr., bei der Gründung der Kasse und durch Lieferung von Sparkassenbüchern.

Die Landessparkasse ihrerseits hilft den Raiffeisenkassen seit dem Gesetze vom 21. Juni 1894 auf zweierlei Art: einmal können die Kassen ihre Spargelder auf der Landessparkasse deponieren und erhalten dafür, selbst wenn ihre Einlagen 2000 Fr. übersteigen, 3 % Zins. Bedingung ist, daß die Raiffeisenkasse bei einer Zentrale angeschlossen ist und keine Einzeldepositen von über 2000 Fr. annimmt. Anderseits kann jede Raiffeisenkasse von der Landessparkasse gegen 3 % Zins für das Mitglied 200 Fr. Vorschuß erhalten.

Bis zum Ende des Jahres 1905 hatte die Landessparkasse 594832 Fr. an solchen Vorschüssen ausgezahlt und dafür 4464353 Fr. Spargelder von den Raiffeisenkassen als Depositen erhalten. Ein Beweis, daß die Raiffeisenkassen wie überall, so auch in Belgien, mehr als Sparkassen denn als Darlehnskassen von den Landwirten benutzt werden.

Dasselbe Bild zeigt der Gesamtgeschäftsumfang aller 428 Kassen; ihre Einnahmen an Spargeldern betrugen im Jahr 1905 etwa 5 Millionen Franken, die von ihnen gezahlten Vorschüsse beliefen sich auf etwa $^1/_2$ Million Franken.

Die Raiffeisenkassen haben zwar nicht alle Übelstände des ländlichen Kreditwesens in Belgien beseitigen können, aber sie haben doch zweifellos viel Gutes getan; vor allem ist es ihnen gelungen, den Hebel dort anzusetzen, wo am schwersten und am schwierigsten in Geldfragen zu helfen ist, beim Kleingrundbesitz. Mehr als die Hälfte ihrer Vorschüsse stellt Summen von weniger als 250 Fr. vor; das beweist, daß die Hauptkundschaft der Raiffeisenkassen unter den kleinen Leuten zu suchen ist, denen ein ordentlich geregeltes und solides Kreditinstitut in der Regel am meisten not tut.

Daß die Raiffeisenkassen bei richtiger Ausbildung in Belgien noch einen ganz ungeheuer großen Geschäftsbetrieb bekommen könnten, unterliegt gar keinem Zweifel, und ebensowenig, daß den Landwirten dadurch dort geholfen werden würde, wo der Schuh oft am meisten drückt. Aber mit den positiven Resultaten geht es im belgischen Genossenschaftswesen nicht gar zu rasch, und es werden wohl noch viel Jahre hingehen und derweil noch viele gewinnsüchtigen Kreditgeber auf dem Lande reich werden, ehe alle belgischen Bauern den Weg zur Raiffeisenkasse finden.

Schluß.

Belgiens Landwirtschaft ist seit Hunderten von Jahren bekannt wegen der Vorzüglichkeit ihrer Kulturen und der Größe ihrer Produktion. Zu allen Zeiten sind Landwirte aller Herren Länder ausgezogen, um die belgische Landwirtschaft zu studieren. Viele sind voll befriedigt und mit Bereicherung ihres Wissens heimgekehrt, viele haben auch in dem vorwiegend von Kleinbauern besiedelten Lande den rechten Weg für ihre Studien nicht finden können, und gar manche mögen auch enttäuscht umgekehrt sein, weil sie nicht fanden, was sie suchten, oder weil sie vielleicht gerade das von der belgischen Landwirtschaft zu sehen bekamen, was nicht glänzt; und dessen gibt es natürlich in Belgien auch genug.

Von dem Ruhme der flämischen Kleinkultur hat schon vor hundert Jahren unser großer Agrarschriftsteller Schwerz mit lauter, weittönender Stimme geredet und gezeigt, wie weit voran die Belgier den deutschen Landwirten in der Ausübung des ländlichen Gewerbes waren. Seit jener Zeit ist in Belgien manches anders geworden. Was der alte Herr wohl sagen würde, wenn er heute nach Flandern käme, das er in seinen jungen Jahren mit soviel Liebe und Fleiß durchwandert und durchforscht hat! Er würde manches Neue finden; so vor allem die seit jener Zeit mächtig entwickelte Vieh- und Pferdezucht. Er würde die intensivere Düngung und Fütterung mit allerhand modernen Handelsstoffen neu antreffen, neue Maschinen sehen; er würde Vereine und Genossenschaften bei den Bauern finden, die es zu jener Zeit noch nicht gab, und Molkereien kennen lernen, die als neue landwirtschaftliche Industrien hinzugekommen sind. Er würde anderseits sehen, wie sehr der Handelsgewächsbau seit jener Zeit zurückgegangen ist und mit ihm die große Zahl der alten ländlichen Industrien. Flachs- und Leinenindustrie sind stark vermindert, zum Teil ganz verschwunden; die ungeheure Zunahme kleiner Betriebe und stark fortgeschrittene Aufteilung der großen Höfe treten heute sehr hervor, sowie die Veränderungen unter der ländlichen Arbeiterbevölkerung, die höhere Löhne fordert, und, wo sie solche nicht findet, dem Lande den Rücken kehrt.

Das und vieles andre hat sich in Flandern geändert seit jener Zeit; und doch würde Schwerz gar vieles heute noch genau so antreffen, wie es damals war.

Die Technik der Ackerbearbeitung ist heute noch fast ganz dieselbe wie vor 100 Jahren. Die Bauern pflügen und eggen, graben und hacken, düngen und säen und ernten, alles genau so wie damals. Die groben hölzernen Pflüge sind durch eiserne Zochen ersetzt, und als Zusatzdünger gibt man heute nicht nur, wie schon damals, Ölkuchen, Kalk und Asche, sondern auch Guano und andre Düngesalze der modernen Technik. Aber im übrigen ist alles ziemlich beim alten geblieben. Die Menschen haben sich wenig verändert. Sie sind in den hundert Jahren durch ihre intensive Landwirtschaft keine reichen Leute geworden, auch keine modern gebildeten, intelligenten Landwirte. Ihr Lebensstandard hat sich

wenig oder gar nicht gehoben; ihre Häuser sind vielfach wohl besser geworden, aber ihr Essen und Trinken, ihre Kleidung sowie alle ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse sind ziemlich unverändert geblieben. Sie haben in den Kreis der urväterlichen Arbeiten einige neue aufgenommen, so das Milchzentrifugieren, das Handelsdüngerstreuen u. a., verrichten das aber in der Regel gerade so mechanisch, wie sie ihre andern Arbeiten verrichten. Hier und da ist wohl ein einzelner Bauer, der sich gern von der Routine losmachen und gern wissen möchte, warum und wozu er seine Arbeiten verrichtet, aber die große Masse der Landwirte jenes Kleinbauernlandes ist heute noch gerade so träge und uninteressiert an allen Fragen, die geistige Tätigkeit verlangen, noch gerade so töricht und ungebildet, wie damals. Die materiellen Interessen füllen ihr ganzes Leben aus, die harte Arbeit ums tägliche Brot läßt ihnen keine Zeit, etwas für ihre intellektuelle und seelische Ausbildung zu tun. Das erste haben sie als Bauern, wie man sagt, nicht nötig, und das zweite tut der Pastor für sie; alles, was sie in der Welt zu verrichten haben, ist die mechanische Arbeit, auf ihren Äckern und in ihren Ställen; so war es vor hundert Jahren, und so ist es noch heute in Flandern.

Sind die Veränderungen in dem flämischen Kleinbauernlande in mancher Beziehung keine sehr großen, um so größer sind sie im übrigen Belgien von der Campine durch Mittelbelgien bis in die Ardennenberge hin. Dort überall hat das vergangene Jahrhundert gewaltige wirtschaftliche Umgestaltungen herbeigeführt, und mit den veränderten Wirtschaftsverhältnissen sind vielfach neue Menschen entstanden. Den dicken und unwissenden Großpächter, den Schwerz in Mittelbelgien auf seinen ausgestreckten Ländereien herumreiten sah, um sich seinen Knechten als Herr zu zeigen, den trifft man heute in Belgien nicht mehr an; er hat dem intelligenten, modern wirtschaftenden Großlandwirte das Feld räumen müssen.

Die große Umgestaltung der ländlichen Verhältnisse ist in Belgien ebenso wie in den Nachbarländern zum großen Teile nach der Krisis erfolgt, welche die europäische Landwirtschaft im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts heimsuchte. Namentlich der Getreide produzierende südliche Teil des Landes wurde schwer durch jene Krisis getroffen; der alte, wenig intensiv getriebene Getreidebau brachte bei den stark gesunkenen Getreidepreisen nicht mehr genug auf, um die Produktionskosten zu decken. Zu einem Schutzzollsystem, wie es die großen Nachbarländer einführten, konnte sich Belgien nicht entschließen, und so sank der Wert der Agrarproduktion und mit ihm der Wert des Bodens rapid herab. Die Bodenpreise fielen, und die Pachten wurden von Jahr zu Jahr niedriger.

Die kleinen Betriebe in Flandern litten unter der Krisis verhältnismäßig noch am wenigsten. Ihre Getreideproduktion war nicht groß, und was sie an Getreide ernteten, verfütterten sie zum größten Teil an ihr Vieh. Sie wurden durch das Sinken der Getreidepreise wenig getroffen. Und den veränderten Wirtschaftsverhältnissen wußten sich diese kleinen Wirtschaften schnell anzupassen, so wie sie schon früher ihren Betrieb des öftern der neuen Wirtschaftslage hatten anpassen müssen. All ihre Handelsgewächse hatten sie mit der Zeit aufgeben müssen, die große Leinenindustrie und der Flachsbau waren zugrunde gegangen und hatten eine Neuorganisation ihrer Wirtschaften zur Folge gehabt. Die große Krisis, die beim Untergang der Leinenindustrie in der Mitte des Jahrhunderts ausbrach, traf jenes Kleinbauernland viel schwerer als die Agrarkrisis am Ende des Jahrhunderts.

Erste raubte Tausenden von Menschen die Arbeit, letzte machte nur eine Umgestaltung ihrer Wirtschaften erforderlich. Und diese Umgestaltung war für sie nicht gar zu schwierig zu erreichen. Die Bedürfnisse des belgischen Volkes nach Fleisch und tierischen Produkten wuchsen von Tag zu Tag; für diese Erzeugnisse fand die Kleinbauernschaft einen großen, stets wachsenden Markt im eignen Lande, der zu rechter Zeit durch Einfuhrbeschränkungen und Schutzzölle von der belgischen Regierung sichergestellt wurde.

Diesem Markt ihre Produktion anzupassen, war alles, was die belgische Kleinbauernschaft zu tun hatte, um sich aus der Krisis zu retten und ihrem Gewerbe wieder einen festen Boden zu geben. Die Lage des Getreidemarkts machte ihnen nicht soviel Gedanken; sie hatten andre Sorgen, wie sie die Pacht bezahlen und ihre vielen Kinder aufziehen sollten.

Schlimmer erging es den größern Wirtschaften des mittlern und südlichen Belgiens. Sie waren vorwiegend auf Getreidebau basiert und zum großen Teile bisher nach alter Routine und wenig rationell betrieben worden. Für sie war die Krisis ein böser Schlag. Sie fanden durch das Sinken der Getreidepreise ihre Produkte entwertet, konnten eine völlige Veränderung ihrer Produktion nicht vornehmen und sahen ihre Wirtschaften dadurch gänzlich unrationell gemacht. Es war ein Glück für das Land, daß ein großer Teil der dortigen Landwirte Pächter und nicht Eigentümer des Bodens war. So verloren sie bei der Entwertung des Bodens wenigstens nicht ihr ganzes Kapital und behielten bei dem Sinken der Pachten, das mit Naturnotwendigkeit gleichzeitig mit der Krisis auftrat, doch genug Geld in Händen, um ihre Wirtschaften weiterführen zu können.

Natürlich hat es trotzdem auch in Belgien damals nicht an Landwirten gefehlt, die ihrer Wirtschaft fahr wohl sagen und mit dem wenigen, was ihnen geblieben war oder mit dem Bettelstab in der Hand einen neuen Beruf suchen mußten.

Es gab in jener Zeit in Belgien viele Stimmen, die eindringlich von der Regierung einen Schutz des einheimischen Getreidebaues forderten, wie ihn die großen Nachbarländer ihren Landwirten verschafft hatten. Und als die Krisis am höchsten stieg, entschloß sich die belgische Regierung zu einem Zugeständnis an die Landwirtschaft und errichtete im Jahr 1887 Zölle auf Vieh und Fleisch und im Jahr 1893 einen Haferzoll von 3 Fr. für 100 kg, dabei blieb es aber.

Ende der 90er Jahre ging es mit der belgischen Landwirtschaft wieder vorwärts, und der Fortschritt hat angehalten, so daß die damalige Krisis heute als völlig überwunden gelten kann. Zu danken ist dieser Fortschritt aber nur zum kleinen Teile den Maßnahmen, welche die belgische Regierung für ihre Landwirte getroffen hat. Was die belgische Landwirtschaft hochbrachte, so daß sie heute wieder als Muster für andre Länder dienen kann, das verdankte sie vorwiegend der Initiative ihrer Landwirte, die sich in den letzten 20 Jahren die Errungenschaften der modernen Landwirtschaft in weitgehendem Maße zu eigen machten und durch Anpassung an die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse ihre Betriebe so organisierten, daß sie heute, sowohl im Hinblick auf ihre Kultur und Produktion, als auch auf ihre Rentabilität, wieder als Musterwirtschaften gelten können.

1. Die Modernisierung und Intensivierung der Landwirtschaft.

Die Entwicklung, welche die landwirtschaftliche Technik in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, ist ein wirtschaftliches Ereignis, wie es wohl selten in der Welt beobachtet sein dürfte, und wie es sich das urväterliche, ländliche Gewerbe wohl selber nie hat träumen lassen.

Aus einem auf alten Überlieferungen und Gebräuchen beruhenden Handwerk ist eine moderne Industrie geworden, die den Grund und Boden als einen Produktionsfaktor betrachtet, dem man durch Anwendung moderner Betriebsmittel und großer Kapitalien beliebig hohe Erträge abzwingen kann.

Für die Gebiete der altflämischen hohen Agrarkultur war der Übergang zur modernen Landwirtschaft nur ein Schritt in der Entwicklung weiter, wenn auch ein gewaltig großer Schritt. Für die andern Teile Belgiens aber, die bis dahin wenig oder gar keine intensive Kultur kannten, begann mit der modernen Landwirtschaft eine ganz neue wirtschaftliche Zeitrechnung. Neuland wurde in Kultur genommen, Acker und Wiesen blühten auf, das Vieh wurde schwerer und selbst die Menschen gaben den alten Schlendrian auf und wurden betriebsame, scharfblickende Wirtschafter, die es mit jedem andern Gewerbetreibenden und Handelsmann heute aufnehmen können. Mit Belustigung erzählen sie heute von der guten alten Zeit, die noch keine 20 Jahre zurückliegt und doch mit den heutigen Verhältnissen so gar nicht zu vergleichen ist. Und die kommende Generation wird sich kaum noch vorstellen können, daß auf des Vaters Hofe damals Haferbau bis zur Erschöpfung des Ackers getrieben und danach Brache gehalten wurde, und daß auf den heute kraftstrotzenden Weiden damals ein paar kümmerliche Bergkühe grasten.

In alter Zeit baute man die Getreide- und Hackfrüchte im hergebrachten Wechselbau, dazwischen ab und zu eine Hülsenfrucht, und gab dem Acker so viel Dünger, wie das Vieh aufbrachte. Die Stärke der Viehhaltung richtete sich vornehmlich nach der Ausdehnung der Wiesen und Weiden, die zum Hof gehörten. Das ist alles verändert. Die Wiesenfläche bestimmt heute nicht mehr die Größe des Viehstapels. Wer nicht genug Wiesen hat, legt neue an oder baut Futterpflanzen. Es gibt Gegenden in Belgien, die früher lediglich Getreidebau trieben und in denen heute ein Drittel des Areals mit Futterpflanzen angesät wird, um viel Vieh halten zu können. Das findet man besonders im Condroz, der, einst ein mageres und vernachlässigtes Land, heute mit die besten Pferde und die schwersten Rinder hervorbringt, die Belgien besitzt. Außerdem werden in ungeheuren Mengen künstliche Futtermittel zugekauft und dadurch die vermehrte Viehhaltung ermöglicht. Bessere und reichlichere Fütterung bilden den Grund zur Produktion besserer und reichlicher lohnender Tiere. Die Pferde werden schöner und stärker, die Rinder schwerer, die Kühe milchergiebiger, die Schweine schneller verkaufsfähig und schließlich schafft die starke Tierzucht viel guten Dünger, der den Äckern zugeführt wird und dort reiche Ernten hervorbringt.

Die Stalldüngergewinnung ist um vieles vermehrt, und dadurch sind die Äcker und Wiesen in einen reichern Zustand gebracht und die Ackerproduktion um ein erhebliches Teil gehoben.

Und wo der Stalldünger nicht zureicht, da treten Handelsdünger ein, um ihn zu ersetzen oder um die Felddüngung zu vervollständigen; eine Sparsamkeit mit

Düngestoffen ist dem belgischen Landwirte fremd. Seine Äcker stehen stets in voller Kraft und tragen reiche Ernten.

Auf diesen neuen Wirtschaftserrungenschaften aufbauend, haben die Belgier in allen Teilen des Landes ihre Wirtschaften so modernisiert und den Konjunkturen angepaßt, daß sie die denkbar beste Ausnutzung der Produktionsmittel und eine möglichst hohe Rentabilität ermöglichen.

Die Anzahl der Kulturgewächse ist auf die allerlohnendsten Früchte eingeschränkt worden. Eine ganze Anzahl ist vom Acker verschwunden, so der Raps, der Mohn, der Hanf und der Krapp. Andre sind im Verschwinden begriffen, so der Buchweizen, die Bohnen und Erbsen. Die geringen Reste, die sich von diesen Kulturen heute noch in Belgien finden, spielen für die Gesamtproduktion der dortigen Landwirtschaft gar keine Rolle mehr. Andre Spezialkulturen sind heute auf kleinere Bezirke beschränkt, in denen allein ihr Anbau, den örtlichen Verhältnissen zu Dank, noch lohnend ist; so der Tabak, der Hopfen, der Flachs, die Zichorie. Das Bild, das die Ackerbaudistrikte Belgiens bieten, ist gleichförmiger geworden: ausgestreckte Rüben-, Weizen- und Haferfelder auf den schweren Böden und Kartoffel- und Roggenfelder auf den Sandböden. Daneben ist freilich der Anbau von vielerlei Futterpflanzen neu dazugekommen. Die Luzerne, die Esparsette, der Weiß- und Rotklee, der Inkarnatklee, die Linse sowie allerhand Kleegrassaatmischungen haben heut einen viel größern Anteil am belgischen Ackerland als früher.

Was man auch in den Acker sät, von jeder Frucht erwartet man, daß sie einen sehr hohen Ertrag liefern soll, sei es, daß man sie zu Markt bringt, um aus ihrem Verkauf ein gutes Geschäft zu machen, sei es, daß man sie verfüttert, um tierische Produkte zu verkaufen. Aus den extensiven Wirtschaften Mittelbelgiens und des Condroz sind heute reichlohnende Ackerwirtschaften geworden, in denen die schweren Ernten, die der Acker trägt, das höchste Maß von Intensität lohnen. Die Ardennen, die einst nur magere Haferfeldchen und dürftige Bergwiesen trugen, sind heut imstande, von ihren wohlbestellten Äckern einen großen Handel in Kartoffeln und Hafer nach andern Teilen Belgiens und nach dem Auslande zu treiben, und Flandern, das einst den größten Teil seiner Bevölkerung durch seinen Ackerbau ernährte, ist heut ein Land, in dem die Produktion von Tieren und tierischen Erzeugnissen bei weitem die erste Rolle spielt. Selbst dies konservative Land mit seinen routinemäßig wirtschaftenden Bauern hat seine Landwirtschaft so weit modernisiert, daß heute nicht mehr zutrifft, was Schwerz vor hundert Jahren über die Ökonomie der dortigen Betriebe sagte: Das Vieh ist heute nicht mehr des Ackers wegen da, sondern der Acker des Viehes wegen.

Und das gilt nicht nur von Flandern, sondern im großen ganzen von der gesamten belgischen Landwirtschaft. Die belgischen Landwirte haben sehr wohl begriffen, daß es niemals ihre Sache sein kann, mit Ackerprodukten große Geschäfte zu machen. Ihren Bedarf an Brotgetreide deckt die dichte Bevölkerung Belgiens vorwiegend durch Einkauf ausländischer Getreide, die billiger produziert werden. Wenn der belgische Landwirt Weizen und Roggen verkauft, so muß er gegen die niedrigen Preise des Auslandes konkurrieren, und das kann für ihn niemals ein gutes Geschäft sein. Die großen Getreidewirtschaften Mittelbelgiens haben es nur durch höchste Intensität des Ackerbaues und Hervorbringung sehr großer Ernten möglich gemacht, daß sie beim Getreideverkauf nicht Geld zusetzen. Und doch tun

sie es noch oft. Die Ackerprodukte, mit denen der belgische Landwirt an den Markt kommt, sind vornehmlich Produkte, mit denen er dank besserer Produktionsbedingungen oder durch Herstellung feinerer Qualitäten auf dem Weltmarkte konkurrieren kann; so der Zucker, der Flachs von Courtrai und die Frühkartoffeln aus Mecheln.

Nur der Hafer ist dank des Haferzolls für die belgischen Ackerwirte eine im Handel lohnende Frucht. Aber auch sein Verkauf bringt keine goldenen Berge. Das beweisen jene Landwirte, die trotz hoher Ernten und trotz Haferzoll den Hafer doch lieber ihren Pferden geben als ihn verkaufen, und deren gibt es unter den intelligenten Großlandwirten Mittelbelgiens eine große Zahl.

Das starke Hervortreten der Tierzucht ist das charakteristischste Zeichen der modernen belgischen Landwirtschaft. Für Tiere und tierische Produkte fand sich im Land ein sehr aufnahmefähiger Markt, der zu rechter Zeit durch Regelung des Importhandels für den belgischen Produzenten zu einer lohnenden Absatzstelle gemacht wurde. Und dazu kam, daß auch das Ausland mit seiner Nachfrage nach belgischen Pferden immer stärker hervortrat und dadurch die Pferdezucht zum vornehmsten Zweig der landwirtschaftlichen Produktion Belgiens emporhob.

Der Pferdehandel nach Deutschland kam den belgischen Landwirten wie ein Geschenk vom Himmel. Es traf sich gut für sie, daß ihr Land an die großen deutschen Industriegebiete grenzte, daß dort die Industrie gewaltig aufblühte und ihren Bedarf an Arbeitspferden nicht im Inland decken konnte. Das bot dem Belgier eine vorzügliche Gelegenheit, mit seinen Pferden hervorzutreten und seine Pferdezucht auf dies rasch wachsende Absatzgebiet einzurichten. Die Pferdebestände vergrößerten sich, die Pferde wurden von Jahr zu Jahr besser, und der deutsche Käufer bezahlte für gute Ware hohe Preise.

Ebenso wie die Pferdezucht sich auf den Exporthandel einrichtete, so strebten Viehzucht und Schweinezucht, die Bedürfnisse des heimischen Marktes zu decken und der Nachfrage nach Fleisch und Speck, nach Milch und Butter gerecht zu werden. Die große Bevölkerung Belgiens hatte starken Bedarf nach tierischen Erzeugnissen, und das machten sich die Landwirte zunutz, indem sie ihre Viehbestände vermehrten und verbesserten. Alle Zweige der Tierzucht blühten auf, die Haltung von Pferden, Rindern, Schweinen, Ziegen, Kaninchen, Geflügel und Bienen wurde lohnend und dehnte sich stark aus. Nur die Schafzucht, die in die hoch intensive Landwirtschaft nicht mehr recht hineinpaßte, verlor mehr und mehr an Bedeutung und spielt heute nur noch eine sehr untergeordnete Rolle in der belgischen Landwirtschaft.

Außerordentlich bezeichnend für die Modernisierung der Landwirtschaft Belgiens ist auch die Entwicklung, welche die landwirtschaftlichen Industrien genommen haben. In einem Lande mit so hoch entwickeltem Gewerbsleben, wie es Belgien ist, konnten sich all jene mit veralteten und primitiven Arbeitsmethoden produzierenden Industrien des platten Landes auf die Dauer nicht halten. Sie wurden eine nach der andern durch rationeller arbeitende Spezialgewerbe ersetzt. Das ging so mit der Textilindustrie, dann mit Brennerei und Brauerei, mit der Strohflechterei im Geertale, mit der Gewehrfabrikation bei Lüttich und der Nagelschmiedearbeit in den Ardennen; und immer eine folgt der andern nach, bis schließlich all

diese ländlichen Industrien verschwunden sein werden. Die Bearbeitung der Zichorie und des Hopfens bilden sich heute mehr und mehr zu Spezialindustrien aus, ebenso die alte ländliche Flachsbearbeitung. Auch das Molkereiwesen ist zum Teil schon von den Bauernhöfen nach Fabriken übertragen, eine Entwicklung, die, dem Zuge der Zeit folgend, den Landwirt mehr und mehr von aller Nebenarbeit entlasten soll, damit er all seine Kraft und Intelligenz, all sein Kapital und seine Arbeit seinem eigentlichen Gewerbe, dem Ackerbau und der Tierzucht, zuwenden kann. Diese beiden bieten ihm in der modernen Landwirtschaft ein Arbeitsfeld, das groß genug ist, um sein Leben mit Arbeit auszufüllen, mit einer Arbeit, welche die ungeteilte Kraft eines tüchtigen Mannes erfordert.

Mit all dem, was die moderne Landwirtschaft manchen andern Ländern sonst noch gebracht hat, wie ein reges Vereins- und Genossenschaftswesen, zweckmäßige Organisationen des Handels mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Hebung des intellektuellen Standards der Landbevölkerung und dergleichen, können die Belgier nicht prahlen. Das landwirtschaftliche Unterrichtswesen dort zu Land hat, wie von den Belgiern, die das Land kennen, selbst zugegeben wird, wenig Einfluß erlangt, und das größtenteils von der belgischen Geistlichkeit ins Leben gerufene Genossenschaftswesen ist, wenn auch nicht ganz ohne Erfolg, so doch nicht von dem Erfolge gewesen, den ein ländliches Genossenschaftswesen auf die moralische, intellektuelle und wirtschaftliche Hebung einer Bauernbevölkerung haben kann.

Die Belgier sind gute Praktiker, geschickte Geschäftsleute, deren Sinn in erster Linie aufs Geschäft, auf Geldgewinn und materiellen Genuß steht. Was nicht direkt diesen Endzielen dient, dabei halten sie sich nicht lange auf.

2. Das Ansteigen der Agrarproduktion.

Der Erfolg der Modernisierung und Intensivierung der Landwirtschaft ist ein ganz fabelhaftes Ansteigen der landwirtschaftlichen Produktion auf allen Gebieten gewesen. Die vermehrte Stalldüngerproduktion sowie die alljährlich in ansteigenden Mengen verwandten Handelsdünger ermöglichten die Kultivierung ausgedehnter Ödländereien und die Melioration von wertlosen Sumpf- und Heideflächen. Viel früher brach liegendes Land ist heute aufgeforstet oder zu Acker und Wiese umgeschaffen, viel mageres Ackerland und viele dereinst dürftigen Wiesen stehen heut in voller Kraft.

Die Ackerwirtschaft produziert heut erheblich mehr als vor 20 Jahren. Man baut ertragfähigere Arten, benutzt besseres Saatgut, bearbeitet und düngt alle Ländereien so stark wie nur möglich und hat dadurch erreicht, daß sowohl die Erträge von der Einheitsfläche von Jahr zu Jahr gestiegen sind, als auch die Gesamtproduktion des Landes sich vervielfältigt hat.

Selbst bei den Getreidefrüchten, deren Anbaufläche stark zurückgegangen ist, seit der Getreidebau unrationell und die Viehzucht für viele Teile des Landes der Hauptbetriebszweig wurde, ist dennoch ein Rückgang der Produktion nicht zu bemerken. Man baut heute weniger Getreide als früher, und der Wert der Getreideernte ist infolge des starken Preisfalls um vieles gesunken; die Menge des produzierten Getreides ist trotzdem aber nicht kleiner, sondern größer geworden.

Der Hülsenfruchtbau hat an Bedeutung verloren, dagegen hat die Bedeutung des Handelsgewächsbaues trotz ständiger Einschränkung, ja völliger Aufgabe einzelner Kulturen, sowohl an Produktionsmenge, wie an Wert gewonnen.

Der Hackfruchtbau sowie die Kultur aller Futterpflanzen haben um ein Vielfaches zugenommen; ihre Anbaufläche ist größer, ihre Erträge höher und ihr Wert vervielfacht worden. Auf Wiesen, die früher nur einen dürftigen Schnitt Heu gaben, gewinnt man heut eine starke Heuernte und eine reiche Nachweide. Vor allem aber jene Böden, denen der Fleiß des Landmanns zwei Ernten nacheinander abgewinnt, nehmen alljährlich an Ausdehnung zu. Mehr als der zehnte Teil der Anbaufläche Belgiens trägt heute Stoppelfrüchte, und es gibt Provinzen, in denen diese Herbstfrüchte 30 % und mehr des Areals einnehmen.

Der Wirtschaften sind gar nicht wenig in Belgien, von denen man sagen kann, eine weitere Ertragssteigerung auf dem Ackerland ist nach dem heutigen Stande der landwirtschaftlichen Technik undenkbar. Es gibt keine ergiebigern Sorten, keine bessere Bodenbearbeitung. Weder durch weitere Intensitätssteigerung, d. h. durch intensivere Düngung, noch durch ein andres System der Fruchtfolge könnte man dem Acker größere Ernten abzwingen. Das gilt namentlich von vielen Wirtschaften in der altberühmten flämischen Kleinkultur und von einer großen Zahl der intensiven Ackerwirtschaften auf den reichen Böden Mittelbelgiens.

Sichtbarer noch als in der Ackerwirtschaft tritt die Steigerung der Leistungsfähigkeit in der Tierzucht hervor. Die Zahl der landwirtschaftlich genützten Pferde ist in den letzten zehn Jahren um ein Fünftel vermehrt worden. Sie stieg vom Jahr 1895—1900 von 216 000 auf 245 000 Stück. Die Ausfuhr hat ständig zugenommen, und mit der bessern Qualität der zum Verkauf kommenden Pferde steigt unausgesetzt auch deren Preis.

Der Rindviehstapel wuchs vom Jahr 1895—1900 von 1,4 auf 1,8 Millionen Stück; das ist eine Vermehrung um fast ein Drittel des Bestandes. Mit der Zahl des Rindviehs hat sich auch dessen Qualität beträchtlich gehoben. Den deutlichsten Beweis für die erheblich angestiegene Produktionsfähigkeit der belgischen Viehzucht liefert die Tatsache, daß Belgien heute weit besser imstande ist, der Nachfrage des einheimischen Marktes nach Schlachtvieh gerecht zu werden, als vor 15 Jahren. Im Jahr 1890 wurden 100 000 Stück Rindvieh importiert, im Jahr 1905 nur noch 54 916 Stück. Der Viehimport ist also trotz der starken Volksvermehrung und wachsenden Nachfrage nach Nahrungsmitteln auf fast die Hälfte zurückgedrängt worden; und das dank den Anstrengungen der einheimischen Viehzucht.

Noch stärker war die Zunahme der Schweinezucht. Nach den Angaben der Statistik wuchs der Schweinebestand Belgiens vom Jahr 1880—1905 von 646 000 auf 1 046 000, also um mehr als ein Drittel. Dadurch ist es den Belgiern gelungen, sich in diesem Artikel vom Ausland unabhängig zu machen. In den 80er Jahren kam es noch vor, daß bis zu 150 000 Schweine im Jahr vom Ausland importiert wurden, das hat ganz aufgehört. Der Import- wie Exporthandel ist heute so gut wie Null. Gleichzeitig ist allerdings auch der Handel in geschlachteten Schweinen, teils infolge größerer Nachfrage auf den inländischen Märkten, teils infolge der Einfuhrbeschränkungen in den Nachbarländern, sehr zurückgegangen.

Mit der Viehzucht hat sich gleichzeitig auch das Molkereiwesen sehr ausgedehnt und seine Produktion vervielfältigt. Von allem, was der Landwirt an kleinern,

täglich absetzbaren Artikeln zu Markt bringt, wie Milch und Butter, Käse und Eier, Gemüse und Früchte, produziert die belgische Landwirtschaft heut unvergleichlich viel mehr, als vor 20 oder 30 Jahren, als von der Modernisierung und heut erreichten hochgradigen Intensivierung der Landwirtschaftsbetriebe noch keine Rede war.

Was die belgische Landwirtschaft durch Vermehrung ihrer Produktionsfähigkeit in den letzten Jahrzehnten erreicht hat, muß jedermann Respekt abverlangen, und in dieser Hinsicht kann sie der Landwirtschaft aller andern Länder als höchstes Vorbild hingestellt werden. Es ist nun einmal im Zusammenarbeiten der verschiedenen Gewerbe eines Landes die Pflicht und Aufgabe der Landwirtschaft, dem Volke die nötigen Nahrungsmittel zu verschaffen, und je besser eine Landwirtschaft diese Aufgabe erfüllt, um so näher wird sie dem Ideal einer vollkommenen Landwirtschaft kommen.

Ehe man ihr aber dies höchste Prädikat zuerkennt, muß man nachforschen, ob sie auch noch andre Pflichten außer der Agrarproduktion zu erfüllen hat, und wie sie diesen gerecht wird.

Der Streit um den Zweck der Landwirtschaft, ob sie nur Nahrungsmittel produzieren solle oder noch weitere Ziele hätte, ist in Belgien noch keineswegs ausgefochten. Es gibt noch viele Staatswirte, die den landwirtschaftlichen Betrieb als eine Maschine zur Herstellung von Getreide und Vieh ansehen und den Landwirt als den dazu gehörigen Maschinisten betrachten. Daß der Landwirt nicht nur Rüben und Korn, Kartoffeln und Schweine zu produzieren hat, sondern auch jenes andre Arbeitsgebiet in seinem Gewerbe verfolgen soll, wie er selbst seinen Mitbürgern als Mensch am besten dienen und seine Kinder zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranziehen könne, das übersehen sie.

Und das Resultat dieser verkehrten Staatsweisheit ist die grenzenlose Überschätzung des Bruttoertrags der landwirtschaftlichen Produktion und eine Unterschätzung dessen, worauf der Produzent als Lohn für seine Mühe und Arbeit Anspruch hat.

Der Gedanke liegt ja sehr nahe, den Endzweck der Landwirtschaft in der höchstmöglichen Steigerung ihrer Roherträge zu suchen; besonders in einem stark industriellen Lande, wie Belgien, dessen dicht gedrängte Bevölkerung von Tag zu Tag anwächst und immer neue Massen von Agrarprodukten zu ihrer Sättigung verlangt.

Es gibt in Belgien Gegenden, bei deren Bereisung man in der Tat das Gefühl hat, die Landwirtschaft sei nichts als die dienende Magd der großen industriellen Gewerbe; sie muß ihnen Essen und Trinken zurechtstellen und sich mit dem Lohne zufrieden geben, den die mächtige Industrie ihr zuteilt. Mit ihrer Arbeit für die Industriebevölkerung erschöpft sich ihr Lebenszweck, einen Selbstzweck hat sie nicht, und die Landwirte, die dort ihrem Gewerbe nachgehen, sind bedauernswerte, durch Mangel an Unternehmungsgeist oder durch andre schwierige Verhältnisse an ihren Beruf gebundene Handlanger der umliegenden Industrien. Hätten sie Kraft und Energie genug, so hätten sie ihr undankbares Gewerbe längst aufgegeben und sich einen Platz in der Industrie gesucht. Namentlich in den Industriegebieten des Hennegau hat die Landwirtschaft eine sehr untergeordnete Bedeutung im Wirtschaftsleben, und es gibt dort auch zahlreiche Landwirte, die ihre Söhne vom Land nach den Industrien schicken, um ihnen ein dankbareres und angeseheneres Arbeitsfeld zu

verschaffen, als sie selbst es haben. Aber solche Gegenden sind doch in Belgien große Ausnahmen.

Ja, wäre ganz Belgien ein großer Industrieort, und hier und da säße noch ein Landwirt, der rückständig und ohne Unternehmungskraft sein Handwerk betriebe, dann könnte ein Staatswirt vielleicht diese wenigen wirtschaftlichen Existenzen auf dem Lande der großen Industriebevölkerung unterordnen. Aber eine solch extreme Verteilung der Gewerbe ist in keinem Land, auch nicht im hochindustriellen Belgien, anzutreffen.

Etwa ein Drittel der belgischen Bevölkerung wohnt auf dem Land und lebt vom landwirtschaftlichen Gewerbe. Alle diese Menschen müssen bei ihrer Arbeit doch auch einen Selbstzweck verfolgen, auch wenn die sichtbaren Produkte ihrer Arbeit nichts andres sind, als die Kohlen, mit denen der große Wirtschaftsbetrieb Belgiens in Bewegung gehalten wird, und das Öl, das dieser Maschine fortdauernd zugeführt wird, um sie im Gang zu erhalten. Nein, ganz gewiß ist die Produktionssteigerung im Ackerbau und in der Viehzucht nicht das letzte Endziel, für welches die belgische Landbevölkerung arbeitet. Selbst dem nur mit zahlenmäßigen Begriffen rechnenden Staatswirte muß das einleuchten, wenn er an die Tausende von Menschen denkt, welche das platte Land für die belgischen Städte und Industrien alljährlich produziert. Es ist gewiß für den belgischen Wirtschaftsorganismus wichtiger, daß diese vom Land kommenden Menschen stark und gesund, tüchtig und energisch sind, als daß all jene Sandbäuerlein im Schweiß ihres Angesichts ein paar Tonnen Kartoffeln mehr produzieren, und als daß ein Großlandwirt unter Aufgabe aller persönlichen Ansprüche seinen Acker durch höhern Kapitalaufwand zu noch höhern Erträgen zwingt.

„Nicht die möglichst höchste Produktion, sondern der höchste reine Gewinn ist Zweck der Landwirtschaft und muß es sein, auch in Hinsicht auf das allgemeine Beste."

Dieser Grundsatz Thaers gilt auch für die belgische Landwirtschaft, und jene belgischen Staatswirte und sogenannten Bauernfreunde haben Unrecht, die da glauben, jede Mehrarbeit des Landwirts käme der Volkswirtschaft zugut, sofern sie nur die Ertragsfähigkeit des Gewerbes steigerte. Es gibt für den Arbeitsaufwand eine Grenze, über die hinaus der Volkswohlfahrt nicht genützt, sondern geschadet wird, und diese ist in dem Augenblick überschritten, wo die aufgewandte Arbeit keinen entsprechenden Entgelt mehr findet. Die Bestimmung dieser Grenze ist sehr schwierig; es ist ein rein theoretisches Unternehmen, sie festzusetzen und ihre Überschreitung zu brandmarken, denn in Wirklichkeit wird sie ohne alle Bedenken sehr häufig in allen Berufsklassen überschritten.

Bieten sich aber in einem Volk Anzeichen dafür, daß ganze große Volkskreise ständig Arbeit und Mühe auf ein Gewerbe verwenden, das ihnen keinen entsprechenden Entgelt bietet, so weist das auf eine unvollkommene Wirtschaftseinrichtung im Leben dieses Volkes hin. Die große Produktion ist dann zu teuer erkauft und darf nicht mehr als ein glänzendes Zeugnis für das Wirtschaftsleben jenes Volkes angesehen werden.

Ein großer Teil der belgischen Agrarproduktion wird zweifellos durch solche ungewohnte Mehrarbeit erzielt. Es ist nicht meine Aufgabe, Wege zu weisen, wie Belgien zu einer Besserung dieser Verhältnisse gelangen kann. Der Zweck dieses

Buches ist lediglich der, die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens klarzulegen und zu zeigen, wie die belgische Landbevölkerung unter den natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen ihres Landes ihr Gewerbe betreibt und mit welchen Mitteln die starke Agrarproduktion dieses Landes geschaffen wird. Und zu diesen Mitteln gehört ganz in erster Linie die im allgemeinen sehr schlecht gelohnte Arbeit der belgischen Landwirte und ihrer Arbeiter. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Arbeiterverhältnisse in der belgischen Landwirtschaft.

3. Die belgische Arbeiterfrage.

Belgien hat ebenso wie alle andern Kulturländer heute seine Arbeiterfrage, die unter allen Wirtschaftsproblemen des Landes wohl die erste Stelle einnimmt. Um gleich vorweg die Art der belgischen Arbeiterfrage zu charakterisieren: es handelt sich in diesem Lande nicht darum, woher man die nötigen Arbeitskräfte für alle Arten von Gewerbe heranziehen kann, und auch nicht darum, wie man die ansteigenden Ansprüche der Arbeiterschaft befriedigen soll, sondern vielmehr darum, wie man den großen Massen der Arbeiterbevölkerung Arbeit verschaffen und wie man ihnen bei den geringen Verdienstmöglichkeiten in der Heimat ein menschenwürdiges Dasein verschaffen kann.

Diese Formulierung der belgischen Arbeiterfrage wird man zwar von keinem belgischen Arbeitgeber vernehmen; sie gibt aber die Gesamtlage der belgischen Arbeiterverhältnisse, wie sie der des Landes kundige Staatswirt übersieht, klar und wahrheitsgemäß wieder.

Auch in Belgien sind die Arbeitslöhne, wenn man von einigen ländlichen Bezirken und einigen Hausindustrien absieht, in den letzten Jahrzehnten angestiegen, hier mehr, dort weniger. Am stärksten in den großen Industrien und in den Städten. Aber auch auf dem Lande; und hier namentlich in den Gebieten, die den belgischen Industrien und Großstädten benachbart liegen. Die steigenden Ansprüche der Arbeiterbevölkerung haben dort Schritt für Schritt größere Lohnsätze erzwungen; bei Nichtbewilligung ihrer Forderungen hätten die Arbeiter den Arbeitgeber einfach im Stich gelassen und andre Arbeit gesucht. Auf dem Land ist es auch vielfach so weit gekommen, und die noch heute fortdauernde starke Abwanderung der Arbeiter vom Land nach den Städten und Industrien liefert den deutlichen Beweis, daß Lohndifferenzen in Belgien bestehen, die der Arbeiter sehr wohl kennt und zu seinem Nutzen zu verwenden weiß. Die höhern Löhne in Stadt und Industrie haben daher auch ein Steigen der ländlichen Arbeitslöhne zur Folge gehabt, in manchen Gegenden sehr wenig, in andern mehr, in manchen Gegenden auch recht erheblich.

Fragt man die Arbeitgeber dort nach der Lage der Arbeiterverhältnisse, so wird man Klagen über den Fortzug der Arbeiter nach den Städten, über deren geringe Bodenständigkeit und die von Jahr zu Jahr steigenden Lohnforderungen vernehmen. Ihre Klagen sind berechtigt, denn es gibt in der belgischen Landwirtschaft, ganz abgesehen davon, daß die alten, patriarchalen Verhältnisse zwischen Herrn und Knecht längst vorbei sind, auch eine Arbeiternot, die sich gerade so äußert, wie in den großen Nachbarländern Belgiens, und die zur Einschränkung der Arbeiterbestände und Neuorganisation der Betriebe Anlaß gegeben hat. Daß

dabei irgend ein belgischer Landwirt in wirkliche Not gekommen wäre, ist, von Ausnahmen abgesehen, nicht der Fall. Im allgemeinen hat der gelinde Druck, den die schwieriger werdenden Arbeiterverhältnisse auf die belgischen Landwirte ausübten, diese bei Anpassung an die neuen Verhältnisse auf einen Weg gebracht, dessen Verfolgung der Organisation ihrer Wirtschaften und deren Rentabilität zum Nutzen gereichte.

Die Anpassung an die veränderten Arbeiterverhältnisse auf dem Lande hat die belgischen Landwirte zu jener Industrialisierung ihrer Wirtschaften geführt, die in den intensiven Großbetrieben Mittelbelgiens bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit durchgeführt ist. Man hat die Arbeiten in laufende kleinere Verrichtungen und große, saisonweise eintretende Arbeiten verteilt, hält für erste einen möglichst kleinen Bestand fester Arbeiter und läßt die letzten von akkordweise bezahlten Saisonarbeitern verrichten.

Diese Arbeitseinteilung ist nicht neu und wird in der Landwirtschaft andrer Länder auch gemacht. Die Belgier haben aber als gute Geschäftsleute schneller als andre begriffen, daß, nun einmal diese Umgestaltung der ländlichen Arbeitsverfassung in der modernen Landwirtschaft unvermeidlich war, man auch nicht zögern dürfe, mit den veralteten Verhältnissen reinen Tisch zu machen. Sie haben sich nicht bei sentimentalen Arbeiterwohlfahrtsplänen aufgehalten, die ihre Wirtschaften nur ruinieren konnten; haben nicht versucht, durch künstlich ins Leben gerufene Winterarbeiten einen Arbeiterstand an ihre Wirtschaften zu fesseln, der für diese zu groß war, sondern richteten ihre Betriebe so ein, daß sie auch ohne zahlreiche feste Arbeiter zu führen gingen, sparten dadurch an dem jedes Wirtschaftskonto schwer belastenden Arbeitslohn und konnten, was sie an Arbeitslohn weniger ausgaben, ihren Wirtschaften durch Vermehrung der Maschinen und Arbeitstiere und durch Mehraufwand für landwirtschaftliche Hilfsstoffe zuführen. Der Weniger-aufwand an menschlicher Arbeitskraft hat bei ihnen nicht zur Extensivierung, sondern im Gegenteil zu einer starken Intensivierung der Wirtschaften Anlaß gegeben.

Diese Umgestaltung der größern Landwirtschaftsbetriebe hat freilich als Folge gehabt, daß die von jeher in Belgien bestehenden Wanderungen der Arbeiter stark zugenommen haben. Das Bedürfnis nach Saisonarbeitern zieht alljährlich viele Tausende von belgischen Landarbeitern von ihrem Heimatsdorfe fort nach den Gegenden des intensiven Ackerbaues, wo sich ihnen bei harter Arbeit große Verdienstmöglichkeit bietet.

Es ist aber keineswegs die Umgestaltung der ländlichen Arbeitsverfassung allein, welche die starken Arbeiterwanderungen in Belgien hervorgerufen hat. Diese haben auch früher schon bestanden, bevor von einer Industrialisierung der Landwirtschaft die Rede war, und haben ihren Hauptgrund in der bittern Not, in der all jene Landarbeiter zu Haus leben und die sie stunden- und tageweise von Haus treibt, um für sich und für Weib und Kind das tägliche Brot zu verdienen.

Große Teile Belgiens sind übervölkert. Namentlich das nördliche Belgien besitzt eine größere Bevölkerung, als es ernähren kann. Der dortige Überschuß von Menschen entsteht und lebt auf dem Lande, das in kleine und kleinste Besitzungen aufgeteilt ist und von mehreren hunderttausend kleinen Grundbesitzern bebaut wird. Ein großes Dorf reiht sich dort ans andre, und die ganze Feldmark ist übersät

von kleinen ländlichen Besitzungen. Die Aufteilung des Bodens ist vielfach so weit getrieben, daß die kleine Scholle die darauf wohnenden Menschen nicht mehr zu ernähren vermag. Ein Teil jener Übervölkerung ist nach den belgischen Städten und Industrien fortgezogen, andre haben ihren Wohnsitz beibehalten und fahren täglich mit der Eisenbahn nach einem abgelegenen Arbeitsplatze. Größere landwirtschaftliche Betriebe, die zahlreiche Arbeiter beschäftigen können, gibt es dort nicht. Die vereinzelt noch hier und da liegenden Großbauernhöfe wirtschaften heute mit so wenig Arbeitern wie möglich. Es fehlt also an einer lohnenden Arbeitsgelegenheit in der Nähe, der eigne Grundbesitz aber ist zu klein, um genug Unterhaltsmittel aufzubringen, und so entsteht bei der ständig starken Zunahme der Bevölkerung ein Landproletariat, das sein Brot auf Wanderarbeit verdienen muß.

Die Bevölkerung Belgiens ist vom Jahr 1900 bis 1905 von 6,7 auf 7,1 Millionen, also jährlich um 80 000 Köpfe gewachsen. Der Hauptteil dieser ungeheuren Bevölkerungszunahme entfällt auf die flämischen Landesteile Belgiens und vornehmlich auf das platte Land. Es läßt sich denken, daß das Land all diese Menschen nicht zu beschäftigen weiß. Jeder von ihnen will leben, und um leben zu können, sucht er einen Arbeitsplatz. Die große Nachfrage nach Arbeitsgelegenheit drückt die Löhne. Um nur einen Arbeitsplatz im Dorf zu haben, unterbieten sich die Bewerber gegenseitig in ihren Lohnansprüchen. Es gibt noch heut in Ostflandern Dörfer, wo die Männer nicht mehr als 45—50 Pf. Tagelohn verdienen und wo die Frauen für ein paar Groschen vom Morgen bis zum Abend Spitzen klöppeln. Dem niedrigen Lohn entsprechend ist ihr Leben armselig und ein wirtschaftliches oder geistiges Aufsteigen undenkbar.

Aber auch die schlechtgelohnten Arbeitsplätze sind erschöpft; viele sind fortgezogen; viele gehen auf Wanderarbeit nach den mächtigen Industrien, den zahlreichen Städten des Landes und nach den intensiven Landwirtschaftsbetrieben auf den reichen Böden Mittelbelgiens, die Hunderttausende von Arbeitsuchenden aufnehmen können. Mehr als hunderttausend Arbeiter sind ständig in Belgien auf Wanderschaft von ihrem Wohnorte nach der Arbeitsstätte. Und ist der Weg auch weit und der Lohn bei harter Arbeit nicht hoch, es ist doch immerhin ein Mittel, um das Notwendigste zu verdienen und das Leben fristen zu können.

Aber wie zahlreiche Arbeitsgelegenheit das rege Gewerbsleben Belgiens seinen Arbeitern auch bieten mag, sie reicht doch nicht zu, um den großen Überschuß der flämischen Landbevölkerung aufzunehmen. Seit Jahren schon gehen Tausende nach Frankreich, um in den dortigen Industrien und in den landwirtschaftlichen Großbetrieben von der belgischen Grenze bis Orleans hin Arbeit zu suchen. Man schätzt ihre Zahl zurzeit auf 40 000—50 000, und es scheint, daß die Nachfrage namentlich an landwirtschaftlichen Saisonarbeitern in Frankreich damit so gut wie gedeckt ist.

Zur völligen Auswanderung entschließen sich die Flämen ungern. Ist ihr Leben zu Haus auch nicht glänzend, so sind sie doch mit tausend Banden an die Heimat gefesselt. All diese Wanderarbeiter haben irgendwo in Flandern ihr kleines Häuschen, ihren Garten und ihr Stückchen Ackerland, ihre Familie und ihre Stammesgenossen, die sie ungern verlassen, um im andern Land eine neue Heimat zu suchen.

Die Lebensbedingungen, unter denen diese große Arbeiterbevölkerung Flanderns

lebt, sind die denkbar kümmerlichsten, sie reichen aber aus, um große Familien zu gründen und eine immer größere zeugungsfähige Bevölkerung zu schaffen.

Daß sich die Arbeitsgelegenheit in Belgien noch um vieles vermehren wird, ist kaum anzunehmen; keinesfalls wird ihre Vermehrung mit der Bevölkerungszunahme Schritt halten können. Zurzeit bietet Frankreich noch ein weites Gebiet das die wandernden Landarbeiter aufnimmt und beschäftigt. Wohin die flämische Bevölkerung sich wenden wird, wenn auch dort die Arbeitsmöglichkeit erschöpft ist, bleibt noch abzuwarten. Wächst die Bevölkerung Belgiens in demselben Maße wie bisher auch weiter an, so wird die Übervölkerung des platten Landes immer größer werden, und wenn sie dort nicht in Not umkommen will, so wird sie neue Arbeitsplätze jenseits der Landesgrenzen suchen müssen.

In der Lösung dieser Aufgaben liegen meines Erachtens die Hauptprobleme der belgischen Arbeiterfrage.

4. Der Wirtschaftserfolg.

Daß die Heranbildung eines großen ins Ausland auf Wanderarbeit ziehenden Landproletariats kein Zeichen für die Vollkommenheit einer Volkswirtschaft bedeutet, leuchtet ein. Je größer die arbeitslose Überschußbevölkerung auf dem Land ist, ein um so weniger glänzendes Bild zeigen die ländlichen Verhältnisse. Und mag der Ertrag der Felder noch so hoch und die Viehzucht noch so intensiv sein, wenn sie nicht ausreichen, um wenigstens die Produzenten ausreichend zu ernähren, so erfüllen sie nicht ihren Zweck. Der Boden Flanderns, den in jahrhundertelanger Kultur die Arbeit vieler Tausender Menschen zu einem Paradiese umgeschaffen hat, trägt eine geistig und wirtschaftlich kümmerliche Bevölkerung, ein Beispiel, wie es nicht krasser gefunden werden kann, um die Überschätzung der hohen Roherträge für die Volkswohlfahrt weithin sichtbar und abschreckend an den Pranger zu stellen.

Die Zahl dieser ländlichen Arbeiterklasse, die wohl eine Heimstätte im Land hat, aber nicht genug Gelegenheit zur Arbeit und keinen ausreichenden Lohn findet, wächst ständig an. Sie rekrutiert sich nicht allein aus dem sehr starken Nachwuchse, den all diese Arbeiterhaushalte in die Welt setzen, sondern auch aus den zum Arbeiterstande herabsteigenden Kleinbauernsöhnen.

Eine Abscheidung zwischen Zwergbauer und Arbeiter ist in jenen dichtbesiedelten Teilen des nördlichen Belgiens meist gar nicht zu machen. Gar mancher ist Bauer und lebt von dem Ertrage seiner Wirtschaft, muß aber seine Söhne auf Lohnarbeit aussenden, da die kleine Scholle für die Ernährung der ganzen Familie nicht genug Arbeit und Brot liefert.

Die Zunahme des Zwergbesitzes, wie sie in ganz Belgien in weitgehendem Maße stattfindet, deutet auf ein Herabsteigen des Bauernstandes zu einer wirtschaftlich niedrigern Stufe. Und damit Hand in Hand geht in der Regel ein Abstieg in gesellschaftlicher und intellektueller Beziehung.

Ganz abgesehen von dem Besitz unter 1 ha, der jährlich um mehrere tausend neue Besitztümer anwächst, findet man in der ganzen belgischen Landwirtschaft eine von Jahr zu Jahr steigende Zunahme des kleinen und gleichzeitige Abnahme des größern Besitzes. Die Betriebe von 1—5 ha wuchsen vom Jahr 1901—1905

von 179 509 auf 193 845. Das macht eine Zunahme von jährlich 2870 Zwergbetrieben. Die Mehrzahl dieser neuen Kleingrundbesitzer entstand auf den Sandböden des nördlichen Belgiens, in den Provinzen Ost- und Westflandern, Brabant, Antwerpen und Limburg.

Der Besitz von 5—10 ha wuchs in derselben fünfjährigen Zeitspanne um 2201 Betriebe, der Besitz von 10—20 ha um 623 Betriebe und der Besitz von 20—30 ha um 185 Betriebe.

Bei weitem die Mehrzahl dieser neuen Kleinbetriebe entstand nicht durch Neuansiedlung auf unkultiviertem Boden, sondern durch Teilung größerer Höfe; mit andern Worten: die Väter waren Bauern und die Söhne sind Zwergbesitzer. Diese Entwicklung ist bei dem enormen Anwachsen der flämischen Landbevölkerung und bei der in Belgien herrschenden Erbsitte durchaus nicht wunderbar und ganz unumgänglich.

Daß der Bauernstand darunter in seiner wirtschaftlichen und sozialen Stellung leidet, versteht sich von selbst, mögen auch die Roherträge der Landwirtschaft gerade infolge dieser Entwicklung zum Kleinbetrieb anwachsen.

Man hört oftmals behaupten, daß nicht nur die Rohproduktion, sondern auch der Bauernstand bei der Auflösung des Grundbesitzes gewänne. Die wirtschaftlichen Verhältnisse wären so verändert, daß es heute viel vorteilhafter und gewinnbringender sei, auf kleiner als auf großer Fläche zu wirtschaften. Der Zwergbauer könne heute gerade so viel auf seinem kleinen Hofe verdienen, wie der Vater auf seinem großen bäuerlichen Besitze.

Darin liegt entschieden einige Wahrheit. Überall, wo z. B. landwirtschaftliche Betriebe zu Gartenbetrieben umgestaltet werden, kann die kleinere Fläche rationeller bewirtschaftet werden als die große. Und auch im landwirtschaftlichen Betriebe kann unter Umständen der kleinere Betrieb mehr abwerfen als der große; sofern nämlich der große Bauernhof infolge unzureichender und teurer Arbeitskräfte sowie mangels genügenden Betriebskapitals und ausreichender Kapazität des Betriebsleiters weniger intensiv und rationell betrieben wurde, als die kleine Wirtschaft betrieben werden kann. Es kommt vor, daß die modern wirtschaftenden Söhne auf ihrem Kleinbesitze mehr Geld herauswirtschaften, als der Vater nach alter Routine auf seinem Großbauernhof. Es wäre aber falsch, daraus die Überlegenheit des kleinbäuerlichen über den groß- und mittelbäuerlichen Besitz zu folgern.

Völlig verkehrt wäre es, diesen Schluß auf die belgischen Verhältnisse zu verallgemeinern, denn bei der Auflösung des belgischen Grundbesitzes handelt es sich in der Regel schon um äußerst intensiv betriebene Wirtschaften, die selber schon so klein sind, daß eine weitere Aufteilung keineswegs als die Veranlassung zu modernerer und intensiverer Bewirtschaftung angesehen werden kann.

Nein, bei der Zerstücklung des belgischen Grundbesitzes handelt es sich im wesentlichen um eine Vermehrung und dementsprechende Verkleinerung der Arbeitsplätze, die der ständig anwachsende Nachwuchs auf dem Land erforderlich macht.

Eine Erscheinung, die mit der Aufteilung des Grundbesitzes völlig parallel geht und, wie sie, auf eine Schwächung des Bauernstandes hinweist, ist die Zunahme der Pachtwirtschaft und Abnahme der Eigenbewirtschaftung. Man zählte

im Jahr	Anzahl Pächter	Anzahl Eigenhöfer
1846	149 932	104 654
1895	193 654	91 930
	Zunahme 43 722	Abnahme 12 724

Der Großbauer weicht dem Kleinbauern, der Kleinbauer dem Zwergbesitzer, der eingesessene Bauer dem Pächter. Das sind keine Zeichen von wirtschaftlichem Fortschritt; im Gegenteil weist diese Entwicklung darauf hin, daß es mit dem belgischen Bauernstande trotz der anerkannt großen Produktionssteigerung eher abwärts als aufwärts geht.

Aber es hieße die Lage der belgischen Landwirte in zu schwarzen Farben malen, wollte man nach Feststellung der veränderten Agrarverfassung dem belgischen Bauernstand einen völligen Ruin und baldigen Untergang voraussagen. So schlimm ist die Sache nicht. Auch heute noch wird in vielen mittelgroßen und großen belgischen Wirtschaften schönes Geld verdient und mehr herausgemacht als früher. Der eine verdient mit Verkauf von Molkereiprodukten und Gemüsen, der andre mit dem Handel in Pferden oder mit seiner Viehzucht. Mehr Geld als früher verdienen sie alle.

Das liegt vorwiegend an ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit. Aus ihrer Arbeitskraft und dem Betriebskapitale ziehen sie ihre Einnahmen, und die Verzinsung des Betriebskapitals hängt zum großen Teile gleichfalls von der Fähigkeit und dem Unternehmungsgeiste des Landwirts ab. Aus den genannten beiden Quellen bestreiten sie ihren Lebensunterhalt und verlangen nicht mehr zu verdienen, als der Größe ihres Geschäfts angemessen ist. Daß ein junger belgischer Landwirt ohne nennenswertes Kapital und mit unzureichender Fachausbildung, dafür aber den Kopf voll Rittergutsbesitzerplänen, seinen Beruf antritt, kommt überhaupt nicht vor.

Als Beweis dafür sei angeführt, was mir ein Großlandwirt im Hennegau, der einer alten Landwirtsfamilie entstammte und als Bürgermeister einer ländlichen Gemeinde über die Verhältnisse auf dem Lande sehr gut unterrichtet war, über die Wirtschaftsabschlüsse der dortigen Landwirte mitteilte:

Ein Pächter, der auf 100 ha Land mit 50 000 ℳ Kapital anfängt, ist gut equipiert; es gibt einzelne, die mehr haben, aber die Mehrzahl hat weniger. Der mit 50 000 ℳ wirtschaftende Landwirt kann sich von seinem Betriebskapital eine mittlere Verzinsung von 4 % rechnen; das gibt eine Reineinnahme

von	2000 ℳ
dazu kommt sein persönliches Arbeitsverdienst von etwa	1600 „
das sind zusammen	3600 ℳ,

und das reicht zur Deckung seiner Ansprüche vollkommen aus.

Ist der Betrieb größer, so steigt das Betriebskapital in der Regel nicht im gleichen Maß; in einer Wirtschaft von 300 ha arbeitet ein wohlbestellter Landwirt mit durchschnittlich 400 ℳ Betriebskapital für 1 ha; das sind 120 000 ℳ Betriebsmittel, die bei einer Verzinsung zu 4 % . . . . . 4800 ℳ ergeben; dazu kommt der im größern Betriebe naturgemäß größere Arbeitsentgelt des Landwirts, der mit etwa . . . . . 3200 „ in Rechnung zu setzen wäre; . . . . . zusammen 8000 ℳ, die ebenfalls zur Deckung der Ansprüche jenes Großlandwirts ausreichen.

Gewöhnlich vermehrt sich in diesen intensiv betriebenen Wirtschaften der Reingewinn noch durch zufällige Einnahmen mit der Pferde- und Viehzucht, sowie aus glücklichen Verkäufen von hochwertigen Tieren, und man kann im allgemeinen beobachten, daß diese kapitalintensiven Großbetriebe Mittelbelgiens, wenn sie von tüchtigen Landwirten betrieben werden, sehr wohl imstande sind, ihren Mann zu ernähren.

Nun ist allerdings ein so starkes Betriebskapital, wie es oben angegeben wurde, bei der Mehrzahl der belgischen Pächter nicht vorhanden. Die meisten fangen mit weniger Mitteln an; als Durchschnitt mag man 160 ℳ für 1 ha rechnen. In solchen Wirtschaften tritt der Ackerbau mehr in den Vordergrund des Betriebs. Pferdezucht, Viehzucht und Mastwirtschaft sind mangels reichlichen Kapitals weniger stark ausgedehnt, und der Viehstapel ist von verhältnismäßig geringem Werte. Die großen Einnahmen aus dem Verkaufe von hochwertigen Pferden und Rindern, auf denen die gutgehenden belgischen Wirtschaften vorwiegend basiert sind, fallen hier fort. Man zieht die Haupteinnahmen aus dem Verkaufe von Butter, von Hafer, Weizen und Zuckerrüben, und der Wirtschaftserfolg ist von der Witterung, von der Marktlage u. a. erheblich mehr abhängig, als in den kapitalintensiven Wirtschaften, die sich in Jahren, die für den Ackerbau ungünstig sind, mit den Erträgen aus ihrer Tierzucht aus der Klemme ziehen können. In schlechten Jahren kann eine Wirtschaft, die mit wenig Betriebskapital geführt wird, sehr verlustbringend sein.

Rechnet man, daß ein Betrieb von 100 ha mit 160 ℳ für 1 ha geführt wird und daß sich das Betriebskapital zu 4 % verzinst, so zieht der betreffende Landwirt aus seinem Betriebskapitale von 16 000 ℳ einen Reingewinn von . . 640 ℳ
Setzt er seine Arbeitskraft, wie der kapitalintensiv wirtschaftende Nachbar, zu 1600 ℳ in Rechnung . . . . . 1600 „
so bringt ihm seine Wirtschaft etwa . . . . . 2240 ℳ
ein, was in der Regel eine unzureichende Einnahme für ihn sein wird. Will er essen und trinken, sich kleiden und wohnen und seinen Kindern eine ordentliche Erziehung zuteil werden lassen, so muß er seine Einnahme erhöhen; und das kann er nur dadurch tun, daß er sein Arbeitseinkommen erhöht. Er muß im Betriebe mitarbeiten, so schlecht ihm auch diese Arbeit gelohnt werden mag, und auch seine Frau und Kinder müssen arbeiten, wenn der Betrieb rentieren soll. Bei persönlicher Mitarbeit kann er sich dann außer der Verzinsung des Betriebskapitals mit . . . . . 640 ℳ
seine eigne Arbeitsleistung mit etwa . . . . . 2000 „
in Rechnung setzen und die Arbeit seiner Frau und seiner fünf Kinder mit 2400 „
verwerten. Er verdient dann . . . . . 5040 ℳ,
und damit kann er seinen Ansprüchen entsprechend leben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß eine gute Fachausbildung und ein genügendes Betriebskapital in der belgischen Landwirtschaft immer die Möglichkeit bieten, in einer Wirtschaft von 100—300 ha ebenso zu leben wie ein andrer, der sein Geld in Studien gesteckt hat und Arzt oder Advokat geworden ist; d. h. mit einem Jahreseinkommen von etwa 5000—8000 ℳ.

Daß in großen Familien der Besitz an Bargeldmitteln von Generation zu Generation in der Regel abnimmt, und daß im Kleingrundbesitz, wo die Bevölkerungszunahme besonders groß ist, der Grundbesitz immer kleiner wird, ist bei der wirtschaftlichen Lage Belgiens nichts mehr als natürlich.

Sieht man von jenen Fällen ab, in denen ein strebsamer, tüchtiger und vom Glück begünstigter Mann es soweit bringt, daß er nicht nur selbst in eine höhere soziale und wirtschaftliche Stellung gelangt, sondern auch seine Kinder in einer günstigern Lage zurückläßt, als er sie selbst am Anfang seines Lebens einnahm — Fälle, wie sie sich in wirtschaftlich aufstrebenden Völkern nicht selten ereignen, aber für die Gesamtheit des Volkes doch als Ausnahme gelten —, so kann man als Erfahrungstatsache und völlig naturgemäße Erscheinung feststellen, daß in jeder neu aufkommenden Generation sich immer eine ganze Menge Menschen befindet, die es nicht bis zur Stellung ihrer Eltern bringen, sondern dahinter zurückbleiben. Je größer die Volksvermehrung ist, um so stärker ist der Prozentsatz dieser wirtschaftlich und sozial Zurückbleibenden.

Wohl ist es der sehr menschenwürdige und berechtigte Wunsch aller Eltern, ihre Kinder in gleicher oder gar besserer Lage zu sehen, als sie selbst sie in der Welt einnahmen; es ist das aber ein Wunsch, dessen Erfüllung in allen Fällen schlechterdings unmöglich ist. Man denke sich ein dicht besiedeltes Bauernland, wie Flandern, in dem jeder Vater vielleicht vier oder fünf Söhne großzieht. Um sie alle zu Bauern zu machen, wie er selbst es war, reicht schon ganz einfach der Grund und Boden nicht aus.

Es wäre entschieden zu weit gegangen, wenn man von einem Bauern, der sich sein Leben lang gequält hat, seinen Besitz zu erhalten und zu vermehren, verlangen wollte, daß er für jeden seiner Söhne einen fertig eingerichteten Bauernhof zurücklassen sollte. Im Gegenteil entspricht es vielmehr den Gesetzen der Natur und der Gesellschaftsordnung, daß sich jeder von den Söhnen selbst einen Platz in der Welt erringt, wie ihn der Vater erworben hat, und es entspricht dem unausgesetzt in der Welt bestehenden Kampf ums Dasein, wenn einige der Aufstrebenden ihr Ziel nicht erreichen, sondern unterliegen.

Die Erfahrung beweist, daß jene Kinder, die von ihren Eltern schon beim Eintritt in ihren Beruf in ein fertiges warmes Nest gesetzt wurden, an dem sie nichts mehr selbst zu bauen brauchten, in der Regel wenig auf wirtschaftlichem Gebiete leisten. Dagegen werden sich jene andern, die von ihren Eltern nur die Erziehung und die Mittel erhielten, mit denen sie sich ein Handwerk gründen können, bei dem Ringen nach einem möglichst guten Platz in der Welt zu wirtschaftlich starken Menschen heranbilden oder, falls ihre Kraft nicht ausreicht, zurückbleiben.

Ein kleiner Pachtbauer, der mit seinen Söhnen einen kleinen gutgehenden Hof betreibt und nach seinem Tode wenig oder gar kein Geld zurückläßt, wie das in der Regel der Fall ist, hat seinen Söhnen doch eine gute Fachausbildung verschafft. Löst sich die väterliche Wirtschaft auf, so werden die Söhne jeder für sich trachten, durch Fleiß und Tüchtigkeit mit der Zeit einen Hof betreiben zu können, wie es der Vater tat, aber nur die wirtschaftlich stärksten werden es erreichen.

Und läßt ein Landwirt seinen Kindern außer der Fachausbildung etwas Geld

zurück, so wird dies doch nur dem von seinen Kindern zu einer wirtschaftlichen Stellung verhelfen, wie sie der Vater einnahm, der ein guter Wirt ist.

Denn auch in der Landwirtschaft gilt, wie in allen Gewerben:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Nur den Stärksten gelingt es, sich diesen Besitz zu erwerben und zu sichern. Die intellektuell weniger starken und weniger unternehmungskräftigen bringen es nicht so weit. Und dadurch ist ein maßloses Überhandnehmen von Grundbesitzern verhindert. Je größer der Besitz, um so größer die Anforderungen zu seiner Erhaltung, um so größer auch der Abfall an solchen, deren wirtschaftliche Kraft nicht ausreicht. Auch im Kleingrundbesitz ist viel Abgang an wirtschaftlich Schwächern; nicht jeder Kleinbauersohn hat das Zeug dazu, auch nur ein Kleinbauer zu werden. Aber entsprechend der geringern Größe des Besitzes und den geringern Anforderungen für seine Erhaltung, ist hier die Trennung der wirtschaftlich Starken von den wirtschaftlich Schwachen weniger groß. Der Kleinbauernstand erzeugt daher absolut und relativ mehr junge Landwirte, die Anwartschaft darauf zu haben glauben, in des Vaters wirtschaftliche Stellung einzutreten.

Daß das in dem dicht besiedelten Belgien nicht allen glückt, liegt daran, daß die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Aufsteigens gerade auf dem Lande recht klein ist. In einem Lande wie den Niederlanden liegt die Sache anders als in Belgien. Das Städteleben sowie die Industrie lassen in jenem Lande noch eine weite Entwicklungsmöglichkeit offen und könnten bei ihrer sehr wohl denkbaren Ausdehnung einer Menge des im Land überzähligen Volkes Gelegenheit zu Verdienst und gutem Fortkommen bieten. In Belgien aber, mit seinen zahllosen Industrien und seinen vielen blühenden Städten, ist ein erheblicher Mehrabsatz an Menschen vom Land nach Stadt und Industrie kaum noch denkbar. Hunderttausende ziehen heute vom Land fort, aber das reicht doch noch nicht zu, um die Übervölkerung des platten Landes aufzuheben. Die Abwanderung jener Tausende von Arbeitern, die jährlich im Ausland Arbeit suchen, beweist, daß die Aufnahmefähigkeit der belgischen Städte und Industrien erschöpft ist.

Es muß darum, wohl oder übel, eine Menge Menschen auf dem Lande zurückbleiben, die besser täten, fortzuziehen und ihr Glück anderswo zu versuchen. Auch viele der wirtschaftlich Schwächern bleiben auf dem Lande zurück und vermehren die große Zahl jener Landhungrigen, denen keine Arbeit zu schwer, kein Leben in Sorgen und Not zu mühselig und kein Lohn zu niedrig ist, wenn sie nur die Möglichkeit finden, ihr Leben zu fristen.

Die Entwicklung, die der belgische Bauernstand nimmt, ist keinesfalls als ein Bild volkswirtschaftlicher Vollkommenheit anzusehen; sie ist in Belgien aber kaum zu vermeiden möglich; und da sich dies Land nun einmal in solcher wirtschaftlichen Zwangslage befindet, so ist es doch noch sehr die Frage, ob nicht die Heranbildung einer ländlichen Übervölkerung für das Wohl jenes Landes besser ist, als der Besitz eines übergroßen städtischen und industriellen Proletariats.

5. Idealismus und Rationalismus.

Es wäre zu weit gegangen, wollte man in Belgien eine Grenze ziehen, die mit der Sprachgrenze zwischen Flämen und Wallonen zusammenfällt, und die

nördlich wohnenden Flämen als Idealisten, sowie die südlich wohnenden Wallonen als Rationalisten bezeichnen. Ebenso wie es unter der flämischen Bevölkerung einen großen Teil gibt, der aller Ideale bar ist, so findet man auch unter den Wallonen viele, die ihre Lebensziele noch über Arbeiten, Essen und Schlafen hinausstecken. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die vorwiegend germanische Bevölkerung des belgischen Nordens eine in vieler Hinsicht andre Lebensauffassung hat, als die vorwiegend romanische Bevölkerung im Süden des Landes.

Warum führen all jene Tausende von Zwergbesitzern ihr kümmerliches Dasein auf dem schmalen Sandboden ihrer Heimat, warum verbringen sie ihr Dasein in Sorge und Not und ohne Aussicht auf wirtschaftliches Fortkommen, warum setzen sie 10—12 Kinder in die Welt, deren Leben nichts andres als ein erneuter Kampf ums tägliche Brot sein kann? Warum wandern sie nicht nach andern Ländern und Erdteilen, wo es an Menschen gebricht, und wo Arbeit und Verdienst für den fleißigen Arbeiter reichlich zu finden sind? Warum ziehen sie nicht nach den Arbeitergassen der belgischen Städte, in denen sich, wenn auch nicht regelmäßige Arbeitsgelegenheit für alle, so doch unzählige Möglichkeiten von Verdienst auftun? Warum beschränken sie nicht die Zahl ihrer Kinder, um selbst ein bequemeres Leben zu haben und dem Nachwuchs ein besseres Emporkommen zu ermöglichen?

Unwissenheit und Unterwerfung unter den Willen ihrer Kirche mag viel dabei ausmachen, aber sie sind doch nicht die einzigen Ursachen. Auch an der Möglichkeit der Auswanderung würde es nicht gebrechen, denn die Flämen sind starke, arbeitszähe Menschen, die überall in der Welt als Arbeiter zu brauchen wären.

Zweifellos bestehen viel ideale Beweggründe, die den Flämen in der Heimat festhalten. Er trennt sich ungern von seinem Dorf und seiner Familie, von seinen alten Gewohnheiten und seiner Arbeit zu Haus. Jedes Haus, jedes Stück Land in der Feldmark ist ihm bekannt von Jugend auf, in der Kirche ist er sonntäglich zur Messe und auf dem Dorfanger zum Bogenschießen gewesen. Mit seinen Angehörigen und den übrigen Dorfeingesessenen spricht er den Dialekt der Heimat, der in andern Teilen Belgiens von niemand verstanden wird. Die primitive Erziehung, wie sie der Mehrzahl des flämischen Volkes zuteil wird, reicht nicht aus, um dem Flämen in der Fremde jene Sicherheit des Auftretens zu geben, die ihm zu einem guten Platz in der Welt verhelfen könnte. Schon mit seinen eignen französisch redenden Landsleuten weiß er sich nicht zu verständigen, da ihm das Französische und jenen das Flämische unbekannt ist.

Alles, was sie sich wünschen, ist, in der Heimat ihr Leben hinbringen zu können, und sei es noch so hart und mühselig. Sie wissen, daß ihnen große Aussichten auf wirtschaftliches Fortkommen dabei nicht offen stehen, und daß auch ihre Kinder sich später durchs Leben werden hindurchringen müssen ebenso, wie sie es tun mußten. Ihre Erfahrungen lehren sie, daß man am besten den harten Kampf ums Dasein führt, wenn man viele Hände zur Verfügung hat, die bei der Arbeit zugreifen. Daher die großen Familien. Sind die Kinder arbeitsfähig und in der Wirtschaft der Eltern beschäftigt, so geht es ein paar Jahre gut; was später wird, wenn jedes Kind seinen eignen Weg gehen muß, das überlassen sie der Zukunft.

Im Süden des Landes bei der wallonischen Bevölkerung sind die Lebensbedingungen im allgemeinen besser. Die Natur ist reicher spendend und die Erde ist nicht so dicht bewohnt wie auf dem Sandboden des nördlichen Belgiens. Mit

möglichst geringem Aufwande von persönlicher Anstrengung ein glückliches Leben zu führen, ist das Ziel, wonach die Wallonen streben. Leider ist die Natur nicht so reich bei ihnen, wie bei südlichen Völkern, die sich von Früchten nähren, die sie sich nur von den Bäumen zu pflücken brauchen. Ohne Arbeit finden die Wallonen keinen Lebensunterhalt. Aber wenn denn schon gearbeitet werden muß, so wollen sie doch auch wenigstens ihren Lohn dafür genießen. Man ißt und trinkt gut, man geht viel nach der Kneipe, man amüsiert sich an Sonntagen auf Ausflügen nach den Bergen und mit Spielen auf der Dorfstraße. Wer mehr zu verzehren hat, legt großen Wert auf eine gute Küche und hält sich guten Burgunder im Keller. Wer weniger besitzt, benutzt seinen Tagesverdienst, um gute Eier und frische Gemüse, ein gutes Stück Fleisch und frisches Weißbrot auf dem Tische zu haben; die Ardennenschinken sind in den belgischen Küchen berühmt und werden teuer bezahlt. Will man aber Schinkenfleisch essen, so fein, wie es kein Delikateßwarengeschäft liefern kann, so muß man zu den Bauern in den Ardennen gehen; denn die besten Schinken behalten sie für sich selber.

Man würde sich eine übertriebene Vorstellung von den rationalistischen Lebensauffassungen der Wallonen machen, wenn man annähme, bei ihnen bestände ein allgemein verbreitetes Zweikindersystem. Das ist nicht der Fall. Allerdings lieben sie es nicht, das ganze Haus voll Kinder zu haben, während ihrer besten Lebensjahre die Sorge um den Nachwuchs nicht los zu werden und die zahlreiche Nachkommenschaft schließlich ohne ausreichende Mittel zum Fortkommen in der Welt zurückzulassen. Die Wallonen haben in der Regel weniger Kinder als die Flämen, aber darum trifft man auf dem Lande doch auch im Süden Belgiens meist fünf bis sechs Kinder in jedem Haushalt an, manchmal mehr, manchmal weniger.

Die Wallonen sind sich übrigens ihres Rationalismus vielfach sehr bewußt und preisen ihn als die vernünftigste Lebensweisheit, der man folgen könnte. Ein sehr charakteristisches Stückchen erlebte ich einmal in einem Großbetriebe des Hesbegaus. Ich ging mit dem Sohne des Besitzers durch den Gutsgarten und fand in der äußersten Ecke des Gartens eine Erderhöhung gegen den Gartenzaun, von der man wie von einem Aussichtspunkte das Land übersehen konnte. „Ich weiß, was Sie denken", sagte der junge Landwirt; „hier soll nun die junge Frau des Landwirts stehen und ihm, wenn er ins Feld geht, Grüße mit ihrem Tüchlein zuwinken. Das mag bei Ihnen so Sitte sein; wir halten uns mit solchen Narrheiten nicht auf. Hier gibt es kein Tücherschwenken; die Frau bleibt hinter ihrer Arbeit in Haus und Hof, und dieser Platz ist da, damit ich meine Arbeiter im Feld kontrollieren kann, wenn ich auf dem Hofe beschäftigt bin."

Ähnliche Beispiele ließen sich noch eine Menge anführen: von jener Bäuerin, die immer gleich für drei Tage Suppe kochte, weil das praktischer wäre und die Suppe von Tag zu Tag besser würde; von jenem Landwirte, der sich zum großen Verdrusse seiner jungen Frau den Nachmittagskaffee abgewöhnte, weil ihm diese Angewohnheit bei dringenden Arbeiten im Feld lästig war, u. a. m.

Der Wallone steht seinem Gewerbe und der Scholle, die er bebaut, ganz anders gegenüber, als der Fläme. Er hält es für rationeller, Pächter zu sein, als Grundbesitzer, und scheint ihm die Pacht auf einem Hofe zu hoch, so pachtet er einen andern. Er hält auch sein Gewerbe nicht für das allein seligmachende. Wenn er rundherum die mächtig aufsteigenden Industrien sieht mit ihren Arbeiter-

heeren und großen Scharen von Beamten, so rät er seinem Sohne zu, das Glück in der Industrie zu suchen, die augenblicklich gute Aussichten auf Fortkommen böte. In vielen Landwirtsfamilien des mittlern und südlichen Belgiens gilt als Regel, daß der tüchtigste Sohn studiert oder eine Beamtenlaufbahn antritt. Die Provinz Luxemburg ist bekannt dafür, daß sich zum großen Teil aus ihr die belgische Beamtenschaft rekrutiert.

Welche der beiden Lebensauffassungen die richtige ist, läßt sich ebenso schwer sagen, wie welche von beiden auf die Dauer die wirtschaftlich überlegene sein und im wirtschaftlichen Kampfe der Völker zum Sieg führen wird. Uns Deutschen steht die ideale Lebensauffassung näher, und wir würden ihr die größere Berechtigung und den größern Erfolg zusprechen. Daß die Flämen nicht mehr Erfolge in wirtschaftlicher und sozialer Richtung bisher errungen haben, liegt zum großen Teil an der Vernachlässigung ihrer intellektuellen Entwicklung. Der Zahl nach haben sie längst das Übergewicht über die Wallonen, aber die Rolle, die sie im belgischen Wirtschaftsleben nach außen hin spielen, ist der des wallonischen Stammes unterlegen, weil letzter über mehr Intelligenz und Willensfreiheit verfügt.

Welches der beiden Lebensprinzipien in seiner Betätigung dem belgischen Staat in volkswirtschaftlicher Hinsicht mehr Segen bringt, läßt sich vielleicht daraus entnehmen, welchen Eindruck die heranwachsende Bevölkerung in ihrer Allgemeinheit auf das belgische Wirtschaftsleben macht. Sieht man ab einerseits von der großen Produktion an Nahrungsmitteln in Flandern und anderseits von der bessern wirtschaftlichen Lage und der Intelligenzsteigerung unter der Bevölkerung im Walenland, so bleibt doch als letzter Zweck aller Volkswirtschaft die Heranbildung einer großen Anzahl gesunder und entwicklungsfähiger Menschen.

Wenn Kapitalien, große Namen und reiche Geistesschätze nicht von Eltern auf Kinder übergehen, so ist dieser Verlust für ein Volk nicht unverschmerzlich; sie bilden sich in einem aufstrebenden Volk an andrer Stelle von neuem. Wenn sich aber schöne, gesunde und rassige Menschen nicht fortpflanzen, so ist das ein unwiederbringlicher Verlust für ein Volk. Ganz zweifellos produziert das platte Land mehr solcher Menschen, als die Stadt, und die Erhaltung und Fortpflanzung gesunder Rassen ist ohne Zweifel auf dem Lande größer als in den Städten. Man kann auf dem Lande noch vielfach von einer Zuchtwahl nach dem Gesichtspunkte der Gesundheit und Stärke sprechen. Kein Bauer wird eine Frau nehmen, von deren Gesundheit und Arbeitsfähigkeit er nicht überzeugt ist, und von der er nicht alle Sicherheit hat, anzunehmen, daß sie ihm gesunde Kinder gebären wird. Die Klage der seeländischen Bauernmagd, sie hätte schon drei Verehrer gehabt und noch kein Kind bekommen, nun würde niemand mehr sie heiraten wollen, ist nur ein Beispiel dafür.

Kein Bauer wird, wenn er mehrere Söhne hat, den schwächlichen und kränklichen Sohn zu seinem Nachfolger und zum Vater einer neuen Familie machen, sondern stets den stärksten. Die andern bleiben als unverheiratete Mitglieder der Familie beim verheirateten Bruder wohnen oder gehen in leichtere Berufe. Jeder, der Stadt und Land kennt, weiß, daß die Prinzipien der Erhaltung einer starken Rasse auf dem Lande bei Eheschließungen viel mehr mitsprechen, als in der Stadt, daß daher auf dem Lande die stärksten und berufensten Menschen sich am

meisten fortpflanzen, während in den Städten gerade von ihnen ein großer Teil zugrunde geht.

Das dicht besiedelte nördliche Belgien liefert aus seinen Landgemeinden Menschen, die zwar an intellektueller und seelischer Erziehung nicht viel mit auf den Weg bekommen, die aber gesund und arbeitsfreudig ins Leben hineintreten, Menschen, die für jede kulturelle Entwicklung faßbar sind, dem Staat einen kernigen Bestand an brauchbaren Bürgern liefern und die Garantie bieten, daß es auch in Zukunft dem Staat an solchen Bürgern nicht fehlen soll.

Hält man das im Auge, so wird es bei Betrachtung der belgischen Volkswirtschaft am Ende doch für den belgischen Staat besser erachtet werden müssen, dies große Landproletariat innerhalb seiner Grenzen zu haben, als ein gleich großes Proletariat in Städten und Industrien, das, gesundheitlich und moralisch geschwächt, nur als eine recht morsche Stütze des Staatswesens anzusehen wäre.

6. Die Landwirtschaft und die belgische Wirtschaftspolitik.

Zu den ersten Aufgaben der belgischen Wirtschaftspolitik gehört es ohne Zweifel, dem großen, wenig zahlungsfähigen Volke zu den erforderlichen Nahrungsmitteln zu verhelfen. Eine Deckung des Bedarfs durch die einheimische Agrarproduktion ist unmöglich, es müssen darum zu möglichst niedrigen Preisen ausländische Erzeugnisse zur Ernährung des Volkes herangeschafft werden. Belgien steht unter den Ländern mit einer starken Agrareinfuhr mit an erster Stelle.

Die Mehreinfuhr an Weizen ist mehr als dreimal so groß wie die belgische Ernte. Roggen, Gerste, Hafer und alle übrigen Ackererzeugnisse müssen in großen Mengen zur Deckung des einheimischen Bedarfs aus der Fremde importiert werden. Dasselbe gilt von den als Nahrungsmittel dienenden tierischen Produkten, wie Fleisch, Butter, Käse, Eier u. dgl.

Trotz der starken Produktionssteigerung, welche die belgische Landwirtschaft in den letzten 20 Jahren zustande gebracht hat, nimmt doch die Einfuhr von Agrarerzeugnissen im allgemeinen ständig zu, weil die Bevölkerung Belgiens und deren Ansprüche schneller anwachsen als die einheimische Produktion. Die nachfolgende Übersicht läßt deutlich erkennen, in welcher Richtung sich das belgische Wirtschaftsleben entwickelt.

Import und Export der wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte:[1])

		1870	1880	1890	1900	1905
		t	t	t	t	t
Getreide . .	Import	303 896	1 145 906	1 632 738	1 999 264	3 056 651
	Export	17 077	423 625	503 651	452 115	718 493
Mehl . . .	Import	27 883	63 953	94 998	49 618	65 656
	Export	8 839	27 094	93 681	53 777	143 338
Gemüse und Kartoffeln .	Import	177 956	279 500	78 764	100 806	236 317
	Export	47 937	71 753	85 689	314 379	203 907
Futtergewächse . .	Import	38 204	58 366	68 298	129 539	188 736
	Export	11 297	7 624	14 120	70 168	96 464

1) Annuaire statistique de la Belgique 1907.

		1870	1880	1890	1900	1905
		t	t	t	t	t
Früchte	Import	—	—	—	30 785	37 022
	Export	9 576	21 569	26 320	28 598	26 455
Flachs	Import	41 286	40 761	63 967	72 903	138 425
	Export	1 471	2 188	39 499	27 907	47 503
Hanf	Import	2 732	8 550	9 706	16 633	18 410
	Export	151	1 166	2 362	4 493	6 591
Tabak	Import	8 228	7 204	9 126	9 685	10 179
	Export	994	338	215	151	142
Hopfen	Import	1 163	1 583	1 572	2 356	3 002
	Export	1 457	2 981	2 265	870	1 171
Ölsaaten und and. Saatgut	Import	69 007	132 323	188 902	199 712	340 585
	Export	11 840	42 520	72 484	106 216	164 621
Rohzucker u. Raffinadezucker	Import	22 604	22 665	13 964	12 510	4 611
	Export	48 831	70 925	160 302	300 757	137 980
Düngemittel	Import	105 895	66 191	126 730	163 229	177 435
	Export	15 190	40 577	142 834	258 366	511 395
Futtermittel	Import	30 730	53 108	33 617	109 543	203 308
	Export	1 994	1 504	15 373	45 173	72 649
		Stück	Stück	Stück	Stück	Stück
Pferde	Import	6 878	8 873	19 129	40 463	41 752[1])
	Export	8 067	11 262	19 814	24 748	29 631
Rinder	Import	66 669	140 359	101 291	60 631	54 916
	Export	36 959	49 436	6 449	84	122
Schafe	Import	97 431	201 026	261 219	167 459	167 878
	Export	41 809	78 344	62 069	—	—
Schweine	Import	77 083	147 824	94	36	37
	Export	60 490	92 576	109 615	952	255
		t	t	t	t	t
Fleisch	Import	1 205	38 617	27 645	16 970	16 381
	Export	3 436	19 357	17 009	17 769	11 431
Butter	Import	3 250	8 728	13 731	3 632	4 561
	Export	4 734	4 607	3 554	2 620	1 724
Milch und Weißkäse	Import	2 515	4 117	910	—	3 313
	Export	4 070	3 192	2 213	—	4 123
Käse	Import	2 515	3 937	4 896	8 382	10 127
	Export	210	117	58	62	79
		1000 Stück	1000 Stück	1000 Stück	1000 Stück	1000 Stück
Eier	Import	10 991	80 258	90 427	145 252	236 629
	Export	18 630	47 038	64 898	111 464	144 916

1) Davon 22 281 Pferde für die Schlächterei.

Diese interessanten Zahlen zeigen, wie sich Belgien während der letzten 35 Jahre aus einem Lande mit vorwiegend landwirtschaftlichen Interessen mehr und mehr zu einem Industriestaat umgestaltet hat. Zwar konnte auch schon vor 35 Jahren der belgische Ackerbau bei weitem nicht den Bedarf an Brotgetreide im Land decken, aber die Einfuhren ausländischen Getreides waren im Vergleich zu heute gering, und außerdem gab es allerhand Produkte, von denen die belgische Landwirtschaft so viel produzierte, daß sie Exporthandel treiben konnte. Dazu gehörten der Hopfen sowie viele Erzeugnisse der Tierzucht; Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Fleisch, Butter und Eier waren bedeutende Objekte des belgischen Ausfuhrhandels.

Das ist anders geworden in den letzten Jahrzehnten. Die Einfuhren an Nahrungsmitteln sind vervielfacht worden, und der Exporthandel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen hat sich stark vermindert, teilweise ganz aufgehört.

Der Import umfaßt heut sämtliche Getreide, Gemüse und Kartoffeln, Futtergewächse, Früchte, Rohflachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Ölsaat, Futterstoffe und Handelsdünger, Warmblutpferde und Pferde für die Schlächterei, Rinder, Schafe, Fleisch, Butter, Käse und Eier.

Als Ausfuhrartikel produziert die belgische Landwirtschaft Kaltblutpferde, Kaninchen, Poularden, etwas Schweinefleisch, Kartoffeln, Zichorie, Äpfel, Trauben, Zucker und bearbeiteten Flachs.

Die Bedürfnisse des belgischen Marktes sind in letzter Zeit weit über das hinausgewachsen, was die einheimische Landwirtschaft auch bei höchster Anstrengung zu leisten imstande ist. Die vollständige Deckung des belgischen Marktes wird ihr nie gelingen und kann auch nicht ihr Zweck sein. Daß sie bei möglichst praktischer Einrichtung ihrer Produktion wenigstens auf einigen Gebieten der Nachfrage im Land gerecht zu werden vermag, hat sie durch den Aufschwung der Viehzucht bewiesen, die heut erheblich besser als vor 20 Jahren die Nachfrage nach tierischen Produkten zu befriedigen weiß. Diesen Erfolg dankt die belgische Landwirtschaft nicht zum wenigsten den im Jahr 1887 errichteten Einfuhrzöllen auf Vieh und Fleisch.

Der belgische Getreidebau würde aber auch bei erheblicher Ausdehnung der Anbaufläche niemals mehr in die Lage kommen können, den Bedarf des Landes an Brotgetreide zu decken. Wollte man auf Weizen, Gerste und Roggen einen Einfuhrzoll legen, den Belgien heute nicht hat, so würde die Rentabilität des Getreidebaues und seine Ausdehnung und Produktion zweifellos steigen. Diese Steigerung würde aber niemals ausreichen, um den großen Getreideimport zu ersetzen; denn um das zu erreichen, müßte sich die Getreideproduktion in Belgien nicht nur verdoppeln, sondern verdreifachen. Und das ist schlechterdings unmöglich.

Als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Getreidepreise um 40–45 % fielen, gab es zahlreiche Stimmen im Land, die mit Nachdruck von der Regierung den Übergang von der freihändlerischen zur schutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik forderten.

Der erste Erfolg dieser Bewegung war die Einführung von Schutzzöllen auf Rindvieh und Schafe durch die Loi Dumont vom 6. Juni 1887 (3–5 Frcs. für 100 kg lebendes Rindvieh, 2 Frcs. für 1 Stück Schafe und 1 Fr. für Lämmer, 15–30 Frcs. für 100 kg Fleisch). Der zweite Schritt auf diesem Wege geschah

am 12. Juli 1895 mit der Einführung von Hafer-, Butter-, Margarine-, Mehl-, Malz- und Holzzöllen (3 Frcs. für 100 kg Hafer, 20 Frcs. für 100 kg Butter und Margarine, 4 Frcs. für 100 kg Hafermehl, 2 Frcs. für 100 kg andre Mehle, 1,50 Frcs. für 100 kg Malz, 1 Fr. für 1 cbm unbearbeitetes Holz).

Außer den genannten Zöllen auf Agrarerzeugnisse wären noch zu nennen der Zoll auf Zucker, der seit dem Gesetze vom 21. August 1903 (bzw. Erlaß vom 26. August 1903) 20 Frcs. nebst 5,50 Frcs. Surtare für 100 kg Roh- und Raffinadezucker beträgt, außerdem der Zoll auf Käse mit 12 Frcs. für 100 kg, auf Honig mit 18 Frcs. für 100 kg, auf Trauben und Pflaumen mit 15—30 Frcs. für 100 kg, auf Gemüsekonserven mit 15 Frcs. für 100 kg und auf bearbeitete Felle mit 15--30 Frcs. für 100 kg.

Belgien hat somit den absoluten Freihandel aufgegeben und ist in die Reihe der schutzzöllnerischen Staaten eingetreten. Aber das belgische Schutzzollsystem hält sich in sehr engen Grenzen. Insgesamt beschaut, ist der belgische Zolltarif wohl protektionistischer als der holländische; im Vergleich aber mit den französischen und deutschen Tarifen ist er sehr liberal. Er erhebt von einer Anzahl Einfuhrgüter 10 % des Wertes, belastet andre nach Gewicht oder Stückeinheit und läßt eine große Zahl frei ins Land herein, so vor allem Weizen, Roggen, Gerste und Mais sowie alle Rohstoffe für die Industrien; Fabrikate und Halbfabrikate dagegen werden verzollt. Wenn diesen Industriezöllen sowie einigen Agrarzöllen auch zweifellos ein gewisser schutzzöllnerischer Zweck zugrunde liegt, so hat die belgische Zollgesetzgebung in ihrer Gesamtheit doch mehr einen fiskalen als protektionistischen Charakter.

Unter den 55,6 Millionen Francs, welche im Jahr 1905 durch die Zölle aufgebracht wurden, nahmen die Gewebe mit 9 und der Tabak mit 6 Millionen den ersten Platz ein. Die landwirtschaftlichen Einfuhrgüter ergaben

4,3	Millionen	Francs	für	Hafer und Mehle,
3,5	„	„	„	Früchte,
1,4	„	„	„	lebende Tiere,
1,2	„	„	„	Käse,
0,9	„	„	„	Butter und Margarine,
0,2	„	„	„	Fleisch,
0,2	„	„	„	Zucker.
11,7				

Das sind etwa 21 % der Gesamtzolleinnahmen. In Deutschland brachten die Agrarzölle desselben Jahres etwa 32 % von den Gesamtzolleinnahmen.

Jeder Schutzzoll ist eine Art indirekter Steuer, denn die durch ihn verursachte Steigerung der Preise bringt nicht nur dem Produzenten Vorteil, sondern gleichzeitig auch dem Konsumenten eine Mehrausgabe. Es ist Pflicht des Staates, abzuwägen, wessen Interessen für das allgemeine Volkswohl höher stehen. In Belgien mit seiner ungeheuer großen Stadt- und Industriebevölkerung überwiegen zweifellos die Interessen dieser das Interesse der getreidebauenden Landbevölkerung. Die Wirtschaften, welche Getreide zu Markt bringen, sind in Belgien nicht so übermäßig zahlreich; sie nehmen der Zahl nach nur einen kleinen Teil der Landwirtschaftsbetriebe ein, da alle kleinbäuerlichen und auch viele größere Wirtschaften

kein Korn Getreide verkaufen. Auch der Fläche nach dürften sie kaum die Hälfte des belgischen Grundbesitzes einnehmen.

Diesen Getreide verkaufenden Wirtschaften würde durch die Errichtung von Getreidezöllen genützt werden, wenn es auch zweifelhaft ist, ob der Nutzen dem Pächter und nicht vielmehr am letzten Ende dem Verpächter zufließen würde. Denn mit dem Steigen der Getreidepreise würden die Pachtpreise gleichzeitig in die Höhe gehen, und da die meisten Betriebe Pachtungen sind, würden die Verpächter den Hauptgewinn aus den Getreidezöllen ziehen. Das würde aber natürlich nicht der Zweck landwirtschaftlicher Schutzzölle sein können.

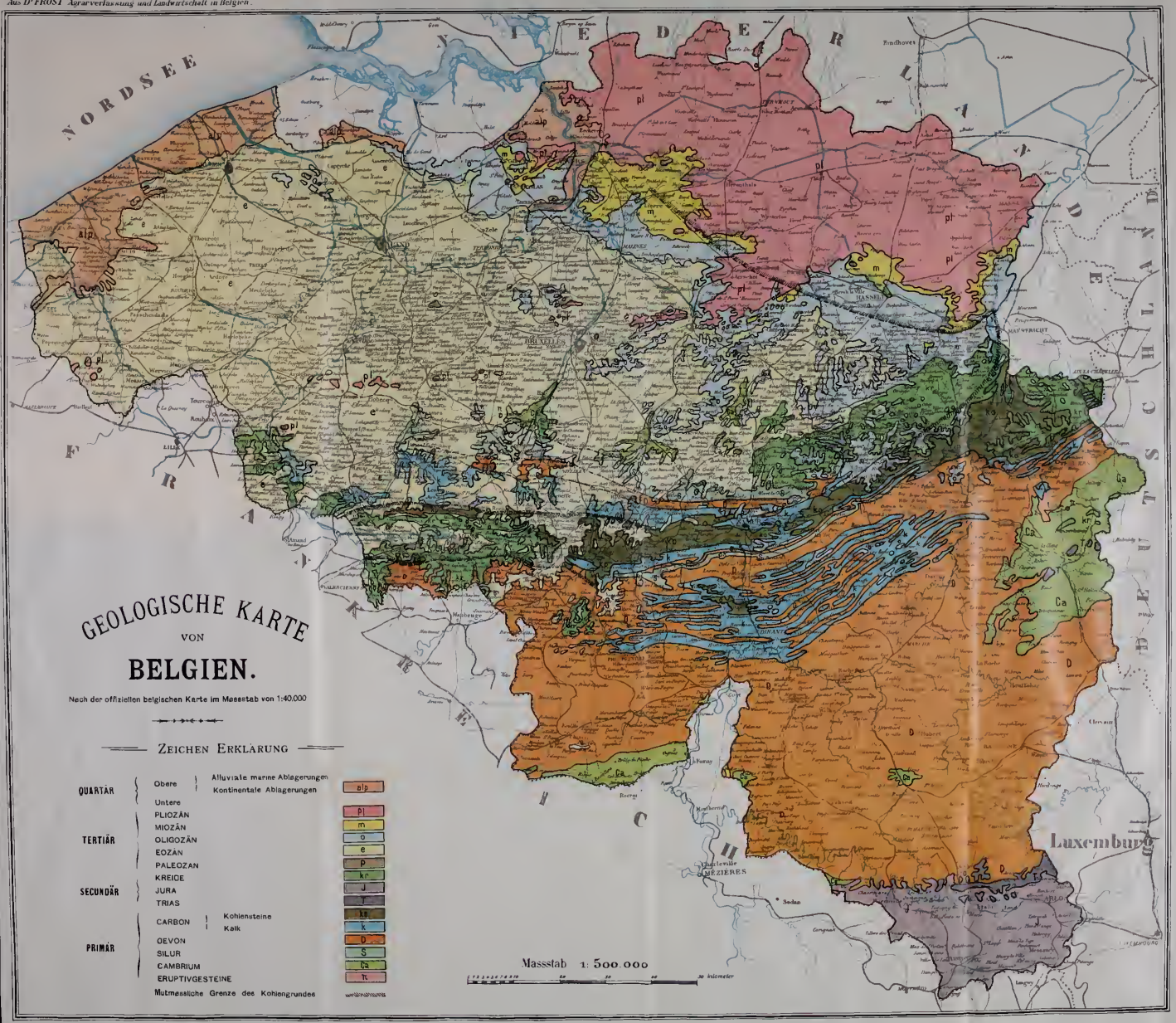
Die Interessen der Getreide konsumierenden Bevölkerung Belgiens sind entschieden größer und wichtiger, als die der belgischen Getreideproduzenten, und es liegt daher völlig auf dem Wege der belgischen Wirtschaftspolitik, den Konsumenten das Brot in keiner Weise zu verteuern, müßten sich denn auch die Getreideproduzenten mit niedrigen Preisen für ihre Produkte abfinden. Darin haben sich die belgischen Landwirte auch heute längst gefunden, denn man hört bei ihnen auf dem Lande von Getreidezöllen so gut wie nirgends mehr reden.

Wohl haben sich unter Führung der klerikalen Partei mancherlei andre Zollbestrebungen bis in die letzten Jahre hin verlautbar gemacht. Man wünscht z. B. einen Zoll auf Hopfen, ist aber damit noch zu keinem Ziele gelangt, weil die Regierung die Interessen der Bierbrauerei, die viel deutschen Hopfen importiert, nicht schädigen wollte.

Mit dem gelinden Schutzzolle, den die belgische Regierung ihrer Landwirtschaft zuerteilt, hat sie entschieden den für die heutige wirtschaftliche Lage des Landes besten Weg eingeschlagen. Sie hat der Landwirtschaft, soweit es möglich war, Bedingungen geschaffen, unter denen sie weiter bestehen kann, und hat die großen Interessen der Allgemeinheit, die in dem Bedürfnisse nach billigen Nahrungsmitteln gipfeln, dabei nicht aus dem Auge verloren.

Die wirtschaftliche Entwicklung Belgiens, die sich in starkem Anwachsen der Bevölkerung, in ständig fortschreitender Aufteilung des Grundbesitzes und zunehmender Übervölkerung einzelner Gebiete kund tut, aufzuhalten, ist kein Schutzzoll- und kein Freihandelssystem imstande. Denn was ein Volk erreicht, erfolgt stets von innen heraus, als Folge der ihm innewohnenden Kräfte, aber nicht aus der Regulierung des Handels an den Landesgrenzen. Letzte kann wohl einmal gefährliche Konkurrenten abhalten und dem einen oder andern Gewerbe zeitweise das Fortkommen erleichtern, sie ist es aber nicht, die ein Volk auf die Dauer groß, stark und glücklich zu machen vermag.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str 30.


NORDSEE
NIEDERLANDE
DEUTSCHLAND
FRANKREICH
Luxemburg
BRUXELLES
LILLE
Sedan
Charleville
MÉZIÈRES
GEOLOGISCHE KARTE
VON
BELGIEN.
Nach der offiziellen belgischen Karte im Massstab von 1:40.000
ZEICHEN ERKLÄRUNG
QUARTÄR
Obere
Alluviale marine Ablagerungen
Kontinentale Ablagerungen
alp
Untere
pl
TERTIÄR
PLIOZÄN
m
MIOZÄN
o
OLIGOZÄN
e
EOZÄN
p
PALEOZAN
SECUNDÄR
KREIDE
kr
JURA
j
TRIAS
t
PRIMÄR
CARBON
Kohlensteine
ks
Kalk
k
DEVON
D
SILUR
S
CAMBRIUM
Ca
ERUPTIVGESTEINE
tr
Mutmassliche Grenze des Kohlengrundes
Massstab 1: 500.000
10 Kilometer

Aus H. FROST Agrarverfassung und Landwirtschaft in Belgien.

Lith FALK Fils. Bruxelles

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HD
1982
F76

Frost, Julius
Agrarverfassung und
Landwirtschaft in Belgien

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 11 18 10 004 5